Ägypten und Assyrien.

Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus.



Ramses II. auf seinem Wagen.

Von

Gaston Maspero.

Ins Deutsche übersetzt von D. Birnbaum.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Maspero

Ägypten und Assyrien.

Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus

von

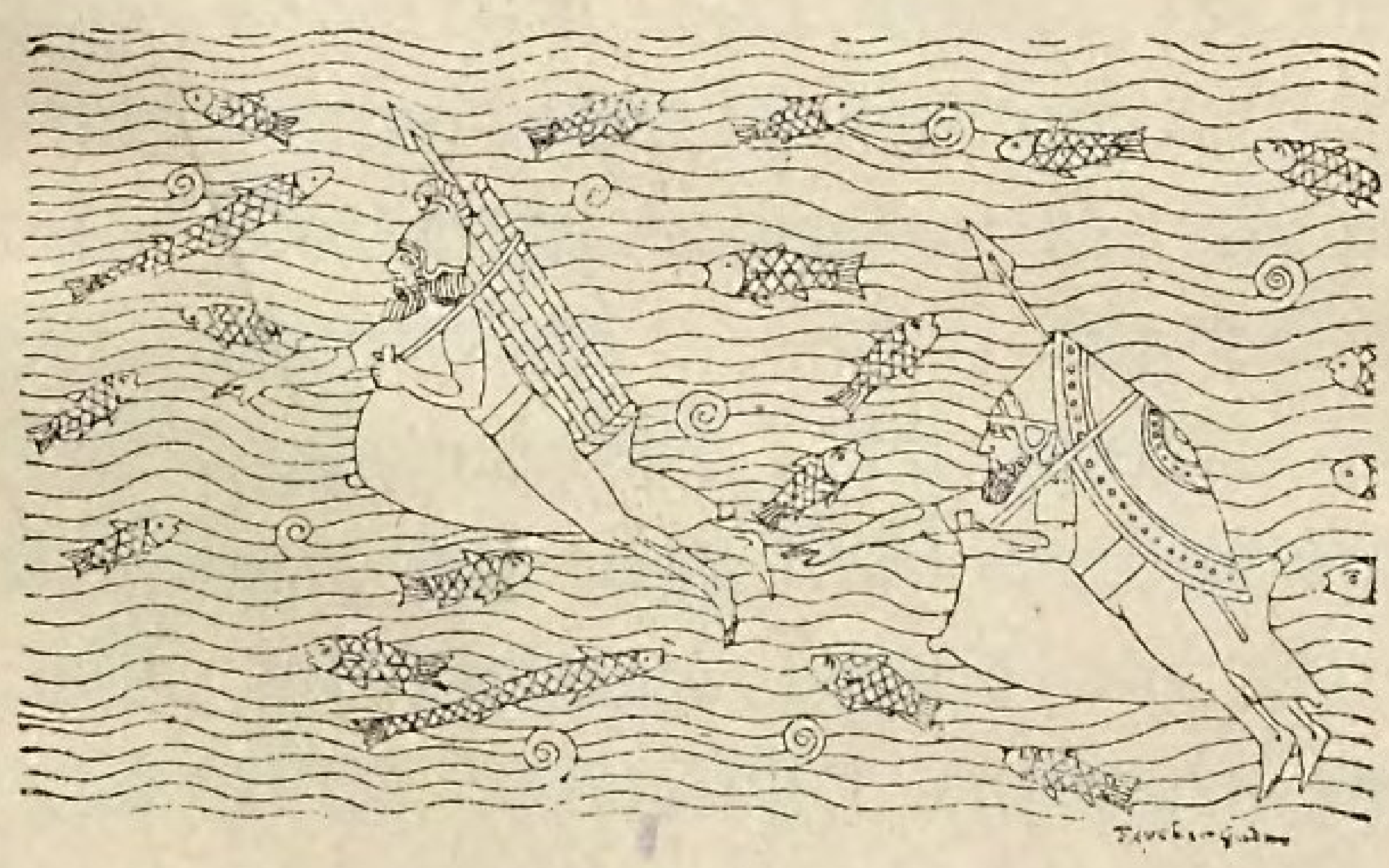
Gaston Maspero,
Prof. am Collége de France, Membre de l'Institut, in Paris.

Mit Genehmigung des Verfassers und Verlegers
ins Deutsche übertragen

von

D. Birnbaum.

Mit 190 in den Text gedruckten Abbildungen nach Zeichnungen von Faucher-Gudin.



Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Vorwort des Verfassers.

Dieses Werk will keine fortlaufende Geschichte der Dynastieen und Völker des alten Orients sein; die Folge der Ereignisse, die Reihen der Könige, die Wanderungen der Völker und ihre Einfälle in fremde Länder findet man ausführlich in meinem Werke: Histoire ancienne des peuples de l'Orient. 4. Aufl. Paris 1886, und abgekürzt in meiner Histoire de l'Orient. Paris 1891, oder auch bei Mürdter-Delitzsch, Geschichte Babyloniens und Assyriens. Calw 1891, und Wiedemann, Geschichte von Alt-Ägypten. Calw 1891. Ich wollte nur der Jugend, die vorliegenden Band liest, ein Bild des Lebens in seinen verschiedenen Formen bei den gebildetsten Kulturvölkern, welche die Erde vor den Griechen trug, entwerfen. Ich wählte für jedes Volk die Zeit, in welcher wir es am besten kennen und aus der die meisten der uns erhaltenen Denkmale stammen: für Ägypten die Zeit Ramses II. (XIV. Jahrhundert v. Chr.), für Assyrien die Zeit Assurbanipals (VII. Jahrhundert). Ich verfuhr dabei wie ein gewissenhafter Reisender, der nicht aufs Geratewohl ein fremdes Land besuchen will, sich vielmehr bereits vor der Abreise über dessen Sprache und Sitten unterrichtet, dann erst zog ich aus — oder glaubte es wenigstens — zwei- oder dreitausend Jahre vor der Zeit, in der wir leben.

Einmal zur Stelle schaute ich mich fleißig um und betrachtete alles so gut als möglich und auch so viel wie möglich.

Ich schlenderte durch die Straßen der Stadt und warf einen Blick in halbgeöffnete Thüren; ich trieb mich zwischen Läden und

Buden umher und achtete auf das Gerede der Leute. Als hungrige Maurer strikten, folgte ich ihnen zum Grafen von Theben, um zu wissen, was daraus werden würde. Eine Bestattung kam mit großem Lärm an mir vorüber, ich folgte dem Zuge bis zur Gruft und erkundigte mich, welcher Art das Fortleben sei, das man dem Toten im Jenseits zugestehe. Eine Hochzeit wurde gefeiert, ich benutzte die Gastfreundschaft, mit welcher die Orientalen an Festtagen ihre Häuser öffnen, um der Verlesung des Ehekontraktes beizuwohnen. Wenn Pharao oder der König von Ninive vorüberzog, lief ich mit den Müßiggängern hinterher und begleitete ihn in den Tempel, den Palast oder auf die Jagd. Wohin die Landes- oder Hofsitte mir den Eintritt verwehrte, dahin suchte ich wenigstens in Gedanken mit Hilfe dessen, was ich in Gesprächen gehört und in Schriften gefunden hatte, einzudringen. Auf einem Thoncylinder las ich das Gebet, welches Assurbanipal an Ischtar in einer Stunde der Not gerichtet hatte; ein hervorragender und geschwätziger Schreiber erzählte mir von den Erlebnissen eines ägyptischen Soldaten in Syrien; zwanzig Basreliefs ließen mich ohne Gefahr den Kriegen der alten Welt beiwohnen, den Rekrutenaushebungen, den Märschen und Übungen folgen, und sehen, mit welcher Anstrengung Ramses II. des elenden Chiti*) Herr wurde, und wie ein assyrischer General zu Werke ging, um eine Stadt einzunehmen.

Ich habe in Assyrien die meisten der Vorgänge behandelt, die ich schon in Ägypten beschrieb; wer sie vergleichen will, wird leicht finden, worin die beiden Länder sich ähnelten und worin

---

*) In Übereinstimmung mit Hrn. Dr. Wiedemann in Bonn, der die große Güte hatte, die vorliegende deutsche Übertragung des Masperoschen Buches durchzusehen, wurden die ägyptischen und assyrischen Eigennamen in der Form des Originals wiedergegeben, nur wurden die französischen Bezeichnungen ou, sh, kh durch die entsprechenden deutschen u, sch, ch ersetzt. In Klammern wurden sodann bei den wichtigeren Namen die Formen beigefügt, unter denen die genannten Persönlichkeiten in anderen Werken auftreten. D. B.

sie sich von einander unterschieden. Die Zeichnungen, welche den Schilderungen beigegeben sind, werden den Unterschied jedermann deutlich vor Augen führen. Die Zahl der Abbildungen ist eine große, ich hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre, noch mehr hinzugefügt, denn unsere Schüler und selbst die Lehrer sind manchmal in Verlegenheit, wenn sie sich vorstellen wollen, wie einer jener früheren Menschen, deren Geschichte wir erzählen, ausgesehen hat; wie er sich kleidete, was er aß, wie die Künste und Handwerke sich gestalteten, die er betrieb. Die Zeichnungen des Herrn Faucher-Gudin werden in dieser Beziehung mehr lehren als die längsten Beschreibungen. Sie sind mit besonderer Treue ausgeführt und geben den wahren Ägypter, den wahren Assyrer wieder und nicht Zerrbilder von Ägyptern und Assyrern, wie wir sie nur zu oft in unseren Büchern abgebildet finden.

Le Portel, 2. September 1890.

G. Maspero.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Erstes Kapitel.

Theben und sein Volksleben.

Vororte. Häuser aus Schlamm. Herstellung der Ziegel und daraus erbauter Häuser. Das Hausgeräte der Armen. Diebe und städtische Polizei. Die Familie. Der Mann und die Gewerbe. Der Schreiber und seine Aussichten auf Verdienst. Verwaltungswesen. Die Frau und ihr Haushalt. Wasser, Brot, Brennmaterial. Die Kinder zu Hause und in der Schule: ihre Achtung vor der Mutter.

Die Teile Thebens, die sich längs des Nils zwischen Luxor und Karnak erstrecken, bieten denselben düstern, schmutzigen Anblick, durch den sich die meisten Vororte großer Städte auszeichnen. Es sind keine regelmäßig gebauten Quartiere, sondern nur Anhäufungen

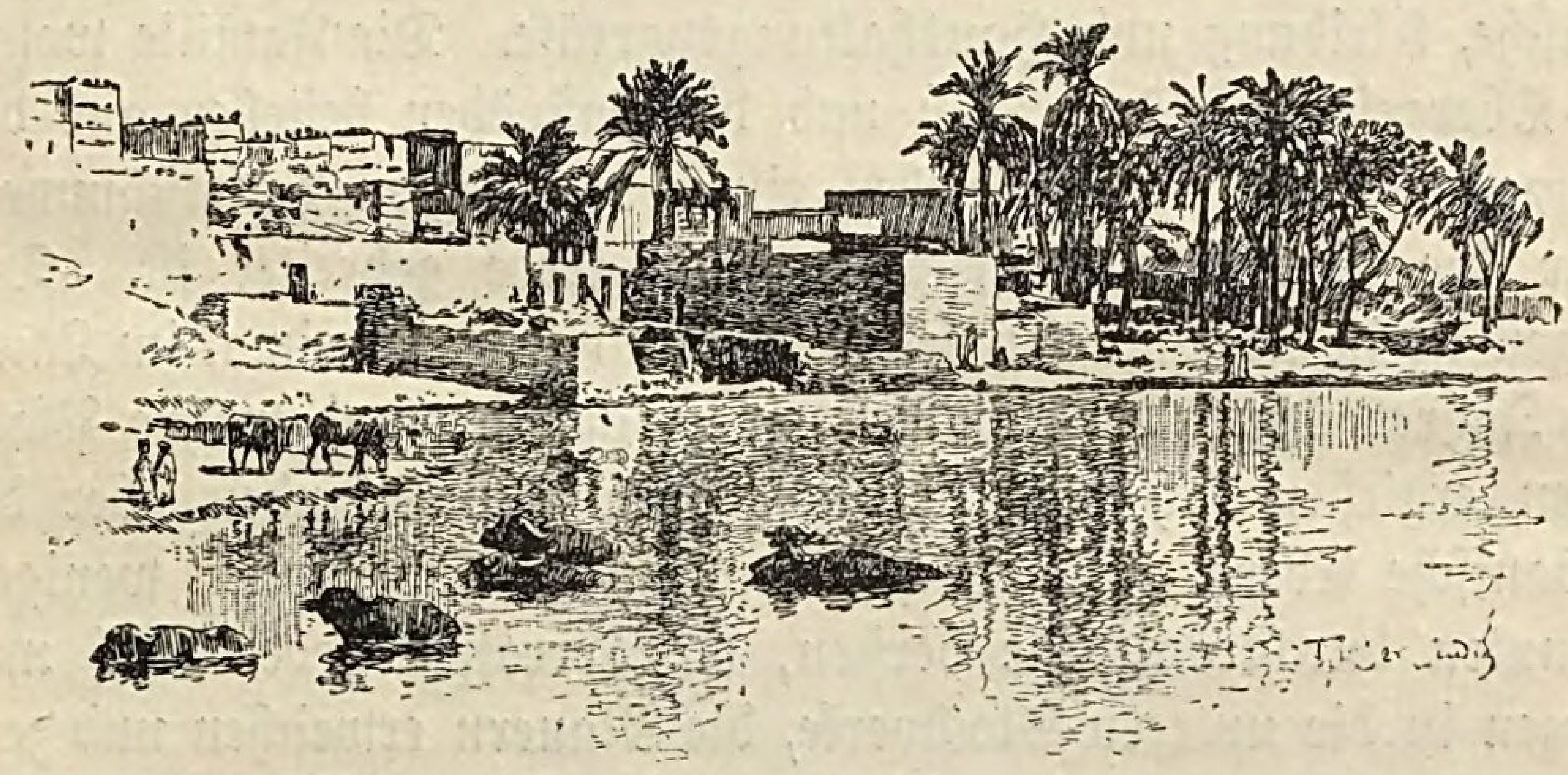


Fig. 1. Der Teich von Luxor.

grauer Hütten, die unter allen möglichen Winkeln aneinander gehängt sind. Von krummen, schmalen Gäßchen aufs Geratewohl durchzogen, sind sie bald von einer schlammigen Pfütze, wo Ochsen getränkt werden und Frauen Wasser schöpfen (Fig. 1), bald von

einem unregelmäßigen, von Akazien und Sykomoren beschatteten Platze unterbrochen, auch wohl gar von einem Fleck Erde ohne jede Bestimmung, auf den nur aller mögliche Unrat gehäuft ist, um den sich die Hunde der Nachbarschaft mit den Sperbern und Geiern streiten.

Die Mehrzahl der Häuser ist elend aus Lehm oder rohen Ziegeln mit Schlammverputz hergestellt. Die allerärmlichsten enthalten einen einfachen viereckigen Raum, seltener zwei Zimmerchen, die entweder direkt mit einander verbunden oder durch einen kleinen Hof getrennt sind; ein dünnes Dach aus dicht aneinander gereihten Palmblättern bedeckt sie, dasselbe ist jedoch so niedrig, daß ein Mann mittlerer Größe, der unvorsichtig aufstände, ohne weiteres den Kopf hindurch strecken würde; die reicheren haben ein festgebautes Erdgeschoß, das von einer Terrasse und zwei oder drei Zimmern überragt ist, zu denen man mittelst einer an der Hofmauer angebrachten Treppe hinaufsteigt. Die kleinen dunkeln Gelasse des untern Stockwerks dienen als Ställe für die Tiere, als Schlafräume für die Sklaven, als Aufbewahrungsort für Wäsche, Kleidung und Haushaltungsvorräte. Die Familie wohnt im Obergeschoß. Das Dach und die Fußböden bestehen aus der Länge nach gespaltenen, neben einander gelegten Palmstämmen, über die eine Schicht festgestampfter Erde gebreitet ist. Der Regen ist in Oberägypten selten, aber ein- oder zweimal im Laufe des Jahres öffnet der Himmel seine Schleusen und wahre Platzregen ergießen sich während acht oder zehn Stunden über die thebanische Ebene. Die Dächer der Hütten sind binnen wenigen Minuten durchtränkt, sie bersten, die Terrassen geben nach und stürzen in die unteren Stockwerke, die Mauern erweichen und zerfließen in langen Schlammbächen. Wo sich am Morgen volksreiche Quartiere erhoben, sieht man am Abend nur noch unregelmäßige Haufen einer schwarzen Masse, aus der zersplitterte Balken und geborstene Mauerflächen aufragen. Überall sonst käme dies völligem Untergange gleich; hier genügen ein oder zwei Wochen Arbeit, um alles wieder herzustellen. Sobald es zu regnen auf-

hört, rührt sich die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen, Kinder, um das Holz, die Vorräte und die Werkzeuge, die der Überschwemmung standgehalten, aus den Trümmern hervorzuziehen. Die im aufgelösten Schlamm stehengebliebenen Mauerreste dienen zur Herstellung neuer Hütten, welche unter den Strahlen der Sonne zusehends trocknen und zunächst nach allen Richtungen auseinanderklaffen; zwei Tage später scheint es bereits, als sei nichts geschehen. Etwas mehr Zeit bedarf es schon und auch mehr Arbeit, um die wirklichen Häuser wieder zu bauen. Zwei oder drei Handlanger begeben sich zum nächsten Teiche, holen dort in ihren Mulden den Lehm, schichten ihn am Ufer auf,

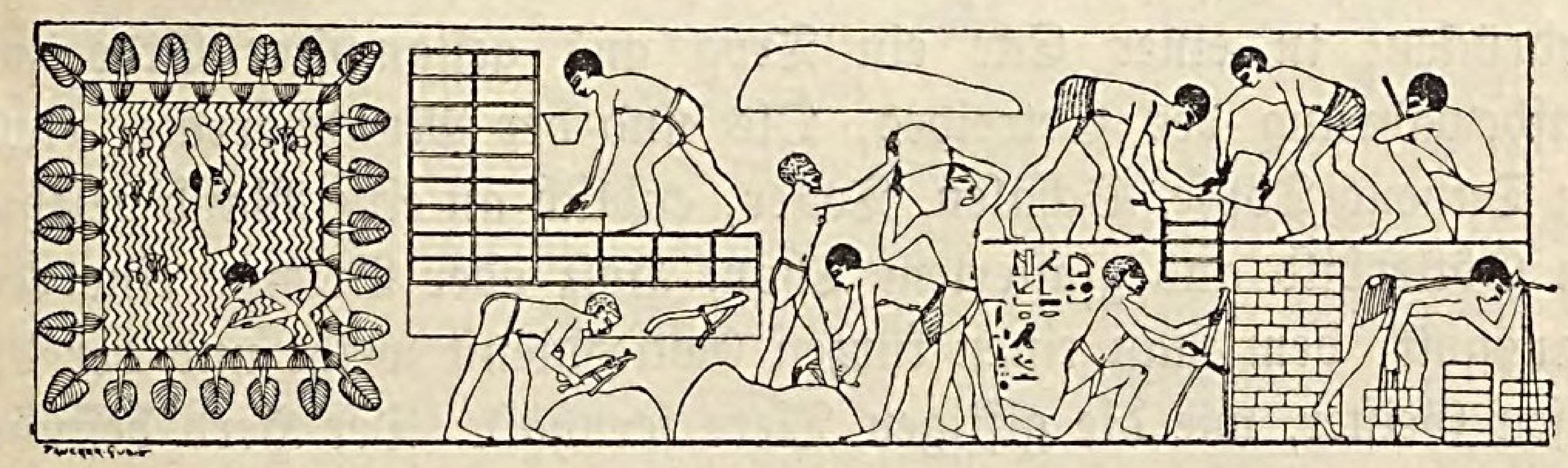


Fig. 2. Herstellung von Ziegeln.

kneten ihn, mischen ihn mit Sand und kleingehacktem Stroh und pressen ihn in Holzformen, welche dann ein Gehilfe nimmt, um sie in die Sonne zu setzen (Fig. 2); in wenigen Stunden sind die Ziegel zum Gebrauche fertig und dann beginnt der Bau. Den Platz abzuräumen und Fundamente zu graben, daran denkt kein Mensch, man findet es genügend die Trümmer auszuebnen und die ersten Ziegel gleichmäßig auf den so geschaffenen Untergrund zu setzen. Vierzehn Tage später ist das Erdgeschoß unter Dach und wird von der Familie wieder bezogen: Menschen und Tiere hausen zusammen, während das zweite Stockwerk seiner Vollendung entgegengeht. Das neue Gebäude unterscheidet sich in nichts von dem früheren, höchstens, daß es auf etwas erhöhter Sohle ruht. Jedesmal, wenn durch einen Unfall die Besitzer gezwungen sind, ihre Behausungen neu zu errichten, erhöht sich

der Boden um einige Fuß und der Ort steigt, wie von einer beständigen Bewegung emporgehoben, über die Fläche der umgebenden Ebene; nach Ablauf einiger Jahrhunderte lagert er auf einem Hügel, der alle angehäuften Reste früherer Bauten in sich birgt.

Von Hausgerät ist in diesen Wohnungen kleiner Leute nichts oder so gut wie nichts vorhanden. Weder Bett noch Stuhl, höchstens einige niedrige Schemel, Matten aus Rohr oder Palmfasern, deren umgeschlagene Ränder mit Stacheln besetzt sind, um die Skorpione fernzuhalten und die Schläfer vor ihren Angriffen zu sichern; ein oder zwei Holztruhen zum Aufheben des Linnenzeugs, ferner große, flache Steine, um das Korn zu zerdrücken; in einer Ecke ein Trog aus gestampfter Erde zur Aufbewahrung des Getreides, Öls und der Mundvorräte; etwa ein Dutzend Töpfe, Schalen, Teller, endlich an eine Wand gelehnt ein Götterbild aus glasiertem Thon, Holz oder Bronze, eine Art Hausgott, dem man einen kurzen Gottesdienst weiht und der die bösen Geister, wie die giftigen Tiere fernhält. Der Herd befindet sich gewöhnlich an der Rückwand. Über der Stelle, die er einnimmt, hat man im Dache ein Loch zum Entweichen des Rauches gelassen. Es ist eine schwierige Sache sich Feuer zu verschaffen, wenn niemand in der Nachbarschaft welches hat oder solches hergeben will: man muß alsdann zwei Kiesel so lange aufeinanderschlagen, bis Funken hervorsprühen und zu dem Zweck bereitgehaltene dürre Blätter oder trockene Baumfasern entzünden. Die Frauen suchen sich deshalb auch immer ein paar glühende Kohlen unter der Asche zu erhalten, die man nur anzublasen oder mit der Hand anzufächeln braucht. Regelmäßig aber einmal im Jahr verlöscht man das Herdfeuer: am Tage des Totenfestes oder beim Scheiden eines Familiengliedes ins Jenseits. Das neue Feuer wird dann vermittelst eines heiligen Funkens entzündet, den man sich aus dem nächsten Tempel holt.

Hausrat, Ackergeräte, Kleidung, Vorräte, Werkzeuge und was sonst in den Häusern ist, hat so wenig Wert, daß die meisten Leute

Tag und Nacht ihre Thüren offen lassen, selbst wenn sie sich für längere Zeit entfernen: ihre Armut bietet dem Diebstahl Trotz. Diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, versehen sich mit großen Holzschlössern und dicken Riegeln, welche sie mit Lehm, worauf sie ihr Siegel drücken, befestigen. Die Versiegelung erbrechen, ist ein schwer bestraftes Vergehen, aber die Furcht vor der Strafe verscheucht nicht immer die Übelthäter.

Am ersten des letzten Epiphi wurde Nsisuamon von einer Bande unentdeckt gebliebener Diebe beraubt; er vermutet, daß sich dieselben auf dem Bauplatze des Maurermeisters Nachtmut zusammenfanden. Sie drangen, während er seinen Geschäften oblag, in sein Haus und stahlen zwei große gewöhnliche Brote nebst drei Opferkuchen, welche in einer Ecke lagen; Flaschen mit wohlriechendem Öl, die sie fanden, zerbrachen sie und ließen den Inhalt aus reiner Bosheit über den Boden fließen, da sie sich desselben doch nur mit Schwierigkeit entledigt hätten. Danach machten sie sich an den Lehmtrog und entnahmen demselben zwei Schüsseln mit Judendornfrüchten. Als Nsisuamon am Abend heimkehrte und den Schaden festgestellt hatte, reichte er Klage ein und betraute die Polizei mit Verfolgung der Diebe. Er machte aber, wie man sagt, die Rechnung ohne den Wirt. Der Hauptmann der libyschen Söldner, der Maaziu*), welchem die Bewachung dieses Stadtviertels anvertraut ist, hat die Schwester Nachtmuts geheiratet und empfindet keineswegs das Bedürfnis, sich mit seinem Schwager zu entzweien. Die Diebe, ihrer Straflosigkeit sicher, wollen sich nun ihrerseits an Nsisuamon dafür rächen, daß er zu klagen gewagt hatte. Der dreizehnte Epiphi ist ein hoher Festtag zu Ehren des verstorbenen Pharao Amenhotpu III. Die Werkstätten feiern, die Verkaufsbuden sind geschlossen. Die Beamten haben Urlaub und unser Mann benutzt seine Freistunden, um den Nachmittag bei seinem Vater zuzubringen. Da schleichen sich

*) Das z in den ägyptischen Eigennamen ist ähnlich dem s oder dem englischen th auszusprechen.

die bösen Spitzbuben in seinen Vorratsraum und stehlen abermals drei Brote, acht Kuchen, einen Teller voll Süßigkeiten und schütten Palmschnaps in sein Bier, um es sauer zu machen. Der arme Mann ist zu Grunde gerichtet und Gott weiß, was aus ihm werden soll, wenn seine Vorgesetzten ihm nicht zu Hilfe kommen und ihm aus ihren Mitteln das wieder ersetzen, was er verloren hat.

Obwohl die Vielweiberei durch die Gesetze gestattet ist, haben der Mann aus dem Volke und der Kleinbürger doch selten mehr als eine Frau. Diese ist manchmal die Schwester oder eine der nächsten Verwandten. Die Familie lebt sehr einträchtig, aber untertags ist der Mann kaum zu Hause, sein Beruf führt ihn hinaus und hält ihn draußen fest. Er geht schon am frühen Morgen bei Sonnenaufgang fort, barfuß, in bloßem Haupte, höchstens mit einer elenden, fest anliegenden Mütze auf dem Kopfe, ohne andere Kleidung als das Lendentuch, das kaum bis zum Schenkel reicht (Fig. 3). Seinen Mundvorrat nimmt er mit, zwei Fladen aus in der Asche gekochtem Durra, eine oder zwei Zwiebeln, manchmal ein wenig Öl zum Eintauchen seines Brotes oder auch ein Stück getrockneten Fisches. Gegen Mittag wird die Arbeit während ein oder zwei Stunden unterbrochen, die als Essens- und Ruhezeit ausgenutzt werden. Bei Sonnenuntergang hört er gänzlich auf zu arbeiten. Jedes Handwerk hat seine Plage, davon die Dichter in ihren Strophen singen. „Ich habe den Schmied bei seiner Arbeit gesehen, am offenen Schlunde seines Ofens, — er hat Hände wie ein Krokodil und ist so schmutzig wie Fischlaich. — Die verschiedenen Handwerker, welche den Meißel führen — haben sie mehr Ruhe als der Bauer? — Ihr Feld ist das Holz, welches sie schnitzen, ihr Gewerbe ist das Metall: selbst in der Nacht werden sie geholt — und sie schaffen über ihr Tagewerk hinaus — sogar in der Nacht ist ihr Haus erleuchtet und sie wachen. — Der Steinmetz sucht Arbeit an allen

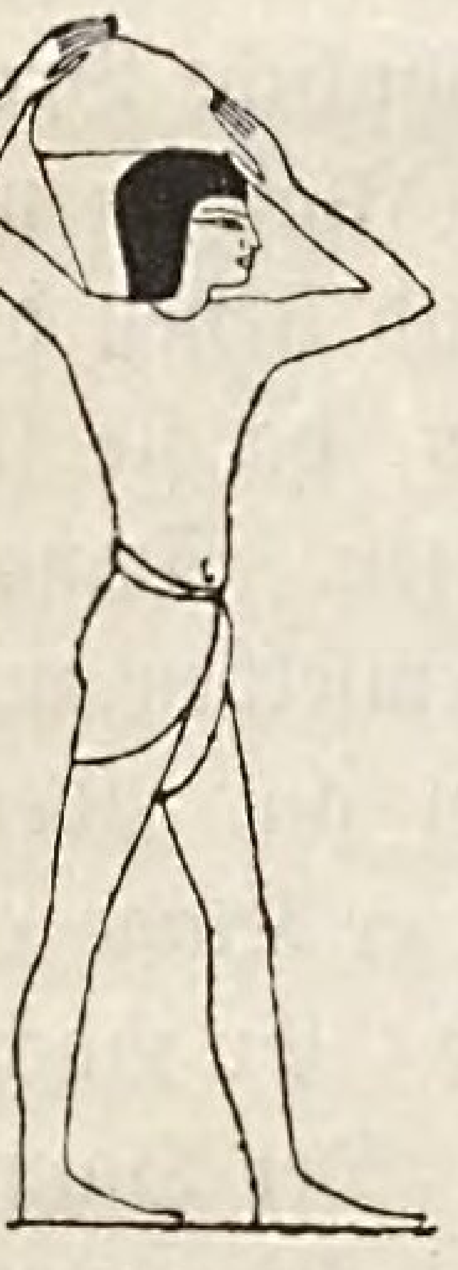


Fig. 3.
Mann aus dem Volke.

möglichen harten Steinen. — Wenn er die Ausführung seiner Aufträge vollendet hat, — und seine Hände müde sind, ruht er wohl? — Er muß von Sonnenaufgang an auf dem Bauplatze sein, — selbst wenn ihm Kniee und Rücken zu brechen drohen. — Der Barbier rasiert bis tief in die Nacht. — Um etwas zu essen zu haben und sich auf die Seite legen zu können, — muß er von Haus zu Haus eilen, — seine Kunden aufzusuchen, — er muß sich und seine beiden Hände abarbeiten, um seinen Magen zu füllen; — es gilt wie vom Honig, der allein ißt ihn, der ihn sammelt. — Der Färber: seine Finger riechen übel — sie haben den Geruch fauler Fische, — die Augen fallen ihm zu vor Müdigkeit, — aber seine Hand rastet nicht — mit dem Ordnen der Zeuge, — er verabscheut alles Tuch. — Der Schuster ist sehr unglücklich — und klagt beständig — er hat nur sein Leder zu nagen — seine Gesundheit ist die eines verendeten Fisches."

Der so mühsam gewonnene Lohn ist gerade hinreichend zum Unterhalt der Familie. Er wird beinahe immer in Naturalien bezahlt. Einige mit karger Hand zugemessene Scheffel Korn, einige Maß Öl, Eingesalzenes und an Feiertagen ein oder zwei Krüge Wein oder Bier. Die Werkführer haben einen Knüttel als Abzeichen, von dem sie reichlich Gebrauch machen. „Der Mann hat einen Rücken," sagt das Sprichwort, „und gehorcht nur, wenn er Schläge bekommt." Es ist der Stock, der die Pyramiden gebaut, die Kanäle gegraben, den Eroberern die Siege verliehen hat. Durch ihn wird zur Stunde der Tempel des Amon errichtet, mit seiner Hilfe werden von den Handwerkern aller Arten die Gewebe, Kleinodien und kostbaren Geräte, welche den Reichtum Ägyptens bilden und um welche sich die Fremden auf den Märkten Asiens, Afrikas und des fernen Europa zu hohen Preisen streiten, hergestellt. Er ist so zur täglichen Lebensgewohnheit geworden, daß man ihn wie ein unvermeidliches Übel hinnimmt. Hoch und Nieder sind vor ihm gleich, der erste Minister Pharaos wie der letzte seiner Sklaven, und es ist ein solch erstaunliches Wunder, wenn jemand, auch unter den Vornehmsten, sein ganzes Leben

gelebt hat, „ohne vor einem Beamten Stockschläge bekommen zu haben", daß man es selbst auf der Grabschrift anbringt (Fig. 4). Der von vornherein darauf gefaßte Arbeiter schafft unablässig und geschickt, ja heiter unter dem ihn bedrohenden Stocke. Er hat von Natur hellen Verstand und weiß rasch zu antworten; er erfaßt instinktmäßig die beste Seite der Sache und kann dem kleinsten Einfall eine treffende Wendung geben. Das geringste Vorkommnis während der Arbeitszeit, ein ungeschickter Lehrling, der sich die Haut schürft, ein bei seiner Arbeit eingeschlafener Kamerad, den der Aufseher peitscht, um ihn aufzuwecken, ein Esel, der plötzlich, wenn alles still ist, zu yanen anfängt, alles ist ihm Vorwand

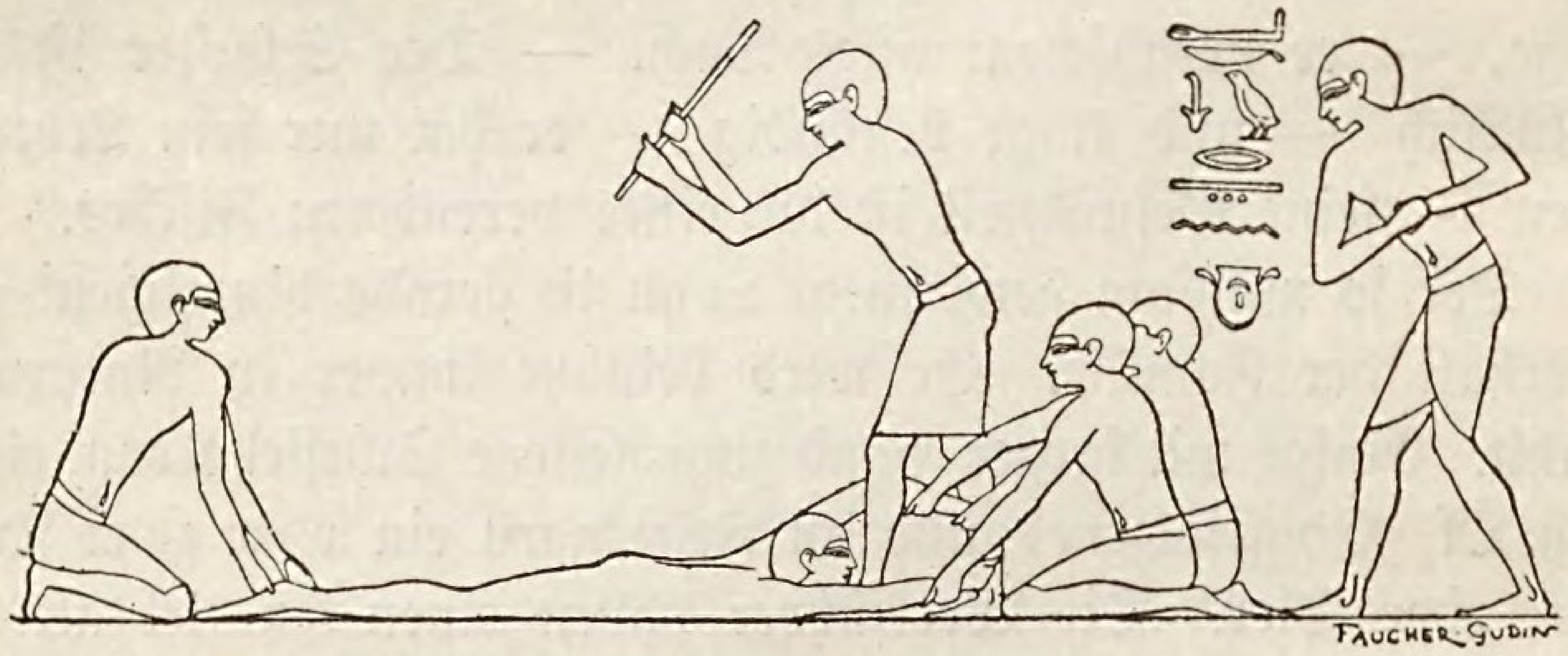


Fig. 4. Darstellung der Bastonnade.

zum Spaßen. Die Heiterkeit verbreitet sich, die Stimmen werden laut, es regnet schlechte Witze und der Stock hat gut dazwischen fahren, eine Stunde zum mindesten vergeht, ehe die Ruhe wieder hergestellt ist.

Der Schriftgelehrte, Schreiber, allein entgeht diesen Plagen oder behauptet es wenigstens. „Es giebt nichts Besseres, als Schreiber sein," sagen die Weisen, „der Schreiber ist über alles erhaben auf dieser Erde." Man wäre aber im Irrtum, wenn man sich von diesem Titel blenden ließe und glaubte, hinter denjenigen, die sich damit zierten, immer auch wirkliche Gelehrte zu finden: begabte Schriftsteller in Poesie oder Prosa, begüterte, einflußreiche Männer. Ohne Zweifel giebt es Schreiber von sehr

hohem Rang. Der Prinz Amenhiunamif, Pharaos ältester Sohn und bestimmter Thronfolger, ist ein Schreiber und seine Brüder sind Schreiber, wie er. Nachtminu, der Erbfürst von Achmim, ist Schreiber, ebenso Baknichonsu, der Oberpriester des thebanischen Amon, der höchste kirchliche Würdenträger des Königreichs. Aber Thotimhabi, welchen der Bauleiter Amenmosu verwendet, um jeden Morgen die auf den Bauplatz kommenden Arbeiter einzuschreiben, Hori, der seine Tage damit verbringt, die Rinder zu zählen und ihre Zahl in seine Bücher zu vermerken, Ramsisu, welcher dem Schreinermeister Tinro die Rechnung führt, Nofirronpit, der in den Straßen umherläuft und Eingaben oder Briefe für die des Schreibens Unkundigen aufsetzt, sie führen ebenso gut den Titel des Schreibers, wie der Sohn des Herrschers oder der mächtigste Lehnsherr des Reiches. Schreiber ist einfach der Mann, der lesen und schreiben kann, das Verwaltungswesen kennt und Kostenrechnungen aufzustellen weiß. Der Unterricht, den er erhalten hat, ist eine seiner Stellung entsprechende Verfeinerung der Erziehung, wenn es sich um einen Sohn aus guter Familie handelt, und befähigt ihn eine einträgliche Stelle bei der Regierung oder auch, wenn er selbst ohne Vermögen ist, bei einem reichen Privatmanne zu erlangen. Deshalb scheuen auch die Ärmeren kein Opfer, um ihren Söhnen die Kenntnisse zugänglich zu machen, die sie über das Gewöhnliche erheben, oder ihnen wenigstens ein minder hartes Los sichern. Wer frühzeitig einen guten Kopf verrät, den schickt man im Alter von sechs oder acht Jahren in die Schule seines Stadtviertels, wo ein alter Schulmeister ihm die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens beibringt. Ist er zehn oder zwölf Jahre alt geworden, entnimmt man ihn den Händen dieses ersten Lehrers und übergiebt ihn zur weitern Ausbildung einem ausübenden Schreiber, der es übernimmt einen Schriftgelehrten aus ihm zu machen. Der Knabe geht mit seinem Lehrherrn in die Schreibstube oder auf den Bauplatz und verbringt ganze Monate mit dem Abschreiben von Briefen, Cirkularen, Prospekten, Rechnungsablagen, Sachen, von denen er zuerst

gar nichts versteht, welche er sich aber getreulich einprägt. Man hat für seinen Gebrauch auch besondere Vorlagen, die den bekanntesten Schriftstellern entnommen sind und welche er unablässig studiert. Will er einen kurzen, bündigen Bericht? Da hat Ennana einen der seinen folgendermaßen abgefaßt: „Ich bin in Elephantine angekommen und führe meinen Auftrag aus, ich unterziehe die Fußsöldner und Wagenlenker der Tempel, wie die Diener und Unterbeamten in den Wohnungen der Befehlshaber Seiner Majestät einer Musterung. Da ich dem Pharao L. G. K.*) darüber Bericht erstatten werde, verlaufen meine Geschäfte so rasch wie der Nil. Beunruhige dich deshalb meinetwegen nicht.“ Hier ist kein überflüssiges Wort. Will man im Gegenteil eine Eingabe in poetischem Stil, so findet man anbei die Art, wie Pentoirit sich ausdrückt, um ein Urlaubsgesuch zu begründen: „Mein Herz ist mir entwichen, es ist fort und kennt keine Rückkehr, es sieht Memphis und eilt dorthin. Oh wäre ich an seiner Stelle! Ich bleibe hier, ganz von dem Gedanken erfüllt meinem Herzen zu folgen, welches mich nach Memphis führt, ich habe keinerlei Arbeit unter den Händen, mein Herz ist ruhelos an seinem Platze, möge es dem Phtah (Ptah) gefallen mich nach Memphis zu geleiten und du gestatte, daß man mich dort wandeln sehen möge. Ich habe Muße, mein Herz wacht; mein Herz ist nicht mehr in meiner Brust, alle meine Glieder ergreift ein Sehnen, mein Auge wird trüb, mein Ohr verhärtet sich, meine Stimme verstummt, es ist eine völlige Verwirrung in mir. Ich bitte dich, schaffe hier Heilung.“

Der Schüler schreibt es ab und wieder ab, der Lehrer fügt die ausgelassenen Worte ein, korrigiert die Rechtschreibefehler, verbessert auf dem Rand die mit ungeschickter Hand entworfenen Zeichen oder Gruppen. Wenn das ganze Heft gehörig ausgeschrieben ist, der Schüler alle diese Vorlagen auswendig weiß

---

*) L. G. K. ist die Abkürzung der Worte Leben, Gesundheit, Kraft, im ägyptischen onchu, uza, sonbu, welche man immer als einen Wunsch hinter die Namen und Titel des Pharao setzt.

und Satzstücke loslösen kann, die er dann beliebig wieder zusammenflickt, um neue Berichte zu machen, dann vertraut ihm der Lehrer die Abfassung einiger Briefe an, die er stufenweise an Zahl und Schwierigkeit erhöht. Sobald er die für das Alltagsleben nötige Übung erlangt hat, ist seine Schulung vollendet und man sucht eine kleine Stelle für ihn. Er erhält sie, heiratet und wird Familienoberhaupt, manchmal noch vor seinem zwanzigsten Jahre; jetzt hat er kein höheres Streben mehr, als ruhig in dem unbedeutenden Kreise, in den das Schicksal ihn gestellt, weiter zu leben. Seine Kinder befolgen den Weg, den er ihnen vorzeichnet, auf dem ihre Kinder ihnen nachgehen werden; in einigen Verwaltungsabteilungen begegnet man wahren Schreiberdynastien, deren Mitglieder sich auf dem gleichen Posten seit hundert Jahren und länger folgen. Zuweilen wagt es einer von ihnen, der ehrgeiziger ist, oder mehr Verstand hat wie die übrigen, aus der allgemeinen Mittelmäßigkeit herauszutreten; seine schöne Handschrift, die glückliche Wahl seiner Worte, seine Rührigkeit, seine Geschmeidigkeit, seine Rechtlichkeit, oder im Gegenteil seine schlaue Unredlichkeit lenken die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn und verschaffen ihm Beförderung. Man hat schon öfters gesehen, wie der Sohn eines Bauern oder Kleinbürgers damit begann, Brot und Naturalabgaben in der ländlichen Amtsstube einzuschreiben, um schließlich nach wohl zurückgelegter Laufbahn das halbe Ägypten zu beherrschen. Die Kammern seiner Speicher sind mit Getreide gefüllt, seine Vorratsräume mit Gold, Stoffen und kostbaren Gefäßen; sein Stall „vermehrt die Rücken" seiner Ochsen und die Söhne seines ehemaligen Gönners nahen ihm nur noch auf den Knieen, mit dem Gesicht am Boden.

Die Ägypterin aus dem Volke und den Mittelklassen ist die geachtetste, unabhängigste Frau der Welt. Als Mädchen erbt sie von ihren Eltern gleichen Teil mit den Brüdern, als Gattin ist sie wirkliche Herrin des Hauses, nibit pi, deren Mann sozusagen nur der bevorzugte Gast ist. Sie geht und kommt ganz nach Belieben, spricht mit wem sie will, ohne daß jemand sich darüber

aufhielte, und mengt sich unverschleierten Gesichts unter die Männer, im Gegensatz zu den Syrerinnen, die immer mehr oder minder verschleiert sind. Sie ist mit einem dünnen Gewande aus weißem Zeuge bekleidet, das sich eng an den Körper schmiegt, bis zu den Knöcheln hinabreicht, den obern Teil der Büste aber frei läßt und an zwei Achselbändern über der Schulter getragen wird (Fig. 5). Die Stirne, das Kinn, der Busen sind leicht mit Tätowierungen verziert. Die Lippen rot geschminkt, die Augen von schwarzen Strichen umgeben, welche sich über die Schläfen, bis fast zu den Haaren hin, verlängern. Das Pulver, dessen man sich zu diesem Zweck bedient, ist eine Mischung von Antimon und ganz fein gestoßener Kohle, das die Weiße der Gesichtsfarbe erhöht, dem Blick Glanz verleiht und das Auge gegen Krankheiten schützt. Man empfiehlt den Gebrauch aus Gesundheitsrücksichten und die liebe Eitelkeit findet ihre Rechnung dabei. Die gefetteten, gölten Haare fallen auf Hals und Schultern



Fig. 5.
Frau aus dem Volke.



Fig. 6. Sandale.

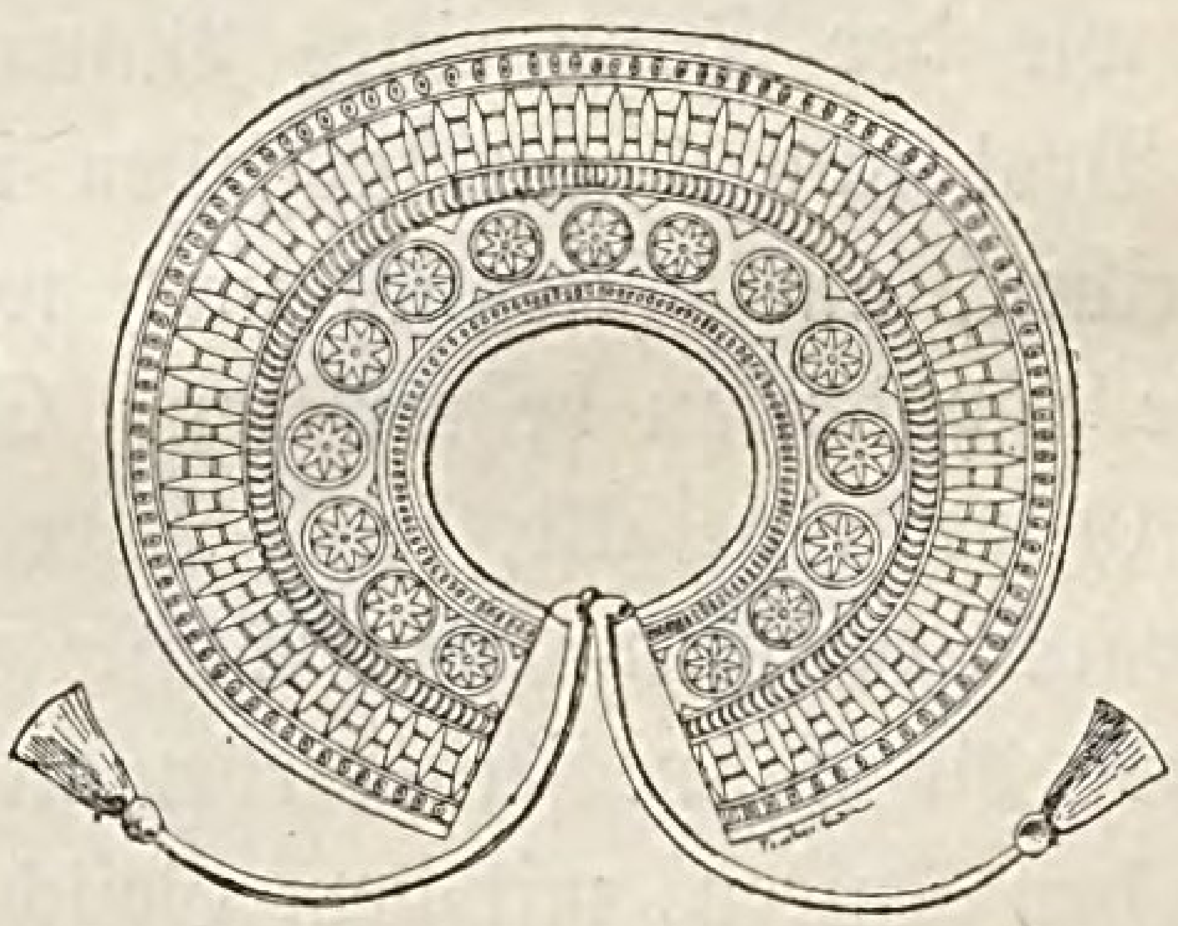


Fig. 7. Halsband.

in ganz feinen Strähnen herab, deren Enden mit Thonkügelchen behangen sind. Da es mehrerer Stunden bedarf, um sie richtig zu ordnen, frisiert man sich nur in längeren Zwischenräumen, alle zehn oder zwölf Tage, alle Monate oder noch seltener. Die Füße

sind bloß, wie auch Arme und Hals, aber an Festtagen vervollständigen Sandalen aus Leder oder Papyrusblättern (Fig. 6), an Handgelenk und Knöchel getragene Glasringe, ein breites, aus Perlen oder Röhrchen in emailliertem Thon gefertigtes Halsband (Fig. 7) und ein Stirnreif mit einer aufgeblühten Blume den Anzug und verbessern, was er in gewöhnlichen Zeiten vielleicht an zu großer Einfachheit leidet.

Die Frau ist in Wahrheit die Triebfeder für die Bewegung des ganzen Hauses. Sie steht mit Tagesanbruch auf, entfacht das Feuer auf dem Herde, verteilt das Brot für den Tag, schickt die Männer an die Arbeit und die Tiere unter der Hut mehrerer kleiner Knaben und Mädchen auf die Weide, dann wenn sie ihre Leute los ist, geht sie ihrerseits zum Wasserschöpfen.

Sie steigt zum nächsten Fluß, Kanal oder Teich hinab und tauscht mit ihren Freundinnen die Neuigkeiten der Nacht aus, wäscht sich beim Plaudern Füße, Hände und den Körper, hebt den Krug auf den Kopf und kehrt langsam zu ihrer Wohnung zurück, wobei sie mit vorgebeugter Brust und steifem Halse darauf bedacht ist, durch Wiegen in den Hüften das Gleichgewicht für ihre Last zu halten. Wieder daheim wechselt sie ohne weiteres ihr Geschäft, aus einer Wasserträgerin wird sie eine Bäckerin. Sie breitet einige Hände voll Korn auf einem länglichen Stein aus, der eine leicht nach innen vertiefte Fläche darbietet und zerdrückt es mit einem kleinern Stein, der die Form einer Reibkeule hat und den sie von Zeit zu Zeit etwas anfeuchtet. Während einer Stunde und länger müht sie sich mit Armen, Schultern, Hüften, dem ganzen Körper; die Anstrengung ist außerordentlich, der Erfolg sehr mäßig. Das mehrmals auf diesen Mörser gebrachte Mehl ist ungleich, grob, mit Kleien, ja ganzen Körnern, die dem Zerdrücken entgangen sind, mit Staub und Steinsplitterchen vermischt. Die Hausfrau knetet es wie es da ist mit etwas Wasser, steckt ein Stück altbackenes Brot vom Tage zuvor, als Sauerteig hinein und macht daumendicke, runde Fladen im Umfang von ungefähr 15 cm daraus, die sie auf flache Platten

breitet und mit heißer Asche zudeckt. Holz ist zu selten und zu teuer, als daß sie sich dasselbe leicht verschaffen könnte, sie ersetzt es durch selbstverfertigtes Brennmaterial. Den Mist ihrer Tiere und den Kot der Esel, Ochsen, Schafe, den ihre Kinder draußen sammeln, knetet sie kurz entschlossen wie gewöhnlichen Teig und formt ihn in runde Ballen oder viereckige Backsteine, die sie an den Außenwänden ihrer Wohnung anklebt oder im Hofe zum Trocknen in der Sonne ausbreitet. Dieser zweifelhafte Stoff brennt langsam, beinahe ohne Rauch, mit leichter Flamme, aber starkem Ammoniakgeruch und entwickelt sehr viele Hitze, ehe er zu Asche wird. Das wenig aufgegangene, oft auch wenig gebackene Brot hat einen ganz eigenen Geruch und einen säuerlichen Geschmack, an den sich Fremde nur schwer gewöhnen. Die darin enthaltenen Unreinheiten vernichten auf die Dauer auch das beste Gebiß; man kaut das Brot weniger als daß man es zermalmt und viele Greise haben sich schließlich die Zähne bis zum Zahnfleisch heruntergearbeitet, wie es die Pferde zu thun pflegen.

Zwischendurch kocht, spinnt, webt und näht die Frau, sie macht Kleider oder flickt dieselben, sie bringt ihr Geflügel, ihre Ochsen, ihre Butter und ihre selbstgefertigte Leinwand auf den Markt, ohne sich durch das Geschrei ihrer ältern Kinder oder des kleinen Säuglings, welchen sie nährt, stören zu lassen. Sehr frühe verheiratet, schon Mutter, ehe sie vierzehn Jahre alt ist, oftmals Großmutter mit dreißig, vermehren sich die Kinder ohne Unterlaß und krabbeln beständig um sie herum. Eine zahlreiche Familie ist eine Wohlthat der Götter, die man um so dankbarer empfängt, als der Unterhalt nicht sehr kostspielig ist. Von Kleidung ist keine Rede. Knaben und Mädchen tragen manchmal ein Armband um das Handgelenk oder ein Amulett am Halse und eine dicke Haarsträhne hängt über das Ohr, aber sie bleiben ohne Scheu nackt bis zur Reife (Fig. 8 und 9). Sobald sie zu laufen anfangen, beginnt die Mutter sie zu allerlei kleinen Arbeiten zu verwenden; sie schickt sie fort um trockene Zweige und Gras zu

holen, oder um in Kübelchen die schon genannte Masse zur Herstellung des Brennmaterials zu sammeln, sie vertraut ihnen die Gänse auf der Weide an, ja schließlich wagt sie es gar, sie mit dem Vieh auf das Feld und zur Tränke gehen zu lassen. Sind sie erst sechs oder acht Jahre alt, dann kommen sie in die Schule oder lernen ein Handwerk, meistens das ihres Vaters. Viele jedoch gelangen nie soweit, sondern sterben in frühem Alter. Schlecht genährt, unzulänglich versorgt, tagelang sich selbst überlassen, erliegen alle die, deren Körperbeschaffenheit auch nur einen schwachen Punkt aufweist. Die zahlreichsten Familien sind meistens nur Reste noch zahlreicherer Familien. Dafür sind die Überlebenden aber auch im allgemeinen mit einer Gesundheit ausgestattet, die allem stand hält.



Fig. 8.
Ein kleiner Knabe.

Das ägyptische Volk, das sozusagen durch diesen Eingriff von der Natur selbst ausgelesen wird, besteht dafür aber auch aus kaum anderen als starken Menschen, welche alle Schmerzen und jegliche Anstrengung auszuhalten vermögen und von einer stämmigen, kraftvollen Schönheit sind. Es zählt wenige jener kranken, schiefgewachsenen, mißgestalteten Wesen, von denen es in anderen Ländern wimmelt, die Augenkrankheit ist das einzige, was sie zu fürchten haben. Die Wirkung des feinen Sandes, der die Atmosphäre erfüllt, die unerträgliche Strahlung des Lichts, der Einfluß der klaren Nächte und der sich am Morgen erhebende Nebel bringen beim Landmanne, wie beim Arbeiter in den Städten zahlreiche Augenkrankheiten hervor, welche die Ärzte nicht immer heilen können, und allüberall in den Straßen gewahrt man

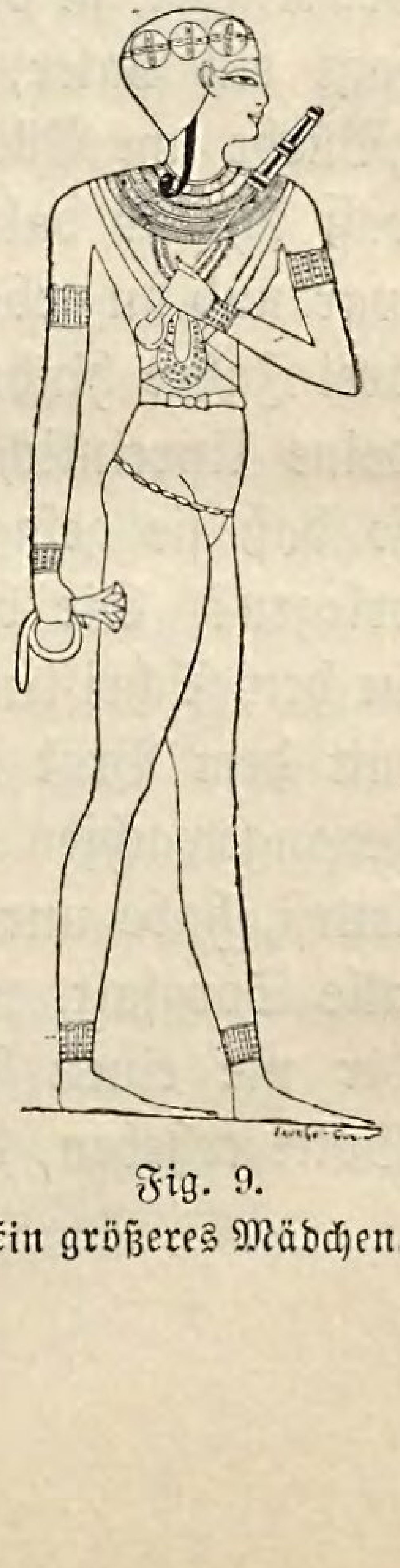


Fig. 9.
Ein größeres Mädchen.

Einäugige, Blinde oder Menschen mit entzündeten, schwärenden Augenlidern.

Die Frau aus dem Volke verblüht rasch infolge ihrer Fruchtbarkeit und harten Arbeit; ihr Gesicht bedeckt sich mit Furchen und Runzeln, ihre Brust wird welk, ihre Haltung vorgebeugt, sie ist schon hinfällig, wenn andere kaum altern. Ihre Stellung in der Familie leidet aber keineswegs unter diesem frühen Schwinden ihrer Schönheit. Sie bleibt bis zu ihrem Ende „die Geliebte des Mannes" und die Herrin des Hauses. Die Kinder bezeichnen ihre Abstammung öfter durch den Namen der Mutter, als durch den des Vaters. Sie heißen Chonshotpu, Ahmosu, Nuhri, geboren von Frau Banisit oder Frau Mimut und nicht Chonshotpu, Ahmosu, Nuhri, Sohn des Herrn Nibtoui oder des Herrn Chamoisit. Die Götter selbst geben den Sterblichen gute Beispiele und der junge Horus nannte sich Harsiisit, Horus Sohn der Isis, ohne des Osiris zu gedenken. Nötigenfalls bestärkt der Vater und erhöht durch seine Lehren noch die Liebe der Kinder zu der Mutter: „Der Gott ist es, der sie dir gegeben," sagt ein Vater, der weise Chonshotpu, zu seinem Sohne Ani; „Bürde um Bürde, sie hat eine große Last an dir getragen, ohne daß ich ihr dabei helfen konnte, und als endlich die Zeit vorbei war und du geboren wurdest, da machte sie sich zu deinem Sklaven drei Jahre hindurch, so lange sie dich nährte. Und wie groß auch deine Unreinlichkeit war, ihrem Herzen war sie nicht zu groß, so daß sie gesagt hätte: Wofür brauche ich mir das alles aufzuerlegen? Sie begab sich in die Schule und während man dich in den Schriften unterwies, kam sie zu deinem Lehrer jeden Tag mit dem Brot und dem Bier ihres Hauses. Und jetzt, da du herangewachsen bist und selbst ein Weib nimmst und dein Haus leitest, habe nur immer deine schmerzvolle Geburt vor Augen und alle Sorgfalt, welche deine Mutter dir gewidmet hat, damit sie dir nie einen Vorwurf machen möge und ihre Hände zu dem Gotte erheben, denn er würde ihren Fluch erhören."

Zweites Kapitel.

Der Markt und die Verkaufsstätten.

Die bürgerlichen Viertel von Theben. Der Markt: Kauf durch Tausch oder nach Metallgewicht. Die Verkaufsstraßen und ihre Läden. Der Zuckerbäcker, der Garkoch, der wandernde Barbier. Der Schuster. Der Goldschmied. Der Schreiner. Die Weberinnen. Der Gerber. Der Töpfer. Das „Bierhaus" und seine Gäste. Bild der Volksmenge. Ein Maurerstrike. Psaru, Graf von Theben und sein Haus. Pharao tritt auf den Schauplatz.

Menschen und Häuser, ja das Aussehen der ganzen Viertel ändert sich, je weiter man nach dem Innern der Stadt kommt. Die Straßen sind weder breiter noch gerader, aber die Bauten sind besser und regelmäßiger aufgeführt und so hoch, daß der Himmel von unten gesehen nur mehr wie ein leuchtender Streifen zwischen zwei dunkeln Linien erscheint. Man merkt es aus tausenderlei Zeichen, daß die Bevölkerung reich, oder zum mindesten sehr wohlhabend ist, doch verbirgt sie ihren Reichtum mehr, als daß sie ihn zur Schau trüge. Nach außen sind Fenster selten und stets nur hoch oben angebracht; die Thüren sind niedrig und immer fest verschlossen; wenn eine derselben sich aufthut, sieht man durch die Öffnung nur den Anfang eines finsteren Ganges oder die ersten Stufen einer sich im Dunkel verlierenden Treppe. Ein Hund, der bellt, ein Kind, das in einem entfernten Zimmer schreit, eine Stimme, von der man nicht weiß woher sie schallt, unterbricht für einen Augenblick die Stille, zwei Vorübergehende begegnen sich und tauschen einen Gruß, arme kleine, mit Stroh beladene Esel trotten mit kurzen Schritten unter dem Stock ihres Führers dahin. Nun trifft man auf ein Haus, das die Straße überbrückt und an das gegenüberliegende Haus anstößt: Man geht tastend zwanzig oder dreißig Schritt weit durch einen dumpfen, finstern Gang und kommt im vollsten Sonnenschein auf einem kleinen, geräuschvollen Platze, auf dem Markt gehalten wird, wieder heraus. Schafe, Gänse, Ziegen, Esel, große Ochsen mit

langen Hörnern harren, in ungleiche Gruppen verteilt, in seiner Mitte der Käufer. Bauern, Fischer, kleine Wiederverkäufer hocken in mehreren Reihen den Häusern entlang und haben in großen Schilfgraskörben oder auf niederen Tischen Brote und Kuchen, Früchte, Gemüse, Fische, rohes und gekochtes Fleisch, Schmuck, wohlriechende Essenzen, alles für das ägyptische Leben Nötige und allerhand Überflüssiges vor sich ausgebreitet.

Die Kunden kommen und gehen und fragen nach Herzenslust nach der Güte der Waren; jeder trägt einen selbstgefertigten Gegenstand in der Hand, ein neues Werkzeug, Schuhe, eine Matte oder eine kleine Holzschachtel, die mit kupfernen, silbernen, ja sogar goldenen Ringen im Gewicht eines Utnu*) gefüllt ist, die er gern gegen die ihm nötigen Dinge eintauschen möchte. Zwei Kunden haben sich gleichzeitig bei einem Fellah eingefunden, der Zwiebeln und Korn in einem Korbe feilbietet. Der erste hat als Bezahlung zwei Halsbänder in Glas oder buntem Thon, der zweite einen abgerundeten Fächer mit Holzgriff und eine jener dreieckigen Windfuchteln, deren sich die Köche zum Anfachen des Feuers bedienen. „Da ist ein schönes Halsband, das dir gefallen wird, ganz das, was du willst," ruft der eine, der andere schreit: „Hier sind ein Fächer und eine Windfuchtel." Der Fellah aber läßt sich durch diesen doppelten Angriff nicht aus der Ruhe bringen, er geht vielmehr ganz planmäßig vor, faßt nach einem der Fäden mit Glasperlen, um ihn näher zu betrachten: „Laß sehen, damit ich den Preis bestimmen kann" (Fig. 10).



Fig. 10. Ein Halsband für Zwiebeln.

*) Das Utnu wiegt nach den Forschungen des Hrn. Chabas im Durchschnitt 91 Gramm.

Der eine verlangt zu viel, der andere bietet zu wenig, es wird hin und her gefeilscht, schließlich werden sie handelseinig und verständigen sich über die richtige Anzahl Zwiebeln oder das Gewicht an Korn, welches dem Wert des Halsbandes oder dem des Fächers entspricht. Anderswo (Fig. 11) sind es ein Paar Sandalen oder eine Schnur Schmelzperlen, die gegen eine wohlriechende Essenz ausgetauscht werden sollen. „Hier," sagt der Käufer, „hast du sehr dauerhaftes Schuhwerk." Aber der Verkäufer hat für den Augenblick keine Fußbekleidung nötig, und will lieber eines seiner kleinen Fläschchen gegen die Perlenschnur austauschen. „Es ist köstlich, wenn man nur einige Tropfen davon ausgießt," erklärt er mit verbindlicher Miene. Eine Frau

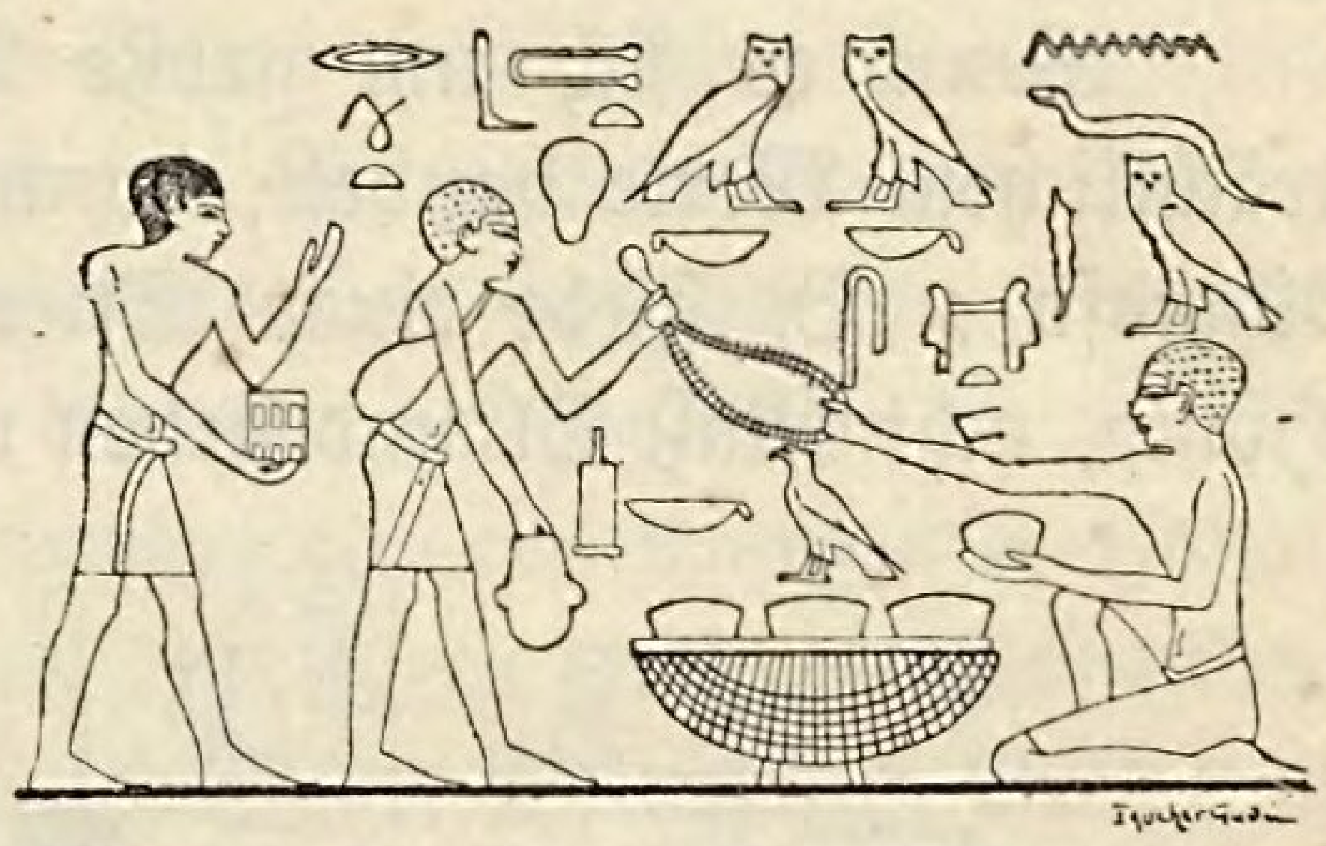


Fig. 11. Wohlgerüche für ein Halsband.



Fig. 12. Verkauf von Wohlgerüchen. Einkauf von Fischen.

hält einer knieenden Gestalt zwei Salbentöpfchen, die sie verkaufen will, unter die Nase, wahrscheinlich enthalten sie irgend eine selbstbereitete Pomade: „Da ist etwas, was schön genug duftet, um dich damit zu salben." (Fig. 12.) Hinter dieser Gruppe streiten

sich zwei Männer um den Wert eines Packs Angelhaken (Fig. 13); eine Frau, mit einem Kästchen in den Händen, handelt mit Armreifen und Halsbändern, eine andere versucht um einen Fisch zu feilschen, den man eben vor ihr herrichtet.

Wenn es sich um große Tiere oder Gegenstände von beträchtlichem Werte handelt, dann wird die Rechnerei verwickelter. Ahmosu z. B. giebt einen Stier gegen eine Matte, fünf Maß Honig, acht Maß Öl und sieben verschiedene andere Dinge. Man

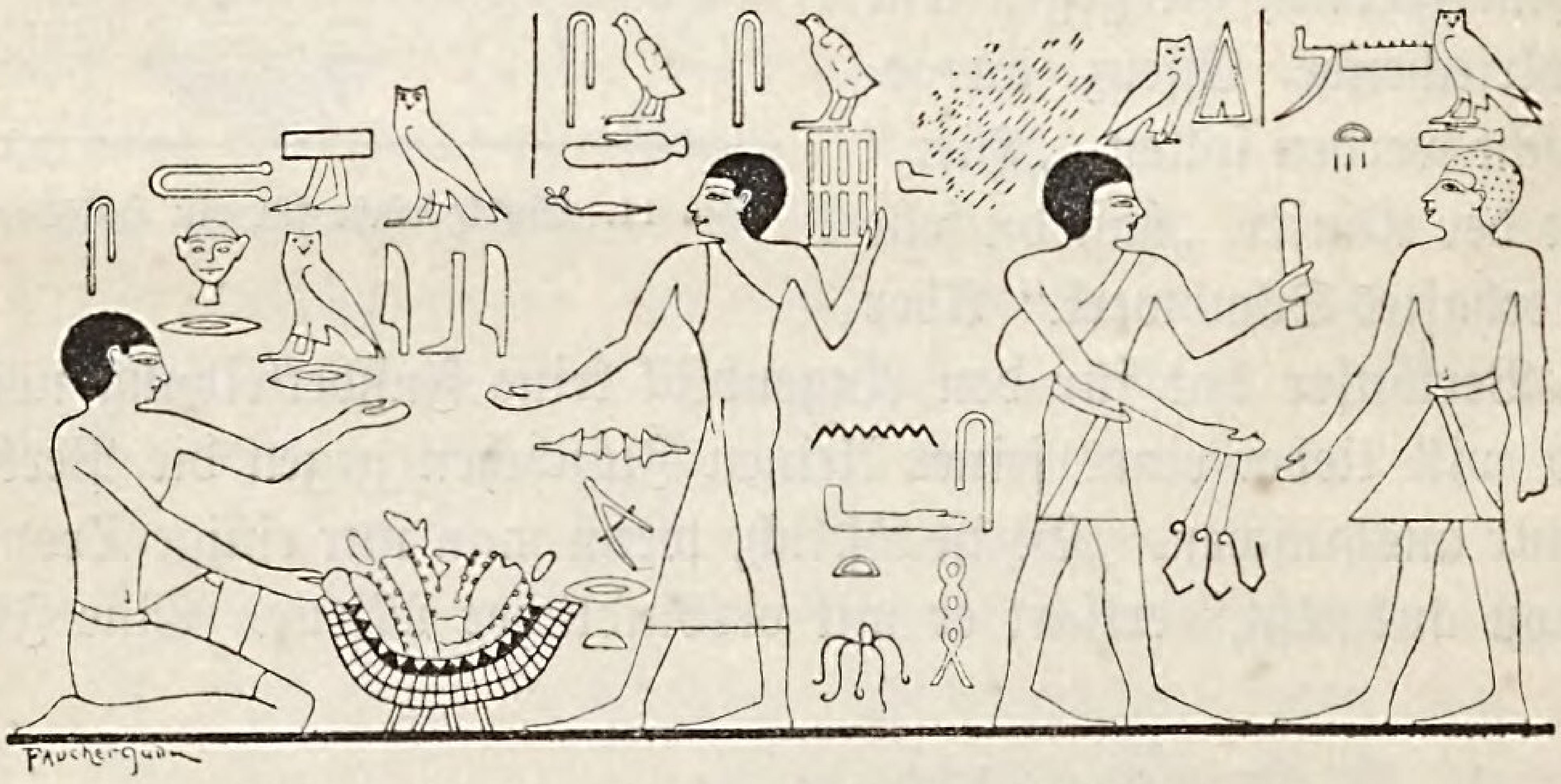


Fig. 13. Die Angelhaken und der Kauf des Halsbandes.

kann sich denken, welchen Scharfsinns es bedurfte, um dies verwickelte Verhältnis zum Austrag zu bringen. Zuerst bestimmte man sorgfältig den Wert jedes Erzeugnisses in Metall, wie es auf der Rechnung vermerkt ist.*) Die Matte wurde zu fünfundzwanzig Kupferutnu berechnet, der Honig zu vier, das Öl zu zehn ꝛc. Das Ganze ergab ein Gewicht von hundertundneunzehn Utnu, was nicht zu teuer für ein Tier von gutem Schlage ist.**)

*) Diese Rechnung ist uns erhalten, sie befindet sich auf einem Topfscherben aus gebranntem Thon (ostracon) im Britischen Museum.

**) 25 Utnu sind $= 91 \times 25 = 2275$ g
4 „ „ $= 91 \times 4 = 364$ „
10 „ „ $= 91 \times 10 = 910$ „
119 „ „ $= 91 \times 119 = 10829$ „
d. h. im ganzen, ohne die Legierungen in Betracht zu ziehen $= 14378$ g

Diese Art auf eines der gegebenen Metalle zurückzugreifen ist so bequem und erspart so viel Rechnerei, daß sie selbst im Kleinverkehr des täglichen Lebens angewendet wurde. Metzger, Bäcker, Kornhändler, alle kleinen Kaufleute zogen die Auslieferung gegen Metalle, die sich leicht aufheben ließen und keiner Veränderung unterlagen, dem Tausch gegen oft viel Raum einnehmende Gegenstände, mit denen man zudem Gefahr lief, daß sie bei zu langer Aufbewahrung verdarben, vor. Ein Paar Enten war ein Viertel Kupferutnu wert; ein Fächer ebensoviel; ein bronzenes Rasiermesser ein ganzes, eine Hacke zwei, eine Ziege zwei, ein Ochsenkopf ein halbes Silberutnu, ein Schlauch feinen Weins drei Goldutnu. Allerdings hatten häufig die Ringe oder der zusammengelegte Draht, welche das Utnu und seine Vervielfältigung darstellten, nicht das angebliche Gold- oder Silbergewicht, sondern wurden zu leicht befunden. Man muß sie daher bei jedem Handel von neuem wiegen lassen (Fig. 14). Die dabei beteiligten Parteien nehmen dies zum Anlaß eines herzhaften Zankes: wenn sie eine Viertelstunde lang geschrieen haben, daß die Wage nicht recht sei, oder die Handhabung falsch, daß man die Wägung wiederholen müsse, werden sie schließlich, des Kampfes müde, einig und gehen beiderseits befriedigt von dannen. Das Übel ist schlimmer, wenn die Leute so verschmitzt und so unredlich sind die Edelmetalle zu fälschen und in die kostbaren Barren so viel Kupfer zu bringen,

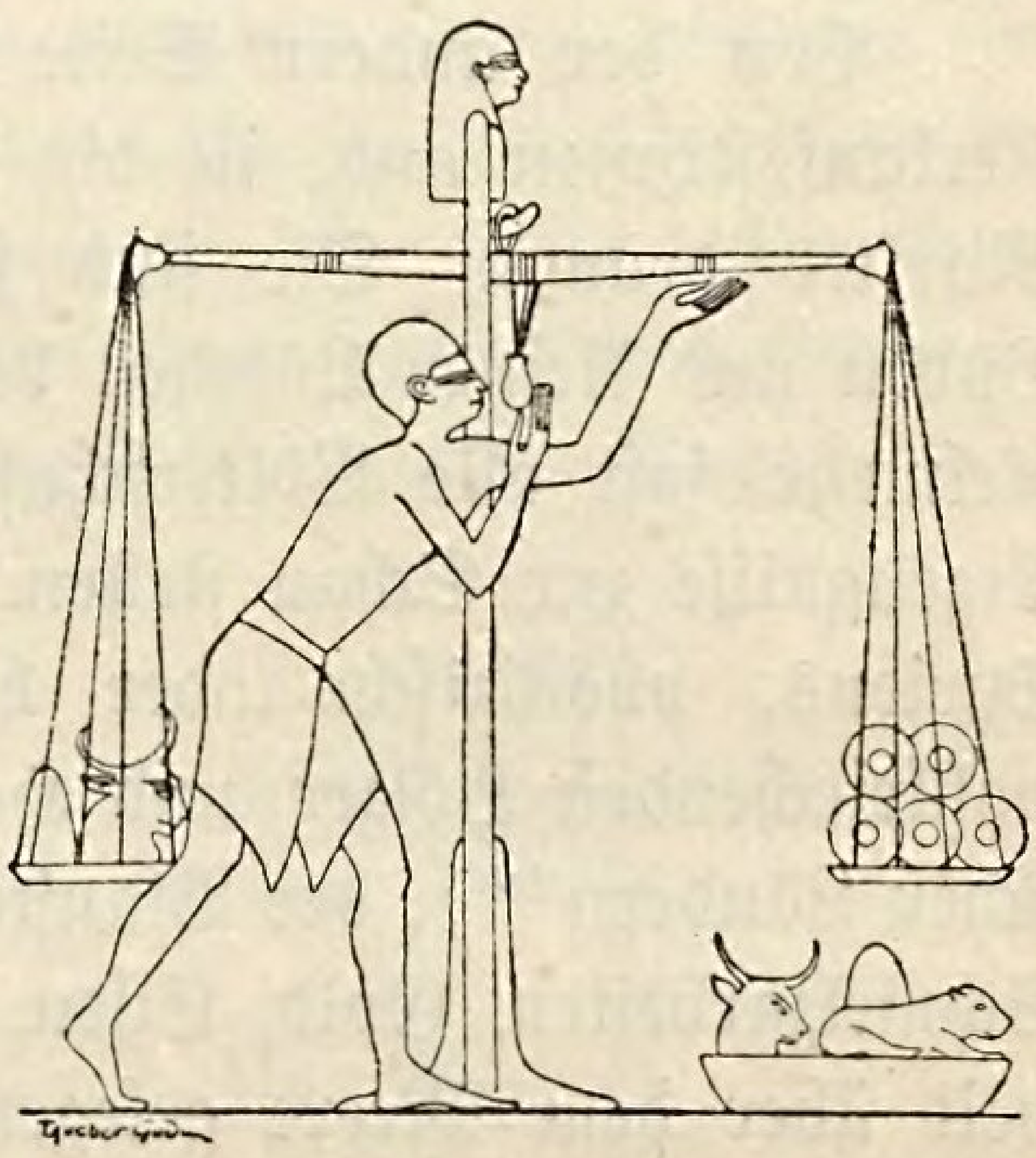


Fig. 14. Das Abwägen der Utnu.

Kupfer oder 143 Frcs. 78 Cent. (etwa 115 Mk.) französischen Kupfergeldes. Wenn man die Rechnung für die folgenden Zahlen wiederholt, so erhält man den von den Ägyptern in Gold-, Silber- oder Kupferutnus ausgedrückten Wert.

als sie enthalten können, ohne dadurch verändert zu scheinen. Der Händler, der in gutem Glauben ist, sagen wir acht Utnu feinen Goldes zu erhalten, und dem man acht Utnu einer Legierung, die ganz wie Gold aussieht, aber in der kaum zwei Drittel Gold enthalten sind, unterschiebt, verliert dadurch unwissentlich ein Drittel seiner Ware.

Wäre es nicht die Gefahr vor diesem von jedermann mit Recht gefürchteten Betrug, dann würde der Tausch gegen Metalle schon alle anderen Tauschgegenstände vom Markte verdrängt haben. Er wird von dem Tage an allgemein werden, an dem man ein Verfahren entdeckt, welches das Volk des ewigen Wägens enthebt und ihm die Reinheit der Metallbarren sichert.*)

Von der andern Seite des Platzes laufen zwei oder drei Verkaufsstraßen aus, in die sich die Menge beim Verlassen des Marktes drängt. Sie sind fast ihrer ganzen Länge nach mit Buden und kleinen Lädchen besetzt, in denen nicht Ägypter allein, vielmehr fast alle Völkerschaften des Orients ihre verschiedenen Erzeugnisse zur Schau stellen. Die schweren, bilderreichen Stoffe Syriens, phönizische oder hittitische Goldschmiedearbeiten, die wohlriechenden Hölzer und Harze von Punit und aus den göttlichen Ländern**); der Blaustein und die Stickereien Babyloniens, Schmelzarbeiten, Gold, Eisen, Zinn, Ambra***) aus den fernsten, weit über dem Meere gelegenen Gegenden sind hier zusammengewürfelt mit feinem Linnen, Schmuck, Glassachen und landes-

---

*) Dieses Verfahren wurde im ersten Teil des VII. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung erfunden, nach den einen von den lydischen Königen, nach den andern von Pheidon von Argos, und zwar geschah es, indem man den Barren einen Stempel aufprägte, ein amtliches Zeichen, welches Gewicht und Korn sicherte. Die Lydier oder die Griechen verwandelten dann die gestempelten Barren in Geldstücke.

**) Das südliche Arabien, die afrikanischen Küsten des roten Meeres und das Somaliland.

***) Ich habe Ambraperlen in ziemlich großer Anzahl in den Gräbern des alten und mittleren Reiches, welche ich zu Abydos durchsuchte, gefunden.

üblichem Hausgerät. Der Laden ist in der Regel unabhängig vom übrigen Hause und wird getrennt vermietet. Er ist ein kleiner, viereckiger Raum, oft nur eine einfache Nische, die nach vorn zu weit offen ist und am Abend mittelst Holzläden geschlossen wird, die von querübergelegten Balken gehalten sind; eine oder zwei Matten, ein oder zwei niedere Schemel, einige in der Mauer befestigte Bretter, worauf die Waren stehen, hinter diesem Vorraum vielleicht noch ein oder zwei kleine gut verwahrte Kämmerchen, in denen die kostbarsten Gegenstände aufbewahrt werden, machen das Ganze aus. Die Mehrzahl der Händler sind zugleich Gewerbtreibende. Sie haben Lehrlinge oder Gesellen, die für sie arbeiten und arbeiten auch selbst in der Zwischenzeit, wenn kein Verkauf stattfindet. Das Handwerk, das sie ausüben, birgt keinerlei Geheimnis, das ein neugieriger Kunde nicht im Vorübergehen erspähen dürfte, wenn ihm daran gelegen sein sollte. Die Ausübenden des gleichen Gewerbes haben einen natürlichen Hang sich immer einer neben dem anderen, an dem gleichen Platze niederzulassen: der Schmied bei den Schmieden, der Gerber bei den Gerbern, der Goldschmied bei den Goldschmieden, sie bilden eine Art kleiner Stadt, in der man nur immer die gleichen Dinge findet; an einer andern Stelle freilich sind die Buden auch wieder gemischt und folgen regellos aufeinander. — Die beiden, welche die Ecken des Platzes bilden, gehören die zur Rechten einem Zuckerbäcker, die zur Linken einem Garkoch. Es wird Mittag und Zeit zum Essen und Ruhen. Die Menge drängt sie bei ihnen. Während der Zuckerbäcker in der Auslage seine verzuckerten Datteln, süßen Säfte, Honig und

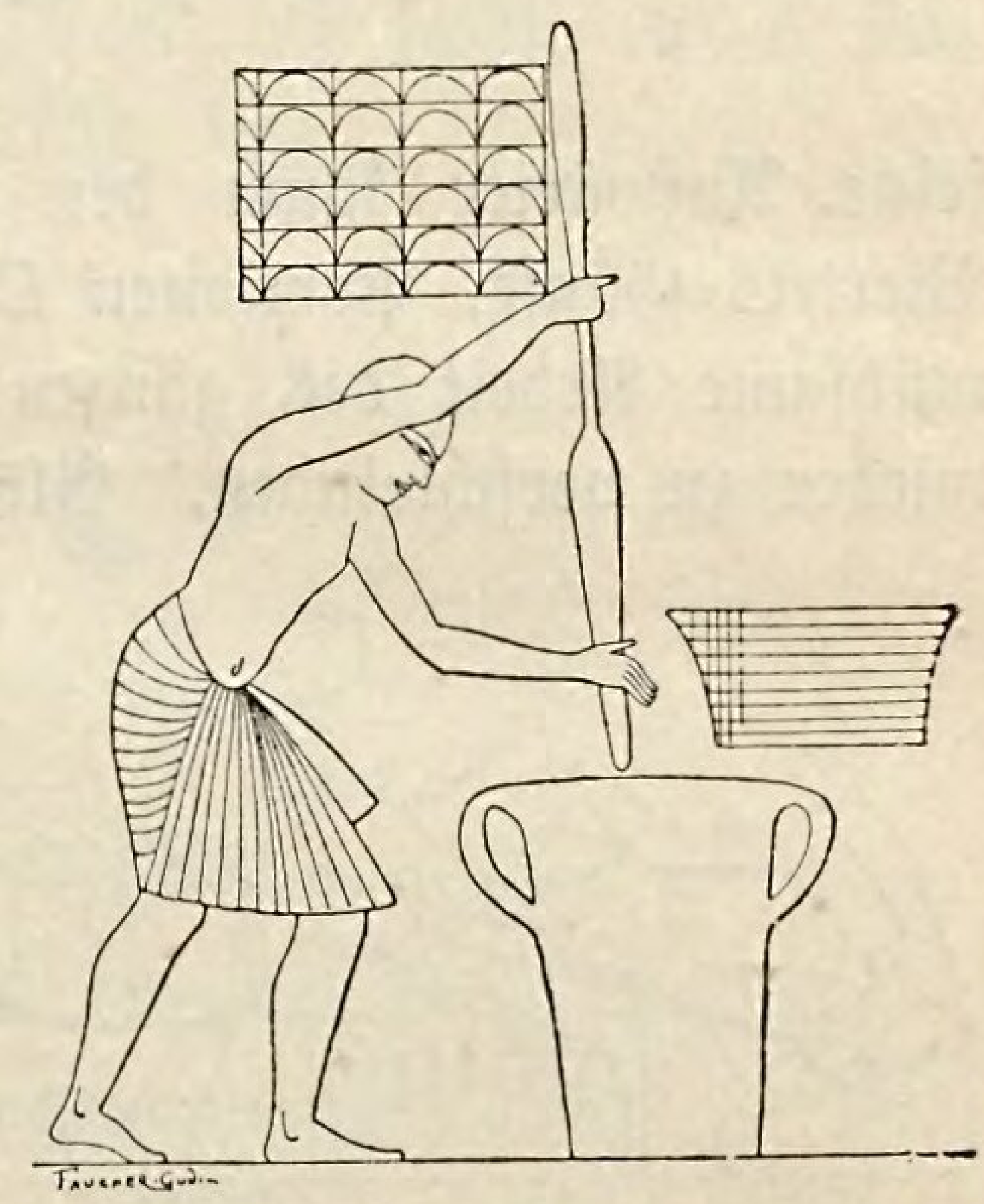


Fig. 15. Der Zuckerbäcker an der Arbeit.

Gewürzkuchen verkauft, zerstampfen seine Gehilfen im Hintergrunde mit wuchtigen Schlägen Mandeln und Pistazien in einem Mörser (Fig. 15), klären geheimnisvolle Getränke, füllen sie ab und bereiten ebenso schwierige Mischungen, wie die Ärzte, die ein Heilmittel zusammensetzen. Gegenüber können der Garkoch und

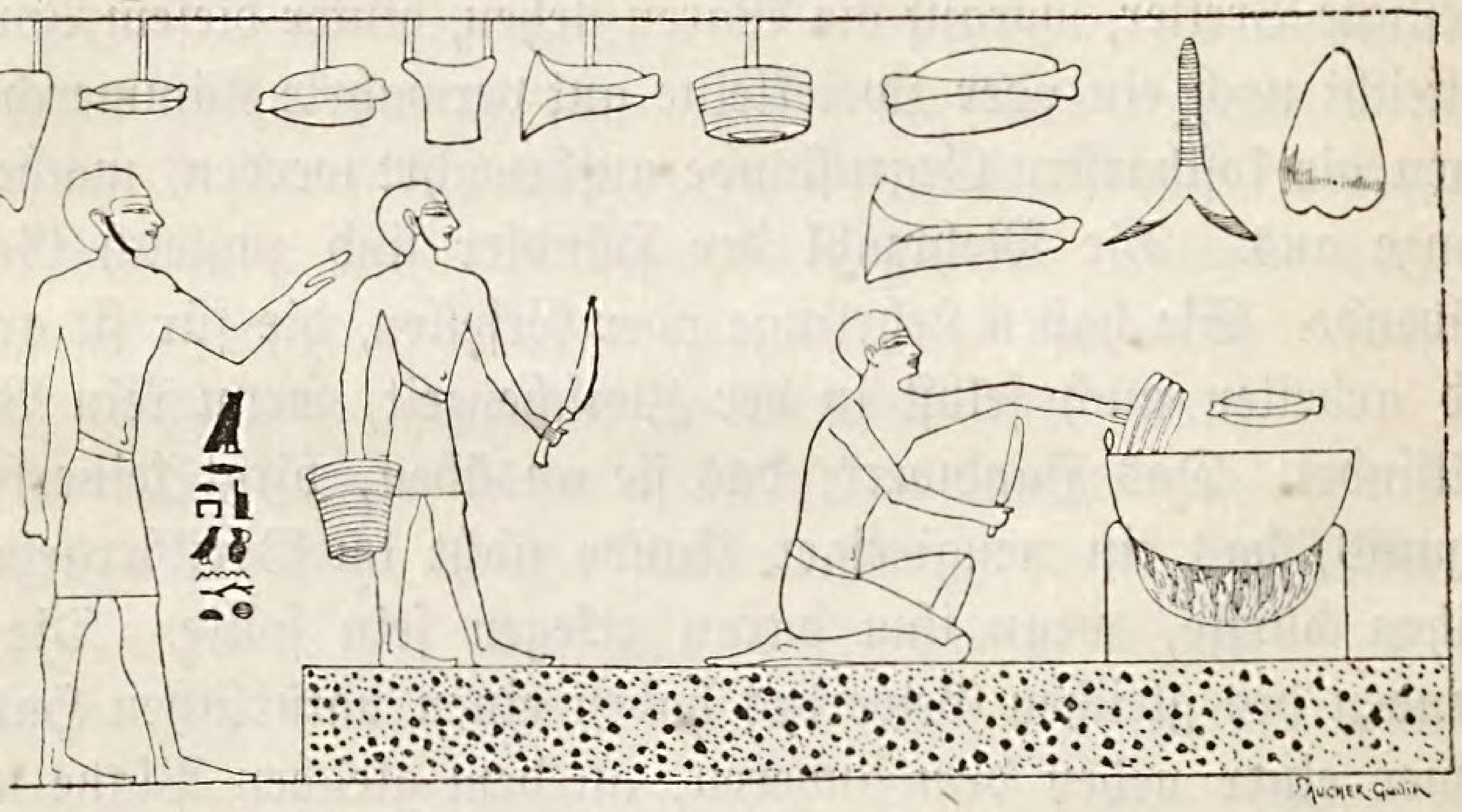


Fig. 16. Die Bude des Garkochs.

seine Aufwärter kaum den Ansprüchen der Kunden genügen: Viertels-Gänse, Portionen Ochsenfleisch, Ragouts, Gemüse, die mühsame Arbeit des ganzen Morgens, tauchen nur auf, um wieder zu verschwinden. Glücklicherweise ist weiterer Vorrat da, große Stücke rohen Fleisches hängen an der Decke und harren nur darauf, um auch ihrerseits in Verwendung zu kommen (Fig. 16). Zwei zum Überlaufen volle Kessel sind gar und der Küchenmeister brät eine Gans am Spieße, er hält sie mit der rechten Hand über den Herd,

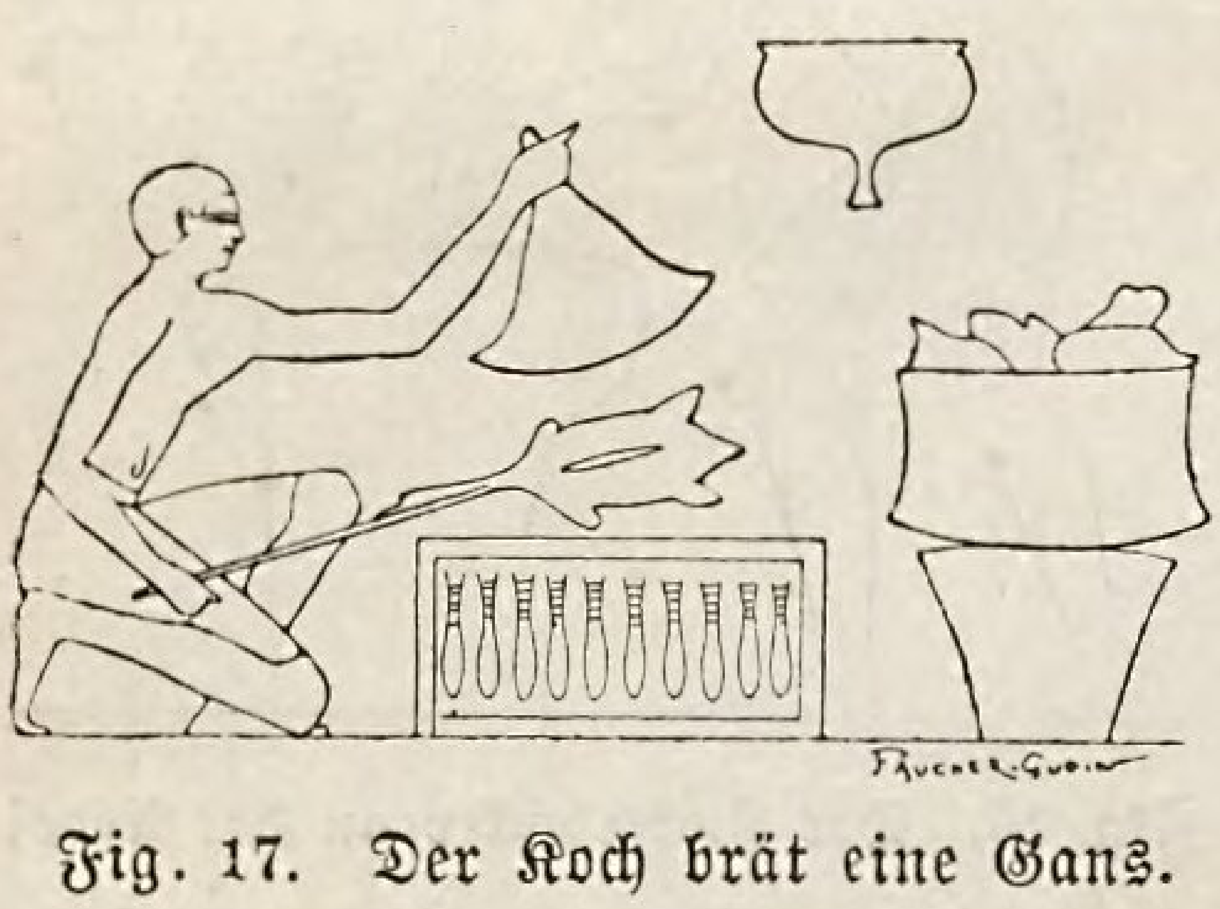


Fig. 17. Der Koch brät eine Gans.

während er mit der linken die Flamme mit dem Wedel anfacht (Fig. 17). Ein Teil der Kunden trägt die gemachten und bezahlten

Einkäufe heim, um sie mit der Familie zu verzehren, andere ziehen es vor gleich an Ort und Stelle zu essen. So ein Bürger (Fig. 18), der sich auf dem Schemel niedergelassen und in seinen Mantel gehüllt hat; er scheint sich gehörig laben zu wollen, wenn

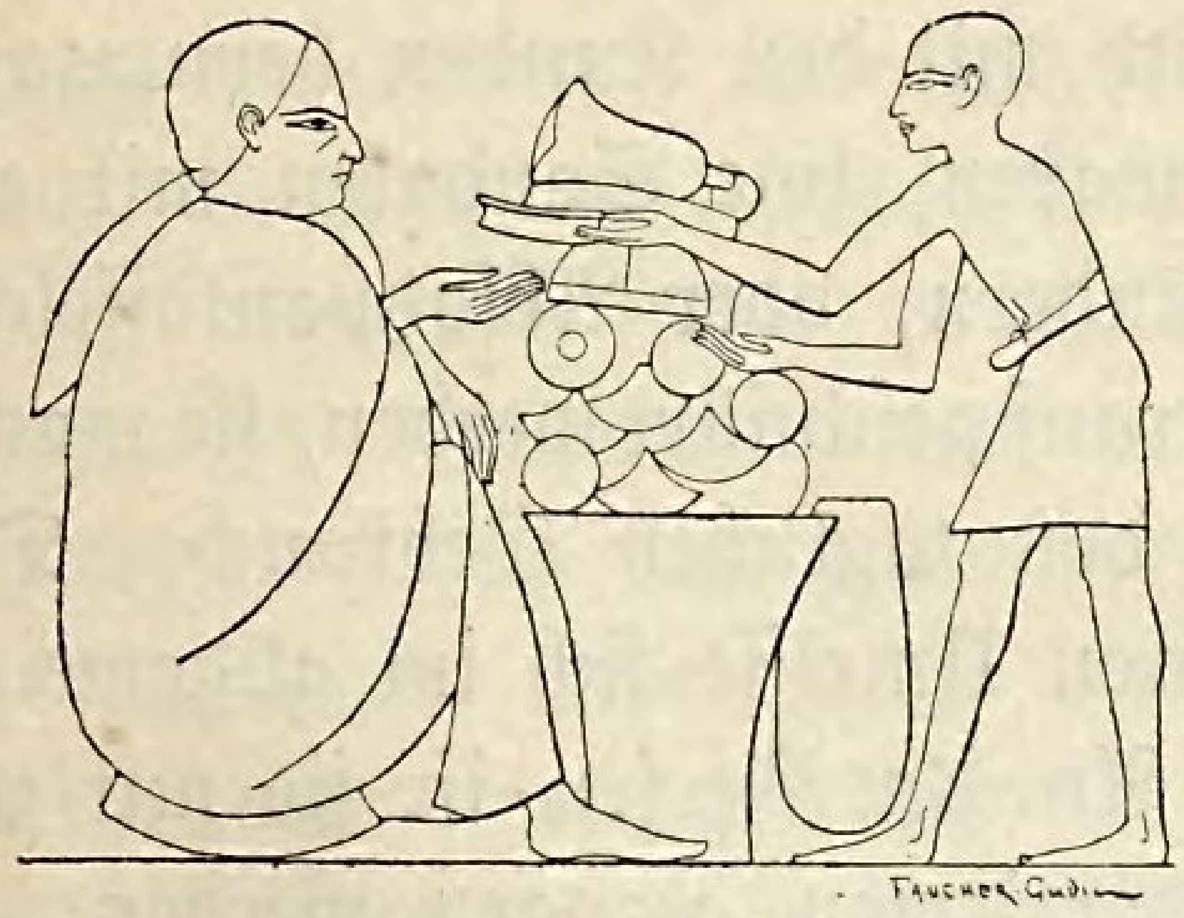


Fig. 18. Ein Kunde des Garkochs.

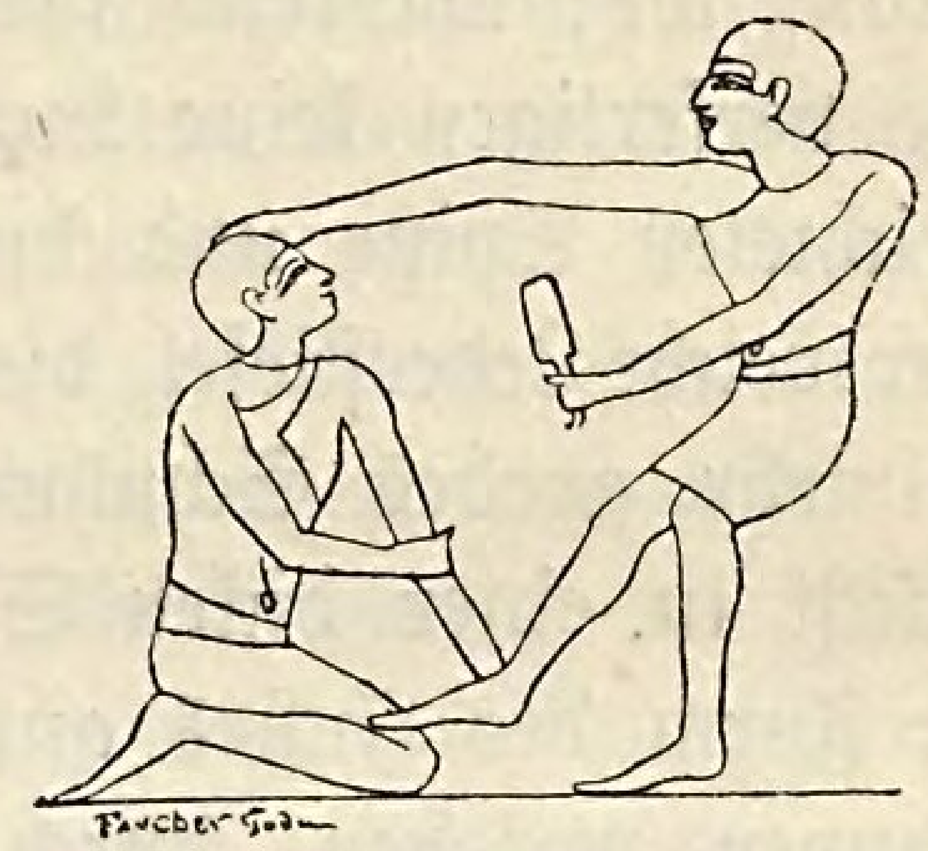


Fig. 19. Der Barbier und sein Kunde.

man auf seinen Hunger aus der Menge von Eßwaren schließen darf, die er vor sich aufgehäuft hat. Ein Barbier, der sich in der Nähe herumtrieb, hat schließlich unter all diesen Essern auch einen Kunden gefunden und rasiert ihm schnell den Kopf, ehe er sich selbst zu seiner Mahlzeit niedersetzt (Fig. 19).

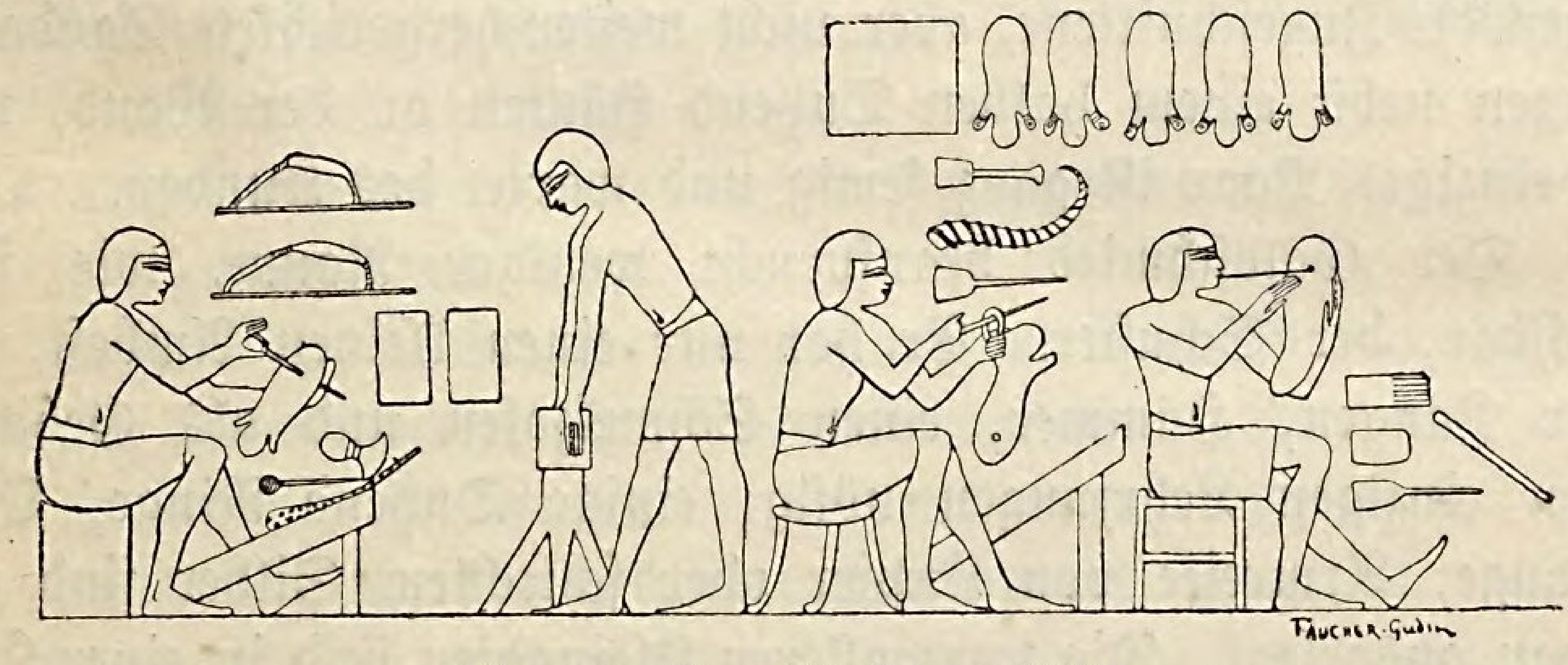


Fig. 20. Eine Schusterwerkstätte.

Ein Schuster folgt auf den Zuckerbäcker, ein Goldschmied auf den Schuster, ein Schreiner auf den Goldschmied. Der Schuster scheint ein sehr gesuchter Mann zu sein, denn er beschäftigt beständig vier Gesellen (Fig. 20), deren einer soeben

hinten aus dem Laden eine Haut geholt hat, die er in fußbreite Streifen zerschneidet, um sie dann auf einer hohen Form auszuspannen und mittelst Hämmern biegsam und geschmeidig zu machen. Die anderen drei sitzen jeder vor einem niedern Tischchen mit geneigter Platte, auf der ihre Werkzeuge liegen, und arbeiten fest darauf los, während ihr Herr sich mit den Kunden herumzankt. Sie verfertigen keine Luxusschuhwaren, wie Sandalen mit aufgerichteter Spitze und bunten Bändern, oder Absatzpantöffelchen oder weiche Lederstiefel, die vorn herauf geschnürt werden, sie machen vielmehr grobes Schuhwerk für den täglichen Gebrauch. Dies besteht in einer dicken Sohle, deren Umrisse sich im allgemeinen der Form des Fußes anpassen. An den Fersen ist sie mit zwei Klappen versehen, durch die Lederriemen gezogen werden; ein dritter zwischen der großen und zweiten Zehe befestigter Riemen vereinigt sich oben auf den Reihen mit den beiden anderen. Der Arbeiter in der Mitte durchsticht eine Klappe mit seiner Ahle, der zur Linken durchbohrt die Sohle und der zur Rechten zieht mit seinen Zähnen an dem Riemen, um ihn an die richtige Stelle zu bringen; indem man ihm zusieht, versteht man, warum der Satiriker vom Schuhmacher sagt: Er hat nur sein Leder zu nagen.*) Zugeschnittene, aber nicht weiter hergerichtete Sandalen hängen nebst einem halben Dutzend Häuten an der Wand, nur ein einziges Paar ist ganz fertig und wartet des Kunden.

Der Goldschmied beansprucht weniger Raum, wie sein Nachbar, der Schuster. Er hat nur einen kleinen Amboß, ein paar Zangen, Hämmer, einen Schmelzofen und als Gehilfen einen einzigen Lehrjungen nötig; einige Dutzend Ringe, Ohrgehänge, Armreife von Kupfer oder schlechtem Silber sind zur Schau ausgelegt. Die wertvolleren Kleinodien sind in einer Kiste tief im Grunde des Ladens vor den Augen und besonders vor den Fingern der Menge verwahrt. Das Gold kommt in kleinen Klumpen in Säckchen von bestimmtem Gewicht aus dem Innern

*) Siehe Seite 7 die Stelle, auf die ich hier Bezug nehme.

Afrikas, wo es die Neger aus dem Sand der Flüsse waschen, in viereckigen Stücken und in Ringen aus Syrien oder der Wüste, welche den Nil vom roten Meere trennt. Silber und Elektron, diese natürliche Legierung, welche zwanzig Teile Silber auf vierundzwanzig Teile Gold enthält, werden von den Phöniziern und Äthiopiern gebracht. Die grünen Steine (mafkaït) und die roten Steine, Smaragden, Jaspise, Olivine, Granaten, Rubine, Kornaline sind in Ägypten selbst zu Hause; der Lapis lazuli wird von chaldäischen Kaufleuten aus unbekannten, beinahe fabelhaften Gegenden, die an das Land der Elamiter grenzen, gebracht.

Da giebt eine junge Frau dem Goldschmied ein Stück Elektron und wartet plaudernd, bis er es zum Armreif umgeformt hat. Sorgsam wiegt er das Metall und wirft es in den Schmelztiegel, mit einer Zange in der Hand sitzt er vor dem Feuer und facht die Flamme durch ein Lötrohr an, um den Fluß zu beschleunigen (Fig. 21). Sobald das Stück auf den richtigen Grad erhitzt ist, nimmt er es heraus, klopft es auf dem Amboß, erhitzt es wieder, hämmert es abermals und bringt es schließlich zur gewünschten Dicke und Länge. Er rundet es sodann mit einem Griff und biegt es so lange, bis die beiden Enden zusammenstoßen. Jetzt lötet er es rasch zu, reinigt es im Sande, schüttet einen Krug Wasser darüber, um das Werk abzukühlen und poliert es mit der Hand. Es ist die Arbeit von höchstens einer Stunde, während deren man ihn vielleicht zwanzigmal gestört hat, um ihn nach Ringen, einem Paar Ohrgehängen, einer Kette, einem Fußreif zu fragen. Dieselbe Geschäftigkeit herrscht bei seinem Nachbar, einem Schreiner, bei dem man zur Zeit Prunkstühle in eingelegtem Holze (Fig. 22) anfertigt, einer davon ist schon zusammengefügt, und ein Arbeiter

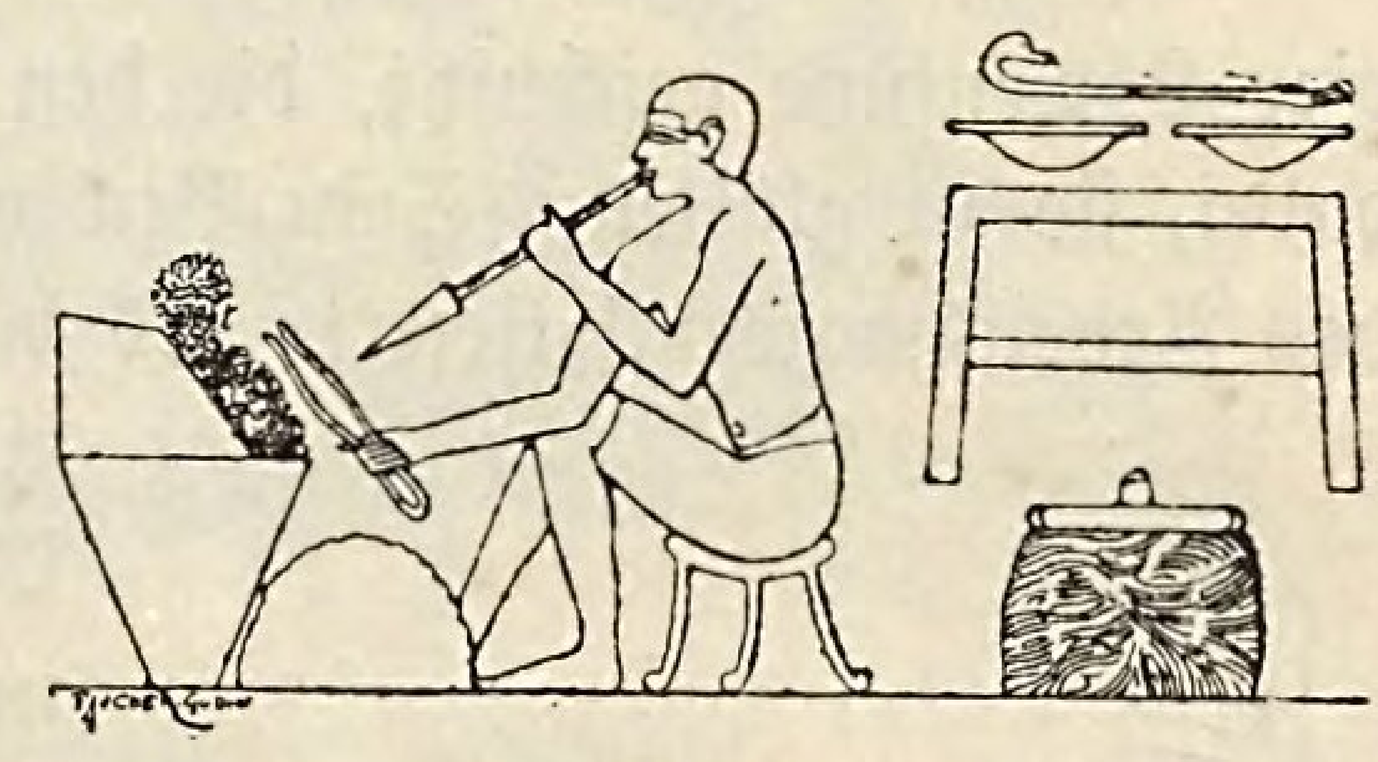


Fig. 21.
Der Goldschmied vor dem Schmelztiegel.

bohrt mit seinem Drillbohrer die Löcher durch den Rahmen, in welche das Gitterwerk der Lehne befestigt wird. Der Geselle ihm gegenüber ist weniger voran in seiner Arbeit. Er hat erst die

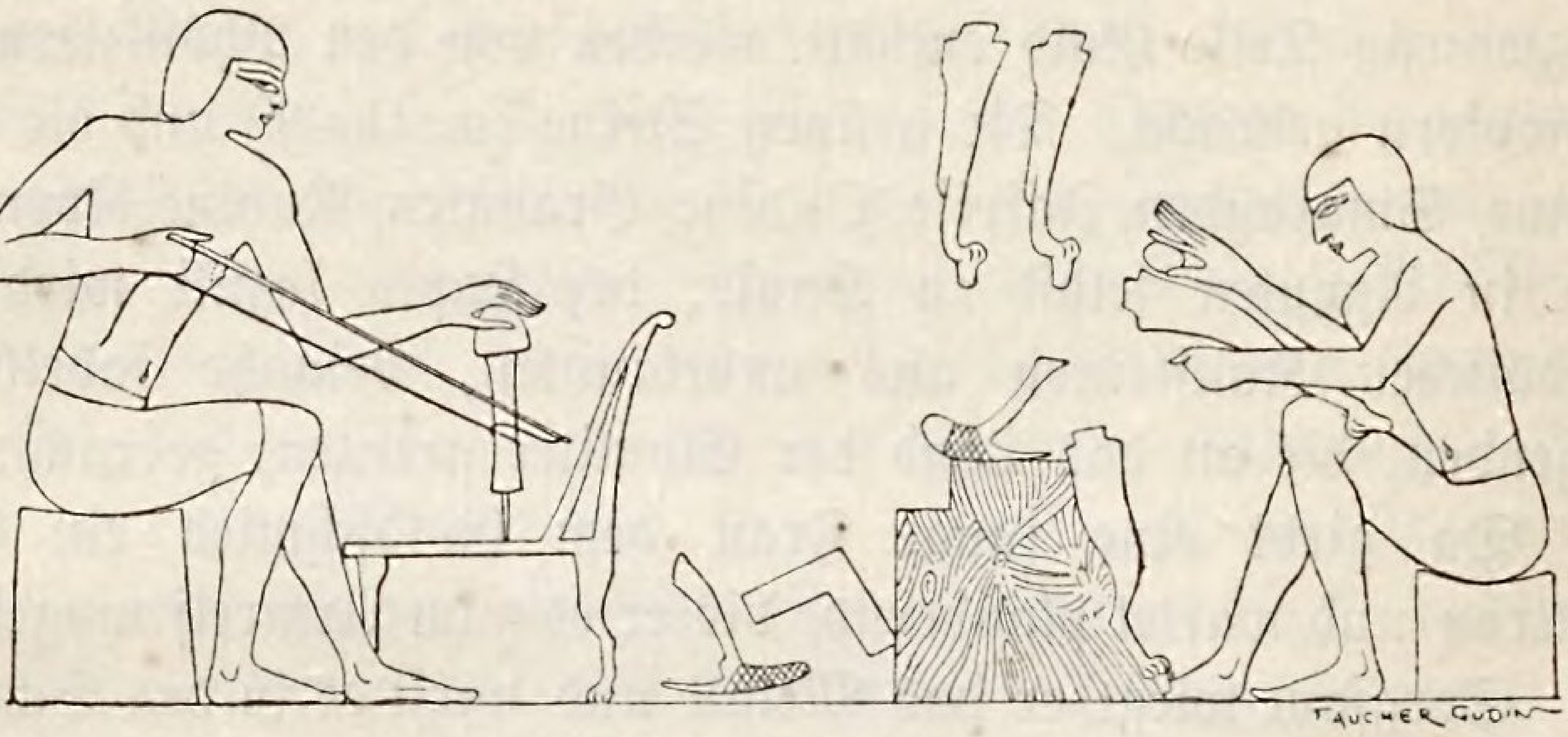


Fig. 22. Der Schreiner fertigt Stühle an.

vier Löwenfüße geschnitzt, die den Sitz tragen sollen und ist nun dabei, sie zu glätten. Sein Beil ruht auf dem Holzklotz, der ihm das Arbeitsmaterial liefert. Es besteht aus einer kurzen, meistens eisernen Klinge, welche durch Verschnürung an einem gebogenen Stiel befestigt ist (Fig. 23). Das Beil ist das Lieblingswerkzeug des ägyptischen Schreiners. Er bedient sich seiner zum Spalten des Holzes, zum Zurichten und Schneiden der Bretter, selbst zum Abhobeln; es leistet in seiner Hand so viel wie ein halbes Dutzend verschiedene Werkzeuge in den Händen eines fremden Schreiners.

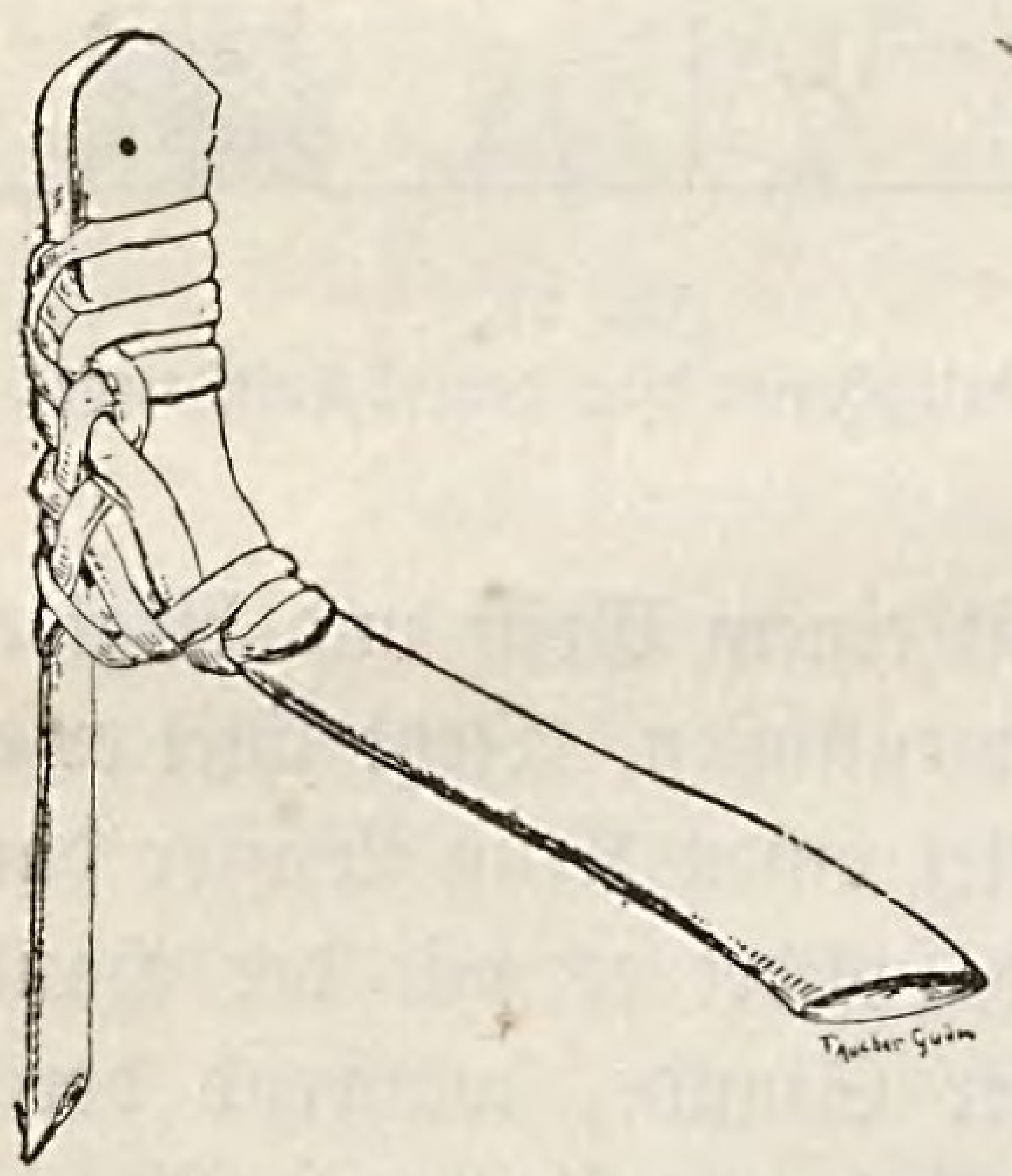


Fig. 23. Das Beil des Schreiners.

Schiffchengeklapper und Frauengeplapper verraten eine Spinn- und Webestube in voller Thätigkeit. Die eine dreht und zwirnt das Garn unter ihren Fingern, die andere glättet den

Faden, die dritte kocht ihn; zwei andere, die zu beiden Seiten eines niederen, im Boden befestigten Webstuhles kauern, weben ein Stück Leinwand (Fig. 24).

Ein Gerber schabt Häute mit einem krummen Messer; ein Töpfer formt Schüsseln aus rotem Thon. Ein Verfertiger von Steingefäßen höhlt und poliert mit einer Art Drillbohrer das Innere eines großen Alabasterbechers. Das sind alles ehrliche Gewerbe, die sich beim hellen Tageslicht zeigen; weiterhin die Bierschenke sucht sich hinter einer dunkeln Straßenecke zu verbergen. Der Ägypter ist zu gewöhnlichen Zeiten mäßig, aber wenn



Fig. 24. Die Weberinnen am Webestuhl.

er sich einen „guten Tag" machen will, scheut er sich nicht, bis zum Übermaß zu trinken und die Betrunkenheit schreckt ihn nicht ab. Das von den einen offenkundig, von den anderen im geheimen besuchte Bierhaus macht immer ausgezeichnete Geschäfte, und wenn der Wirt nicht solche Achtung genießt, wie ein anderer Gewerbtreibender, so hat er doch jedenfalls sein reichliches Auskommen.

Die kürzlich frisch mit Kalk geweißte Wirtsstube ist mit Matten belegt und mit Schemeln und Stühlen besetzt, auf denen die Gäste neben einander Platz nehmen, während sie brüderlich Bier, Wein, Palmschnaps (Schodu) und andere gekochte und gewürzte Getränke, die uns wahrscheinlich scheußlich dünken würden

die aber für sie einen besondern Wohlgeschmack haben, schlürfen. Der Wein wird in großen, verpichten Amphoren (Krügen) aufbewahrt, die mit einem Holz- oder Thonstöpsel geschlossen werden. Diese sind mit einem blaubemalten Lehmüberzug versehen und tragen den eingestempelten Namen des Eigentümers oder des herrschenden Pharao. Eine mit Tinte auf die Wölbung gezeichnete Inschrift giebt die Herkunft und die genaue Jahreszahl an, z. B. „Jahr XXIII, eingeführter Wein," „Jahr XIX, Butowein" &c. Es giebt die verschiedensten Gewächse: Weißweine, Rotweine, mareotische Weine, pelusische Weine, aus den Oasen kommender „Stern des Horus, Beherrscher des Himmels Wein", oder Wein aus Syene, ohne der äthiopischen Weine oder des goldgelben Weines, den die phönizischen Galeeren aus Syrien herüberbringen, zu gedenken.

Das Bier war jeglicherzeit das Lieblingsgetränk des Volkes. Man bereitet es aus einem Kübel voll in Wasser geweichter Gerste, die man mit Krumen gesäuerten Brotes zum Gären bringt. Beim Ablassen aus der Kufe ist es süß und wohlschmeckend, aber es wird leicht trübe und bald sauer. Der meiste Essig, der in Ägypten verbraucht wird, ist kein Wein- sondern Bieressig. Man versucht diesem Mißstand vorzubeugen, indem man es mit einer Art Lupine versetzt, welche ihm eine gewisse Bitterkeit giebt und es haltbar macht. Süßes Bier, Eisenbier, schäumendes Bier, wohlriechendes Bier, warmes oder kaltes Würzbier, Biere aus dicker, schlammiger Hirse, wie das, welches von den Negern in Nubien und am obern Nil bereitet wird; die Wirtschaften haben ebenso viele verschiedene Biere im Vorrat, wie Weinsorten.

Trittst du ein, so kommt dir, kaum hast du Platz genommen, eine Sklavin oder Dienerin entgegen und redet dich an: „Trinke bis zur Trunkenheit, mache dir einen guten Tag, lausche den Reden deiner Genossen und unterhalte dich." Jeden Augenblick erfolgt ein neuer Zuspruch: „Trinke und ziere dich nicht, denn ich lasse dich nicht gehen, ehe du getrunken." Die Worte ändern, aber der Sinn bleibt stets der gleiche: „Trinke," „trinke" und

noch einmal „trinke“. Die Stammgäste versäumen nicht, auf solche Aufforderungen mit harmlosen Späßen zu antworten: „Komm, kredenze mir achtzehnmal den Wein mit eigener Hand und ich will trinken, bis ich betrunken bin; die Matte, auf der ich ruhe, ist ein gutes Strohlager, um meinen Rausch auszuschlafen.“*) Sie besprechen unter sich die verschiedenen Wirkungen des Weines und des Bieres. Der Wein erheitert, er erzeugt Wohlbehagen und macht zärtlich. Durch Bier wird man schwerfällig, stumpfsinnig und zu rohen Zornausbrüchen geneigt. Ein vom Weine trunkener Mann fällt auf das Gesicht, der vom Bier berauschte auf den Rücken, wo er liegen bleibt. Die Moralisten ereifern sich gegen diese Ausschreitungen, und kein Wort ist ihnen stark genug, um die daraus entstehenden Gefahren zu schildern. Der Wein löst die Zunge des Mannes und läßt ihn gefährliche Dinge sagen, um ihn einen Augenblick später so niederzubeugen, daß er sich nicht mehr imstande fühlt, seine eigenen Angelegenheiten zu verteidigen: „Vergiß dich folglich nicht in den Brauereien, aus Furcht, daß man Worte verbreitete, die du aussprichst ohne zu wissen, was du sagst. Wenn du mit zerschlagenen Gliedern fällst, so reicht niemand dir die Hand, vielmehr erheben sich deine Zechgenossen und sprechen: Hüten wir uns vor diesem, er ist ein Trunkenbold. Und will man dich holen, um Geschäftliches mit dir zu beraten, dann findet man dich, dich auf der Erde wälzend, wie ein kleines Kind.“ Die jungen Leute besonders sollen dies beschämende Laster meiden, denn: „Das Bier zerstückelt ihre Seele.“ „Wer sich dem Trunke ergiebt, ist wie ein aus seiner Stelle gerücktes Steuerruder, das nach keiner Seite hin mehr gehorcht, er ist wie ein Tempel ohne seinen Gott, wie ein Haus ohne Brot, dessen Mauern man schwankend und dessen Balken man wankend

---

*) Die Reden dieser Trinker sind der Darstellung eines Totenschmauses im Grabe des Ranni zu El Kab entnommen. Ich habe sie bei der Übersetzung etwas umschrieben, um sie dem heutigen Leser verständlich zu machen.

fand. Die Menschen, welchen er auf der Straße begegnet, wenden sich von ihm ab, denn er wirft ihnen Schmutz nach und ruft ihnen Schimpfreden zu," bis die Polizei sich einmischt und ihn in das Gefängnis führt, damit er wieder zur Besinnung komme.

Die einen gehen zum Markte, andere kommen von dort. Die Menschenmenge ist in zwei fast gleich große Ströme geteilt, welche an den Straßenecken anprallen, durch einander fließen, sich kreuzen oder gegenseitig fortreißen, in ihrem Dahinfluten tausenderlei Typen und Trachten bieten.

Keine bunter gemischte Bevölkerung, als die einer ägyptischen Großstadt: der Krieg bringt jedes Jahr tausende von Sklaven, der Handel führt die Kaufleute von allen Enden der Welt herbei und die Fremdlinge, welche beständig in das alte einheimische Ägyptertum aufgenommen werden, bilden hier Familien von Mischlingen, bei denen die Züge der verschiedensten Rassen sich verschmelzen und zuletzt in einander aufgehen. Von zwanzig Befehlshabern oder Beamten, welche den Pharao umgeben, sind zehn vielleicht syrischen, berberischen oder äthiopischen Ursprungs und Pharao selbst hat in seinen Adern das Blut nubischer und asiatischer Fürstinnen, welche der Siegeszufall in den Harem seiner Vorväter geführt hat. Die dunkle Hautfarbe herrscht auf den Straßen vor: es sind sonnverbrannte, ins Ockerrot spielende ägyptische Fellahs, Nubier in schwärzlichem Bronzeton, nur mit der kurzen Hüftschürze bekleidete, sonst ganz nackte Neger vom obern Nil, selten daß sich da und dort ein Soldat von der Schardanischen Leibwache oder ein Chiti (Cheta, Hethiter) aus den Schluchten des Taurus durch seine Weiße von der ihn umgebenden Menge auszeichnet. Frisch rasierte und geschminkte Bürger mit Lockenperücken, in gefaltetem Überwurf und fliegendem Rock, mit bloßen Füßen oder in Schnabelschuhen begeben sich, einen langen Stock in der Hand (Fig. 25), ernsthaft an ihre Geschäfte. Der Priester mit kahlgeschorenem Kopf geht, in seinen weißen Mantel gehüllt, vorüber. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen bahnt sich langsam den Weg durch das Gedränge. Vor=

nehme Damen machen zu drei oder vier Einkäufe in den Läden; sie tragen über dem enganliegenden Unterkleid ein langes, fein gefälteltes Gewand aus gesteiftem, fast durchsichtigem Linnenstoff, welches sie mehr bedeckt als verhüllt.

Plötzlich erhebt sich am Ende der Straße ein großer Lärm, die Menge schiebt sich hastig auseinander, etwa ein hundert schreiender, sich lebhaft bewegender, das Gesicht mit Lehm und Mörtel verschmierter Arbeiter kommen daher, drei oder vier erbarmungswürdig dreinsehende Schreiber in ihrer Mitte führend. Es sind die bei den neuen Bauten des Muttempels beschäftigten Maurer, sie striken und wollen ihre Klagen vor den Gaugrafen, Stadtvorsteher und obersten Leiter der königlichen Arbeiten, Psaru, bringen. Diese kleinen Aufstände sind nicht selten, die Ursache aller ist stets Hunger und Elend. Der größte Teil der Bezahlung besteht, wie bekannt, in Getreide, Durra, Öl und anderen Mundvorräten, welche von den Vorstehern gewöhnlich am ersten jeden Monats ausgeteilt werden und welche bis zum ersten nächsten Monats reichen sollen. Das jedem zugestandene Maß wäre sicherlich genügend, wenn es mit Sparsamkeit eingeteilt würde. Aber man spreche von Sparsamkeit, wenn die Leute von der härtesten Arbeit halb verhungert heimkehren, nachdem sie am Mittag höchstens zwei kleine Fladen genossen haben, die sie mit einem Trunke schlammigen Wassers hinunterwürgen mußten. An den ersten Tagen des Monats sättigt sich die Familie gehörig, ohne die Vorräte zu schonen, gegen die Mitte zu werden die Teile kleiner und es werden Klagen laut, in der letzten Woche herrscht Hunger und die Arbeit leidet darunter. Wenn man die amtlichen Listen der Schreiber auf den Bauplätzen durchsehen wollte oder auch nur die kleinen Täfelchen der Aufseher, so würde



Fig. 25.
Ein ägyptischer Bürger.

man darauf am Ende jeden Monats wiederholte Unterbrechung und manchmal Einstellung der Arbeit infolge von Hungersnot und Schwäche der Arbeiter finden.

Am 10. letzten Monats verließen die beim Tempel der Mut beschäftigten Maurer, da sie in allem Not litten, lärmend ihren Bauplatz und setzten sich hinter einer in der Nähe befindlichen, Thutmosu III. geweihten Kapelle nieder; sie sagten: „Wir haben Hunger und es sind noch achtzehn Tage bis zum nächsten Monat.“ Die Bezahlung, die sie erhielten, war sie unzureichend oder hatten sie rascher als sonst alles aufgezehrt? Will man ihnen glauben, dann gaben ihnen die Schreiber falsches Maß und bereicherten sich, indem sie die Arbeiter bestahlen. Die Schreiber andererseits beschuldigten die armen Teufel des Leichtsinns und behaupteten, sie verschleuderten ihren Lohn, sobald sie ihn erhielten. Es wäre nicht verwunderlich, wenn beide, Schreiber und Maurer, recht hätten. Die Unzufriedenen waren kaum vom Platze, als der Leiter der Arbeiten, von einem Polizeibeamten begleitet, herbeistürzte, um mit ihnen zu unterhandeln: „Kehrt zurück und wir schwören euch feierlich, euch selbst an den Ort zu führen, wo Pharao sein wird, wenn er kommt, um die Tempelarbeiten zu besichtigen.“ Zwei Tage später kam Pharao wirklich und der Schreiber Pentoirit (Pentaur) verfügte sich mit dem Polizeibeamten zu ihm.

Nachdem der Fürst sie angehört hatte, geruhte er einen der Schreiber seines Gefolges und einige Priester des Tempels zur Unterredung mit den Arbeitern abzusenden. Diese brachten ihre Bitte in vortrefflichen Ausdrücken zu Gehör: „Wir sind vom Hunger verfolgt, vom Durst gepeinigt, wir haben keine Kleidung, kein Öl, keine Fische, kein Gemüse mehr. Sagt dies Pharao unserm Herrn, damit man uns etwas zu leben gebe.“ Pharao, von ihrer Not gerührt, ließ Korn unter sie verteilen, fünfzig Säcke voll, wie behauptet wird, und diese unverhoffte Spende läßt sie das Ende des Monats ohne zu große Schwierigkeit abwarten. Die ersten Tage des Epiphi verflossen ganz ruhig, aber

am 15. trat wieder Mangel an Lebensmitteln ein und die Unzufriedenheit begann von neuem. Am 16. feierte man, ebenso am 17. und 18. Am 19. früh versuchten die Arbeiter den Bauplatz zu verlassen, aber der Schreiber Pentoirit, der sie überwachte, hatte im geheimen die Wachen verdoppelt und seine Vorkehrungen so wohl getroffen, daß sie nicht aus den Thoren konnten; nun verbrachten sie den Tag, indem sie sich in kleinen Gruppen zusammenfanden und Anschläge zettelten. Diesen Morgen versammelten sie sich am Fuße einer unvollendeten Mauer und sobald sie den Oberleiter der Arbeiten seine gewohnte Runde machen sahen, stürmten sie unter großem Geschrei auf ihn ein. Umsonst versuchte er, sie mit guten Worten zu beruhigen, sie wollten von nichts hören. Ihr Lärmen hatte andere Aufseher und mehrere Priester der Mut herbeigelockt, sie eilten alsbald auf sie zu, indem sie ihren Oberleiter aufforderten, ihnen den Sachverhalt auseinander zu setzen: „Bei Amon,“ sprachen sie, „bei dem Herrscher, dessen Zorn tötet, wir wollen nicht wieder kommen, sage dies wohl deinen Vorgesetzten, die da unten versammelt sind.“ Endlich des erfolglosen Tobens müde, beschlossen sie plötzlich zum Statthalter von Theben zu gehen, um von ihm Recht zu verlangen.

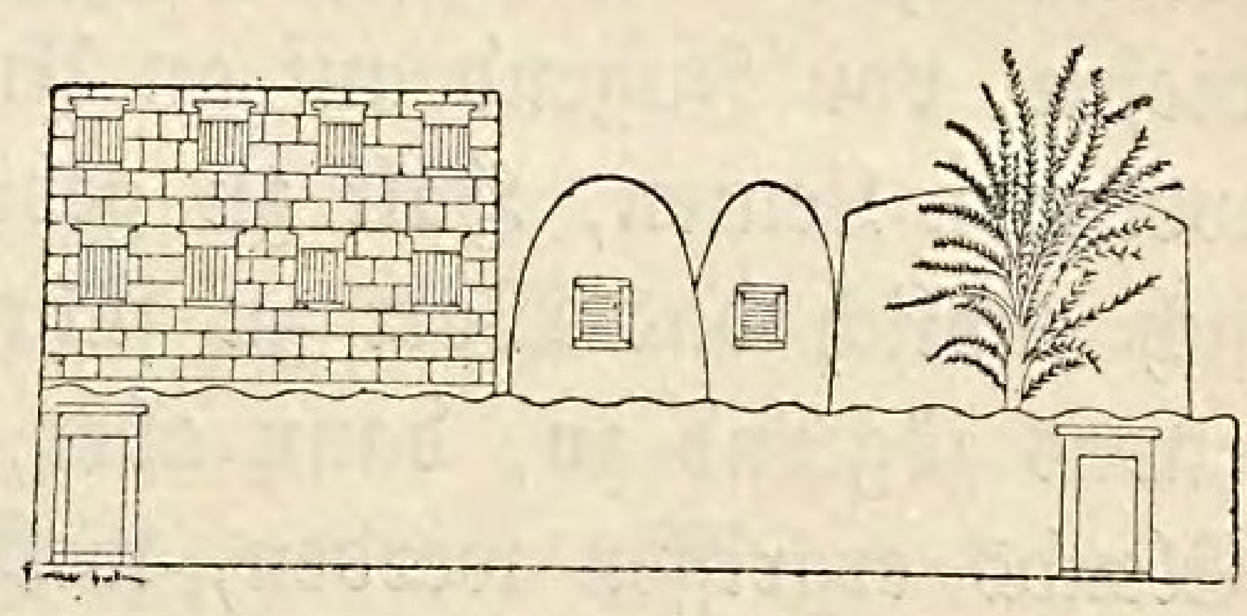


Fig. 26. Das Haus Psarus von der Straße aus gesehen.

Die Entfernung vom Tempel der Mut bis zum Haus des Psaru ist nicht groß, zehn Minuten weit durch verschiedene Straßen, wobei es allerdings einige Zusammenstöße mit der Menge, welche nicht rasch genug Platz macht, absetzt, da sind sie am Thore. Es öffnet sich in einer langen, niederen, mit Zinnen versehenen Mauer, über die eine schöne Akazie mit ihrer blätterreichen Krone herüberragt, und führt in einen großen von Gebäuden umstellten Hof (Fig. 26). Zur Linken befindet sich die

Wohnung des Herrn, aus behauenen Steinen aufgeführt, ist sie eng und kahl und besteht nur aus einem ziemlich hohen Erdgeschoß, über welchem zwei Stockwerke mit einer Terrasse aufgebaut sind. Die Mitte des Hofes nehmen zwei nach oben abgerundete Kornspeicher ein. Zur Rechten, etwas entfernt, ist noch ein großer gewölbter Vorratsraum. Der Thürhüter hatte bei der ersten Annäherung des Lärms die Sicherheitsbalken vorgeschoben, aber die Thorflügel weichen unter dem mächtigen Druck von außen und die ganze erregte Schar wälzt sich in den Hof, wo sie Aufstellung nimmt, ohne eigentlich zu wissen, was nun weiter thun. Da erscheint Psaru und sein Anblick allein genügt diesen, von Jugend auf an Unterwürfigkeit vor ihrem Herrn gewöhnten Leuten, Halt zu gebieten. Einer von ihnen entschließt sich endlich das Wort zu führen, die anderen stimmen ihm erst etwas zögernd zu, dann aber, als sie von der Schilderung ihres Elends ergriffen werden, wollen sie auf nichts hören, wie auch der Statthalter sie mit Versprechungen zu beschwichtigen sucht. Worte genügen ihnen nicht mehr, sie verlangen unter lautem Geschrei nach der That. „Wird man uns kein Korn mehr geben, als das, welches uns schon zugeteilt worden ist? Wenn nicht, rühren wir uns nicht von der Stelle.“ In diesem Augenblick windet sich ein Sklave durch das Gedränge und flüstert Psaru leise zu, daß vor einer Viertelstunde Pharao seinen Palast verlassen habe, um sich nach dem Tempel des Amon zu begeben und daß er am Hause hier vorüber käme, ja daß sein Geleite schon durch die benachbarte Straße zöge. Pharao sollte zu einem offenen Aufruhr kommen, Pharao selbst die Klage der Arbeiter hören! Psaru ist schnell entschlossen, er schneidet alle weiteren Reden ab, indem er seinem Verwalter Chamoïsit befiehlt: „Siehe zu, was du an Korn in den Speichern hast und gieb diesen Leuten davon.“ Dann wendet er sich an die Umstehenden: „Geht mit Chamoïsit und nehmet, was er euch geben wird.“ Die Masse, welche den Grund dieses raschen Entscheides nicht kennt, schreibt ihn einer Anwandlung natürlicher Großmut zu und bricht in

Dankesbezeigungen aus: „Du bist unser Vater und wir sind deine Söhne! — Du bist der Stab, die Stütze des Greises, der Ernährer des Kindes, der Anwalt des Elenden! — Du bist die Zufluchtsstätte, welche die erwärmt, die in Theben frieren! — Du bist das Brot der Betrübten, welches sich unsern Landsleuten niemals entzieht!" Doch es handelt sich hier nicht um Dank und Erkenntlichkeit! Psaru endet darum kurz alle weiteren Kundgebungen und mahnt zum Abzug; er atmet erst auf, als der letzte der Strikenden mit Chamoïsit hinter den Speichern verschwindet. In fünf Minuten ist der Hof leer und die Straße hat wieder ihr gewöhnliches Aussehen: Pharao kann erscheinen.

Drittes Kapitel.

Pharao.

Das Königsgewand. Pharao besucht den Tempel. Pharao ist Gott auf Erden, ein Sohn des Râ. Traum der Königin Mutemuaït. Die vier Namen Pharaos. Der Doppelgänger und die Sperbernamen. Pharao wird zu Lebzeiten wie ein Gott angebetet. Wie er einen Kabinettsrat abhält: Ramses II. und die Goldminenangelegenheit. Die Abzeichen Pharaos und seine zweifache Königswürde. Pharao als Vermittler zwischen Himmel und Erde. Der Verkehr mit den Göttern: Traum von Thutmosu (Thutmosis) IV. Der Zug Pharaos und seines Geleites durch die Straßen.

Der König beider Ägypten Usirmâri-sotpunri, Sohn der Sonne, Râmsisu-Miamun, welcher Leben verleiht wie die Sonne, ewiglich, und den seine Unterthanen vertraulicherweise Sesusri (Sesostris) nennen, erwartet ungeduldig die Ankunft eines Boten aus Syrien. Die letzten Nachrichten aus diesem Lande lauteten schlecht. Die „königlichen Gesandten," die es jedes Jahr durchziehen, um den schuldigen Tribut zu erheben, beklagten sich über Beschimpfungen, ja selbst Mißhandlungen von seiten der Bewohner

großer Städte; Schausuhorden*), welche in den Schluchten des Libanon hausen, beginnen wieder die Karawanen von Babylonien und Chalupu**) zu plündern, die Fürsten von Zahi und von Amauru üben ihre Streitkräfte ein und bessern eiligst die Mauern ihrer Festungen aus, endlich ist der alte König der „elenden" Chiti, Motur, ganz geheimnisvoll während irgend einer Palastrevolte verschwunden, und sein Nachfolger Chitisaru (Chetasar) scheint nicht willens die Verträge zu halten. Pharao, der unruhiger ist, als er zugestehen will, hat darum diesen Morgen beschlossen, sich in den Tempel des Amon zu begeben, um den Gott zu sehen und sich mit ihm zu beraten. Er ist in ein den Umständen entsprechendes Festgewand gekleidet. Dasselbe besteht aus einem kurzen Rock aus gefältelter dünner Leinwand, über den hinten ein Schakalschweif herabhängt, während vorn eine Art steifer Schürze aus Gold und bunten Schmelzsteinen darüber fällt; ein langer Überwurf aus feiner Leinwand mit kurzen Ärmeln, sowie Schnabelsandalen und eine weiß und rot gestreifte, mit dem Uräus geschmückte Kopfbedeckung (Fig. 27) vervollständigen dasselbe. Sein Schildträger Menni erwartete ihn im Ehrenvorhofe des Palastes, bereit, mit ihm auf den Wagen zu steigen und ihn wie gewöhnlich zu führen; Ramses verabschiedet ihn durch eine Gebärde, und indem er selbst mit fester Hand die Zügel ergreift,

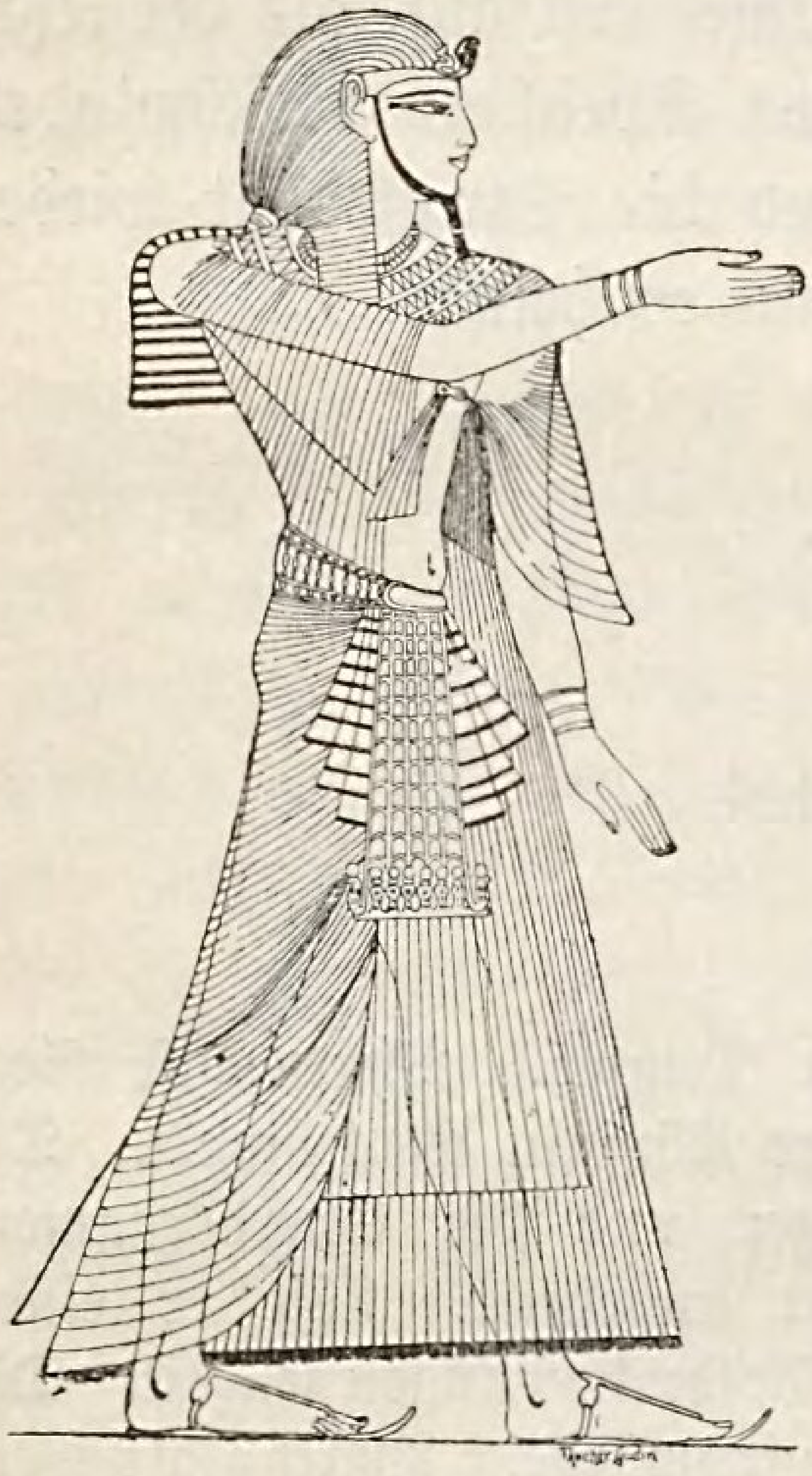


Fig. 27. Pharao.

*) Die Schausu (Schasu) sind die syrischen Beduinen.
**) Chalupu ist der alte Name von Chalybon, Aleppo.

steht er mit einem Sprung im Wagen. Das große Thor des Palastes öffnet alsbald seine beiden Flügel und der König saust im Galopp hervor, oder um den althergebrachten Ausdruck zu gebrauchen: „er zeigt sich unter dem Thorbogen von Lapis lazuli, wie die Sonne, wenn sie sich des Morgens am östlichen Horizont des Himmels erhebt, um die Welt mit ihren Strahlen zu überfluten.“

Nicht ohne Grund vergleicht man ihn der Sonne. Râ, der die Welt erschuf, war auch der erste Beherrscher Ägyptens und der Ahnherr aller Pharaonen. Seit er die Erde mit dem Himmel vertauscht hat, ist seine königliche Würde zunächst auf die Götter übergegangen, von den Göttern auf die Heroen, von den Heroen auf Menes und von Menes auf die historischen Dynastien. So weit man immer in die Vergangenheit zurückgreifen mag, der Stammbaum ist nirgends unterbrochen zwischen dem regierenden Ramses und dem Sonnengott. Der Pharao ist immer ein Sohn des Râ und von „Sohn des Râ“ zu „Sohn des Râ“ kommt man schließlich zu Râ selbst. Man sagt, er geruhe manchmal in eigener Person herniederzusteigen, um selbst an der Erhaltung seines Geschlechts mitzuwirken. Die Tradition behauptet, daß die ersten Könige der V. Dynastie, Usirkaf, Sahuri und Kiki aus seiner Verbindung mit der Frau eines Priesters in der kleinen Stadt Sachibu entsprossen wären. Aus uns näher liegenden Zeiten weiß man, nach beglaubigten Quellen, daß er sich ganz direkt der Angelegenheiten Thutmosu IV. annahm, um ihm den Sohn zu geben, der diesem fehlte. Eine Nacht, da die Königin Mutemuaït in dem schönsten Zimmer ihres Palastes ruhte, erwachte sie plötzlich und sah ihren Gatten neben sich, einige Augenblicke darnach — war es Traum, war es Wirklichkeit? — erschien ihr die strahlende Gestalt des thebanischen Amon. Wie sie vor Schreck laut aufschrie, weissagte ihr die Erscheinung die Geburt eines Sohnes, der über Theben herrschen würde und verschwand in einer Wolke von Duft, der süßer und stärker war, als alle Wohlgerüche Arabiens.

Das Kind, welches später Amenhotpu III. war, hinterließ den Namen eines der ruhmreichsten Herrscher seiner Zeit. Er tötete hundertzwölf große Löwen in zehn Jahren, unterjochte die äthiopischen Stämme bis zum fernsten Süden der Erde, und hielt Syrien, Phönizien, Cypern und die Mittelmeerinseln, die Chiti und alle Länder des Nordens unter Botmäßigkeit; Ninive und Babylon huldigten ihm, er stellte die alten Tempel Thebens wieder her und erbaute neue. Sein Totentempel ist der schönste im ganzen Gräberviertel auf dem linken Nilufer, und die beiden Granitkolosse, welche sich zu jeder Seite des Eingangs befinden, stehen an Größe nur dem Riesensphinx bei den Pyramiden nach.*) Der Tempel, den er in Luxor zu Ehren Amons errichtete, ist ein, dem Andenken an jene geheimnisvollen Ereignisse, die seiner Geburt vorangingen, geweihtes Bauwerk. Man sieht dort noch in einer Halle neben dem Allerheiligsten ein Bild, worauf die nächtliche Unterredung der Königin mit dem Gotte genau dargestellt ist. Zu gewöhnlichen Zeiten ist das Eingreifen des Râ oder einer der von ihm angenommenen Gestalten nicht nötig. Das göttliche Blut, welches in den Adern des Königs rollt, überträgt sich durch Vererbung auf alle seine Kinder und wenn die männlichen Nachkommen fehlen sollten, wären die Frauen imstande es zu überliefern; denn selbst wenn ihr Gatte der niedrigste Sklave wäre, kämen ihre Kinder als Söhne und Töchter des Râ zur Welt und sind königlichen Geschlechts kraft ihrer mütterlichen Abstammung.

Pharao wechselt den Namen, den er als Kronprinz erhalten, nicht, wenn er die Krone aufsetzt. Er war Amenhotpu (Amenophis), Thutmosu, Ramses, Harmhabi und fährt fort, sich so zu nennen, höchstens daß er einen Zusatz annimmt. Miamun, der Geliebte

---

*) Der Tempel ist zerstört, aber die Kolosse sind noch heute erhalten; der eine, verstümmeltere, ist die berühmte Memnonstatue, welche bei Sonnenaufgang sang, und deren Stimme die römischen Reisenden, welche während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Theben besuchten, zu hören kamen.

des Amon; Hik-oïsit, der Beherrscher von Theben; Minephtah, der Freund des Phtah (Ptah). Damit jedoch die Veränderung seiner Stellung allen deutlich sei, zeichnet man um Ramses und Amenhotpu den elliptischen Rahmen mit plattem Fuß, den wir Cartouche  nennen; man schreibt vor den Titel Si-Râ, Sohn des Râ, was die Sonnenabstammung bezeichnet. Hinterher folgt stets die gleiche Formel, durch die man ihn ehrt als Spender ewigen Lebens, wie Râ. Diese von nun an nicht mehr trennbare Wortzusammenstellung bildet seinen gewöhnlichen Namen, unter welchem er seinen Platz in der Geschichte einnimmt.

Die ersten Könige, selbst die stolzesten, wie Menes, Snofrui (Snefru), Cheops, Mykerinos, waren ganz damit zufrieden, aber gegen Ende der V. Dynastie erhob sich der Gebrauch, dem Geburtsnamen noch einen Krönungsnamen beizufügen, den man ebenfalls mit der Cartouche umgab. Es ist immer ein kurzer, aus drei Worten gebildeter Satz, worin diejenigen Eigenschaften oder Vorzüge des Râ, welche man dem neuen Herrscher während seines irdischen Wandels am meisten wünscht, ausgedrückt werden.

So bedeutet der Vorname von Thutmosu III. Menchopirri, „Beständig ist das Wesen Râs“ und derjenige Amenhotpu III. Nibmâutri „Herr der Wahrheiten ist Râ“. Seti I., Vater von Ramses II., ist Menmâtri genannt, „durch die Wahrheit beständig ist die Sonne“, und Ramses II. fügt noch zu Usirmari „durch die Wahrheit mächtig ist die Sonne“ den Zusatz hinzu: Sotpuniri „von der Sonne auserwählt“. Die Formeln verändern sich wenig von einem, demselben Zweig der Sonnennachkommen angehörigen Fürsten zum andern, und die Vornamen jeder Dynastie bieten eine Familienähnlichkeit, die gar nicht zu verkennen ist. Der von Thutmosu I. war Achopirkeri „groß ist das Sein der Seele des Râ“. Thutmosu II., Sohn von Thutmosu I., setzte das Vorwort ni an Stelle des Wortes ka — Seele und nannte sich Achopirniri, „groß ist das Sein des Râ“. Thutmosu III., welcher Thutmosu II.



Fig. 28. Die Namen Ramses II.

folgte, unterdrückte das Vorwort und veränderte die Bezeichnung âa „groß sein“ in die Bezeichnung men „dauernd sein“: Menchopirri; aber sein Sohn Amenhotpu II. kam wieder auf den Begriff, welcher durch âa ausgedrückt wird, zurück, setzte jedoch das Wort chopri „sein“ in die Mehrzahl, Achopruri, „groß sind die Weisen des Seins des Râ“. Endlich verleiht sich Thutmosu IV. den Vornamen seines Großvaters, setzt aber chopir in die Mehrzahl, Menchopruri, „dauernd sind die Arten des Seins des Râ“.

Das ist aber nicht alles. Die Urkunden des Pharao beginnen mit einem dritten Namen, der an dem ihn umschließenden Rechteck kenntlich ist. Dieses Rechteck schließt am untern Rande mit einer Linienfigur, welche die Vorderseite eines Bauwerks darstellt, worin manchmal eine mit dem Riegel geschlossene Thür zu sehen ist. Darüber erhebt sich das Bild des Sperbers mit der zweifachen Krone und der Sonnenscheibe. Cheops nannte sich an dieser Stelle Hormaziti, „Horus, der die Feinde vernichtet“. Thutmosu III. Hor-ka-nachtu châ-m-mâit, „Horus, der kraftvolle Stier, der sich durch die Wahrheit erhebt“. Ramses II. Hor-ka-nachtu miri-mâit, „Horus, der kraftvolle Stier, der die Wahrheit liebt“. (Fig. 28.) Man liest in Fortsetzung dieses dritten Namens eine Reihe von Nachschriften, die wieder mit einem Sperber beginnen, aber mit einem Sperber, der auf das Zeichen des Goldes gesetzt ist  und welcher den lebendigen Horus, den siegreichen Horus bedeutet. Die Vergleiche zwischen König und Sonne dauern fort: Ramses II. rühmt sich: „Ich bin der

goldene Sperber, reich an Jahren und sehr kräftig." Im ganzen betrachtet enthält die vollständige Bezeichnung eines Pharao vier verschiedene, immer in derselben Weise geordnete Abschnitte: zwei, die man als „Sperbernamen", als Horusnamen, bezeichnen kann, und zwei von der Cartouche umgebene Königsnamen. Die Schreiber unterlassen nicht, so viele Schmeicheleien, als ihr wohldienerischer Sinn ihnen nur immer eingiebt und die auf dem ihnen zur Verfügung stehenden Raum Platz haben, dazwischen zu streuen. Wahrscheinlich weiß man ihnen an höchster Stelle Dank dafür, aber der vorgeschriebenen Form genügen die vier regelmäßigen Namen und sie allein benennen die Gestalt des Herrschers.

Diese besteht, wie jede menschliche Gestalt, aus zwei Teilen, einer Seele und einem Körper. Die Cartouchen entsprechen den Daseinsbedingungen, welche der Körper erleidet und welche ihn wie zwei unterscheidbare Wesen erscheinen lassen. Der Name bemächtigt sich des Menschen bei seinem Eintritt in die Welt und bestätigt die Gleichheit seiner Person vom Beginn bis zum Ende seines Lebens. Der Vorname tritt im Augenblick, da er König wird, auf und heiligt die Machtzunahme, die ihm zuteil wird, indem er die Krone aufsetzt. Die Ägypter denken sich die Seele wie einen feinern Doppelgänger, der den Menschen Zug für Zug wiederspiegelt, seine Gestalt, seine Farbe, seine Bewegungen, seinen Gang. Sobald jemand zur Welt kommt, erscheint sein Doppelgänger oder, um ihn wie die Einheimischen zu nennen, sein Ka mit ihm. Da er gewöhnlich aber unsichtbar ist, so pflegen ihn die Maler und Bildhauer auch nicht darzustellen; wenn sie es dennoch versuchen, bilden sie ihn als ein Ebenbild des Menschen, zu dem er gehört.

Die Gemälde, auf denen Pharao Amenhotpu III. zu Luxor die Geschichte seiner Jugend verzeichnet, sind uns ein gutes Beispiel dafür, wie man ihn sich zu denken hat (Fig. 29). Amenhotpu kommt zur Welt, und sein Doppelgänger ist, wie er, ein neugeborenes Kind, welches von den Wärterinnen auf das beste

versorgt wird; er wird größer und sein zweites Ich, sein Doppelgänger, wächst mit ihm. Dieser Doppelgänger begleitet den Menschen treulich durch alle Fährlichkeiten des irdischen Lebens. Nach dem Tode folgt er ihm ins Grab und bleibt entweder in den Grabkammern verborgen bei der Mumie, oder flüchtet sich ins Freie, wo er des Nachts an einem blassen Schimmer erkenntlich ist, der ihm den Namen der Leuchtende, „Chu" verschafft.



Fig. 29. Amenhotpu III. und sein Doppelgänger: der Doppelgänger befindet sich an zweiter Stelle.

Die Götter, die vornehmsten sowohl wie die geringsten, haben ihren Doppelgänger so gut wie die Menschen; doch können sie ihn nach Gutdünken in andere Wesen verteilen und auf andere Körper übertragen, ohne ihn je zu verringern oder zu verkleinern.

Wenn es Râ oder Horus oder Amon gefällt, einen dieser Doppelgänger auszusenden, so nimmt der Gegenstand, auf den er sich niederläßt, sei es nun Mensch oder Tier, Stein oder Baum oder Bildsäule, alsbald Leben an und wird der göttlichen Natur teilhaftig, die ihn beseelt. Jede königliche Seele ist ein von Horus abgetrennter Doppelgänger. So lange ein zum Herrschen bestimmtes Kind noch Prinz oder Prinzessin ist, ruht seine Horusseele gleichsam schlafend in ihm, und er scheint nur eine Seele, die der der Menschen ähnlich ist, zu haben; aber vom Augenblick der Thronbesteigung, beim Ergreifen der Königsherrschaft, erwacht sein Doppelgänger in ihm und verwandelt ihn in einen auf der Erde lebenden Horus. Vermittelst der Sperbernamen unterscheidet man diesen Horus von all den Hori, welche vor ihm regierten oder welche ihm in Ausübung der Macht folgen werden. Die Bezeichnungen, welchen das Symbol des Horus voransteht, stellen ihn uns, so lange er seine königliche Existenz bewahrt, im Triumphe über alle Feinde Ägyptens dar, gleich wie Horus auch

ehemals über alle Mörder seines Vaters siegte. Der von dem Rechteck umgebene Name ist der Teil des Horus — der Doppelgänger —, der zum Überleben bestimmt ist: das Rechteck ist die Grabkammer, in der der König eines Tages ruhen wird und die geschlossene Thüre ist die Pforte des Grabes.

Horus verliert nichts von seiner Macht, indem er solchergestalt Fleisch wird, vielmehr bewahrt er sie in dem Maße, daß er aus sich noch weitere Doppelgänger entnehmen kann, welche er zum Beleben anderer Körper entsendet. Die königlichen Statuen tragen jede einen dieser Doppelgänger in sich, und er macht aus ihnen eine belebte Wiederholung des Königs, wenn auch unter anscheinender Starrheit. Als Amenhotpu III. den Tempel von Soleb in Nubien errichtete, wollte er dort neben seinem Vater Amon wohnen. Er ließ nach seiner Gestalt ein Götterbild in rosa Granit fertigen, hauchte ihm durch das Gebet einen seiner Doppelgänger ein, ließ es im Heiligtum aufstellen und vollzog davor die heiligen Gebräuche, mit welchen man die Einsetzung der Götter ehrt; heute noch sieht man ihn an den Wänden des Tempels in Anbetung vor seinem lebendigen Abbild. Ist der Doppelgänger einmal mit seinem Steinkörper verbunden, so verläßt er ihn nicht mehr, so lange er unversehrt bleibt; um ihm die Freiheit wiederzugeben, müßte man die Statue sozusagen töten, indem man sie zertrümmerte.

Pharao ist demnach in Wirklichkeit ein sichtbarer Gott, ein Fleisch gewordener Gott, man nennt ihn den gütigen Gott, den großen Gott, den lebenden Gott und man naht sich ihm nur mit den einem Gotte schuldigen Worten und Ehrenbezeigungen. Wenn er am Morgen erwacht, ist er die Sonne, die sich erhebt, und seine Hausgenossen begrüßen ihn, wie Râ selbst. „Wende dein Antlitz mir zu, aufgehende Sonne, die du die Welt mit deiner Schönheit erhellst; leuchtende Scheibe unter den Menschen, die du die Finsternis aus Ägypten verjagst; du hast die Gestalt deines Schöpfers, wenn er am Himmel emporsteigt und deine Strahlen dringen in alle Lande; es giebt keinen Ort, der deiner Schönheit

beraubt wäre, und deine Worte lenken die Geschicke aller Länder. Wenn du in deinem Palast ruhest, hörst du, was man in jedem Lande sagt, denn du hast Millionen Ohren. Dein Auge glänzt mehr als ein Stern am Himmel und sieht schärfer, als die Sonne. Spricht jemand, und wäre sein Mund in den Mauern eines Hauses verborgen, seine Worte würden an dein Ohr dringen. Vollbringt jemand eine geheime That, dein Auge erblickt sie, o König, gnädiger Herr, der allem den Odem des Lebens verleiht.*)

Jede Regung, jede öffentliche Handlung des Herrschers ist gleichsam eine gottesdienstliche Handlung, welche man mit Gesang von heiligen Lobliedern begeht. Erteilt er eine Audienz, so naht sich derjenige seiner Unterthanen, dem die Gnade ihn zu schauen zuteil wird, nur mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht. Beruft er aus irgend einem geschäftlichen Anlaß den Rat zusammen, so eröffnen die Großen des Reiches die Verhandlungen mit einer Art religiöser Feier zu seiner Ehre. Man denke sich Ramses II. auf seinem großen vergoldeten Throne, das Diadem mit den zwei Federn auf dem Haupt, wie er Mittel und Wege sucht, um den Karawanen den Zugang zu den Goldminen zu erleichtern, die in Nubien zwischen dem Nil und dem roten Meere liegen.

Die mit dem Transport des Erzes beauftragten Geleitsleute haben sich ehrerbietigst beklagt, keine Quelle, keine Cisterne auf dem Wege, den sie einzuhalten haben, zu finden. „Die Hälfte von ihnen stirbt mit samt ihren Eseln vor Durst, da sie nicht so viele Schläuche Wasser mitnehmen können, als sie für den Hin- und Rückweg bedürfen.“ Die Räte erscheinen vor dem Angesicht des guten Gottes, sie erheben die Arme wie beim Gebet und neigen die Stirne zur Erde, während man ihnen den Sachverhalt auseinandersetzt. In kurzen Zügen beschreibt man ihnen den ver-

*) Dieser Lobgesang auf den König ist in dem Papyrus Anastasi Nr. IV an Minephtah und in dem Papyrus Anastasi Nr. II an dessen Sohn, Seti II., gerichtet.

ödeten Anblick des Landes und frägt sie, ob man längs des Wegs Cisternen graben soll, ja oder nein.

Ihre Antwort läßt nicht auf sich warten: „Du bist wie Râ," sagen sie alle zusammen. „Du bist wie Râ in allem, was du thust, selbst die Wünsche deines Herzens erfüllen sich: wünschest du etwas während der Nacht, mit der Morgenröte ist es da. Wir haben viele Wunder gesehen, die du vollbrachtest, seit du als König der Welt emporstiegst, wir hören nichts und unsere beiden Augen sehen nirgends etwas, das ihnen gleich käme. Alles, was aus deinem Munde geht, ist wie die Worte des Harmachis.*) Deine Zunge wägt und deine Lippen messen genauer, als das beste Gewicht Thots**); was bleibt, das du nicht kenntest? Wen giebt es, der vollkommen wäre, gleich wie du? Wo ist die Stelle, die du nicht sähest? Es giebt keine fremde Gegend, die du nicht durchmessen und deine Thatkraft eilt dorthin, wohin nur immer deine Ohren ihre Aufmerksamkeit lenken. Darum, da du der Stellvertreter der Götter in diesem Lande bist, ordnest du dessen Geschicke. Noch im Ei, in deiner Würde als Erbprinz, sagte man dir alles, was Ägypten betraf. Als kleiner Knabe, noch mit der Locke über der Schläfe, wurde kein Bauwerk gefertigt, das nicht unter deiner Leitung stand und es gab keine Angelegenheit, die dir unbekannt blieb und du warst oberster Anführer des Heeres. Als du ein Jüngling im Alter von zehn Jahren warst, erfolgten alle öffentlichen Arbeiten nur durch deine Hand, du legtest ihre Fundamente. Darum, wenn du zum Wasser sprichst: „„Komm auf den Berg,"" werden die himmlischen Gewässer alsbald dem Rufe deines Mundes folgen, denn du bist der Fleisch gewordene Râ, der wahrhaft erschaffene Chopri, du bist das lebendige

---

*) Harmachis = Horus am Morgenhimmel und Horus am Abendhimmel: Die Sonne bei ihrem Aufgang und bei ihrem Untergang.

**) Thot wog die Handlungen der Menschen vor Osiris, er wachte darüber, daß die Wage genau war und richtete den Wagebalken, um jedem Irrtum vorzubeugen.

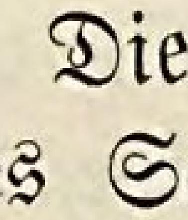
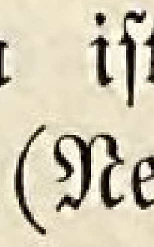
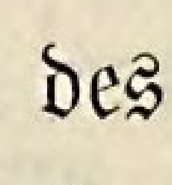
Bild deines Vaters Tumu von Heliopolis; der Gott, welcher befiehlt, ist in deinem Munde, der Gott der Weisheit ist in deinem Herzen, deine Zunge ist das Heiligtum der Wahrheit, ein Gott thront auf deinen Lippen, deine Worte erfüllen sich jeden Tag, der Wille deines Herzens erfüllt sich gleich wie der Wille des Phtah, wenn er seine Werke erschafft. Weil du ewig bist, handelt man nach deinen Beschlüssen und man gehorcht allem, was du sagst, o König, unser Herr."

So sprach der Chor der Räte, und als sie schwiegen, ergriff der Vicekönig von Äthiopien, von welchem die Goldminen abhingen, das Wort: „Das Land ist also in diesem Zustand: es fehlt ihm das Wasser, seit der Regierung des Râ; man stirbt dort vor Durst, alle früheren Könige wünschten daselbst eine Cisterne zu graben, ohne daß ihr Mühen zum Ziele geführt hätte, selbst als König Seti I. bis auf 120 Ellen Tiefe einen Schacht graben ließ, ließ man ihn unvollendet, weil sich kein Wasser zeigte. Aber du, wenn du selbst deinem Vater, dem Nil, dem Vater der Götter, sagst: „„Hebe das Wasser bis auf zu dem Berg"", so wird er thun, was du gesagt hast, wie es geschah bei allen deinen Wünschen, die sich in unserer Gegenwart erfüllten, von derengleichen man noch niemals vernommen, nicht einmal in den Gesängen der Dichter, denn deine Väter, die Götter, lieben dich mehr, als alle Könige, welche seit Râ regierten." Durch diese Reden überzeugt, gab Ramses seine Befehle, die Grabscheite wurden in Bewegung gesetzt und die Cisterne erstand am richtigen Punkte.*) Wir haben hier ein Beispiel von tausenden, in welcher Sprache man reden muß, wenn man die gefährliche Ehre hat, die Stimme vor Pharao zu erheben. Keine noch so unbedeutende Sache darf zu seiner Kenntnis gebracht werden, ohne daß man ihn des Langen

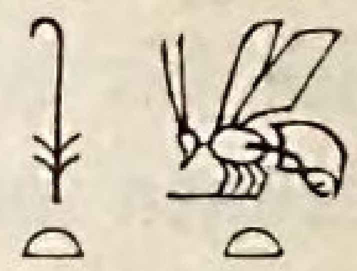
---

*) Diese Reden und die Geschichte der Cisterne sind einer Stele Ramses II. aus dem dritten Jahre seiner Regierung entnommen; sie war zu Kuban errichtet, am Beginn der vom Nil nach den Minen von Etbaye führenden Straße.

und Breiten an seine übermenschliche Abstammung und seine eigene Göttlichkeit erinnert.

Die andern Götter behalten sich den Himmel vor, Pharao besitzt die Erde, aber nicht allein die ägyptische Erde, sondern die ganze Welt. Wenn es außerhalb des Nilthales Völker giebt, die sich für unabhängig erklären, oder Könige, die sich nicht vor ihm beugen wollen, so sind das Aufständische, „Kinder der Empörung", welche früher oder später die Strafe ereilen wird, und welche mit ewigem Verderben die Freiheit einer Stunde bezahlen müssen. Ihre Oberhäupter werden als „Besiegte" bezeichnet, ihr Land als „elend"; man schreibt immer in den Akten der königlichen Kanzlei „der Besiegte aus Chiti" und „Kauschu (Kusch) das elende", um die Fürsten der Hethiter und die kleinen Reiche Äthiopiens zu bezeichnen. Aber die Erde ist nicht ein Ganzes. Sie ist durch den Lauf der Sonne in zwei Hälften geteilt, oder vielmehr in zwei Erden, die Erde des Nordens oder der Nacht, und die Erde des Südens oder des Tags. So auch Ägypten. Die Überlieferung erzählt, daß es in alten Zeiten ein einziges Reich war, über welches vier Götter, Râ, Schu, Sibu (Seb) und Osiris, nach einander herrschten. Osiris ward verräterischerweise von seinem Bruder Sit (Set) getötet, sein Sohn Horus erhob sich gegen den Mörder und es wütete Krieg bis zu dem Tage, da Sibu das Land gütlich zwischen den zwei Nebenbuhlern teilte. Sit erhielt das Thal, Horus das Delta mit Memphis als Hauptstadt, und jede dieser beiden Hälften hatte von nun an ihren König und ihre verschiedenen Kennzeichen. Die Schutzgöttin des Delta ist eine Schlange, Uazit, die des Saïd ein Geier, Nechabit (Nechebt). Die Krone des Nordens  ist rot, die des Südens  weiß. Die symbolische Pflanze des Nordens ist der Papyrus , die des Südens der Lotus . Die Trennung in zwei Staaten setzte sich aber nicht über die göttliche Dynastie hinaus fort; seit Menes wurde „die Hälfte des Horus und die Hälfte des

Sit" immer, wenigstens theoretisch, von demselben Herrscher regiert.

Allerdings beruht die Vereinigung nur auf der Person des Herrschers; die beiden Ägypten haben einen König, ohne darum aufzuhören, zwei für sich bestehende Ägypten zu sein. Der Herrscher ist der König des Südens und der König des Nordens , der Herr des südlichen Geiers und der beschützenden Uräusschlange, und seine Krone, der Pschent , ist aus der Verbindung der weißen und roten Krone hervorgegangen. Die untern Seitenteile seines Thronsessels sind mit zusammengebundenem Lotus und Papyrus verziert oder mit zwei Darstellungen des Nilgottes, der unter großer Anstrengung von Armen und Beinen die beiden sinnbildlichen Pflanzen verbindet. Im übrigen, anstatt daß die Einheit des Königs schließlich zur Einheit des Landes geführt hätte, schuf die Zweiteilung des Landes eine wirkliche Zweiteilung des Königs und aller ihm gehörigen Dinge, ja der ganzen Staatsverwaltung. Der Palast besteht aus zwei zusammenhängenden Palästen. Sie heißen „Pirâui," das „doppelt große Haus", und daher stammt der Name Pharao, den man so oft im Volksmunde hört: der Ägypter nennt seinen Herrscher „doppelt großes Haus," wie andere den ihren mit „hohe Pforte" bezeichnen. Die königliche Schatzkammer ist das Doppelhaus des Silbers und des Goldes. Jeder der Speicher, in denen die Steuereinnehmer die erhobenen Steuern an Feldfrüchten aufbewahren, ist der „Doppelspeicher". Selbst das Getreide, das man auf einem Acker erntet, wird zum Korn des Südens und zum Korn des Nordens. Bei einer Feierlichkeit krönt sich Pharao mit der Krone des Südens und alles, was er den Göttern opfert, stammt aus dem Süden, selbst Wein und Weihrauch; einige Minuten später trägt seine Stirne die Krone des Nordens und er spendet Wein und Weihrauch vom Norden. Seine gewöhnlichen Abzeichen sind übrigens die der Götter, seiner Eltern. Er führt wie sie das Scepter mit

dem Tierkopf , den Haken , die Geißel , die Federnhaube , die beiden flammenden Hörner, das Zeichen des Lichts. Die Schlange, welche sich auf seiner Stirne erhebt, die goldene oder bronzene Uräusschlange, die immer an seiner Kopfbedeckung befestigt ist, ist von geheimnisvollem Leben durchdrungen, das sie zum Werkzeug königlichen Zorns und zum Vollstrecker seiner geheimsten Pläne macht. Man behauptet, daß sie Flammen speit und in den Schlachten jeden vernichtet, der den König anzugreifen wagt. Sie verleiht der weißen und roten Krone übernatürliche Eigenschaften und verwandelt sie in Zauberinnen oder Feen (oirithaqau), welchen niemand zu widerstehen vermag.

Mensch durch den Körper, Gott durch die Seele und die Attribute, genießt Pharao durch seine Doppelnatur den Vorzug, der beständige Vermittler zwischen Himmel und Erde zu sein. Er allein hat von Natur aus das Recht, den Göttern, seinen Brüdern, die Gebete der Menschen zu überbringen. Will man die Unsichtbaren für einen Lebenden oder für einen Toten günstig stimmen, richtet man sich nicht direkt an Osiris oder Phtah oder Montu, denn das Verlangen würde nicht an ihr Ohr dringen, vielmehr wendet man sich an Pharao als Fürsprecher und läßt das Opfer durch seine Hände gehen.

Seine wirklich persönliche Vermittelung ist jedoch meistens frommer Glaube, das Ritual erheischt sie nicht, aber man verkündet zu Anfang der Feier: „der König opfert — Suton di hotpu — dem Osiris, dem Phtah, dem Montu", damit die Götter dem Wunsche dieser oder jener Person Gewähr leisten mögen, und vertritt diese Erklärung die Thatsache selbst. Jedesmal, wenn man an eine Gottheit eine Bitte richtet oder ihr eine Gabe weiht, geschieht es unter Berufung auf den König. Es giebt vielleicht unter hundert keine zwei Grabinschriften, welche nicht mit der Formel — Suton di hotpu — beginnen oder sie wenigstens enthalten. Die Götter ihrerseits unterlassen es nicht, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel geradewegs mit Pharao in

Verbindung zu treten. Sie erscheinen ihm im Traum, um ihm die Teilnahme an einer Schlacht zu verbieten, um ihm die Ausbesserung eines dem Verfall entgegengehenden Bauwerks zu befehlen. Zur Zeit, als Thutmosu IV. noch Kronprinz war, ging er gern, nur von einem Diener begleitet, auf die Löwen- und Gazellenjagd in dem westlich von Memphis gelegenen Teil der Wüste. Eines Tags, da ihn der Zufall in die Nähe der großen Pyramide geführt hatte, setzte er sich, um Mittagsruhe zu halten,

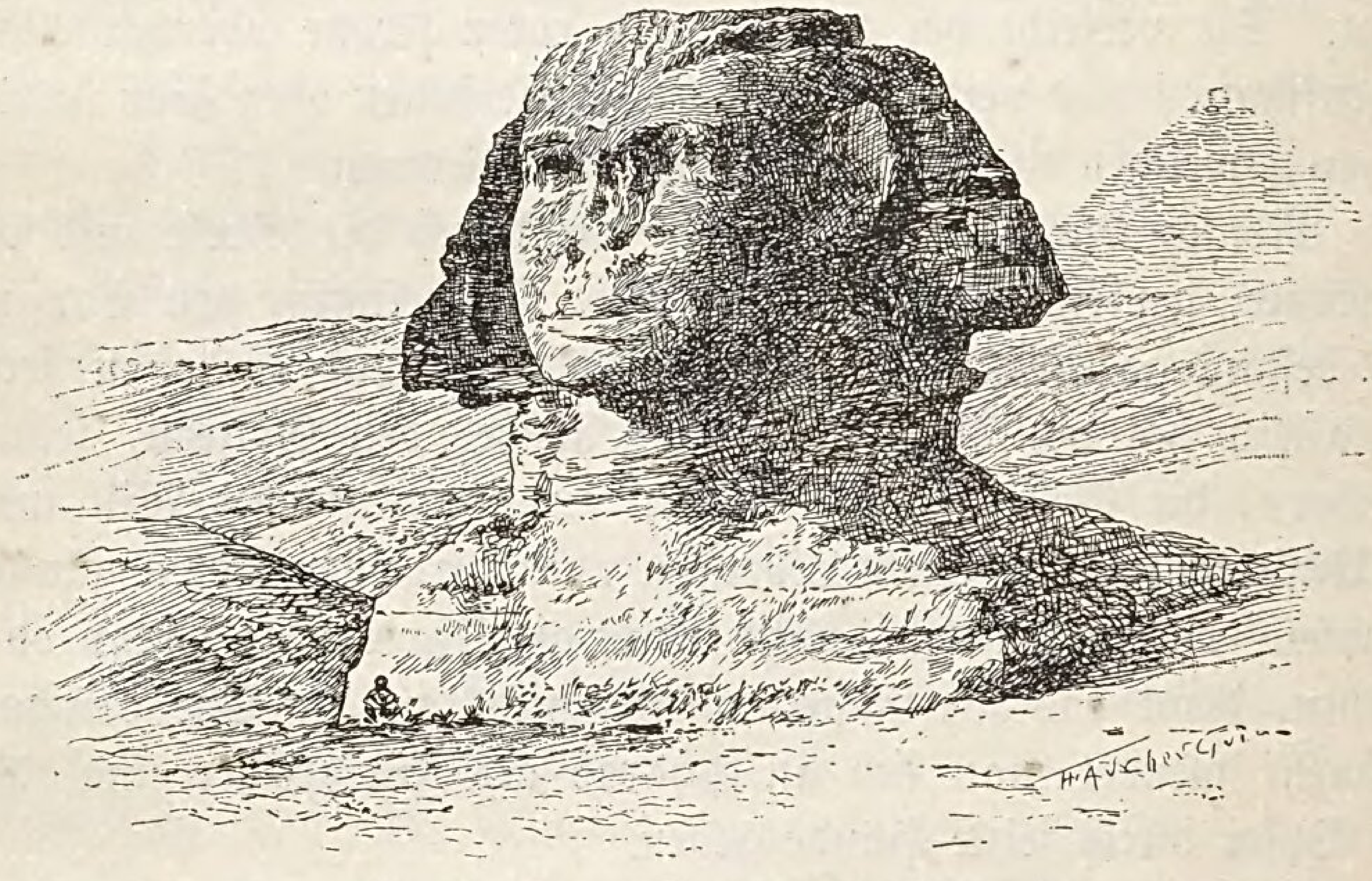


Fig. 30. Der große versandete Sphinx.

in den Schatten des großen Sphinx, des Bildes des allmächtigen Chopri, des Gottes, zu dem alle Häuser von Memphis und alle benachbarten Städte ihre mit Opfern beladenen Hände erheben. Der Sphinx war damals mehr als zur Hälfte im Sande verschüttet, nur sein Kopf ragte daraus hervor (Fig. 30). Sobald der Prinz eingeschlafen war, redete der Gott zu ihm, wie ein Vater zu seinem Sohne: „Sieh mich an, schau auf zu mir, oh mein Sohn Thutmosu, denn ich bin dein Vater Harmachuiti (Harmachis)-Chopri-Tumu, welcher dir den Königsthron zusichert und du wirst zwei Kronen tragen, die weiße und die rote Krone auf dem

Throne des Sibu, des Herrn der Götter*) .... Der Sand des Berges, auf dem ich mich befinde, überflutet mich, vergelte mir meine Wohlthaten mit der Erfüllung meines Wunsches. Ich weiß, du bist mein Sohn, mein Verteidiger, komme näher, hier bin ich bei dir, ich bin dein vielgeliebter Vater." Der Prinz erwachte, und wußte nun, daß der Gott ihm seine künftige Thronbesteigung angezeigt hatte, und von ihm als Gegengabe für diese freudige Zukunftsverheißung die Hinwegräumung des Sandes verlangte. Kaum auf den Thron gelangt, erinnerte er sich auch seines Traumes und ließ den Sand, der das gewaltige Bildnis bedrückte, wegschaffen. Die Stele, die er zwischen dessen Tatzen aufrichtete, ist noch erhalten und erzählt allen Vorüberziehenden von der Erscheinung.

Der prophetische Traum ist jedoch nicht das von den Göttern am häufigsten angewendete Verfahren, um sich dem Pharao zu offenbaren, die Statuen, welche ihnen in den Tempeln errichtet sind, dienen ihnen als Vermittler. Da diese von einem ihrer Doppelgänger belebt sind, können sie reden, wenn sie wollen. Amon erhob die Stimme im Schatten des Heiligtums und befahl der Königin Hatschopsitu, ein Geschwader in das Weihrauchland zu schicken, um den zu den Opfern nötigen Weihrauch von dort zu holen. In den meisten Fällen greifen sie nicht zum Worte, sondern lassen sich an der Bewegung genügen. Frägt man sie in einer bestimmten Sache, so ist, wenn nichts sich an ihnen rührt, dies ihre Art „Nein" zu sagen, wenn sie im Gegenteil stark mit dem Kopfe nicken, dann ist die Sache recht und gut und wird von ihnen gebilligt. Wenn Pharao in Memphis weilt, wendet er sich an Phtah um Rat, in Theben befrägt er Amon, und die durch Amon belebte Statue entscheidet hoheitsvoll die wichtigsten Fragen.

Vor dem Hause des Statthalters angekommen, macht Ramses einen Augenblick Halt und läßt durch einen der ihn geleitenden

---

*) Sibu ist der Erdgott, der Gemahl der Nuit (Nut), der Himmelsgöttin.



Fig. 31. Pharao (Amenhotpu IV.) und sein Geleite.

Kämmerer hineinsagen: „Psaru soll ohne Zögern erscheinen, um mit Seiner Majestät die syrischen Angelegenheiten zu beraten.“ Psaru verneigt sich tief zum Zeichen des Gehorsams, besteigt seinen Wagen, der glücklicherweise schon ganz bespannt war, und schließt sich dem Zuge nach dem Tempel an (Fig. 31). Zwei Läufer eilen in höchster Geschwindigkeit voraus; sie treiben mit Worten und Gebärden die Menge auseinander und nötigen sie, längs der Häusermauern Spalier zu bilden, damit der Weg frei ist.

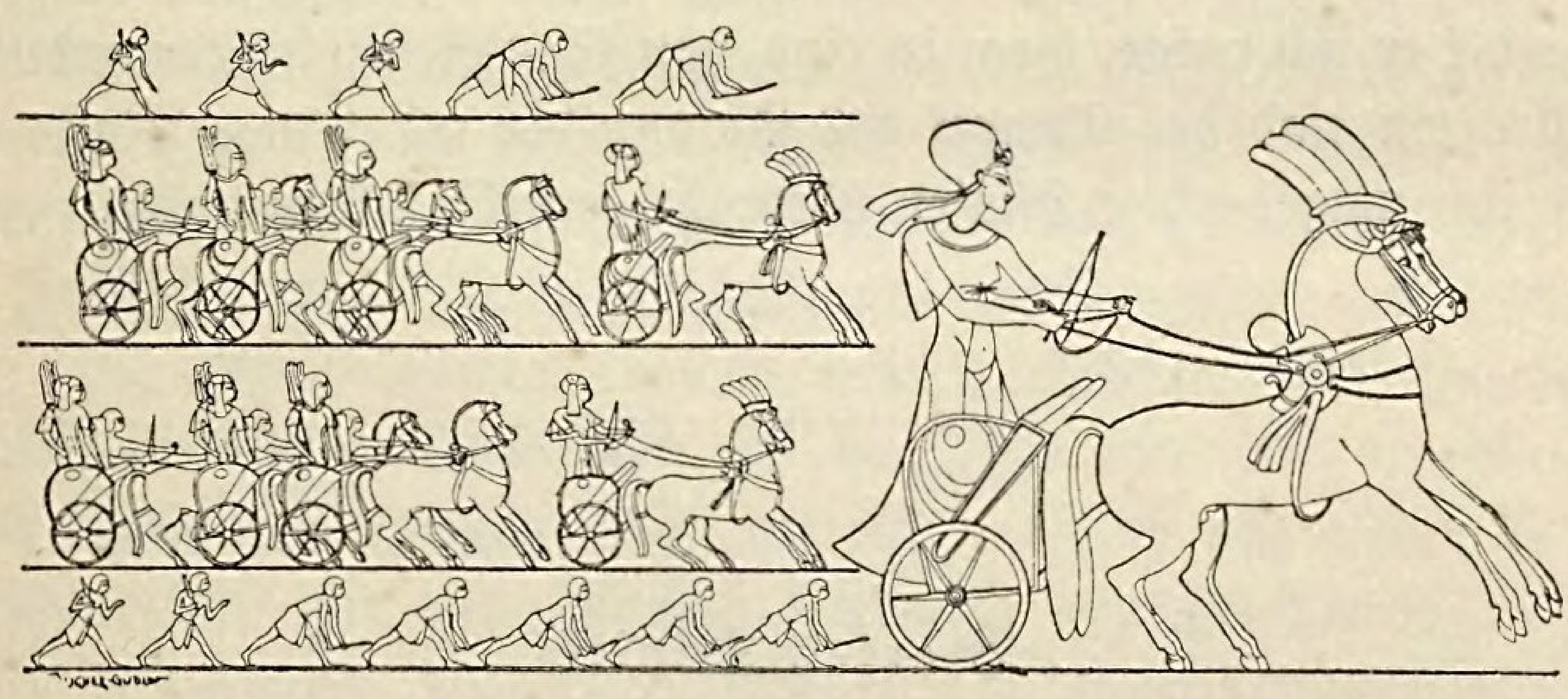


Fig. 32. Die Königin auf ihrem Wagen hinter Pharao.

Hinter ihnen her schreiten abteilungsweise mit ihren Offizieren in geschlossener Reihe ungefähr dreißig, den verschiedenen Corps der Leibwache angehörige Krieger, dann folgen der Bannerträger, der Wedelträger und die Stabträger, die mit beiden Händen die lange Kriegsgeißel halten, weiter die Speer, Beil und Schild führenden Lanzenträger und die, an ihrer Kleidung und ihrer Hautfarbe kenntlichen, barbarischen Hilfstruppen.

Nun erscheint Pharao, allein auf seinem Wagen; um weniges später die Königin Isinofritari (Fig. 32). Es ist eine noch junge Frau, mit feinen regelmäßigen Zügen, doch schon etwas verblüht und unter der Schminke mit Runzeln bedeckt. Wie ihr Gatte ist sie in ein langes Gewand gehüllt, dessen Falten, durch die rasche Fahrt emporgeweht, hinter ihr her flattern. Ein langer Zug von Prinzen und Großwürdenträgern, der noch unaufhörlich durch

neue Zukömmlinge vergrößert wird, entrollt sich hinter dem königlichen Paare. Sie alle haben den Wedel in der Hand und stehen auf ihrem von einem Rosselenker geführten Wagen. Die Volksmenge umjubelt Pharao und sucht den Grund dieser frühen Morgenfahrt zu erraten: „Er will der Mut ein Opfer bringen! — Er will die Kapelle des Chonsu einweihen! — Aus Syrien ist ein Bote gekommen! — Ein Bote aus Äthiopien ist da! —“ Pharao jedoch setzt, unbekümmert um die Erregung, welche sein Erscheinen hervorruft, seinen Zug fort, nach einigen Minuten wendet er sich rechts, biegt in eine, von Sandsteinsphinxen gebildete Allee ein und der Tempel des Amon, der mit seiner Masse alle die ihn umgebenden Häuser überragt, erhebt sich vor ihm.

Viertes Kapitel.

Amon der große Gott von Theben.

Der Tempel, das Haus des Gottes. Geschichte des Amontempels zu Theben. Der König in der Säulenhalle. Amon urteilt in letzter Instanz. Thutmosu, der Oberaufseher über die Speicher und das Erbgut des Gottes. Die Speicher des Gottes werden bestohlen. Feierliche Sitzung im Tempel. Amon verkündet sein Urteil. Ein syrischer Bote und ein Eilbrief in Keilschrift: die Kriegserklärung. Das Opfer des Stiers. Die Opferformen und das Chri-habi. Amon verheißt dem König den Sieg.

Der Tempel ist das Haus des Gottes, worin er wohnt mit Leib und Seele. Ursprünglich bestand er wie die menschliche Wohnung aus einem einzigen engen, dunkeln Raum, nur daß er, anstatt von einer Terrasse, von einem leicht gewölbten, von vorn nach hinten abschüssigen Dache überdeckt war; rechts und links der Pforte waren zwei hohe Masten aufgepflanzt, an welchen man Flaggen befestigte, um von fern her die Aufmerksamkeit der Gläubigen anzuziehen; ein von einem Balkenzaun umschlossener Vorhof

breitete sich vor der Façade aus. Im Innern sah man Matten und niedere Tische aus Stein, Holz oder Metall, sowie einige Gefäße, die dazu dienten, Blut, Wein, Wasser, d. h. alle Flüssigkeiten, die man der Gottheit täglich brachte, aufzunehmen. Mit Zunahme der Opferspenden erhöhte sich auch die Anzahl der Tempelräume, und Kammern für Blumen, Stoffe, kostbare Gefäße, Mundvorräte schlossen sich an die ursprüngliche Halle an; was zuerst den ganzen Tempel ausmachte, ist nun nur noch das Allerheiligste, das geheimnisvolle Tabernakel des herrschenden Gottes.

Kaum länger als zweitausend Jahre ist es her, daß Theben sich aus dem Dunkel erhob.*) Seine ersten großen Könige, die Amenemhaït und die Usirtasen, errichteten dort zu Ehren Amons ein ziemlich unscheinbares Gebäude aus weißem Kalk und Sandstein mit Granitpforten, dessen innern Schmuck sechzehneckige Pfeiler bildeten. Amon war zu der Zeit nur ein armseliger Provinzialgott, der lange nicht die Achtung und allgemeine Verehrung genoß wie seine Nachbarn Montu von Hermonthis oder Minu von Koptos; ein kleiner Tempel war für seine unbedeutende Person ausreichend und wenige Ländereien genügten, um ihm seine kleinen Opfer zu liefern. Im Laufe der langen Jahrhunderte, die nun folgten, nahm er aber an Macht zu, und als die Pharaonen der XVIII. Dynastie die Hyksos verjagt hatten und ohne Nebenbuhler die Welt beherrschten, errang Amon mit einem Schlage die Oberherrschaft über alle andern Götter ägyptischer wie fremder Städte und seine ehemalige Wohnstätte ward zu klein, um ihn zu beherbergen. So viele alte Erinnerungen hafteten aber an ihr, daß man sie nicht zerstören wollte, vielmehr sie mit einem Kreis neuer Tempel umgab, wodurch das größte Bauwerk,

---

*) Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß diese Erzählung in der ersten Zeit der Regierung Ramses II., in der Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. spielt. Das Auftreten der XII. Dynastie ist zwischen 3200 und 3400 v. Chr. zu setzen und das der ersten thebanischen Dynastie, der XI., ungefähr zwei Jahrhunderte früher.

das man sich denken konnte, erstand. Thutmosu I. errichtete vor der ehemaligen Tempelfront zwei Hallen mit einem, seitlich von einzelstehenden Kapellen besetzten Vorhof, sowie drei auf einander folgende, von Türmen flankierte Thore, sogenannte Pylonen. Thutmosu III. erbaute im Westen ungeheuere Hallen. Amenhotpu III. fügte den drei Pylonen Thutmosu I. einen vierten von staunenswerter Höhe und Breite hinzu; endlich benutzten Ramses I. und Seti I. ihre Regierungszeit, um die Säulenhalle zu errichten, welche an den Pylon Amenhotpu III. stößt. Sie mißt 50 m in der Länge auf 100 m in der Breite (Fig. 33). Durch ihre Mitte führt ein von zwölf Säulen mit Kelchkapitälen gebildeter Gang, deren Höhe beträchtlicher ist, als man sie je im Innern eines Gebäudes verwendete. In den Seitenschiffen stehen 122 Säulen mit Lotuskapitälen. Die Decke des Mittelschiffs ist 23 m über dem Boden und der Kranz der beiden Türme überragt diese Decke noch um etwa 15 m. Seti starb als der Bilderschmuck an den Wänden kaum begonnen war, und Ramses II. kann seine Vollendung nur erleben, wenn er hundert Jahre alt wird.*)

Pharao wird an der Tempelpforte von zwei Priestern mit bloßen Füßen und kahlrasiertem Kopfe empfangen. Sie werfen sich zu Boden, während er vom Wagen steigt, dann sich erhebend, harren sie schweigend seiner Befehle. „Ist der erste Prophet Amons im Tempel?“ — „Der erste Prophet Amons ist im Tempel.“ — „Er soll sofort erscheinen.“ — „Er kann nicht sofort erscheinen, Amon verkündet an diesem Morgen sein feierliches Urteil in der Angelegenheit des königlichen Schreibers und Oberaufsehers der Speicher Thutmosu, und der Oberpriester ist in diesem Augenblick vor der Heiligkeit dieses Gottes.“ Pharao wirft einen zerstreuten Blick durch das Thor und bemerkt, daß der Mittelgang der Säulenhalle zur Hälfte von einer unbeweglichen Menschenmenge erfüllt ist; tief im Hintergrund zeichnen sich in einem schräg durch die

*) Ramses II. starb in der That beinahe hundertjährig, im 67. Jahre seiner Regierung.

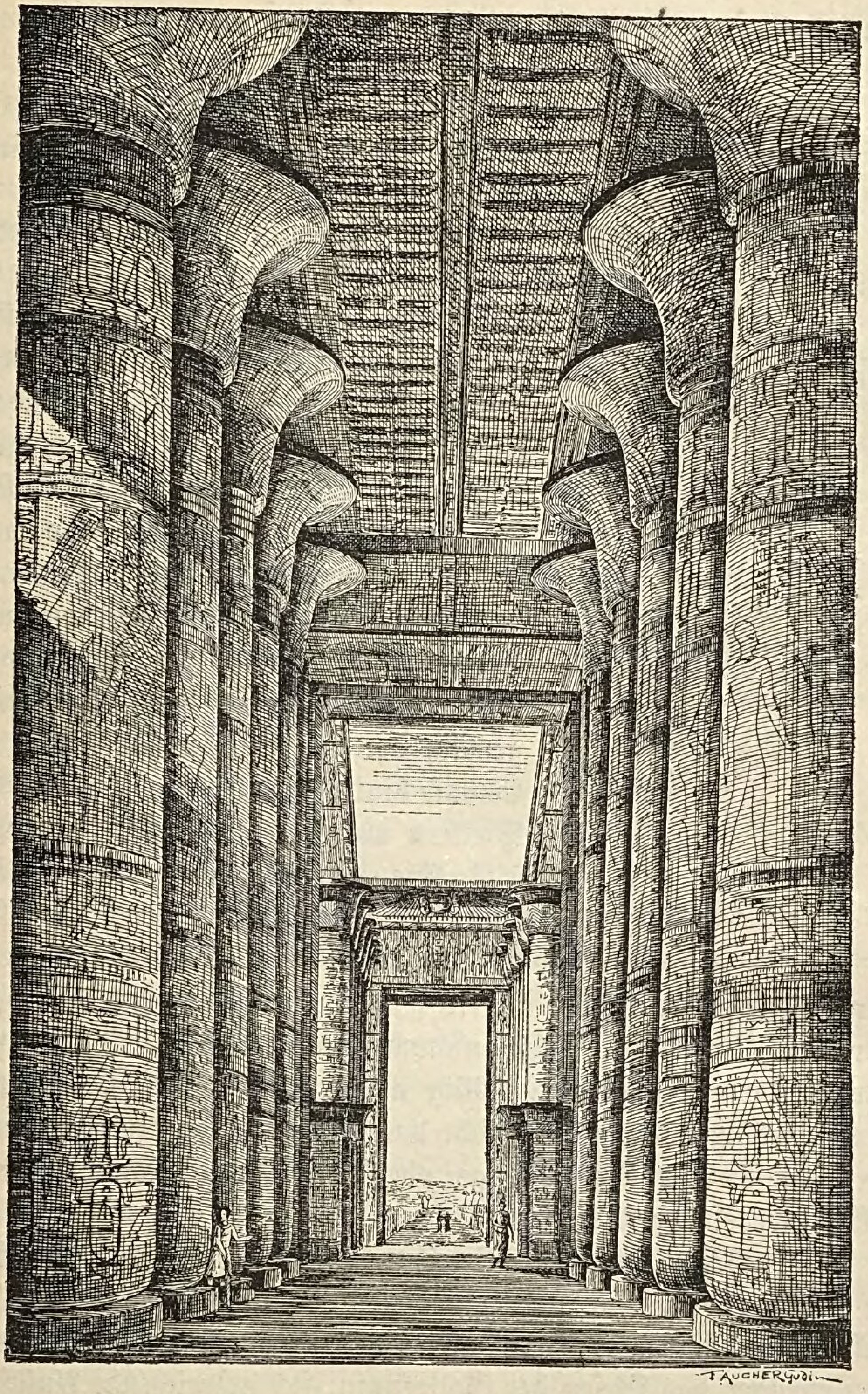


Fig. 33. Eingang in die Säulenhalle des Amontempels zu Karnak.

Decke fallenden Sonnenstrahl über den Häuptern der Andächtigen drei heilige Barken ab.

Der älteste der beiden Priester bemerkt, daß die Feierlichkeit ihrem Ende nahe und daß der erste Prophet in spätestens einer halben Stunde frei sein werde.

Pharao überschreitet die Schwelle und tritt in den linken Flügel der Halle. Die Sklaven des Gottes bringen ihm nun sofort einen großen vergoldeten Sessel, der, mit bunten Kissen geziert, auf hohen Beinen steht und mit einer Fußbank versehen ist (Fig. 34), auf dem er Platz nimmt, Isinofritari setzt sich neben ihn. Die Mehrzahl des Geleites, Soldaten und Läufer verbleibt draußen als Wache bei den Wagen. Die Fürsten und Großwürdenträger folgen dem Könige hinein und reihen sich dann dem Range gemäß, der ihnen nach der Hofsitte zukommt, hinter dem Könige zwischen den Pfeilern auf.



Fig. 34.
Der königliche Thron.

Die einen Augenblick durch die Ankunft des Königs unterbrochene Stille stellt sich jetzt nur um so feierlicher wieder her, und Pharao könnte sich, so ganz in der einen Ecke der Halle verloren, durch die dicht zusammengerückten Säulenreihen von der Volksmasse getrennt, völlig allein im Hause seines Vaters Amon wähnen, wenn ihm nicht das Echo von Zeit zu Zeit einige Bruchstücke frommer Gesänge oder das leichte Rauschen eines Fliegenwedels herüberträge.

Die Götter haben ihr Urteil manchmal in Fragen abzugeben, in denen es sich nur um Glaubenssätze handelt. In der That geschieht es zuweilen, daß ein Gelehrter durch zu vieles Nachdenken über das Wesen der Gottesnatur sich abweichende Ansichten über die sonst feststehenden Lehrsätze bildet; erlaubt er sich dieselben

zu verkünden, besonders aber, wenn er das Unglück hat, einige Anhänger zu finden, dann lädt ihn die Priesterschaft, der er angehört, vor die Statue des Gottes, welche ihn nun in den Bann thut und aus der Gemeinschaft ausstößt, ja ihn nötigenfalls zum Feuertode verdammt. Der Fall des Schreibers Thutmosu ist weit entfernt von Ketzerei: kein einziger Lehrsatz kommt ins Spiel und der Angeklagte hat nie auch nur im entferntesten die Absicht gehabt, etwas an herkömmlichen Kultusgebräuchen zu ändern. Da er Priester und zwar Priester von hohem Range ist, müssen wir wohl glauben, daß er etwas von Gottesgelahrtheit versteht, aber er ist zugleich „oberster Aufseher der Speicher Amons“ und in dieser Eigenschaft hat man ihn zur Rechenschaft gezogen.

Die Götter sind thatsächlich vornehme Herren, welche im Besitz großer Güter sind, bei deren Bewirtschaftung sie ein zahlreiches Personal beschäftigen. Ihre Tempel müssen vergrößert, ausgebessert, in gutem Stande gehalten werden, wie fürstliche Paläste. Ihre Statuen bedürfen der Hausgeräte, der Kleider, des Schmucks und die Doppelgänger, die sie in sich tragen, erhalten sich nur, wenn sie jeden Tag ernährt werden; überdies haben sie ihre eigenen Diener, die Priester, für deren Existenz und Auskommen, wenn nicht gar Reichtum, auch Sorge getragen werden muß. Für dies alles ist man bereits bei der Tempelgründung bedacht, indem man den Priestern Ländereien, Tiere, Sklaven, sowie verschiedene Einkommen zuweist, die dann ihr besonderes Eigentum ausmachen, für welches sie mit Gebeten oder fortdauernden Opfern zum Gedächtnis des Stifters danken. Dieses einmal festgesetzte Erbgut bleibt von rechtswegen unveräußerlich, wächst im Gegenteil noch beständig durch Vermächtnisse und neue Schenkungen. Häuser reihen sich an Häuser, Felder an Felder, Einkünfte häufen sich auf Einkünfte und die Güter der toten Hand — die man die Opfergaben des Gottes nennt, „Hotpu nutir“ — würden schließlich das ganze Land und alle beweglichen Schätze Ägyptens umfassen, wenn der König oder die Feudalherren nicht von Zeit zu Zeit gelegentlich eines Bürger-

krieges oder eines fremden Einfalles einen Teil davon wieder an sich rissen.

Seit dem Regierungsantritt der XVIII. Dynastie hat Amon mehr als alle andern Götter, ja vielleicht mehr als selbst Pharao, aus den über die Völker Syriens und Äthiopiens errungenen Siegen Nutzen gezogen. Jeder Erfolg brachte ihm einen beträchtlichen Teil der auf dem Schlachtfelde eroberten Beute, der den Feinden auferlegten Schatzungen und der zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen. Er besitzt Gärten und Häuser zu hunderten in Theben und dem übrigen Ägypten, ferner Äcker und Wiesen, Felder und Wälder, Jagden und Fischereien allüberall; er hat Ansiedelungen in Äthiopien und in den Oasen der libyschen Wüste, und im Innern des Landes Kanaan Vasallenstädte, deren Steuern Pharao ihm zufließen läßt. Die Verwaltung dieser Güter erheischt eben so viele Beamte und Schreibstuben, wie die eines Königreiches. Sie umfaßt unzählige Vorsteher der Feldarbeiten, Aufseher über die Haustiere und das Geflügel, zwanzigerlei Schatzkammern für Gold, Silber, Kupfer, für Gefäße und kostbare Stoffe, Leiter von Fabriken und Werkstätten, Wegebaumeister, Baukünstler, Schiffsleute, eine Flotte und ein Heer, die oftmals Seite an Seite mit der Flotte und Armee Pharaos kämpfen. Es ist ein wirklicher Staat im Staate.

Thutmosu ist einer der vornehmsten Aufseher, er steht dem doppelten Speicher Amons in Theben vor und aller Weizen, alle Gerste, alle Durra, alle Körnerfrüchte, welche der Gott selbst erntet oder welche er als Steuer von seinen Unterthanen erhebt, gehen natürlicherweise durch seine Hand. Die Speicher, worin er sie aufstapelt, sind große, in schmale, hohe, gewölbte, nebeneinanderliegende, aber nicht mit einander verbundene Kammern eingeteilte Ziegelbauten (Fig. 35), die nur zwei Öffnungen haben, die eine oben zum Einschütten des Getreides, die andere dicht am Boden, um es herauszuholen. Das im Eingangshof auf Haufen geschichtete Getreide wird von vereidigten Maßmeistern unter Aufsicht eines Wächters gemessen; ein Ausrufer verkündet

die Zahlen der Scheffel und ein Schreiber zeichnet sie auf. Ist ein Haufen gemessen, so tragen Lastträger das Korn in Kufen fort und bergen es unter Anweisung eines Aufsehers in den dafür bestimmten Räumen. Die Arbeiter steigen entweder mittelst einer beweglichen Leiter zu der obersten Mündung der Kornkammer empor, oder wenn diese, wie dies manchmal der Fall ist, von einer Terrasse überdeckt wird, auf einer aus Ziegelstufen gebildeten Treppe. Thutmosu weiß, was jeder Speicher faßt, das Maß an Korn, das darin aufgeschichtet ist und was man täglich davon holt; was die Ernte

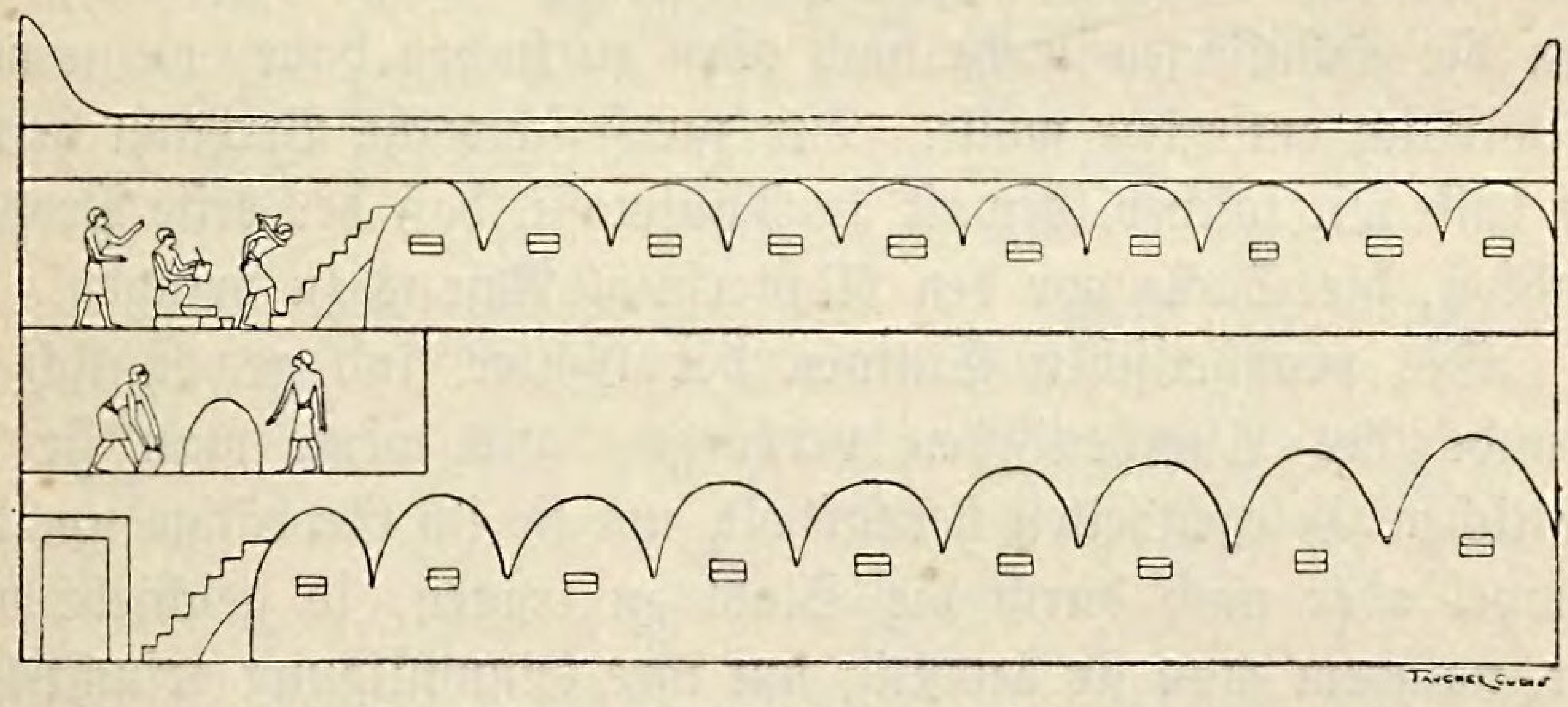


Fig. 35. Die Kornspeicher. Einschreiben und Aufbewahrung des Korns.

des laufenden Jahres eingebracht hat, und was noch in den Vorratsräumen von den vergangenen Jahren her verblieben ist. Aus Unehrlichkeit oder Nachlässigkeit kann er den Gott um einen ungeheuern Teil seiner Einkünfte bringen, ohne daß man dessen so bald gewahr wird.

Bis zur letzten Zeit hatte man nie an seiner Redlichkeit gezweifelt und sein Leben war tadellos verlaufen, aber im vergangenen Jahre begann sich das Gerücht zu verbreiten, daß absonderliche Unregelmäßigkeiten in seinem Dienste vorgekommen wären und noch vorkämen. Man sprach von Unterschlagungen beim Empfang und bei der Verteilung des Korns, von falschem Maß, von unrichtigen in die Register eingetragenen Ziffern, von so frechen Diebstählen, die in den Magazinen begangen würden

daß die noch unbekannten Bösewichter der geheimen Mitschuld, wenn nicht gar der thätigen Beihilfe, seitens der öffentlich bestellten Hüter sicher sein müßten. In einem Speicher, der, als er geschlossen wurde, zweitausend Scheffel Durra enthalten hatte, fanden sich, als man ihn drei Monate später wieder öffnete, nur noch zwölfhundert und niemand konnte sagen, wohin das Übrige gekommen war. Die Unterbeamten hatten nichts Verdächtiges bemerkt und stellten sich, als wüßten sie nicht, was hier vorginge; sie schoben die Verantwortlichkeit von einem zum andern und ohne jemand deutlich anzuklagen, gaben sie zu verstehen, daß man die Schuldigen mehr nach oben zu suchen habe, wenn man sie wirklich entdecken wolle. Der zuerst schwache Verdacht heftete sich bald mit solcher Gewalt an Thutmosu, daß der erste Prophet beschloß, die Sache vor den Richterstuhl Amons zu bringen.

Die prophetischen Statuen der Götter sind gewöhnlich im Grunde des Allerheiligsten verborgen und wenn man sie bei feierlichen Gelegenheiten hervorholt, um sie im Gepränge um den Tempel oder auch durch die Stadt zu tragen, so geschieht dies nur, nachdem man sie demütig um ihre Einwilligung ersucht hat. Nickt die Statue, dann nimmt man die Barke, in der sie sich befindet, und setzt sich damit in Bewegung, wenn im Gegenteil die Statue unbeweglich bleibt, schließt man hieraus, daß sie sich nicht gern zeigt und erkundigt sich bei ihr nach den Gründen, die sie dazu zwingen, das Volk ihres Erscheinens zu berauben. Am Tage des Festes von Theben weigerte sich die Statue Amons herauszukommen. Man schrieb ihren Mißmut den Veruntreuungen zu, denen sie zum Opfer gefallen war, und Thutmosu wurde vor Gericht gefordert. Schuldig erkannt werden, hätte für ihn Tod durch das Schwert, oder zum mindesten Einkerkerung und Einziehung aller Güter bedeutet. Die mit Strenge geführte Untersuchung ergab, daß er sich nichts vorzuwerfen hatte. Wenigstens zwanzig Verwalter und Schreiber hatten sich zusammengethan, anfänglich, um nur einige Scheffel Korn zurückzubehalten, die sie unter sich verteilten, dann aber, durch die Straflosigkeit sicher gemacht, um die

ihnen unterstellten Speicher zur Hälfte zu leeren, wobei sie sich aber zu sehr von ihrer Habsucht verleiten ließen und nun, da die Entdeckung drohte, sich dadurch zu retten suchten, daß sie den Verdacht auf ihren Vorgesetzten ablenkten. Thutmosu wurde unschuldig befunden und der Gott, welcher die Untersuchung angeordnet hatte, bestimmte einen Tag, um öffentlich sein Urteil zu verkünden.

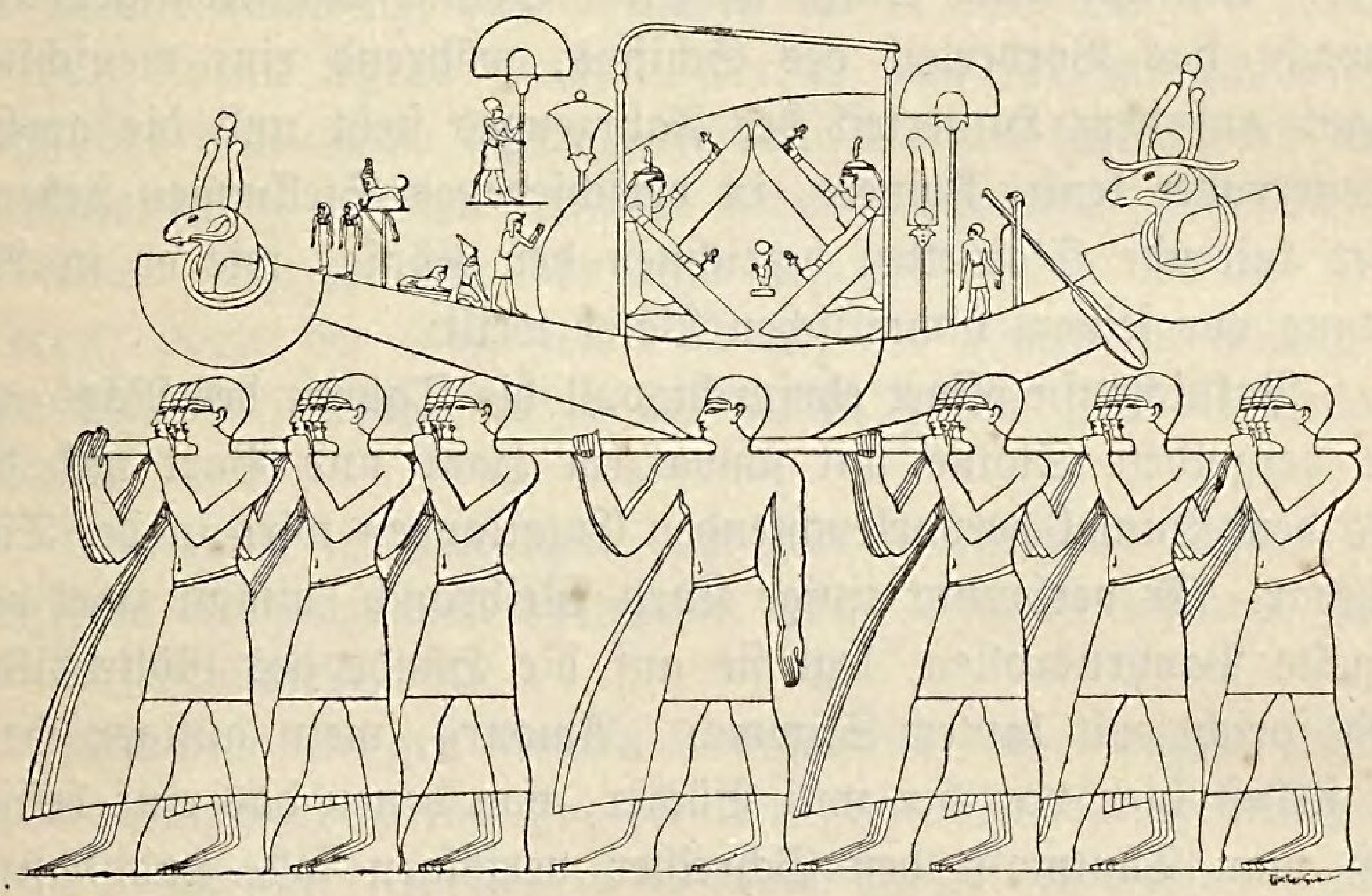


Fig. 36. Die Barke des Amon wird von seinen Priestern getragen.

Darum trat an diesem Morgen der erste Prophet Baknichonsu mit nackten Füßen und kahlrasiertem Kopfe, die weiße Binde über der Brust gekreuzt, mit Thutmosu in das Heiligtum und stellte sich auf den „silbernen Boden" vor die Arche des Amon. Die ägyptischen Gottheiten richten ihr Leben nach der Natur des von ihnen bewohnten Landes ein; ihre Arche ist deshalb stets eine Barke, eine wirkliche Barke, die an beiden Enden in die Höhe gebogen und fest genug ist, um auf dem Wasser zu schwimmen, denn mehrere Male des Jahres bringt man sie auf den heiligen See des Tempels zur Feier gewisser, nur von den Priestern verstandener Gebräuche. Die Barke Amons trägt vorn und hinten

einen, mit der Sonnenscheibe gekrönten, von einem breiten Halsband gezierten Widderkopf (Fig. 36). Sie ruht auf einer Tragbahre, welche wiederum auf einem viereckigen, reich geschmückten Untersatze steht. Eine ziemlich hohe Kajüte, Naos genannt, erhebt sich in ihrer Mitte, sie dient gewöhnlich der prophetischen Statue zur Wohnung; ein langer weißer, hinten befestigter Vorhang fällt über beide Seiten des Naos, wodurch er zur Hälfte verborgen wird. Ein auf einer Stütze stehender Sphinx mit Menschenhaupt bewacht das Vorderteil des Schiffes, während eine menschliche Figur auf dem Hinterteil des Fahrzeuges steht und die großen Steuerruder lenkt; kleinere, in verschiedenen Stellungen stehende oder knieende Statuetten bezeichnen den König, wie er in Anbetung vor seinem himmlischen Vater weilt.

Baknichonsu öffnet ehrfurchtsvoll die Thüren des Naos und die vergoldete Statue mit schwarzem Haar und Bart und den aus dem Dunkel hervorleuchtenden Emailaugen wird in der Tiefe sichtbar. Er verbrennt einige Korn Weihrauch, nimmt zwei versiegelte Papyrusrollen, legt sie auf die Hände des Götterbildes und spricht mit lauter Stimme: „Amonrâ, mein gütiger Herr, du siehest hier vor dir zwei Bücher, von denen das eine besagt, daß man Thutmosu den Schreiber verfolgen solle und daß er schuldig ist, das andere hingegen besagt, daß man den Schreiber Thutmosu nicht verfolgen solle und daß er unschuldig ist. Du weißt das Gute vom Bösen zu unterscheiden, so bestimme auch hier nach dem, was recht ist.“ Der Gott macht das Zeichen der Einwilligung und ergreift diejenige Rolle, welche besagt: „Thutmosu, Sohn des Suâamon, soll nicht verfolgt werden, denn er ist unschuldig.“ Der erste Prophet fährt fort: „Der Schreiber Thutmosu hat also Gnade gefunden vor Amonrâ, meinem Herrn. Mein guter Herr und Gott bewillige, daß er nicht mit dem Schwerte gerichtet, nicht in das Gefängnis geworfen, nicht durch den Verlust seiner Güter bestraft werde,“ — der Gott stimmt dem bei; — „gewähre ferner, daß er in seine Würden wieder eingesetzt werde und seine Stellung als oberster Aufseher der

Speicher wieder erlange" — und der Gott stimmt wiederum bei. Nun heben etwa vierzehn Priester die Arche auf ihre Schultern und tragen sie durch die Räume und Höfe des Tempels, bis zum Eingang der Säulenhalle, wo die Arche der Göttin Mut und die des Gotteskindes Chonsu mit ihr zusammentreffen und die religiöse Feier in Gegenwart der Volksmenge sich wiederholt. Der abermals befragte Gott bestätigt neuerdings, daß Thutmosu unschuldig und erklärt nochmals, daß er ihn wieder in seine Ämter eingesetzt, „so daß, wenn irgend jemand, wer es auch sei, zu Thutmosu, Sohn des Suâamon, sagt: „„du bekleidest mit Unrecht ein Amt bei Amonrâ"", so wird der erste Prophet Amonrâs, des Königs der Götter, der da war vor allen Dingen, diesen vor den Gott fordern, denn der Gott selbst ist es, der Thutmosu wieder in seine Würde einsetzte, als er auf einem hohen Sitz im Tempel thronte!"

Thutmosu ist fürderhin vor jeder Verfolgung sicher; wer ihm seine Vergangenheit vorwerfen wollte, würde sich dem Zorn des Gottes aussetzen.*)

Die drei heiligen Archen bewegen sich nun langsam ihren finstern Kammern wieder zu, die Menge verliert sich geräuschlos, und Baknichonsu eilt, sich zu Pharaos Füßen zu werfen. Sein ganzes Leben hat sich in diesem Tempel, in dem er jetzt als Herr befiehlt, abgespielt. Mit sechzehn Jahren Priester, war er göttlicher Vater mit zwanzig,**) dritter Prophet mit zweiunddreißig, zweiter Prophet mit siebenundvierzig Jahren, und Ramses hat ihn wenige Monate nach seiner Thronbesteigung zum ersten Propheten ernannt.

---

*) Die lange Inschrift, die diesen Prozeß erzählt, ist an einzelnen Stellen so verstümmelt, daß der Sinn nicht immer ganz klar ist; ich kürzte deshalb die Einleitung und bestrebte mich, in meiner Erzählung nur die nahezu feststehenden Thatsachen wiederzugeben.

**) Der Titel „göttlicher Vater" bezeichnete, wie man sieht, einen der untergeordneten Grade der Priesterschaft des Amontempels; welche Verrichtungen er auferlegte, weiß man nicht.

Das Oberpriestertum Amons ist nach allgemeinem Urteil die wichtigste der drei hohen geistlichen Würden, die es in Ägypten giebt; das Oberpriestertum des Râ in Heliopolis und das des Phtah in Memphis standen ihm lange Zeit voran, heute ist es an der Spitze und übt über das ganze Land eine fast unbegrenzte Macht aus.

Ramses hebt Baknichonsu auf und teilt ihm den Grund seines Kommens mit; noch hat er seine Rede nicht beendet, als atemlos ein Truppenanführer herbeistürzt: der Bote aus Syrien ist da und harrt vor der Thüre des Winkes Seiner Majestät. Kaum eingeführt, fragt ihn der König schon, ohne ihm nur Zeit zu lassen, sich der Sitte gemäß mit dem Gesicht zu Boden zu werfen: „Du, wer bist du?" — „Ich gehöre dem Fürsten von Mageddo (Megiddo) und komme von ihm mit einer Botschaft für Seine Majestät." Er überreicht eine dicke, auf beiden Seiten beschriebene Platte in gebranntem Thon.

Pharao kennt, wie die meisten Ägypter von guter Familie, das Aramäische seit seiner Kindheit, aber Keilschrift kann er nicht geläufig lesen. Der Dolmetscher für syrische Sprachen tritt deshalb aus den Reihen des Gefolges, entnimmt den Bericht den Händen des Überbringers und liest laut vor: „Zum König meinem Herrn, meiner Sonne, spreche ich, Abdadad dein Diener, also: Chitisaru, der besiegte Fürst der elenden Chiti, hat Frieden und Freundschaft, welche seine Väter mit deinen Vätern schlossen, gebrochen. Er hat die Macht der Götter, deiner Herren, vergessen und versammelte seine Heerführer, sein Fußvolk, seine Streitwagen, er zog gegen die Vorsteher und Könige, welche du in dem ganzen Lande eingesetzt hattest, daß sie Tribut bezahlten und deiner Majestät huldigten. Er griff sie an, er tötete ihre Krieger, er nahm ihre Herden, er führte ihre Frauen und Kinder in Gefangenschaft. Ich schickte deshalb Späher in sein Lager, denen ich hieß: Gehet und schauet wie es sich verhält mit dem elenden Chiti. Und siehe, sie fanden ihn gelagert bei Qodschu (Kadesch), der Stadt des besiegten Fürsten von Amauru, ihn und seine ruchlosen Ver-

bündeten mit ihm. Und wisse, mein Herr und König, meine Sonne, daß der Fürst von Girgaschu, der von Muschanit und der von Aradu, wie der von Ilion, der von Pedasos, der von Mysien, der von Lycien ebenso wie das ganze Naharanna (Naharaim) bei ihm sind. Möchte mein Herr und König, meine Sonne, bald seine Bogenschützen und Streitwagen senden, denn wenn er zögert, ist es um mich geschehen."*)

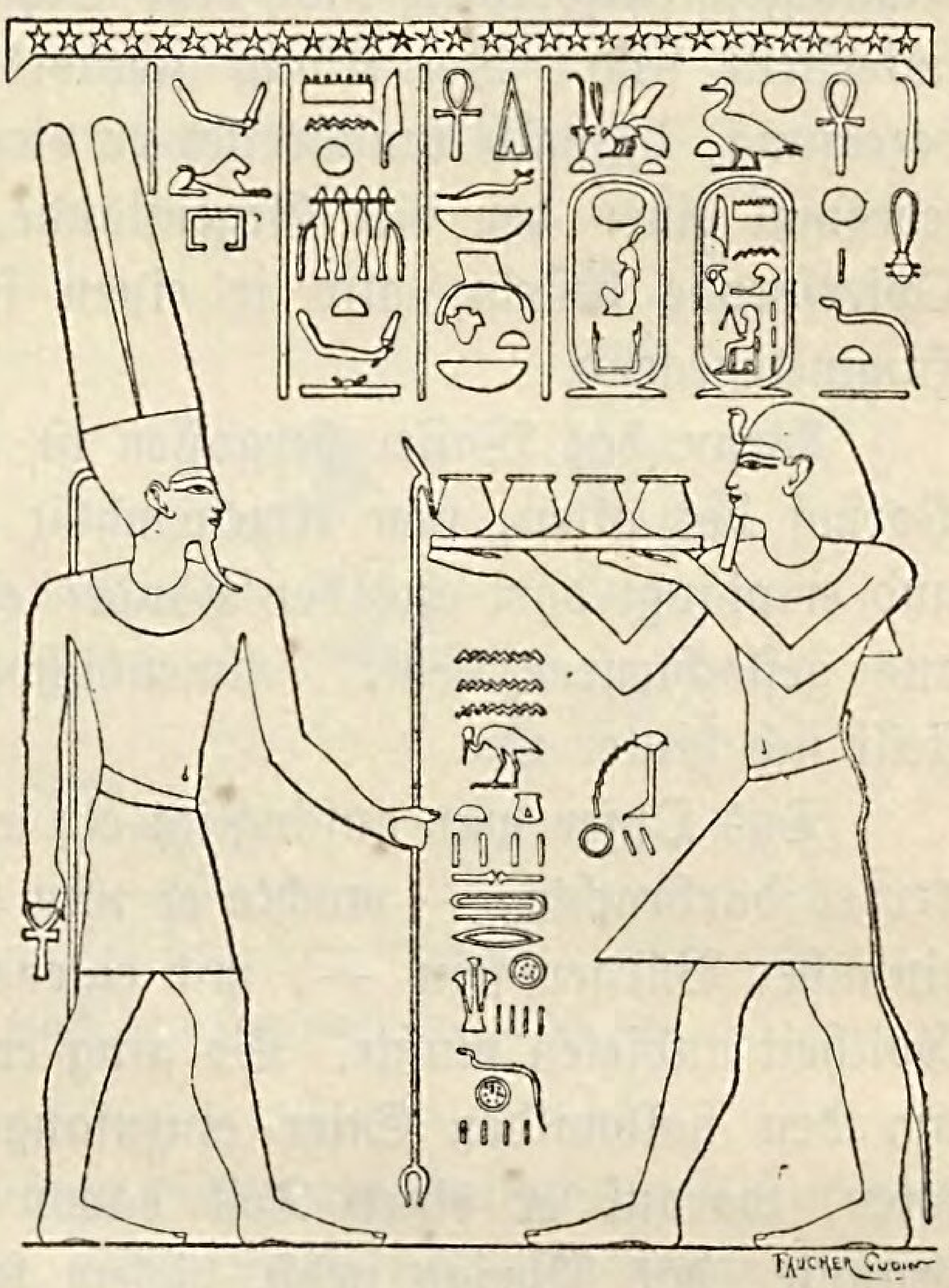


Fig. 37.
Die Spende des roten Wassers für den Gott Amon.

Nun ist es nicht mehr an der Zeit, den Gott zu befragen, ob er den Krieg gut heiße oder nicht: der Krieg ist ausgebrochen und Pharao kann sich nur schnellstens zum Heere begeben. Er ruft Psaru herbei und befiehlt ihm die nötigen Maßregeln zum sofortigen Aufgebot der Heervölker von Theben und Oberägypten zu ergreifen und sendet Boten an den Vicekönig von Äthiopien ab, den er von seinem Kriegszuge in Kenntnis setzt, dann erhebt er sich und betritt das Innere des Tempels, wo alles zum Opfer bereit ist.

Die dazu gehörige Einleitung vollzieht sich rasch in der gewohnten Weise. Die Statue Amons wird mit dem Gesicht nach vorn vor das Allerheiligste gestellt, Pharao bekleidet sie, giebt ihr

*) Der Brief des Fürsten von Mageddo ist nach dem Muster ähnlicher in Tell-el-Amarna gefundenen Schriftstücke zusammengestellt.

Wohlgeruch, spendet ihr nach einander fünf Korn Weihrauch vom Süden und fünf Korn Alaun vom Norden, vier Schalen roten Wassers (Fig. 37) und vier Schalen gewöhnlichen Wassers. Nicht ohne Grund ist die Vierzahl bei diesen Ceremonien vorherrschend: Die Erde teilt sich in vier Weltgegenden oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, in „vier Häuser", welche unsern Himmelsrichtungen entsprechen und dem Schutze verschiedener Gottheiten unterstellt sind. Der König schuldet einer jeden gleiche Ehrenbezeigung, deshalb umschreitet er viermal die Statue und opfert jedesmal einen der vier Gegenstände, aus denen die betreffende Opferspende besteht, also je einen für je ein Haus oder eine Himmelsgegend.

Wenn das Wasser vergossen ist, verfügt er sich schnell in den Vorhof des alten, von Amenemhâit errichteten Gebäudes zurück und empfängt dort aus den Händen eines Priesters eine Schlinge aus geflochtenem Leder. Amenhichopschuf, sein ältester Sohn, stellt sich hinter ihn.

Das Opfer war anfänglich ein wirkliches Mahl, welches der, der es darbrachte, — mochte er nun König, Fürst oder auch nur einfacher Bürger sein —, mit eigenen Händen bereiten und der Gottheit anbieten mußte. So ging er denn hinaus auf das Feld, um den halbwilden Stier einzufangen, ihn zu fesseln und zu töten, worauf er einen Teil davon vor dem Götterbilde verbrannte, das Übrige nebst vielem Kuchen, Obst, Gemüse und Wein unter die Anwesenden verteilte. Der Gott war gegenwärtig mit Körper und Doppelgänger, er ließ sich mit Kleidern versehen und beräuchern, er aß und trank das Beste, was man ihm vom Tische bot.

Die Spende des Weihrauchs und des Wassers hatte nur den Zweck gehabt, die prophetische Statue für das Festmahl vorzubereiten, wie man einen Gast vorbereitet, dem man Waschwasser reicht und den man mit duftenden Essenzen salbt: der König kann nun auf die Jagd gehen. Die Zeit hatte nach und nach die Roheit des ursprünglichen Ritus gemildert; was zu Anfang wirkliche

Jagd des Tieres und richtiges Festmahl war, hatte sich in eine Scheinverfolgung und ein Scheinmahl umgewandelt. Ramses kann zwar nicht davon befreit werden das Tier selbst zu fangen, aber man erspart ihm die Mühe, es von der Weide zu holen und dabei zu gewärtigen, daß es sich ihm entrisse oder ihm einen gefährlichen Stoß beibrächte. Das große Opfer, das man nur bei den feierlichsten Gelegenheiten begeht, besteht naturgemäß aus vier Opfertieren; der Sparsamkeitssinn beschränkt deren Zahl für gewöhnlich auf zwei oder auf eins, das man dann den „Stier des Südens“

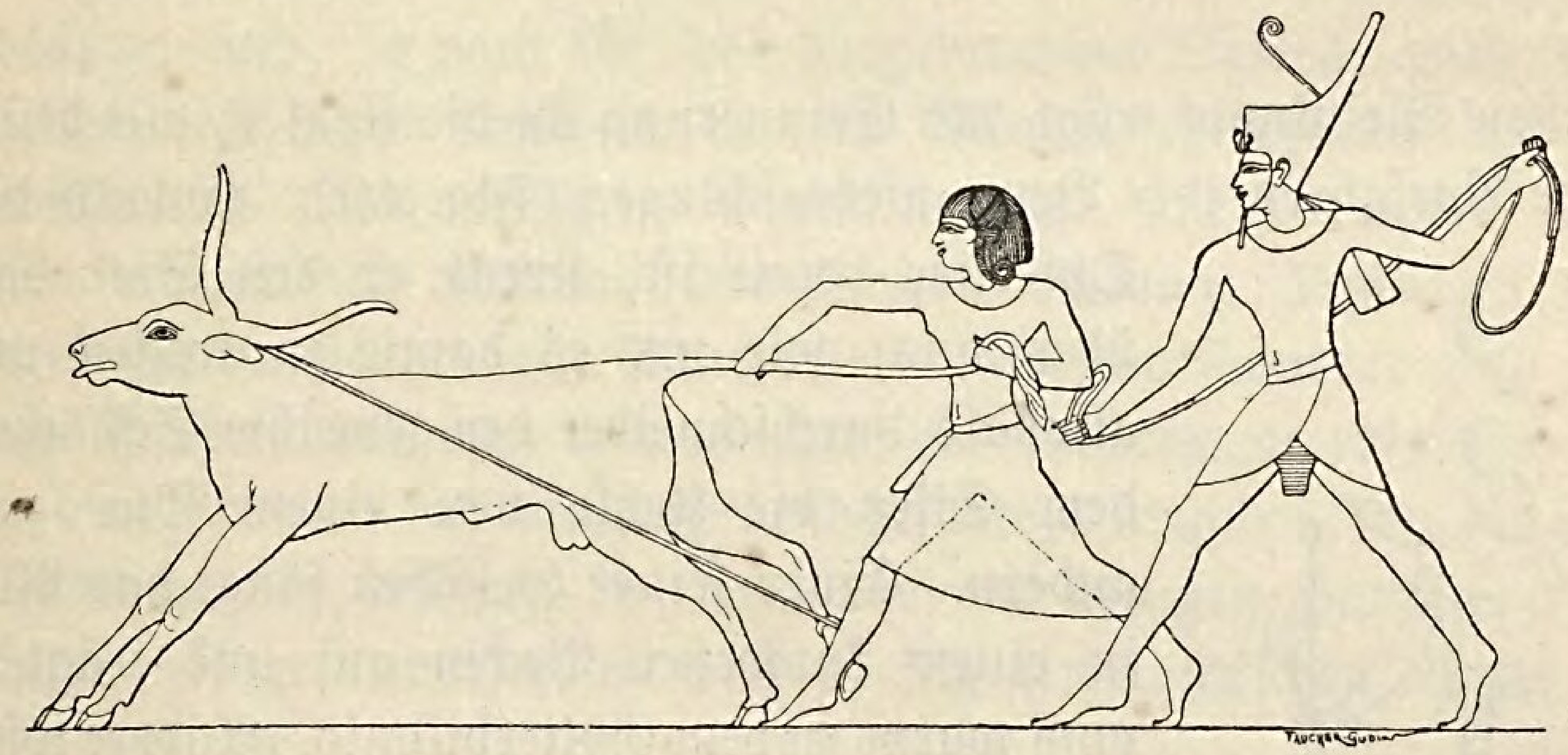


Fig. 38. Der König wirft dem Opferstier den Lasso um.

nennt. Die Tempeldiener führen diesen am Halfter zur bestimmten Stelle und binden ihm das rechte Horn und das rechte Hinterbein zusammen, wobei sie ihm leicht den Kopf zurückbiegen und den Strick über die linke Schulter laufen lassen; dadurch hemmen sie ihn in seinen Bewegungen und legen den Hals lahm, falls er die Hörner gebrauchen wollte. Wenn das geschehen ist, stachelt man ihn an, aber sobald er davonläuft, faßt ihn der Kronprinz mit beiden Händen am Schwanz und Ramses wirft ihm die Schlinge um die Hörner (Fig. 38). Da das Tier bei diesem Angriff stutzt, anhält und nicht weiß, was mit ihm vorgeht, stürzen sich die Priester darauf, werfen es zu Boden und verschnüren seine vier Beine zu einem Bündel (Fig. 39). Unter-

dessen hat sich Pharao mit einem langen, geraden Stab aus ganz leichtem Holze versehen, der jeder Verzierung entbehrt und einen

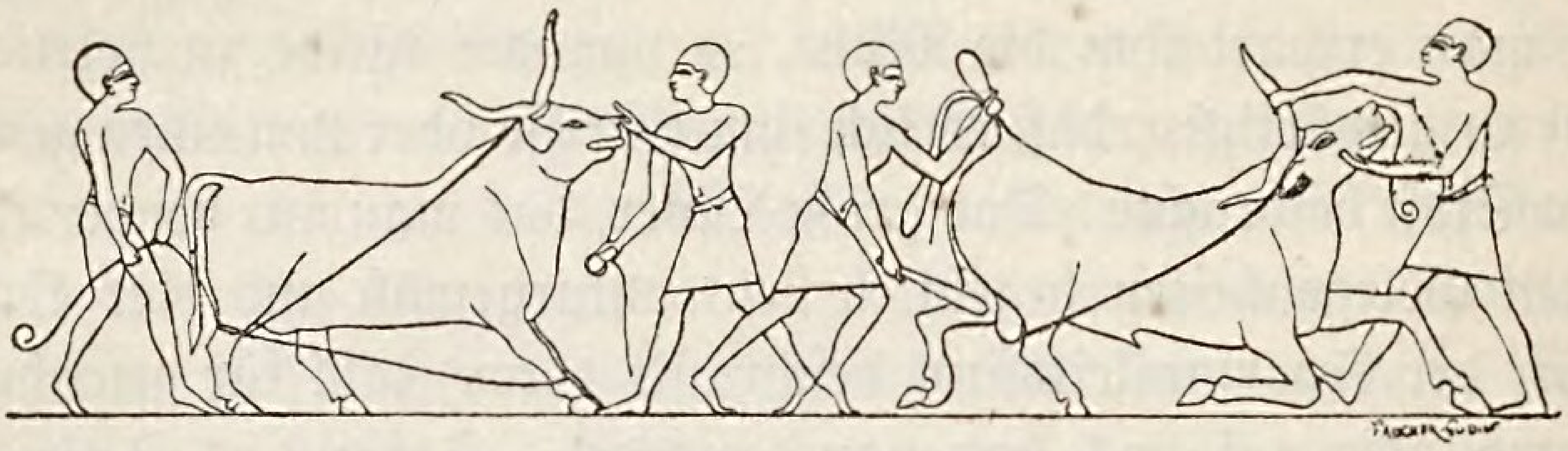


Fig. 39. Die Priester werfen den vom König gefangenen gefesselten Stier zu Boden.

weißen Steinknopf trägt, als Erinnerung an die Keulen, mit denen seine Vorfahren ihre Beute niederschlugen (Fig. 40). Sobald das Opfertier bereit ist, streckt er den Stab darüber aus, wie um es damit zu treffen und alsobald durchschneidet der geweihte Schlächter dem Stier die Kehle von einem Ohr zum andern. Einer seiner Gehilfen fängt das Blut in einem kupfernen Becken auf und trägt es noch warm zu dem Götterbildnis. Andere lösen mit einigen Schnitten die Opferteile, das Herz, die Leber, die Milz, den Schenkel (Fig. 41); wieder andere eilen mit den Stücken zum Könige (Fig. 42). Ramses opfert jedes Stück, sobald es ihm gebracht wird, dann häuft er sie am Boden mit Broten, Kuchen, Früchten



Fig. 40.
Der König giebt das Zeichen zur Tötung.



Fig. 41.
Das Zerlegen des Stiers.

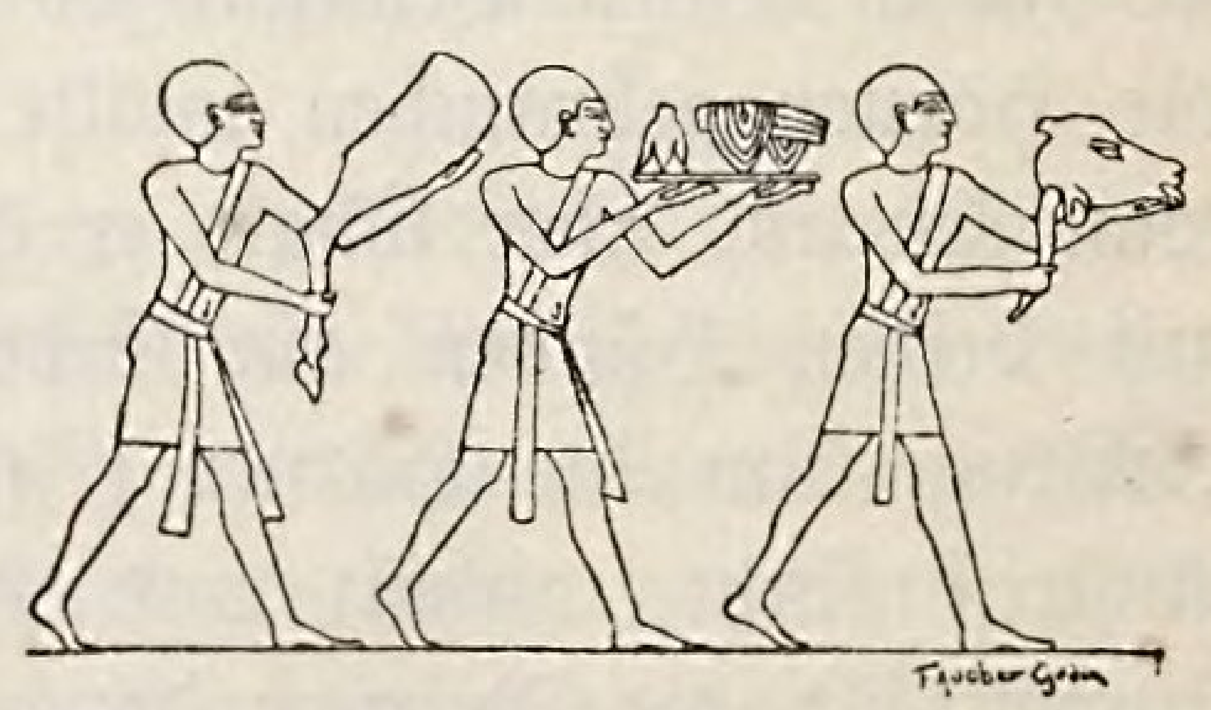


Fig. 42.
Die Priester tragen die Opferteile herbei.

und allerhand Gemüse zusammen auf und Amon braucht nur die Speisen, die ihm am besten behagen, aus der Masse herauszulesen.

Das ist in großen Zügen die Schilderung des Opfergebrauchs; jede Handlung ist dabei von Bewegungen und Gebärden begleitet, welche die Götter selbst in allen Einzelheiten zu bestimmen geruhten. Vor allem wird völlige Reinheit erheischt. Der Opfernde, wer es auch sei, muß sich sorgfältig das Gesicht, den Mund, die Hände, den Körper waschen „uâbu“: und diese Reinigung wird für so nötig erachtet, daß der Priester seinen Namen „Uîbu“, der Gewaschene, der Reine, davon herleitet. Gewänder und Kopfbedeckung sind, je nach Art des dargebrachten Opfers, ganz verschieden, oft sogar wechseln sie von Minute zu Minute bei der Ausführung eines einzigen Opferbrauchs. Dieses Opfer oder dieser Augenblick während des Opfers verlangt Sandalen mit umgebogener Spitze, ein Pantherfell über der Schulter und die große Flechte über dem rechten Ohr; ein anderesmal erfordert es, daß der Spender sich mit der Lendenschürze umgürte, an der ein Schakalschwanz befestigt ist, und vor der heiligen Handlung die Schuhe ablege, oder auch, daß er sich einen falschen Bart am Kinn befestige.

Die Gattung, das Fell, das Alter des Opfertieres, die Art, es herbeizuführen und zu fesseln; das Vorgehen beim Schlachten und in welcher Weise das Öffnen und Zerstückeln des Körpers zu geschehen hat, sind bis in die kleinsten Einzelheiten vorgesehen und müssen immer in derselben Art vollzogen werden. Es sind dies noch die geringsten von dem Gotte gestellten Anforderungen, und die am leichtesten zu befolgenden. Aber die Gebetsformeln, welche jede der geweihten Handlungen begleiten, sie bestehen aus einer gewissen Anzahl Worte, deren Folge und Zusammenstellung, sollen sie nicht ihre Wirksamkeit verlieren, in nichts geändert werden darf, selbst nicht durch den Gott. Man spricht sie nach einem bestimmten Rhythmus, in einem Tonfall, bei dem jede Klangstufe ihren Wert hat und begleitet sie mit Gebärden, die ihren Sinn bekräftigen und einen unwiderstehlichen Einfluß auf den

Gott ausüben. Eine falsche Note, eine Verschiebung in der Aufeinanderfolge der Gebärden und der dazugehörigen heiligen Worte, ein Zögern, eine Ungeschicklichkeit in der Ausübung eines Gebrauchs, und das ganze Opfer ist ungiltig. Der Gottesdienst ist demnach gewissermaßen eine rechtliche Handlung, in deren Verlauf der Gott einen Teil seiner Freiheit gegen gewisse, bezüglich Wert und Beschaffenheit vom Gesetze bestimmte Naturalleistungen vertauscht.

Ramses reicht seinem Vater Amon feierlich Kuchen und Brote, Fleischstücke und Früchte, durch die er Gehör erlangen und den Gott seinem Anliegen geneigt machen möchte. Wenn er ganz peinlich die unzähligen Bedingungen, welche bei dieser Spende in Betracht kommen, beobachtet, dann kann sich Amon der Obliegenheit, das Gebet zu erhören, nicht entziehen und muß ihm den Sieg über die Chiti gewähren; übersieht er aber nur das Kleinste, dann bleibt wohl das Opfer im Tempel, aber Amon ist in nichts gegen ihn verbunden. Der Opfernde, König oder Bürger, hat demzufolge den Seinen gegenüber die gefährlichste Verantwortlichkeit: ein Gedächtnisfehler oder irgend eine unfreiwillige Unreinheit machen ihn zu einem schlechten Priester, der denen nur Schaden bringt, die ihn mit Vertretung ihrer Anliegen bei den Göttern beauftragt haben. Da man von einem, unablässig durch Staatsgeschäfte in Anspruch genommenen Herrscher keine ritualistische Vollkommenheit erwarten darf, beugt man den Mißgriffen, die er begehen könnte und welche das Opfer ungiltig machen würden, vor, indem man ihm einen Ceremonienmeister beigesellt, „den Mann mit der Rolle" (chri-habi), der ihn in den regelrechten Gebräuchen vor der Götterstatue, wie beim Opferstier unterweist, ihm den Wechsel der Gebärden, wie die Änderung der Gewänder vorschreibt, ihm nötigenfalls selbst die Worte der einzelnen Gebete aus einem Buche, das er in der Hand hält, zuflüstert und die meisten der gebräuchlichen Formeln für ihn spricht.

Wenn der König das Priesteramt übernimmt, vertritt gewöhnlich der älteste seiner Söhne den Dienst eines Ceremonienmeisters,

und so spricht Amenhichopschuf mit dem Pantherfell über der Schulter und der Locke über dem Ohr, den rechten Arm vor sich ausgestreckt, das Suton di hotpu über die vor Amon aufgehäuften Weihespenden, während Ramses den Weihrauch verbrennt und ein letztes Trankopfer ausgießt.

Amon nimmt huldvoll die Ehrenbezeigungen seines Sohnes entgegen: „Gehe in Frieden du guter Gott, Herrscher beider Ägypten, Usimarīsotpunrī, denn ich verleihe dir, daß du stärker seist als alle fremden Länder, daß du Schrecken in die Herzen der Barbaren bringst.“

Die Kriege werden nicht nur von König gegen König, Volk gegen Volk geführt, sondern von einem Gott gegen den andern. Pharao kann darum, wenn er sich in den Krieg begiebt, nur siegen, wenn Amon mit ihm zieht; hilft ihm Amon nicht in eigener Person, dann würden die fremden Götter leicht Herr über ihn und die Ägypter würden geschlagen. Amon aber ist auf dem Schlachtfelde gegenwärtig, seine Hand bedeckt den König, sie hält die Pfeile von ihm ab, sie lenkt seinen Streitwagen inmitten des Getümmels, sie lichtet und wirft die feindlichen Reihen. „Ich bin gekommen, o mein Sohn, und ich gebe dir, daß du die Fürsten von Zahi vernichtest; ich werfe sie unter deine Füße in ihrem eigenen Lande; ich lasse sie deine Majestät schauen, als eines Herrschers von strahlendem Licht, wenn du über ihren Häuptern leuchtest, gleich meinem Bilde, der Sonne. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Barbaren Asiens und führest die Fürsten der Rutonu in Gefangenschaft; ich lasse sie deine Majestät schauen in ihrem Kriegsschmuck, wenn du zu den Waffen greifst auf deinem Streitwagen. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du die Länder des Ostens vernichtest; die Phöniker und Cypern sind unter deinem Schrecken; ich lasse sie deine Majestät schauen, wie einen jungen Stier, mit starkem Herzen, versehen mit seinen Hörnern, dem man nicht widerstehen konnte. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Völker, die in ihren Hafenstädten wohnen, und

die Gegenden von Mitani vor dir erbeben; ich lasse sie deine Majestät schauen als Nilpferd, den Herrn des Schreckens auf den Wassern, dem man nicht nahen konnte. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Völker, welche auf den Inseln wohnen und die, welche im Schoße des Meeres leben, sie werden vor deinem Brüllen erstarren; ich lasse sie deine Majestät schauen als Rächer, der sich auf dem Rücken seines Opfers erhebt. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Tahonu, und die Inseln der Danaer, sie sind in der Macht deiner Seelen; ich lasse sie deine Majestät schauen als einen wütenden Löwen, der sich in den Thälern auf ihren Leichen niederlegt. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Küstenländer, und alles, was der Fluß Ocean umgiebt, ist gebunden an deine Faust; ich lasse sie deine Majestät schauen als den Herrn des Flügels, den Sperber, der in einem Augenblick erblickt, was ihm gefällt. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Völker der Sümpfe, und daß du führest die Beduinen, die Herren des Sandes, in Gefangenschaft; ich lasse sie deine Majestät schauen als den Schakal des Südens, den Herrn der Schnelligkeit, den Läufer, der sich durch beide Erdstriche bewegt. — Ich bin gekommen und ich gebe dir, daß du vernichtest die Barbaren Nubiens und die Völker von Punit, alles ist in deiner Hand; ich lasse sie deine Majestät schauen als deine beiden Brüder Horus und Sit, deren Arme ich vereinigt habe, um deine Macht zu sichern."*)

*) Dieser Triumphgesang scheint für Thutmosu III. verfaßt zu sein, aber er wurde zu einer Art Gemeingut aller ägyptischen Eroberer und man findet Bruchstücke desselben auf Seti I. oder Ramses III. bezogen, was uns hier erlaubte, ihn, ohne eine Unwahrscheinlichkeit zu begehen, auf Ramses II. zu übertragen.

Fünftes Kapitel.

Die Truppenaushebung.

Der Apugau und sein Herr Nachtmînu. Die Stadt: das große Schloß. Die Verwaltungsämter des Gaus. Die geringe Neigung der Ägypter für das Waffenhandwerk. Die Aushebung. Die Erbtruppen und ihr Lehn. Das ägyptische Pferd. Der ägyptische Streitwagen. Waffenverteilung an die Truppen. Austeilung von Nahrungsmitteln fürs Feld. Das ägyptische Heer und seine Zusammensetzung: die Schardana. Meinung der Schriftgelehrten über den Soldatenstand.

Psaru ist nicht allein Gauvorsteher und Graf von Theben, er ist oberster Verwalter des Landes des Südens, was so viel heißen will, als von fast ganz Oberägypten; von der Gegend Siuts bis zum ersten Katarakt. Sogleich am folgenden Tag, nachdem Pharao ihm befohlen, alles in Kriegsbereitschaft zu setzen, reiste er ab und ließ in einem Teil der ihm unterstellten Bezirke, in Kusit, in Koptos, in Denderah, der Stadt der Hathor, und in Thinis, wo vor mehr als viertausend Jahren die ägyptische Monarchie gegründet ward, die Männer ausheben und die Kornvorräte einsammeln.

Seit heute morgen ankert sein Fahrzeug vor Apu*), der Hauptstadt des panopolitanischen Gaues, wo ihm der Erbfürst Nachtmînu Gastfreundschaft erweist.

Die Zeiten sind vorüber, in denen die großen Adelsfamilien, die den Boden Ägyptens unter sich geteilt hatten, beinahe unabhängig waren und lauter kleine Fürstentümer unter der manchmal nur nominellen Oberhoheit des Pharao bildeten. Seit die Macht in den Händen der thatkräftigen thebanischen Herrscher ruht, mußten die vornehmen Barone von den fast hoheitlichen Rechten, welche sie sich angemaßt hatten, zurücktreten und sind nun kaum mehr als erbliche Vasallen ihrem Lehnsherrn gegen-

*) Apu, von den Griechen Chemmis oder Panopolis genannt, ist das heutige Umm-el-Chemîm, volkstümlich Achmîm genannt.

über; reich und ob ihres Adels angesehen, aber streng von den Beamten des Königs überwacht und mit Absetzung oder gar dem Tode bedroht beim geringsten Verdacht. Die Mehrzahl derselben hegt im Grunde des Herzens die geheime Hoffnung, den alten Zustand bald wieder hergestellt zu sehen: eine verlängerte Unmündigkeit, eine Aufeinanderfolge unfähiger Könige, eine Palastrevolte, ein Einfall der Küstenvölker oder auch nur ein unglücklicher Krieg, der das Ansehen der Dynastie vernichtete und sie wären rasch wieder in den frühern Besitz ihrer Rechte gelangt. Inzwischen treten einige von ihnen in königliche Dienste und bekleiden nun Hofstellen unter Ramses II., andere, wie Nachtmînu, leben friedlich auf ihren Gütern und teilen ihre Zeit ungleich zwischen ihren Vergnügen und den Sorgen für eine Verwaltung, die ihnen bei der Eifersucht des Herrschers jeden Tag leichter gemacht wird.

Apu ist durch seine Spinnereien berühmt.*) Vom Strome aus gesehen bietet es den Anblick rührigsten Lebens. Mindestens dreißig Fahrzeuge liegen längs des Ufers und werden von gewiß hundert Lastträgern beim Gesange ihrer Lieder befrachtet oder entladen; höher am Ufer hinauf erheben die königlichen Magazine, „das doppelte weiße Haus", in denen Korn, Leinwand, Früchte, Stoffe, Vieh untergebracht werden, ihre zinnengekrönten Mauern; aber hinter diesem ersten Bilde ruht eine alte, träge, stille Stadt: Enge, kaum durch das Geklapper eines Webstuhls belebte, nur von einigen Trupps magerer Hunde bewachte Gassen, ein kleiner, reinlicher, bescheidener Markt, wo etwa zwanzig Händler in stille Betrachtung versunken vom Morgen bis zum Abend auf Kunden warten, die nie kommen, bilden das Ganze. Im Osten erhebt der Tempel des Mînu (Chem) seine gewaltige Masse. Gegen

*) Die Spinnereien von Achmîm existieren noch heute, sie verfertigen hauptsächlich einen, in kleine weiße und blaue, schachbrettartige Felder gemusterten Stoff, aus dem die Fellahfrauen ihre Überkleider, die Melayah, machen.

Nordost bilden schöne, dicht belaubte Gärten einen grünen Wall zwischen den Häusern und dem offenem Felde; sie sind durch tiefe Gräben von einander getrennt, die im Sommer Kanäle, im Winter aber Straßen bilden. Ihre Umfassungsmauern sind mit wildem Gesträuch bewachsen, dessen Zweige bis in die Mitte des Wegs hineinreichen und Krieg mit den Gesichtern der Vorübergehenden führen. Die gewöhnliche Residenz des Fürsten, „das große Schloß", steht im Mittelpunkt der Stadt, etwas vom Fluß entfernt. Es ist ein nahezu rechteckiger Bau, der von einer hohen, dicken, mit rundlichen Zinnen versehenen Mauer aus ungebrannten Ziegeln umgeben ist. In seiner Mitte befindet sich der längliche Hof, der nach Westen durch den Palast abgeschlossen, auf den drei andern Seiten aber von Waffenmagazinen, Futter- und Vorratsspeichern umgeben ist, wie auch von niedrigen Häusern, in denen die verschiedenen Verwaltungen des Fürstentums und die entsprechenden hohen Beamten untergebracht sind. Wie man sieht, eine wahre Festung, die selbst eine richtige Belagerung aushalten kann, und die alten Herren von Apu haben sich darin auch oftmals gegen ihre aufständischen Unterthanen oder die Mâazin*)-Beduinen, die plötzlich aus der Wüste hervorbrachen, ja selbst gegen die eingeübten Truppen des Pharao verteidigt. Man hat sie manchmal durch Hunger bezwungen, durch Gewalt nie. Nachtminu, mehr aus Zwang als freiwillig friedlich gesinnt, erteilte gerade dem obersten Aufseher seiner Speicher Audienz, als man ihm die Ankunft Psarus meldete. Jeder Gau hat, wie das ganze Ägypten, sein besonderes Verwaltungssystem, welches sein Fürst, sein geborener Herr, frei von jeder Aufsicht leitet; er muß nur den Verpflichtungen nachkommen, die er als fürstlicher Vasall gegenüber dem Lehnsherrn hat: persönlichen Dienst leisten, jährliche Abgaben

---

*) Die Mâazin waren Beduinen libyschen Ursprungs. Ihr durch ein Wortspiel dem arabischen Meâzah (Zicklein) gleichgestellter Name hat sich in dem Namen der Mâazeh-Beduinen erhalten, die man noch heute in Mittelägypten zu beiden Seiten des Nils antrifft.

in Metall oder Naturalien zahlen und Truppen stellen, deren Menge je nach der Ausdehnung des Lehns und dessen Bewohnerzahl wechselt. Infolge dessen besitzt Apu je einen obersten Aufseher über den Viehbestand, einen Vorsteher des Ackerbaus, einen Vorsteher der Speicher, einen Vorsteher der Magazine, einen Vorsteher der Spinnereien, einen Obersten der Soldaten, einen Vorsteher der Bäckereien: einen Staatsrat im kleinen, in dem die Vornehmen des Bezirks ihren Sitz haben; sogar ein Herold fehlt nicht, der feierlich die Befehle des hohen Herrn an seine Unterthanen verkündet.

Nachtminu, schon seit einiger Zeit durch einen besondern Boten von dem Auftrage, der Psaru zu ihm führte, unterrichtet, hat sofort alle Maßregeln, welche Erfahrung ihn gelehrt, ergriffen, um die Vollstreckung der königlichen Befehle zu sichern, besonders derjenigen, die auf das Militär Bezug nehmen. Der Ägypter reiner Rasse hat keine Freude am Waffenhandwerk und die Not des Soldatenelends liefert dem Schriftsteller unerschöpflichen Stoff für Spott und Hohn. Er schildert mit besonderem Vergnügen den Krieger, zerlumpt, halb verhungert und verdurstet, von seinen Vorgesetzten beim kleinsten Anlasse mißhandelt, den feindlichen Pfeilen nur entgehend, um den Marschanstrengungen zu erliegen, und stellt dann diesem wenig schmeichelhaften Gemälde das Bild des Schreibers entgegen, der ohne Gefahr reich und angesehen wird. Deshalb flüchtet sich auch, sobald von Krieg nur die Rede ist, mindestens die Hälfte der Männer, welche ihrem Alter nach diensttauglich wären, in die Berge, wo sie außer dem Bereich der das Aufgebot vornehmenden Beamten sind. Dort bleiben sie versteckt, bis die Aushebung vorüber und die junge Mannschaft unterwegs ist, dann erst kehren sie in ihre Dörfer zurück, wo einige wohlangebrachte Geschenke allen vorwitzigen Fragen vorbeugen, die man etwa wegen ihrer Abwesenheit im entscheidenden Moment an sie richten könnte. Nachtminu hat ihnen jedoch diesmal keine Zeit gelassen, die gewohnten Schliche wieder auszuführen, denn noch an demselben Tage, an dem ihm der königliche Erlaß zukam,

schickte er nach allen Seiten Befehle, um das Aufgebot des Heeres vorzubereiten, und die Ortsvorsteher, die mit ihrem Besitz für den Eifer ihrer Untergebenen haften, legten feste Hand auf alle, von denen sie ein Entweichen fürchteten, weshalb schon seit einigen Wochen die kriegstüchtige Jugend Apus im Gefängnis harrt, daß es Psaru gefallen möge, die größten und kräftigsten unter ihnen zum Zuge nach Syrien auszuwählen.

Nachtmînu eilt seinem Gaste entgegen, begrüßt ihn und führt ihn an der Hand in den Audienzsaal. Die herkömmlichen Ceremonien sind noch nicht zu Ende, als bereits einer nach dem andern, die Edlen des Landes in weißen Gewändern, erscheinen. Der Tag vergeht mit Begrüßungen, der Abend unter Tafelfreuden; erst morgen soll das wirkliche Geschäft an die Reihe kommen. Psaru und Nachtmînu begaben sich schon mit dem frühesten in eine offene, in der Tiefe des Hofes gelegene Halle, in welche die Sonne nicht störend scheint und der Oberaufseher der Truppen nebst seinem Lieutenant lassen sich neben ihnen nieder. Die für die Aushebung bestellten Schreiber bringen ihre Laden mit den Verzeichnissen und hocken sich, die Feder über dem Ohr, dahinter; ein Dutzend Polizisten, halb Gerichtsdiener, halb Henkersknechte, stellen sich zu beiden Seiten auf, sie alle halten einen Stock in der Hand und sind bereit, beim ersten Zeichen zuzuschlagen. Die Landleute, die sich auf Befehl ihrer Ortsvorstände nach Dörfern geordnet haben, sind schon seit Tagesanbruch vor dem Palastthore versammelt. Auf ein Zeichen von Nachtmînu bedeutet der Ausrufer des Gaues dem Thürhüter, daß er sie eintreten lassen dürfe, und die erste Gruppe erscheint.

Voraus schreitet, eine Art Standarte in der Hand, der Bürgermeister. Bei dem Fürsten und dem Gesandten Pharaos angelangt, grüßt er und kniet nieder, während seine Leute einige Schritte hinter ihm mit tiefgeneigtem Rücken und herabhängenden Armen Halt machen. Einer der Schreiber bezeichnet nun aus seinen Listen die Bevölkerung des Dorfes, giebt die Zahl der tauglichen jungen Leute an, welche man nachzählt und mit der

Zahl der zu liefernden Rekruten vergleicht, und liest sodann alle Namen einen nach dem andern ab. Jeder Mann erhebt bei Nennung seines Namens die Hand, fehlt jemand, dann fragt der Oberaufseher der Truppen den Bürgermeister: „Ist der Abwesende krank, oder widersetzlich? Hat er einen Dienst, der ihn am Kommen hindert, oder ein Gebrechen?“ Der Gemeindevorsteher beantwortet diese Fragen nach bestem Vermögen, aber nicht, ohne an allen Gliedern zu zittern, denn ein Polizist steht neben ihm und die Bastonnade droht, wenn die Vertreter Pharaos mit seinen Entschuldigungen nicht zufrieden sind (Fig. 43). Sobald die Aus-

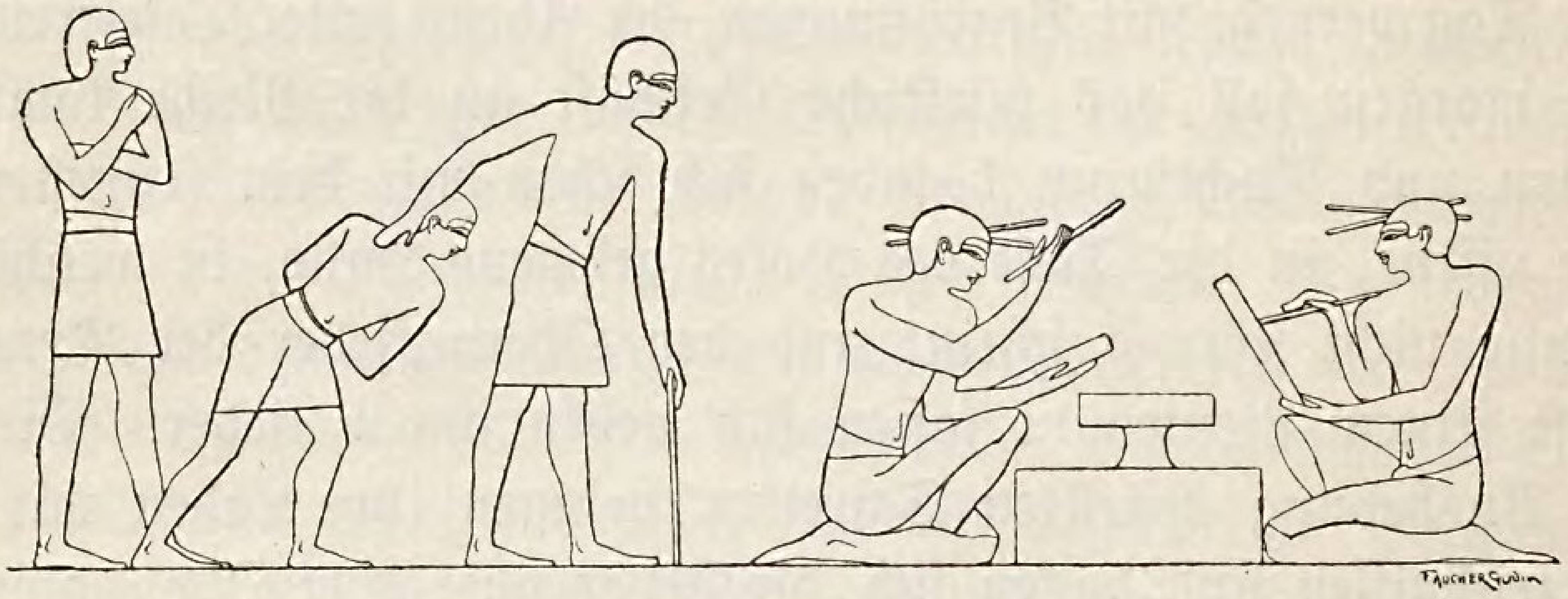


Fig. 43. Vor den Schreibern.

wahl erfolgt ist, trennt man die künftigen Soldaten von ihren Genossen und sperrt sie in ein Magazin des Schlosses ein; die übrigen eilen möglichst schnell nach Hause, glücklich für dieses Mal mit der Angst davon gekommen zu sein.

Dieselben Formalitäten wiederholen sich stets aufs nämliche für jedes zum Apugau gehörige Dorf. Und mit wie viel Eifer die Schreiber auch arbeiten, um dies traurige Geschäft rasch abzuwickeln, es dauert doch mehrere Tage lang. Vom Morgen bis Abend stets nur: Aufrufen, Vorbeimarschieren, Stockprügel. Die Verwandten harren vor dem Thore auf das Ergebnis der Musterung.

Selten, daß das Heer die Leute, welche es nach den entfernten Ländern, wie Syrien oder Äthiopien führt, wieder zurück bringt, die Familie beweint darum ihre zum Dienste eingezogenen

Angehörigen wie Tote. Sobald eine Gruppe von Dorfbewohnern heraustritt, stürzen die Frauen darauf los, und suchen zu erkennen, wer von ihren Verwandten dableibt; diejenigen, deren Gatte, Bruder oder Sohn nicht wiederkehrt, brechen in Schluchzen aus, bestreuen sich Gesicht und Haare mit Staub und klagen, wie wenn es sich um ein Begräbnis handelte.

Am fünften Tage endlich hält Psaru selbst Musterung über die Ausgehobenen und entläßt alle, welche ihm nicht stark genug scheinen, bis die Zahl auf die sechshundert Fußsoldaten, welche die Gaugrafschaft dem König zu stellen hat, herabgemindert ist. Das war der schwerste Teil seiner Aufgabe, alles übrige vollzieht sich ohne Schwierigkeit ganz maschinenmäßig.

Es giebt in jedem Gau, neben den Fellahs, für welche Soldat sein ein Unglück ist, Familien bessern Standes, für die der Heeresdienst als ererbte Pflicht gilt. Jede solcher Familien besitzt, sei es vom König, sei es vom Gaufürsten, ein Gütchen von ungefähr $3^1/_2$ Hektaren als steuerfreies Lehn, das in direkter Nachkommenschaft oder an Seitenlinien vererbt werden kann, aber immer nur unter der Bedingung der Heeresfolge. Alle die dazugehörigen Männer sind in besondere Register eingetragen, die der Gaugraf in Verwahrung hat. In Friedenszeiten beruft man jährlich nur eine kleine Anzahl davon ein, welche dann die Leibgarde des Gauherrn oder des Pharao bildet, aber in Kriegsläuften müssen sie alle zum Heere, sofern sie nicht triftige Entschuldigung haben, wie Gebrechlichkeit, Alter, zeitweilige Krankheit; dabei ist es so eingerichtet, daß, wenn der Vater zu alt sein sollte, um sich zu stellen, er seinen Sohn schicken muß, oder falls ihm dieser fehlt, einen der nächsten Anverwandten. Das Aufgebot dieser Kriegsleute vollzieht sich immer aufs schnellste, denn wenn es schon nicht der Mut wäre, der sie dazu triebe, würde ihr Vorteil allein ihnen Pünktlichkeit gebieten; denn wenn sie je versäumten der Einberufung sofort Folge zu leisten, gingen sie ihres Lehns verlustig, es würde ihnen durch Kabinettsbefehl entzogen und die Familie fiele dem Elend anheim.

Die Mannschaft ist nun da, jetzt heißt es sie ausrüsten. Der Ägypter trägt im gewöhnlichen Leben nie Waffen; nur der Hirte, der seine Herde in einsame Gegenden am Fuße der Berge führt, hat einen eisenbeschlagenen Stab oder Wurfspieß, einen Bogen, Pfeile, ein Messer oder einen Dolch, um sich gegen wilde Tiere oder die herumschwärmenden Beduinen zu wehren. Das Kriegsmaterial wird unter Verschluß in den Staatsmagazinen aufbewahrt, die Ausrüstung für das Fußvolk in dem „Waffenhaus“, die der Kavallerie in den Gestüten.

Noch ist es nicht lange her, daß man das Pferd in Ägypten kennt, die Hirtenvölker führten es ein und vielleicht dankten diese den unglaublich raschen Erfolg, den sie in kürzester Zeit hatten, dem Schrecken, den das Pferd in den ersten Gefechten verbreitete. Im ganzen ist es gut, kräftig und ziemlich hoch gebaut, mit etwas vorstehender Stirn, was seinem Kopf ein leicht geschwungenes, schafähnliches Profil giebt. Der Hals ist dünn, der Rücken schmal und ein wenig gestreckt, die Schenkel mager, die Beine sehnig, der Schwanz lang und dicht behaart. Es unterscheidet sich in nichts von den Pferden, die man bei asiatischen Völkern sieht, aber es ist nicht leicht, es vor dem Entarten und der Entkräftung zu bewahren. Das Klima macht es schwächlich, die Zeit der Überschwemmung setzt ihm hart zu, man muß die Rasse immer wieder durch Hengste und Stuten, die man in Syrien kauft oder erbeutet, auffrischen. Theben, Memphis, Hermopolis, die Mehrzahl der großen Städte Mittelägyptens besitzen Gestüte. Viele Streitwagen aufzustellen, ist für die Edelen der beliebteste Luxus, den Pharao übrigens nach Kräften unterstützt, indem er Belohnungen an die Eigentümer gut gehaltener Marställe verteilt, während diejenigen Vorwürfe, ja Strafen erhalten, welche ihre Tiere nicht gut besorgen. Apu hat kaum fünfzig zum Feldzuge taugliche Wagen, weder seine geographische Lage, noch die Ausdehnung seines Gebiets gestatten ihm, mehr zu liefern.

Die Streitwagen sind ursprünglich fremden Ursprungs, wie die Pferde. Sie kamen zuerst aus Asien herüber, aber die ägyp-

tischen Arbeiter lernten bald sie schöner, wenn nicht gar fester und dauerhafter fertigen, als ihre Vorbilder es waren. Leichter Bau ist ihre Haupteigenschaft. Ein einzelner Mann kann seinen Wagen auf der Schulter tragen, ohne müde dabei zu werden; man verwendet aber deshalb auch nur Holz und Leder bei der Herstellung. Metalle, Gold, Silber, Eisen oder Bronze werden nur in ganz kleinen Mengen zum Schmuck angebracht (Fig. 44). Die Räder haben manchmal vier, manchmal acht Speichen, meistens jedoch sechs. Die Achse ist eine dicke Bohle aus zähem Akazienholz. Zwei fest miteinander verbundene Teile bilden die Grundlage des Kastens: einen Halbkreis oder vielmehr eine halbe Ellipse, die von einem geraden Brett geschlossen wird; in diesen Rahmen fügt man einen Boden aus Sykomorenholz oder einen Sitz aus über Kreuz geflochtenen Lederriemen. Leichte Wände erheben sich rings auf der elliptischen Umrahmung, vorn sind dieselben geschlossen, an den Seiten dagegen durchbrochen und mit zwei leicht gebogenen Stückbalken versehen. Die hinten und vorn gleich dicke Deichsel biegt sich beim etwa fünften Teil ihrer Länge, und befestigt man das lange Ende in der genauen Mitte der Achse. Hierauf wird der Kasten nach Art eines großen T in der Weise darübergesetzt, daß das Hinterteil flach auf der Achse ruht, während das Vorderteil sozusagen in den umgebogenen Teil der Deichsel eingeschachtelt ist; eine doppelte Lederverschnürung giebt dem Ganzen die nötige Festigkeit. Ein bogenförmiges Joch ist am äußersten Ende der Deichsel angebracht und dient zum Anschirren der Pferde.

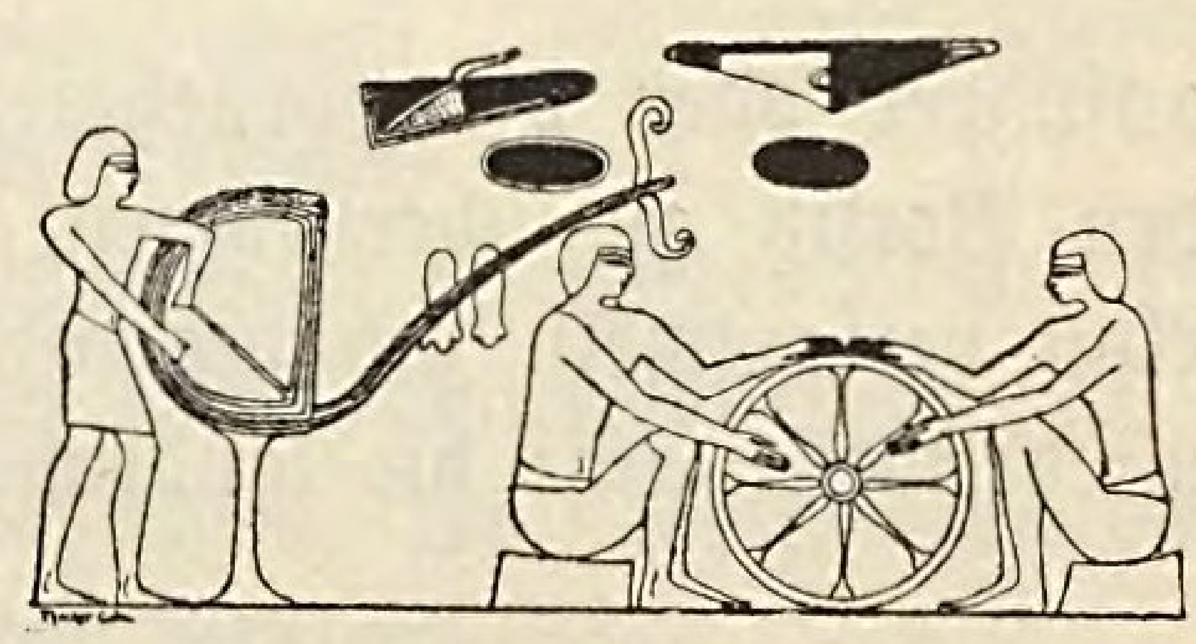


Fig. 44. Herstellung von Streitwagen.

Die Asiaten stehen gewöhnlich zu dritt auf einem Wagen, die Ägypter immer nur zu zweien: der kämpfende Krieger und der Rosselenker, der die Pferde führt oder während der Schlacht den Schild hält.

Die Waffenverteilung ist ein wahres Fest, welches man gern mit möglichst vielem Glanze ausstattet. Wo Pharao sich gerade befindet, da wohnt er derselben in eigener Person von Anfang bis zu Ende bei, sonstigen Orts machen sich die königlichen Truppen-

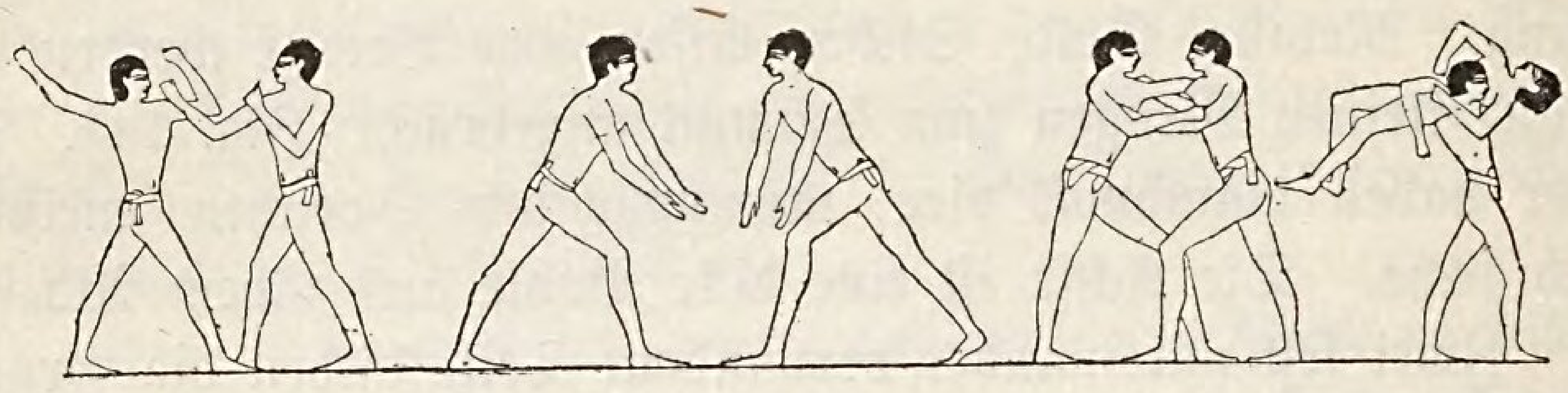


Fig. 45. Das Handgemenge.

anführer oder die vornehmen Herren eine Ehre daraus, dabei den Vorsitz zu übernehmen. Alle Männer des Aufgebots von Apu versammeln sich deshalb in dem Palasthofe und stellen sich gliederweise auf: die ländlichen Rekruten, die Lehnstruppen, die

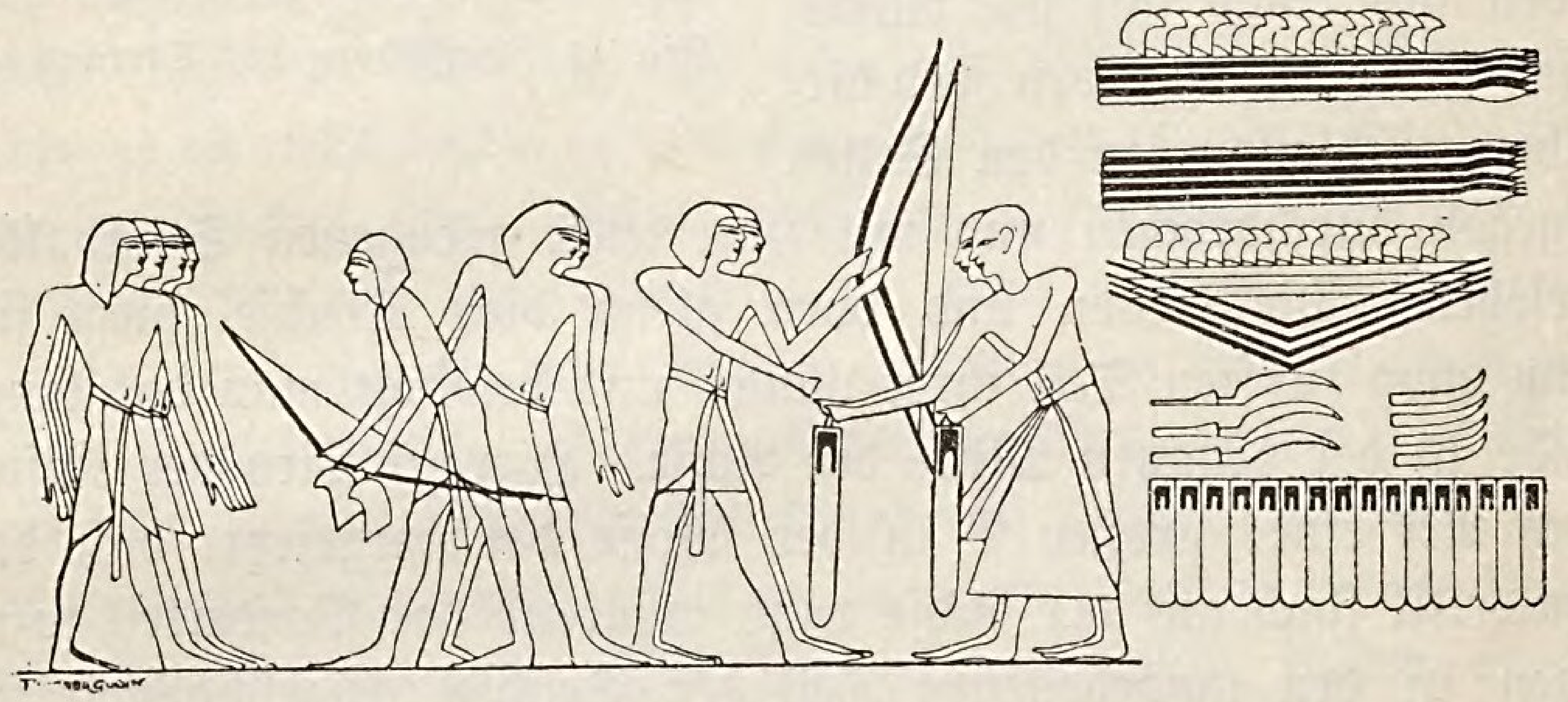


Fig. 46. Verteilung der Waffen an die Rekruten.

Wagenkämpfer. Sie führen zuerst alle Vor- und Rückmärsche aus, welche beim Heere üblich sind; den Lauf in ganzen Zügen, den Sprung in Gliedern, den plötzlichen Stillstand; dann lösen sie die Reihen und kämpfen je zwei zu zwei im Handgemenge (Fig. 45).

Nach einer oder mehreren mit solchen Übungen verbrachten Stunden nehmen sie ihre frühere Stellung wieder ein, der „oberste Aufseher des Waffenhauses" öffnet die Kammern und die Verteilung beginnt (Fig. 46). Nur die Könige, Fürsten und einige fremde Söldner haben eiserne oder bronzene Helme und ein mit Bronzeschuppen bedecktes Lederhemd (Fig. 47). Die Ägypter tragen höchstens ein gestreiftes Tuch oder eine dicke Mütze auf dem Kopfe, während eine Art ovaler, aus Lederstreifen zusammengenähter, am Gürtel befestigter Schurz ihnen bisweilen Unterleib und Oberschenkel deckt. Der Schild besteht aus einem unten viereckigen, oben abgerundeten Rahmen aus leichtem Holze, der mit einer Ochsenhaut überzogen ist und in der Mitte einen circa 20 cm breiten Metallbuckel hat (Fig. 48), er wird an nur einem Handgriff getragen. Es ist sozusagen ein beweglicher Wall, den man mit der Linken vor sich hält und dessen Gebrauch große Geschicklichkeit erfordert. Der Soldat, hinter demselben zusammengekauert, sieht Pfeil oder Wurfspeer seines Gegners herüberfliegen und sucht sie mit dem metallenen Schildbuckel aufzufangen; gelingt ihm das, so fallen die Geschosse zur Erde, wenn nicht, so durchdringen sie den Schild und er läuft Gefahr, daß sie ihm die Brust durchbohren.

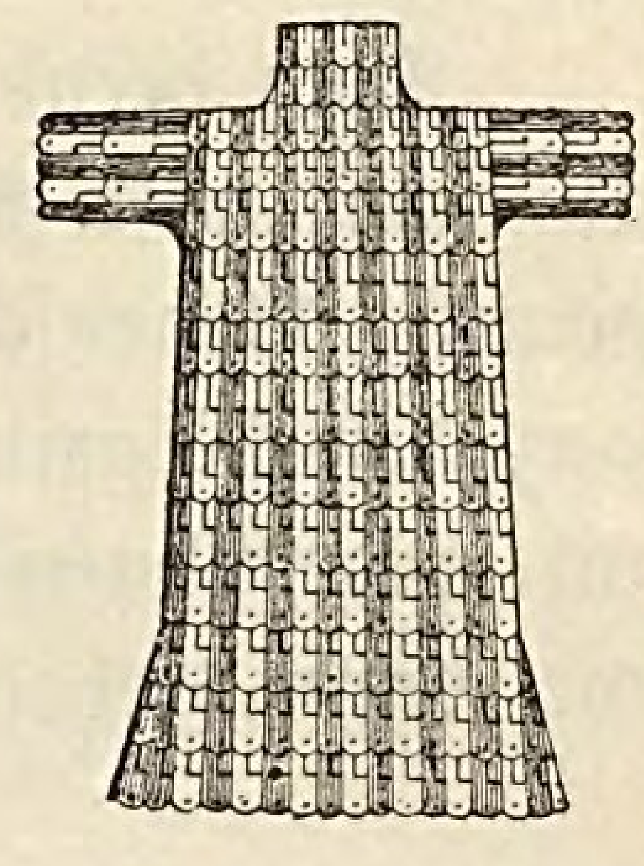


Fig. 47.
Der königliche Panzer.

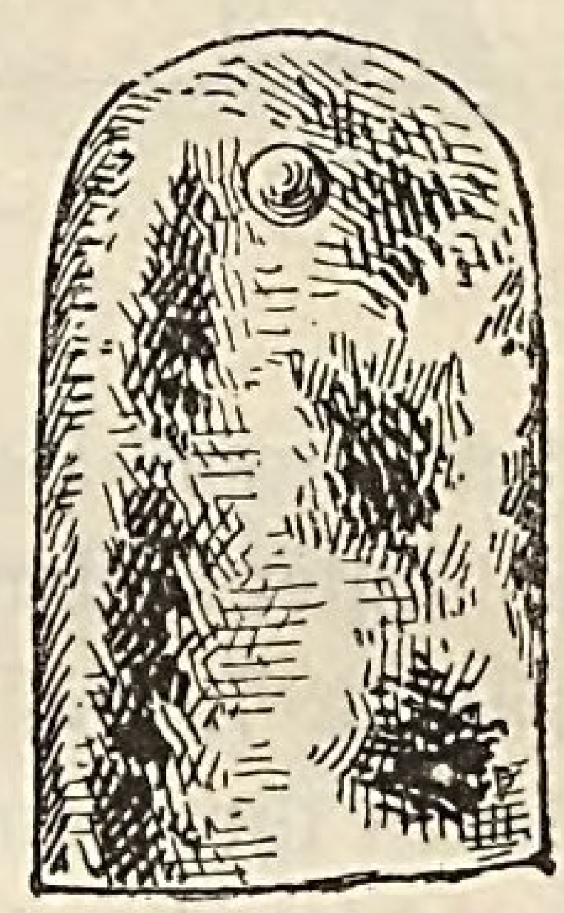


Fig. 48. Schild.

Als Angriffswaffe hat er die sechs Fuß lange Lanze, den Speer, das Beil, die Keule, Bogen und Pfeile, einen Dolch, das kurze Schwert und manchmal ein Messer mit breiter Klinge, das die besondere Lieblingswaffe der Könige ist und Chopschu heißt. Jeder Mann entnimmt den Händen des Magazinverwalters die Ausrüstung, die seiner Waffengattung entspricht und die Berittenen erhalten vom „Obersten der

Stuten" je einen Wagen und zwei Pferde. Der Rosselenker schirrt diese eiligst an und befestigt zu beiden Seiten des Wagens zwei Bogenscheiden sowie zwei große Köcher für Pfeile und Wurfspeere.

Nach beendigter Waffenverteilung beginnen die militärischen Übungen aufs neue, aber diesmal nach anderem Plan. Etwa zwanzig Bogenschützen leiten dieselben ein, indem sie den Kriegstanz der Mâaziu-Beduinen aufführen. Sie stellen sich in Linie auf und stürzen plötzlich, indem sie ihren Schlachtruf ausstoßen, vor, dann drehen sie sich um sich selbst und schwingen die Waffen



Fig. 49. Kriegstanz der Bogenschützen.

über ihrem Haupte, stellen ihre Bogen zur Erde und nehmen sie unter allerlei sonderbaren Gliederverrenkungen wieder auf (Fig. 49); während sie sich bald vor- bald rückwärts bewegen, begleiten ihre Kameraden diese Bewegungen durch taktmäßiges Händeklatschen oder durch das Aufeinanderschlagen zweier Bumerangs. Wenn diese wilde Darstellung lange genug gewährt hat, dann beginnt der Parademarsch. Die Wagen stellen sich an die Spitze, dann kommen die leichten Truppen, in bloßem Kopfe, ohne Lederschürze noch Schild, den Bogen in der linken, das Beil oder den Bumerang in der rechten Hand, mit dem Bannerträger auf der linken Seite, so schreiten sie in geschlossenen Reihen vorüber (Fig. 50). Sodann kommt beim Schall der Blasinstrumente das schwere Fußvolk, die gestreifte Mütze auf dem Haupt, den Leder-

schurz um die Hüfte, Schild und Lanze auf der linken Schulter, das Beil in der rechten Hand. Der Befehlshaber hat keine Waffen und trägt nur den Kommandostab (Fig. 51). Sobald alle vorüber

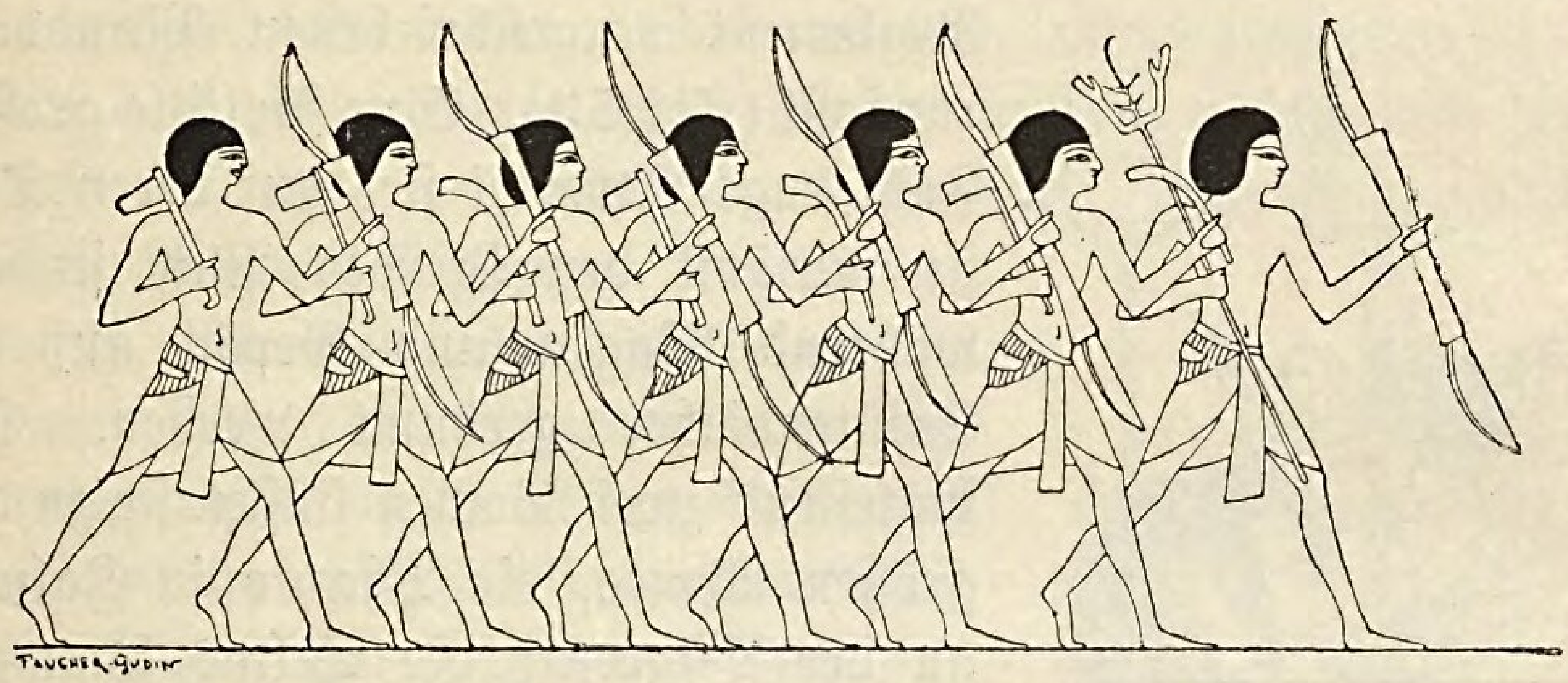


Fig. 50. Vorbeimarsch der leichten Truppen.

sind, treten die Offiziere und Bannerträger aus den Reihen und grüßen niederknieend den Fürsten (Fig. 52), womit das Fest schließt.

Am darauffolgenden Tag kommt die Mannschaft schon in aller Frühe, um den Proviant für den Marsch zu holen. Der

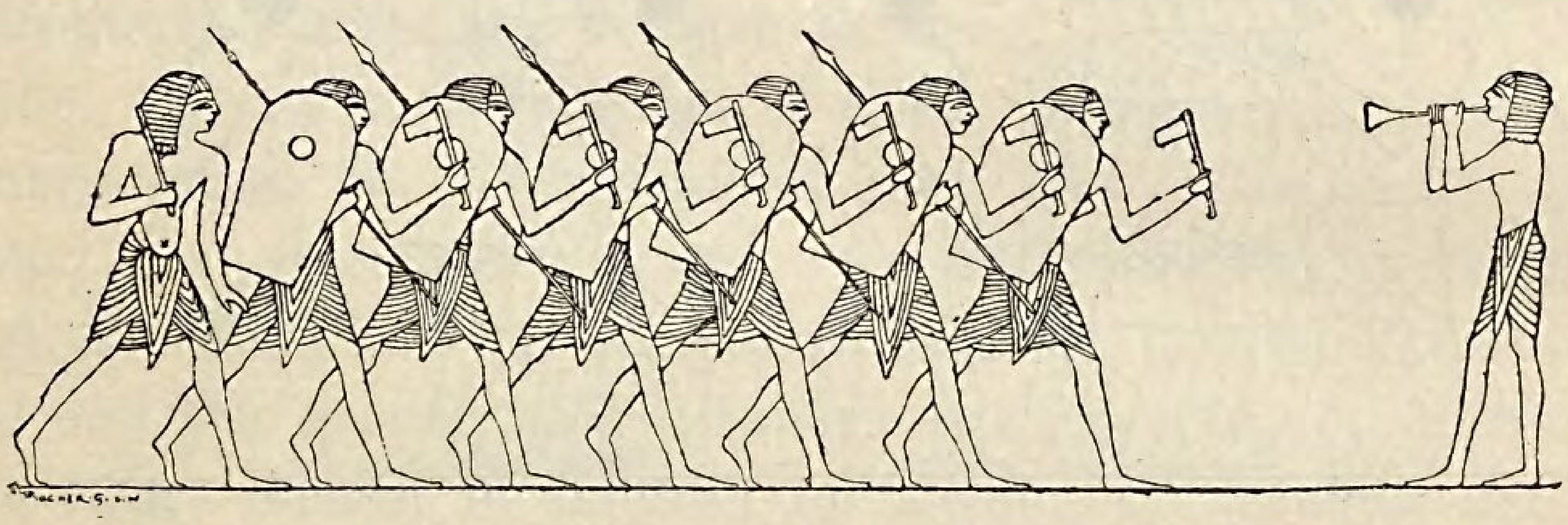


Fig. 51. Vorbeimarsch des Linienfußvolks.

oberste Aufseher des Gestüts hat Heu- und Kornrationen für die Pferde bereit, anderseits aber war auch der Vorsteher der Bäckereien nicht müßig und hatte so viele Brote backen lassen, als die Truppenabteilung während vierzehn Tagen braucht. Zwar kann man nicht eigentlich sagen Brote, es sind vielmehr kleine

runde, schwarze Fladen aus sehr dichtem Teig, die rasch trocken und steinhart werden und die man in Wasser aufweichen muß, um sie genießbar zu machen. Die Soldaten rücken zugweise an, jeder mit einem Linnensäckchen in der Hand, mit dem er den vom Reglement vorgeschriebenen Mundvorrat faßt (Fig. 53). Eine Flottille großer Fahrzeuge erwartet sie, auf deren Deck sie mitsamt den Pferden Platz finden, während Wagen und Gepäck auf die Kajütendächer geräumt werden. In spätestens zwei Wochen stoßen sie zu der großen Armee, die Pharao in Zalu*) an der Ostgrenze des Deltas sammelt.

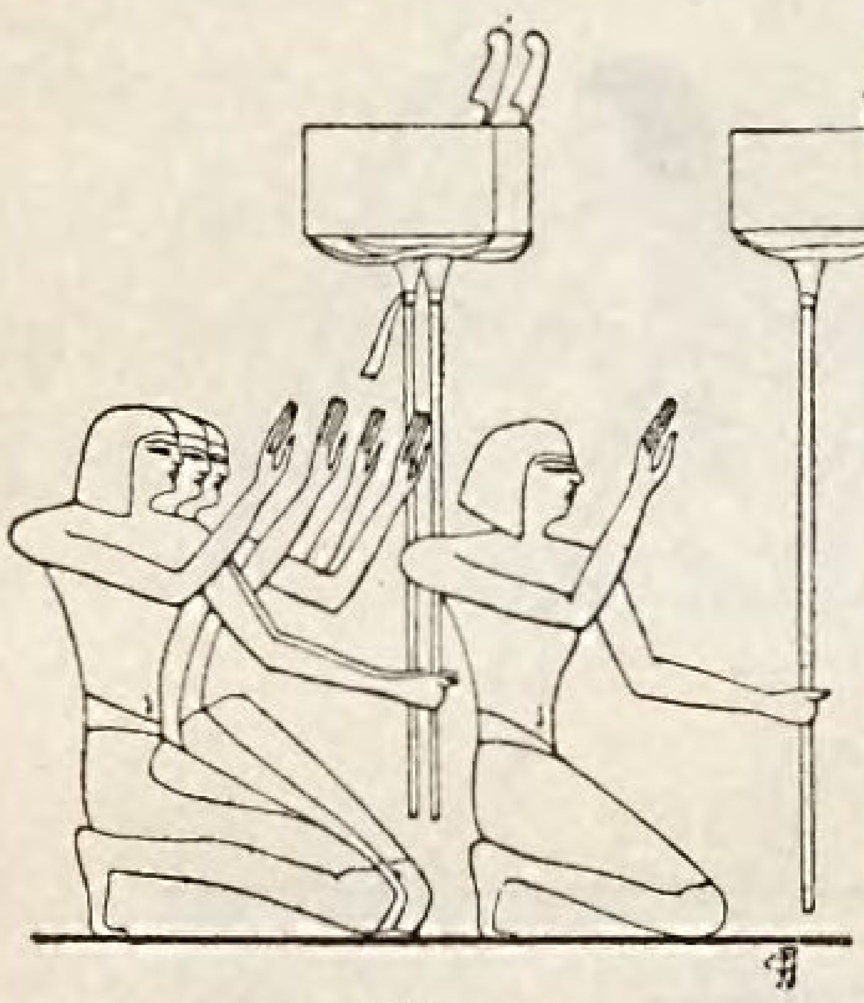


Fig. 52.
Der Gruß vor dem Fürsten.

Diese Armee ist aus Ägyptern und Fremden in ungleicher Zahl zusammengesetzt und versehen die letzteren den persönlichen Dienst bei Ramses. Wie die meisten Könige liebt es auch Pharao, sich mit einer Leibwache von Barbaren zu um-

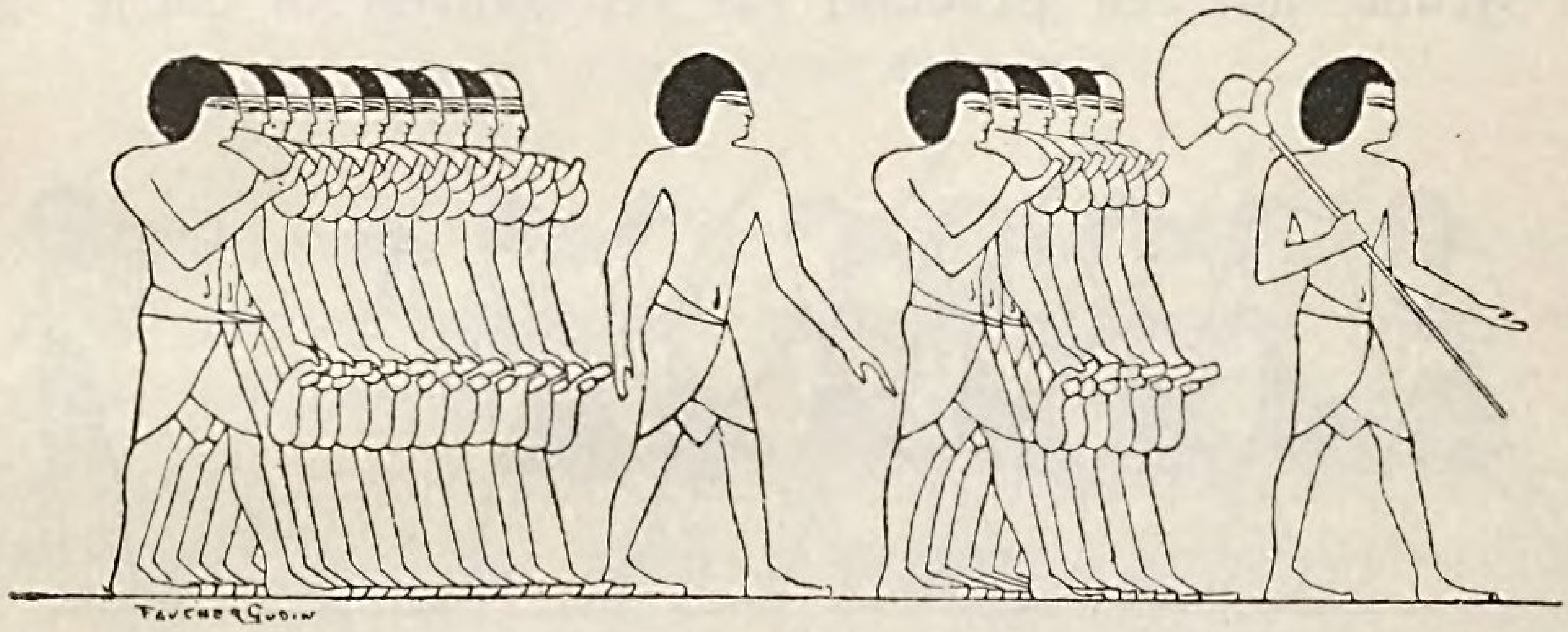


Fig. 53. Die Soldaten fassen ihre Lebensmittel für den Feldzug.

geben, deren wilde Mienen, fremde Waffen und Trachten bei seinen Unterthanen einen besondern Eindruck machen und seinen

*) Zalu, das Selle der Geographen der Römerzeit, ist heute ein Trümmerhaufen in einiger Entfernung westlich vom Suezkanal auf der Höhe der Station El Kantarah.

Nimbus in ihren Augen noch erhöhen. Er bezieht sie aus den libyschen Wüstenstämmen und besonders aus den Seeräubern, die Gewinnsucht und Abenteuerlust von Zeit zu Zeit aus dem fernen Griechenland, von den Inseln oder von Kleinasien nach der ägyptischen Küste führt. Während des letzten Regierungsjahres Setis I. hatte man eine dieser Räuberbanden, welche dem kriegerischen Stamme der lydischen Schardana angehörte, plötzlich überrascht und fast ganz zu Gefangenen gemacht. Ramses behielt die Leute um sich und ersetzte die fehlenden durch weitere Gefangene von derselben Rasse, aus denen er sich eine ihm völlig ergebene Leibwache schuf. Der Schardana (Fig. 54) trägt das lange ägyptische Unterkleid und darüber an Achselbändern ein kurzes, unten zu beiden Seiten geschlitztes Wams aus dickem, schwarz und weiß gestreiftem Stoff. Seine Waffe besteht in einem langen zweischneidigen Schwert und einem runden, mit vergoldeten Metallscheiben besetzten Lederschild. Als Kopfbedeckung hat er einen runden Helm ohne Nackenschirm, der häufig von einer dicken Kugel oder zwei spitzen Hörnern überragt ist. Dies sind die einzigen Fremdlinge, welche Ramses diesmal mit sich nimmt. Die libyschen Hilfstruppen, die Beduinen und Neger bleiben in Ägypten im Dienste der Königin und der mit der Regierung betrauten Oberbeamten.



Fig. 54.
Ein Schardana von der Leibwache.

Die eingeborenen Soldaten sind in vier, jeweils nach einem der großen Götter benannte Legionen geschart: die Legion des Amon, die Legion des Râ, die Legion des Phtah und die Legion des Sutechu. Das Aufgebot aus allen Gauen wurde unter sie verteilt, das von Apu wurde bei seiner Ankunft in die Legion des Amon eingereiht. Die Streitwagen bilden ein besonderes

Truppencorps, das unter dem direkten Befehl des Königs und seiner Söhne steht. Fremde Söldner, ägyptische Fußsoldaten und Wagenkämpfer sind einer auf den andern eifersüchtig. Die Ägypter beneiden die Schardana um die ihnen von Pharao erwiesene Gunst und um den Ehrenplatz, den er ihnen in der Schlacht giebt, und die Kavallerie, der die Söhne der vornehmsten Familien angehören, verachtet die Legionen, in denen die Masse der Fellahs und Lehnssoldaten dient. Diese Eifersüchteleien unter den verschiedenen Truppenteilen könnten unter einem gewöhnlichen Befehlshaber gefährlich werden. Ramses aber zieht daraus einen außerordentlich großen Vorteil, indem er dadurch den Ehrgeiz seiner Soldaten anstachelt.

Dem Ägypter mangelt Feuer und Ungestüm, aber er ist geduldig, erträgt lange Zeit große Mühsal und fürchtet weder Schmerz noch Tod: er bildet einen festen, widerstandsfähigen Truppenkern. Die Schardana und andere geldgierige Fremdlinge haben die zum Angriff nötigen Eigenschaften, welche jenem fehlen, sie sind leicht begeistert und kampflustig,*) sie bilden die Hefe, die unter schweren Teig gemengt, denselben leichter und besser macht.

Der jüngste Sohn Nachtmînus zählt kaum zehn Jahre. Es ist ein schöner, zarter, schlanker Knabe, der für sein Alter sehr groß, in allen körperlichen Übungen Meister ist, und sehr lebhaften Geistes sich sonst durchaus verständig zeigt. Der Anblick der Waffen und des Getümmels der letzten Tage haben ihn mit einem kriegerischen Eifer erfüllt, dessen Ausbruch seine Familie einigermaßen beunruhigt. Er vernachlässigt seine Lehrstunden, schreibt seine Aufgaben falsch, und wenn ihn sein Vater darüber zur Rede

---

*) Ich entnahm diese Beschreibung unter Veränderung der wirklichen Namen den Feldzugsberichten von Mohammed Ali und Ibrahim Pascha. Der heutige Fellah gleicht so sehr dem frühern Fellah, daß ich nicht zögerte, den pharaonischen Truppen zuzuschreiben, was sich im jetzigen Heere als wahr erweist. Die Schardana und die übrigen Lohnsöldner mußten unter Ramses dieselbe Rolle spielen, wie die Arnauten und Europäer unter Mohammed Ali.

stellt, so erwidert er, daß er Anführer der Kriegstruppen werden wolle und nicht nötig habe, so viel zu lernen. Psaru, den diese Begeisterung belustigt, bringt ihn, so oft er seiner ansichtig wird, auf dies Thema: „Frage einmal meinen alten Ennana,“ sagt er eines Tages zu ihm, „was der von dem schönen Beruf hält, den du so liebst, er ist ein guter Ratgeber und du thust wohl daran, wenn du auf ihn hörst, wie wenn er der Gott Thot wäre.“ Ennana ist ein Schreiber des doppelten weißen Hauses, der Psaru auf all seinen Reisen begleitet. Er hat als Rechenmeister nicht seinesgleichen und niemand weiß besser als er, den Irrtum um einen Kornsack aus zwanzig Registern herauszufinden. In seinen Mußestunden ist er auch Dichter und wenn er einen freien Augenblick hat, schreibt er in Poesie und Prosa über alle erdenklichen heiligen wie weltlichen Gegenstände.

Der Abmarsch des Fußvolks und der Wagenkämpfer hat sich, wie leicht erklärlich, seiner Phantasie bemächtigt und als der Sohn Nachtminus kommt, ihn um Rat zu fragen, hat er die Antwort schon in schön gebundener, dem Ohre wohlthuender Sprache bereit:

„Warum behauptest du denn, daß der Anführer der Fußsoldaten mehr Aussichten habe, als der Schreiber? — Komm und laß dir das Schicksal eines Anführers der Fußsoldaten erzählen — all sein Elend. — Schon als Knabe, noch mit der Locke über dem Ohr,*) führt man ihn fort und sperrt ihn in eine Kaserne. — Man schlägt ihn und sein Leib ist mit Wunden bedeckt, — man schlägt ihn und seine beiden Augenbrauen tragen Wunden, — man schlägt ihn und sein Kopf erhält eine klaffende Wunde, — man legt ihn hin und schlägt auf ihn ein, wie wenn er Papyrus wäre,**) — und er ist zerschlagen durch den Stock. — Nun

*) Man flocht die Haare der Kinder in eine große Strähne, die ihnen über das linke Ohr herabfiel. Siehe Abbildung 8, Seite 15.

**) Man schlug heftig auf die Papyrusstengel, um die Fasern zusammen zu schweißen und Blätter, auf denen man schreiben konnte, aus ihnen zu fertigen.

komm, und ich will dir seinen Marsch nach Syrien berichten, — seine Reisen in fernen Ländern. — Nahrung und Wasser sind auf seiner Schulter, wie die Last auf einem Esel, — und behandeln seinen Hals und Rücken, wie die eines Esels, so daß die Gelenke seines Rückgrats brechen. — Er trinkt faules Wasser, während er auf beständiger Hut sein muß. — Stößt er auf den Feind, so ist er nur noch ein zitternder Vogel. — Kehrt er nach Ägypten zurück? — Dann ist er nur noch ein altes wurmstichiges Holz. — Er ist krank und soll sich niederlegen, und man führt ihn auf einem Esel fort, — während Diebe seine Kleider stehlen, — und seine Diener sich aus dem Staube machen. — Deshalb mein Kind — ändere die Meinung, die du dir von dem Schreiber und dem Truppenanführer gebildet hast."

Der Sohn Nachtminus ist ein wenig enttäuscht über den spöttischen Zweifelton der Verse, die er zu hören bekommt: der Schall der Blasinstrumente und der Waffenlärm hatten ihn daran gehindert, an dies Elend zu denken. Er tröstet sich jedoch, indem er sich sagt, daß der Kavallerist nichts von allen diesen Mißhelligkeiten zu fürchten habe.

„Der Wagenkämpfer," fährt nun Ennana ruhig fort, „komm, damit ich dir von den ermüdenden Pflichten des Wagenkämpfers erzähle. — Er läuft herbei, um ein Gespann auszusuchen, — in die Gestüte Seiner Majestät, — wenn er sich schöne Pferde gewählt hat, — freut er sich laut darüber, — und kehrt mit ihnen in sein Dorf zurück, — er beginnt zu galoppieren, — denn es macht ihm Vergnügen, rasch mit dem Wagen dahin zu galoppieren, — und er kennt das Geschick noch nicht, das seiner harrt. — Er übergiebt all sein Besitztum seinem Großvater, — dann nimmt er seinen Wagen, — einen Wagen, dessen Deichsel ihm drei Kupferutnu kostete, — und der Kasten fünf*), — er galoppiert auf ihm davon. — Aber er verstrickt sich in seine Zügel, — er fällt zur Erde

---

*) Siehe Seite 20, Note 2: das Gewicht des Utnu und das Mittel, um seinen Wert im heutigen Gelde zu bestimmen.

in die Dornen, — ein Skorpion sticht ihn in den Fuß und seine Ferse ist durch den Biß durchbohrt. — Wenn man zur Musterung seiner Sachen schreitet, — hat sein Unglück den Höhepunkt erreicht — man legt ihn auf den Boden, und giebt ihm hundert Stockschläge."

Nachtminus Sohn träumt aber nicht minder von Streitwagen und Schlachten; haben doch alle Kinder eine ganz besondere Vorliebe für Kampf und Kriegsgeschrei. Alter und Überlegung werden den heißen Eifer schon abkühlen; in einigen Jahren wird er sich verheiraten, wird „Frau machen", wie man hier zu Lande sagt, wird eine einträgliche Stelle in dem Besitz seines Vaters oder am Hofe Pharaos annehmen, und nur noch ein friedlicher Schreiber sein.

Die Ägypter aus der Zeit Thutmosu III. und Amenhotpu II. blieben den Eindrücken ihrer Kindheit treuer: sie dienten während ihres ganzen Lebens gern in dem Heere und der Soldatenberuf erschien ihnen nicht minder beneidenswert, als die Laufbahn eines Schreibers. Die Verringerung militärischen Geistes ist nicht ohne schädlichen Einfluß auf die Größe des Landes. Seti I. und Ramses, so gute Feldherren sie auch waren, errangen weder so viele Siege, wie ihre Vorgänger aus der XVIII. Dynastie, noch waren dieselben so entscheidend. Amenhotpu III. legte noch den Chiti Tribut auf, Seti mußte mit ihrem König als seinesgleichen unterhandeln, und die Götter allein wissen, wie der eben beginnende Krieg enden wird. Die Lohnsöldner bilden einstweilen nur einen Teil des Heeres; wenn der Widerwillen der Landeskinder gegen den Soldatendienst sich aber, wie man allen Anzeichen nach annehmen muß, noch stärker ausbildet, dann muß man die Anzahl der Barbarentruppen über Gebühr erhöhen, und dann ... Man weiß, was in solchen Fällen geschieht: die frühern Sklaven verwandeln sich in Herren und der Tag ist vielleicht nicht fern, an dem fremde Söldner einen der ihren auf Pharaos Thron erheben werden.*)

*) Etwa hundert Jahre später, nach Seti II., geschah dies in der That indem die Fremden die Krone Ägyptens dem Syrer Irisu aufsetzten.

Sechstes Kapitel.

Schloßleben.

Aussehn des Landes Apu. Überschreiten der Furt. Beschwörungen gegen die Krokodile. Nachtmînus Villa. Der Garten und die fremdländischen Obstbäume. Die Wasserbecken. Weinlaube und Kelterung. Die Bewässerung. Die Hirten. Der Teich: Fischfang und Sumpfjagd. Der Netzfang: gesalzene Fische. Die Jagd mit Netzen: eingepökelte Vögel. Wie man einst in der Wüste jagte. Jagdfrohnden. Das Aputhal. Der beschriebene Fels. Die Wüstenjagd. Die Ungeheuer. Rückkehr nach Theben. Die Kopfstütze und der Gott Bîsu.

Der Aushebung der Truppen und ihrem Abmarsch folgte die Durchsicht der Steuerlisten, und Psaru nahm die Stoffe entgegen, welche die Stadt für ihre Webereien an den Staatsschatz zu liefern hatte, und empfing auch die Rückstände der gewöhnlichen Abgaben in Körnerfrüchten, die noch in den königlichen Speichern lagerten; er hat alles zu Schiffe gebracht und wäre schon nach Theben unterwegs, wenn Nachtmînu nicht um die Ehre gebeten hätte, ihn ein oder zwei Tage als Gast beherbergen zu dürfen, um ihm das Vergnügen einer Jagd in der Wüste zu verschaffen. Die Lieblingsvilla Nachtmînus ist im Nordosten der Stadt, hart am Eingang einer unwirtlichen Schlucht gelegen, welche unmittelbar in die wildreichste Gebirgsgegend führt. Man verläßt Apu am frühen Morgen und nimmt, um sich die langen Windungen der Heerstraße zu ersparen, den Weg querfeldein — es ist die Zeit der Bohnenblüte und ihre Stengel reichen so hoch, daß Mensch und Tier beinahe in den wohlriechenden Blattgewinden verschwinden. Aus den Bohnen heraus kommt man an Durra- und Kornfeldern vorüber, dann zeigen sich einige Palmengruppen, und danach wird der Weg von einem etwa 15 m breiten, stagnierenden, vielfach gekrümmten Kanal durchschnitten, der zwischen bröckeligen Lehmufern eingebettet ist.

Nicht weit entfernt ist eine Furt, aber gerade jetzt naht sich ihr gemächlichen Schritts eine Rinderherde und versperrt den

Zugang (Fig. 55). Der Oberhirte macht Halt, prüft den Wasserstand mit einem Blick und stößt rasch einige Worte aus: „Bleibe stehen, Krokodil, Sohn des Sit! Bewege dich nicht mehr mit deinem Schwanze, bewege dich nicht mehr mit deinen Armen, sperre den Rachen nicht auf, das Wasser werde vielmehr zu einem brennenden Feuerwall vor dir. Bleibe stehen, Krokodil, Sohn des Sit!"

In der Nähe einer Furt liegt das Krokodil immer auf der Lauer und die Zauberformel, die der Hirte ausspricht, hat die sichere Wirkung, das Tier mit Blindheit zu schlagen, oder vor

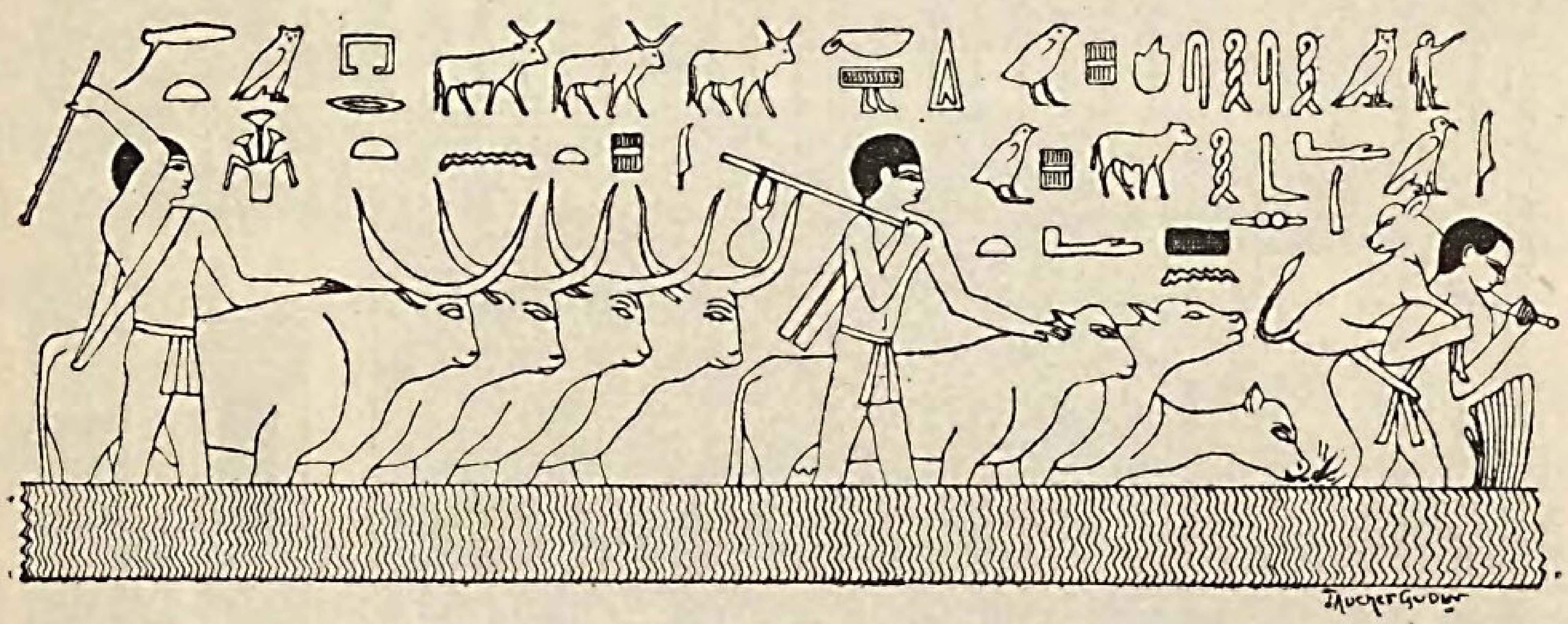


Fig. 55. Die Ochsen durchwaten die Furt.

Schreck starr werden zu lassen, so daß es weder Mensch noch Tier mehr sieht, oder wenn es sie sieht, es ihm unmöglich ist, sie anzugreifen. Das Wasser hat geringe Tiefe; die Ochsen stehen kaum bis zum Bauche darin, trotzdem ist ein Kälblein zu klein, um zu Fuß hindurchzuwaten, einer der Hirten muß es auf den Rücken nehmen. Diese Art von Fortbewegung gefällt jedoch dem Ärmsten keineswegs, und es wendet sich brüllend nach seiner Mutter um. Diese nicht weniger beunruhigt antwortet ihm, und der Hirte, der hinter ihr her kommt, tröstet sie mit leichter Ironie: „Oh der schlechte Kerl, der dir dein Kälbchen forträgt, du gute Kindermutter."

Ein Dorf, d. h. einfach ein Haufen niederer Hütten, zeigt sich weiterhin, und zur Linken längs des Kanals wird die unvermeidliche Zinnenmauer aus Ziegeln sichtbar, die das Haus

eines vornehmen Mannes verrät: es ist die Villa Nachtmînus. Ein Prachtportal vermittelt den Einlaß (Fig. 56). Es ist aus Ziegeln errichtet, aber die Umrahmung der Thür besteht aus Pfeilern und Gesimsen in weißem, von Hieroglyphen bedecktem

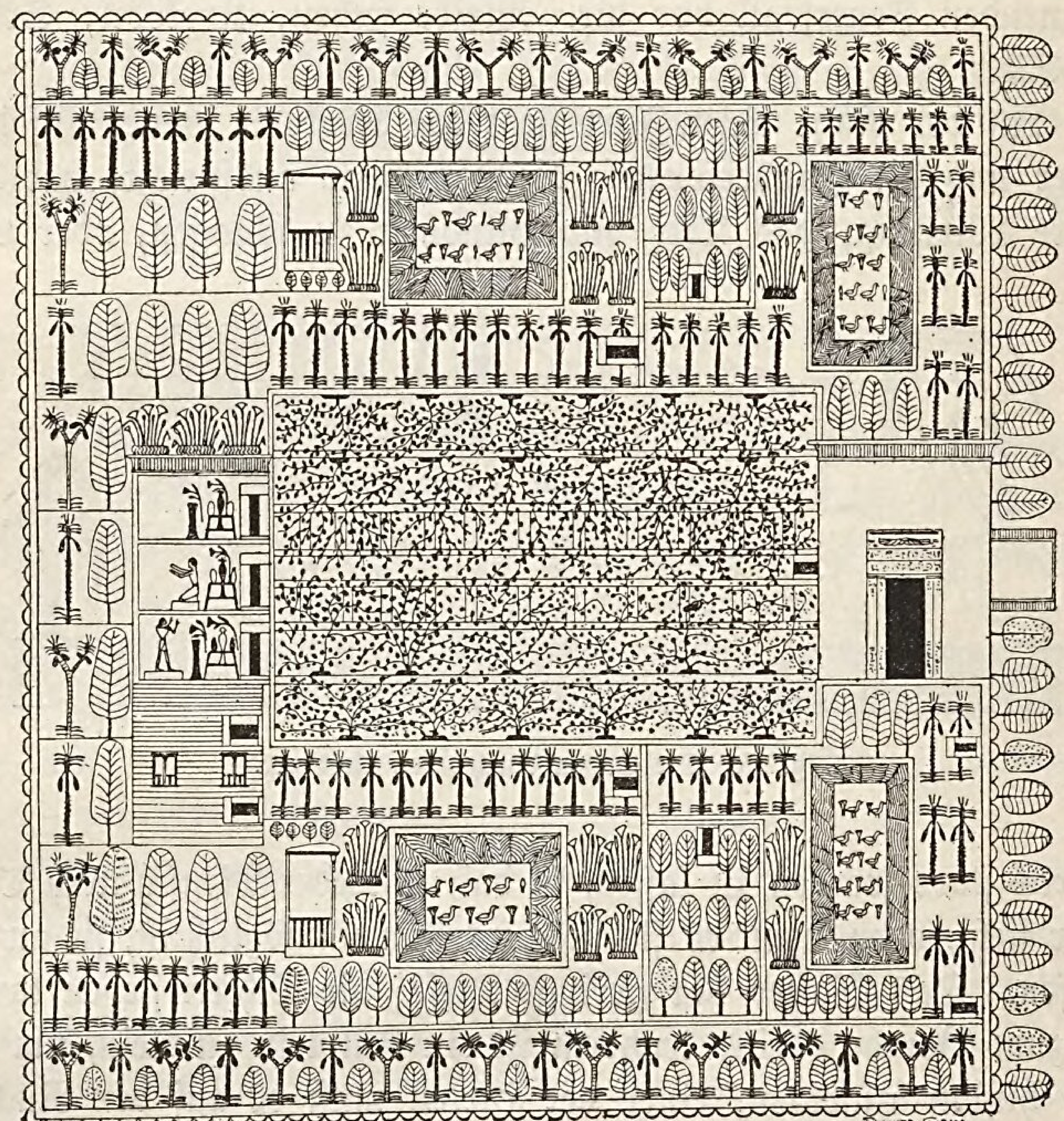


Fig. 56. Eine ägyptische Villa

Kalkstein und eine Widmungsinschrift mit der Cartouche Setis I. besagt, daß der Vater Nachtmînus dasselbe vor etwa dreißig Jahren erbaute. Die Thorflügel bestehen aus massivem, durch schwere Bronzebeschläge verstärktem Cedernholz. Man öffnet sie aber nur bei feierlichen Gelegenheiten dem Herrn und seinen

Gästen, für gewöhnlich schlüpft man durch zwei links von dem Thore gelegene Gartenpförtchen.

Der Garten bildet ein genaues Quadrat, das nach jeder Seite 100 m mißt und durch kaum zwei Fuß hohe Mäuerchen aus Steinen ohne Mörtel in verschiedene, ungleich große Umfriedigungen abgeteilt ist. Roh hergestellte Thürchen aus bemaltem Holze vermitteln den Durchgang von einer zur andern. Sie sind zum Teil mit Obst-, zum Teil mit Zierbäumen bepflanzt, von denen manche fremden Ursprungs sind. Die Ägypter sind nämlich sehr auf neue Essenzen und neue Blumen erpicht; was ihnen nur irgend möglich ist, das bringen sie an die Ufer des Nils und suchen es da einzubürgern. Die Königin Hâtschopsitu schickte eine Flotte von fünf Schiffen nach den Stufen von Punit*), um dort „Weihrauchfeigenbäume" zu holen, die sie in ihre Gärten zu Theben verpflanzte.

Thutmosu III. ließ in einer der Kapellen des Amontempels zu Karnak die verschiedenen Tier- und Pflanzenarten darstellen, die er aus seinen Feldzügen in Syrien und von den Gegenden des obern Nils mitgebracht hatte, und die einfachen Privatleute waren nicht minder thätig, als die Pharaonen; seit vier Jahrhunderten hat sich die von Haus aus sehr arme Flora Ägyptens zum mindesten um zwanzig Nutz- und Ziergewächse bereichert: so durch den Apfelbaum, den Mandelbaum, die Granate, und alle möglichen Trauben- und Feigensorten. Nachtmînu hat Mittel und Wege gefunden, sie beinahe alle zu vereinen und er macht seinen Gast mit berechtigtem Stolze darauf aufmerksam. Das in seinen Augen kostbarste Stück ist ein sehr seltener Palmbaum, den man sonst nur hie und da an zwei oder drei Orten der nubischen Wüste, zwischen dem Nil und dem roten Meere findet. Die Dichter, die ihn vom Hörensagen kennen, vergleichen ihn gern mit Thot, dem Gott der Schrift, wegen seiner schönen Form und seiner

---

*) Das Land Punit entspricht den südlichen Küsten Arabiens und dem Somalilande.

wunderbaren Eigenschaften. Seine Frucht enthält, ehe sie zur völligen Reife gelangt, eine Art süßer Milch, welche die Wilden sehr lieben. Dieser einzigartige Baum hat seine Geschichte: Der Vater Nachtminus brachte ihn aus dem Lande Akiti, als er dort zur Zeit Setis I. auf dem Wege zu den Goldminen Cisternen graben ließ. Niemand kennt auf dreißig Meilen in der Runde einen ähnlichen Baum und selbst Pharao hat nur zwei oder drei in seinen Parks zu Theben.

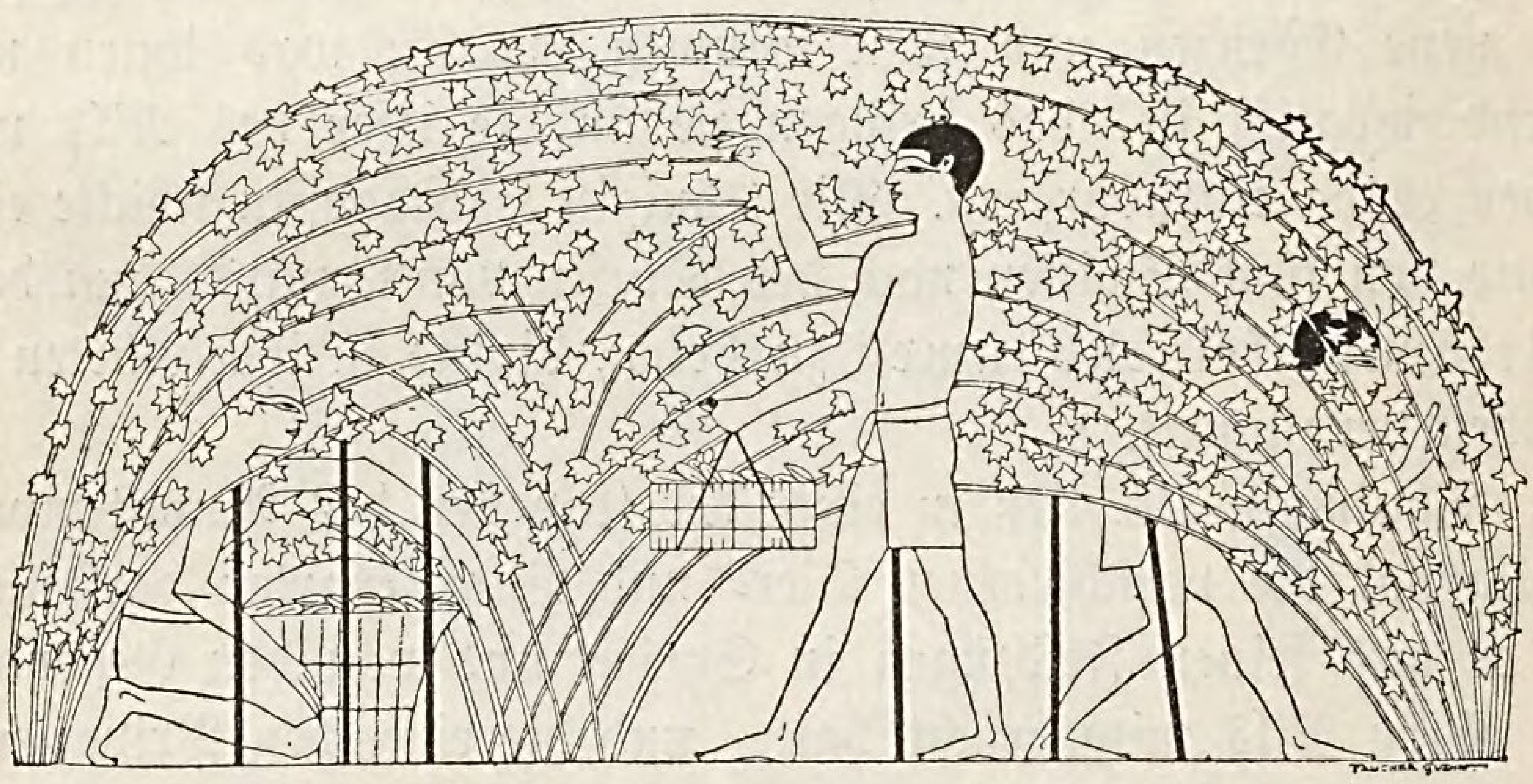


Fig. 57. Ein Laubgang und das Pflücken der Früchte.

Vier längliche, von einem Steinrand umsäumte, mit großen Lotusbüscheln bedeckte und von Enten bevölkerte Wasserbecken sind symmetrisch inmitten der Bäume verteilt. Eine Wand von Cassien und gewöhnlichen Palmen, die mit Dumpalmen*) abwechseln, läuft längs der Mauer hin und schützt die Villa gegen den staubigen Wüstenwind. Tausende von Vögeln: Wiedehopfe, Sperlinge,

*) Die Dumpalme ist eine Palmenart, deren Stamm sich in zwei Zweige spaltet und jeder Zweig wieder in zwei neue Zweige; sie trägt ziemlich große Früchte, welche von den alten Ägyptern, wie es scheint, sehr geschätzt wurden. Vor Siut findet man beim Nilaufwärtsfahren kaum eine Dumpalme; der Baum ist im Begriff aus dem eigentlichen Ägypten zu verschwinden.

Sirenen in grünem Gefieder, graue Turteltauben mit schwarzen Kragen nisten im Gezweige und beleben es durch ihr Gezwitscher. Überall Schatten, überall Kühle. Der Gegensatz wirkt um so schärfer in Anbetracht der Öde und Hitze der umliegenden Ebene. Sobald man diese Schwelle überschreitet, versteht man, warum der fromme Ägypter seiner Seele als höchsten Gipfel der Glückseligkeit wünscht: sie möge wiederkehren und sich im Schatten der

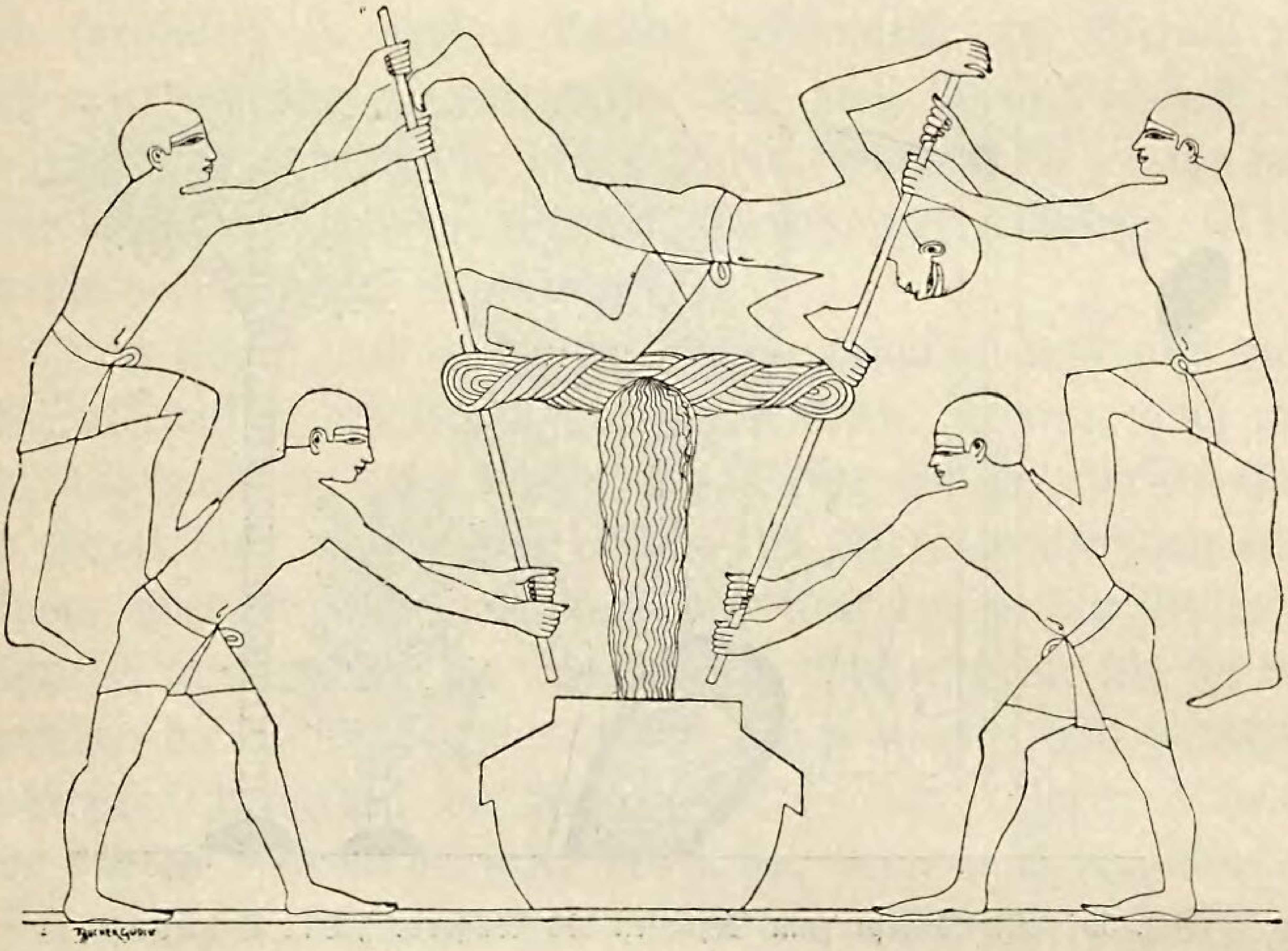


Fig. 58. Das Keltern der Trauben.

Bäume, die er pflanzte, und am Rande des Wasserbeckens, das er grub, niederlassen, um den „süßen Hauch des Nordwinds" zu atmen. Ein weiter Laubgang führt von dem Hauptportal zum Wohnhause (Fig. 57). Er wird von mehreren Reihen bemalter Holzsäulchen mit Lotuskapitälen getragen und die in gerader Linie dazwischengepflanzten Reben verschlingen sich zur dichten Blätterbedachung über den Häuptern der Lustwandelnden.

Nachtminu macht es Vergnügen, jedes Jahr hier selbst die Weinlese zu veranstalten. Die Sklaven schneiden die Trauben

vor seinen Augen, legen sie in Körbe und pressen sie in langen Säcken von grober Leinwand aus (Fig. 58). Er erhält auf diese Weise einen dicken zuckerigen Wein, der leicht sauer werden würde, wenn man ihn nicht mit Harz vermischte.

Zwei kleine offene Gartenhäuschen erheben sich rechts und links vom Hause, jeweils einem der Wasserbecken gegenüber; hierher beliebt der Herr des Nachmittags zu kommen, um Damenbrett zu spielen, oder müßig dem Tummeln seiner Enten zuzuschauen.

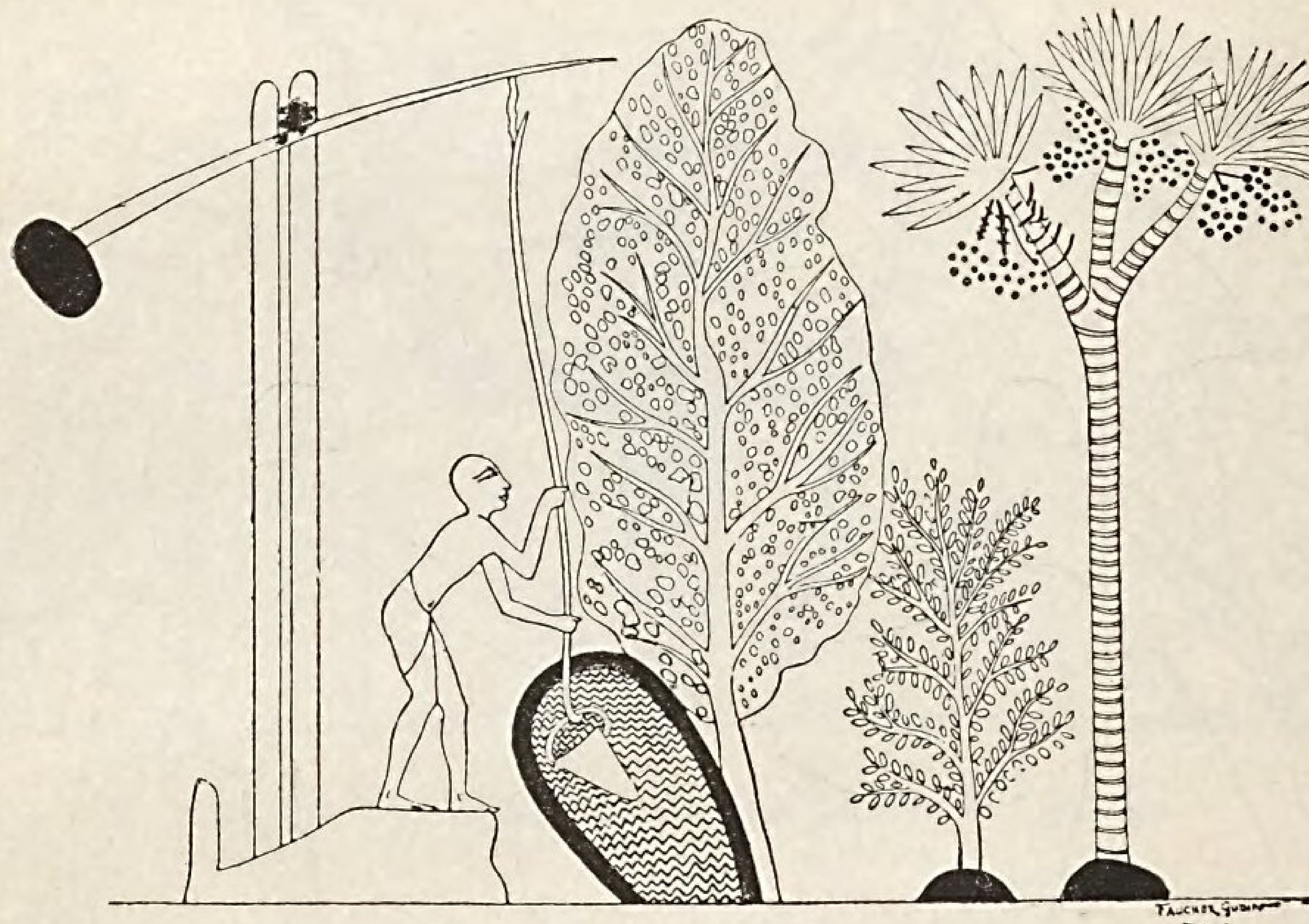


Fig. 59. Die Pumpe zum Schöpfen des Wassers: „Die Schaduf".

Die Vorratshäuser, die Ställe, all das zum Ackerbau nötige Geräte befinden sich in einer zweiten Umfriedigung, in einiger Entfernung von der ersten.

Der Erdstrich, welcher sich weiterhin, bis zum Rande der Wüste erstreckt, wurde nicht ohne große Mühe der Gemüsekultur dienstbar gemacht. Das Wasser dazu kommt aus dem Kanal durch eine lange Reihe längs des Ufers aufgestellter Schöpfbrunnen (Fig. 59). Als solche muß man sich einen Balken denken, der als Hebel dient und zwischen zwei aufgerichteten Pfosten befestigt ist. Der kürzere Teil ist mit einem Thongewicht beschwert, während

am längern ein korbartiger Eimer aus Palmblättern hängt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang füllt ein Fellah die Kufe. Ein halbwüchsiger Gärtnerlehrling nimmt sie, verschüttet unterwegs die Hälfte und gießt den Rest in eine Rinne, die das Wasser nach einem bestimmten Platz des Feldes leitet. Dieses ist durch niedere Erdwälle in kleinere und größere Vierecke geteilt, in „Häuser", in denen die Gemüse gezogen werden. Das Wasser fließt von Haus zu Haus bis zum Ende des Ackers. Der Überlauf wird sorgfältig in großen Lachen gesammelt, um Mensch und Vieh mit dem Naß zu versorgen. Auf diese Weise verschafft sich der Fürst das ganze Jahr hindurch die Gemüse, die er für seine Tafel braucht: Zwiebeln, Gurken, Eierpflanzen, Lupinen, Eibisch und die verschiedenen Malvenarten.

Das Land, das nicht regelmäßig begossen und nur durch das Sickerwasser des Kanals bewässert wird, ist aber auch nicht ganz unbrauchbar; denn wohin das Wasser dringt, schießen Gras und Kraut dicht und kräftig empor und bilden wochenlang einen grünen, über und über mit rosa und lila oder gelben Blümchen besäten Blätterteppich; wo freilich kein Wasser mehr ist, da verschwinden die Pflanzen sofort. Auf diesen nicht urbar gemachten Länderstrecken weiden im Winter die Herden. Unter Führung ihrer Hirten bleiben sie sechs bis sieben Tage nach einander auf derselben Stelle, nächtigen im Freien und stillen ihren Durst aus den schon erwähnten Wasserlachen oder dem Kanal. Wenn ein Fleck abgegrast ist, ziehen sie zum nächstfolgenden und kehren erst ins Dorf zurück, wenn sie das ganze, ihrem Herrn gehörige Land abgeweidet haben. Die Hirten, die gewohnt sind, immer zwischen ihren Herden zu leben, bilden einen eigenen Stand von rauheren Sitten und wilderm Charakter, als die übrige Bevölkerung ihn hat. Sie lassen sich Haar und Bart wachsen und viele von ihnen sind sogar rothaarig, weshalb die Frommen sie meiden. Man glaubt nämlich allgemein, daß die roten Menschen oder Tiere Genossen des Sit sind, des Sit, der Osiris ermordete und den man als Geist des Bösen verabscheut.

Die Hirten beschäftigen sich in ihrer freien Zeit mit Mattenflechten, Kochen und dem Bereiten von Klößen, womit sie ihre Tiere mästen; sie haben oft harten Stand gegen die räuberischen Beduinen oder die wilden Tiere, aber im ganzen sind es fröhliche Menschen, die gern Lieder singen und alle Gewerbe, welche eine sitzende Lebensweise erfordern, verachten.

Etwas nördlich vom Dorfe erweitert sich der Kanal zu einem großen sumpfigen Teiche, in dem Papyrus, Wasserrosen, blaue Lotus und zwanzigerlei Arten Wasserpflanzen üppig gedeihen. Die dicht gedrängten Blättergruppen gleichen Inseln, zwischen denen aufs Geratewohl schmale Wasserstraßen hindurchführen, kaum breit genug, um einem Boot Durchlaß zu gewähren. Jede scheint eine kleine Welt für sich zu sein, in der tausende von Insekten und Vögeln friedlich wohnen, Pelikane, Gänse und Enten neben dem Silberreiher, dem weißen Ibis und dem Krickvogel. Manchmal freilich schleicht sich ein Ichneumon, ein Marder oder eine Katze aus der Nachbarschaft herüber und richtet ein großes Blutbad unter den schlecht beschwingten Nestlingen an.

Das Gewässer ist übrigens ebenso bevölkert, wie das Blattwerk: Aale, Hechte, Neunaugen, Bräsen, alle Flußfische gedeihen darin; das Krokodil ist häufig, ja selbst das Nilpferd, das sich beim Zurücktreten der Flut verirrte, sucht hier zuweilen Schutz. Tiefe und Ausdehnung des Teiches sind keineswegs derart, daß man ihn nicht leicht trocken legen und anbauen könnte. Jede Nilschwellung schwemmt überdies den Grund höher an und macht die Aufgabe leichter. Aber den Fürsten von Apu ist es noch nie um Trockenlegung zu thun gewesen. An Getreideland herrscht bei ihnen kein Mangel und so ziehen sie es vor, in der Nähe ihrer Landhäuser für Fischfang und Jagd geeignete Gründe bestehen zu lassen.

Schon am Morgen nach der Ankunft führen Nachtminu, dessen Frau und Kinder ihren Gast zum Teiche, setzen ihn in eine Barke und besteigen selbst die Nachen. Diese Fahrzeuge bestehen aus einem länglichen Holzkasten, der in ein Röhrichtbündel

eingeschachtelt ist, welches durch Papyrusstricke zusammengehalten wird. Die äußern Enden sind stark zusammengeschnürt und verjüngen sich entweder bis zu einer gerade über dem Wasser liegenden Spitze oder sie haben eine Lotusblume zur Zierde. Das Ganze ist so leicht, daß je nach der Länge ein oder zwei Männer es mühelos von einem Teich zum andern tragen können. Daß es beim geringsten Anlaß umschlägt, kümmert keinen, denn die Ägypter können von Jugend auf schwimmen und die Einfachheit

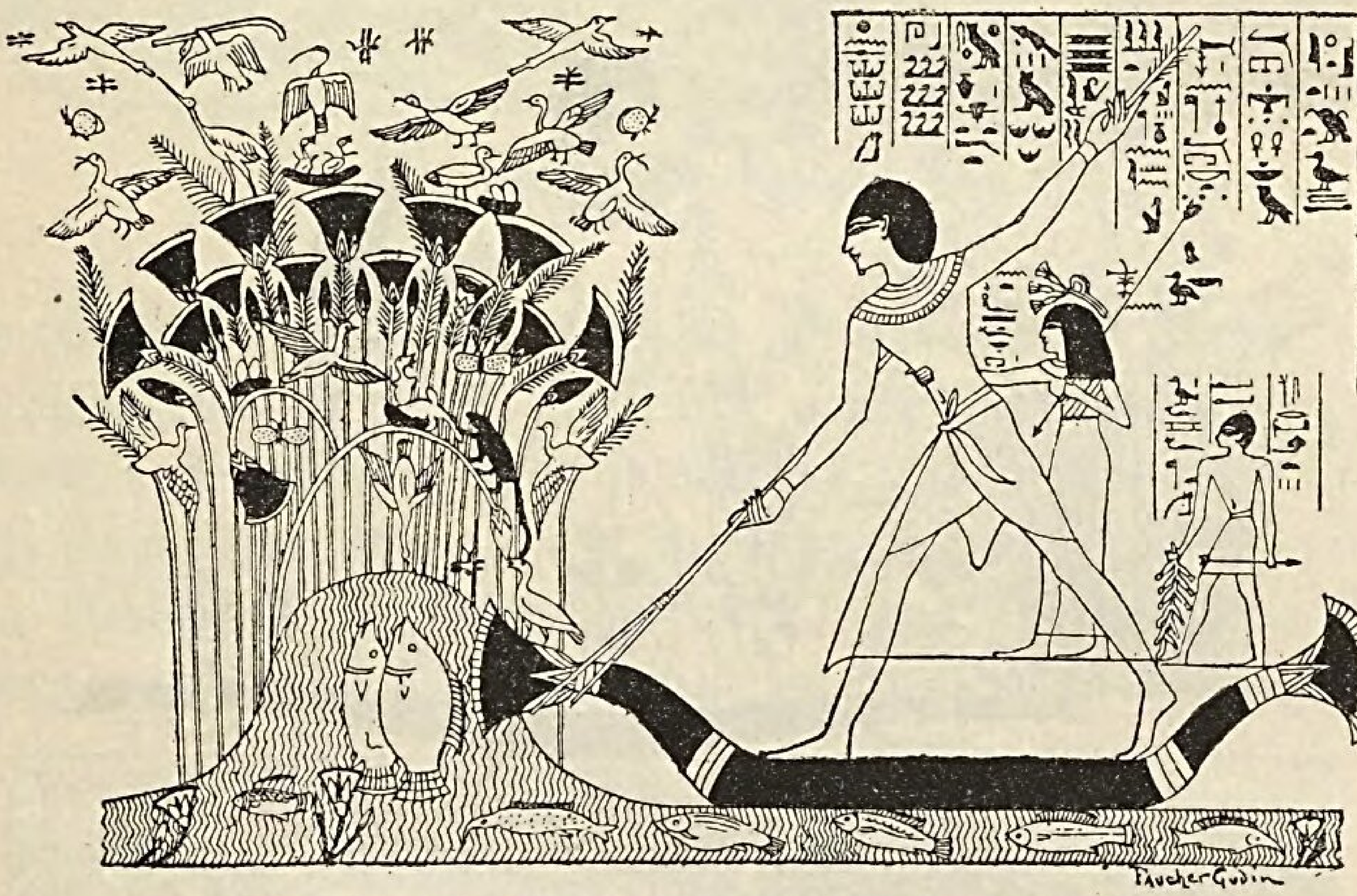


Fig. 60. Die Jagd mit der zweispitzigen Harpune.

ihrer Kleidung giebt auch keine Veranlassung, sich vor einem unvorhergesehenen Bade zu fürchten.

Nachtminu nimmt nur eine lange, zweispitzige Harpune mit (Fig. 60) und begiebt sich rasch mit seiner Frau und einigen seiner Kinder, die den Kahn lenken, in das Pflanzengewirr; aufrechtstehend, den Körper leicht nach vorn geneigt, durchforscht er das Wasser mit seinen Blicken, plötzlich stößt er mit rascher Bewegung die Waffe in die Flut und zieht zwei große Barschen heraus.

Psaru, der lieber jagt als fischt, hat zwei der Töchter seines Wirtes bei sich; eine abgerichtete Gans dient ihm als Lockvogel

und eine abgerichtete Katze soll das Erjagte apportieren. Er hat weder Bogen noch Wurfspieß, hingegen etwa zwanzig Bumerangs. Der Bumerang ist ein gekrümmtes, auf der einen Seite leicht abgerundetes, auf der andern flaches, manchmal in Schlangenwindung gebogenes Stück Holz. Man hält ihn an einem Ende und schnellt ihn in die Luft; jeder Vogel, der davon am Halse getroffen wird, fällt halbtot nieder. Psaru ist von seltener Geschicklichkeit in diesem mörderischen Spiel und jeder Bumerang,



Fig. 61. Die Jagd mit dem Bumerang auf dem Teiche.

den er wirft, trifft. Die Katze macht dann einen Sprung und bringt die Beute ein, nicht ohne einige Eier oder Nestkücken, die sie unterwegs aufstöberte, zu vertilgen (Fig. 61). Jagd und Fischfang auf diese Art betrieben, sind aber nur Zeitvertreib für die Vornehmen. Die Jäger und Fischer von Beruf haben Fallen oder sichereres Fanggerät, besonders Netze (Fig. 62). Das Fischnetz ist ein langes, weitmaschiges Garn, dessen oberer Teil mittelst Holzschwimmern über dem Wasser gehalten wird, während der untere Teil mit Bleikugeln behängt ist, die es auf den Grund

hinabziehen und ihm die nötige Straffheit geben. Man wirft es, sei es vom Ufer, sei es vom Schiffe aus, dann auf ein Zeichen ihres Obmannes machen sich ein halbes Dutzend Leute an die Stricke und ziehen es ans Land. Die Fische werden sofort nach

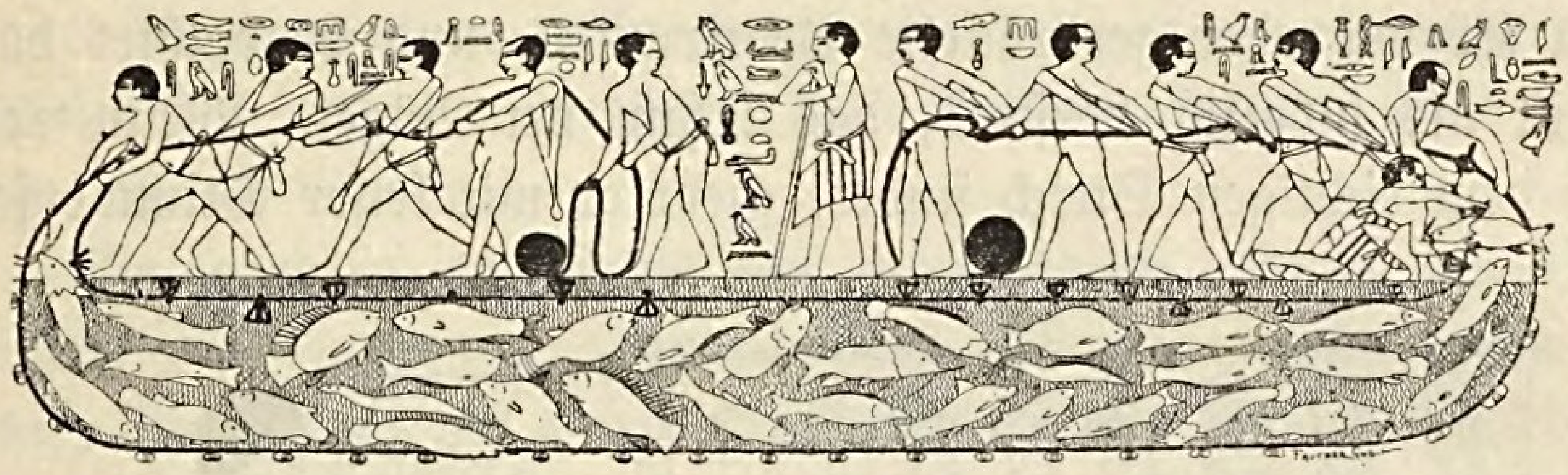


Fig. 62. Der Netzfang.

dem Fang, die größeren im Arm, die kleineren in Körben, weggebracht, man liefert sie in einem nahen Schuppen ab, wo die Einpökler sie aufschneiden, ausnehmen und nachdem sie sie mit Salz eingerieben haben, zum Trocknen in freier Luft aufhängen. Das Verfahren ist keines der besten, denn der auf diese Weise zubereitete Fisch hat immer einen unangenehmen Nachgeschmack.

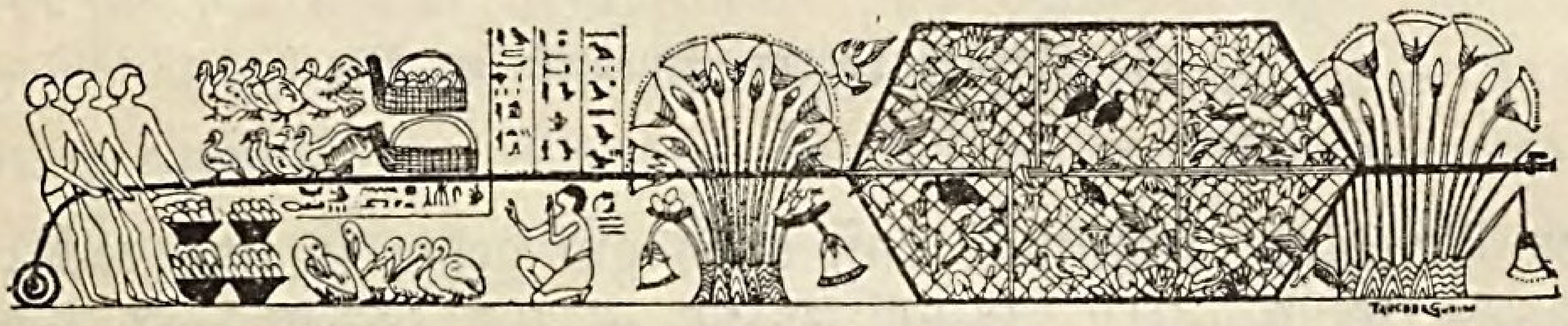


Fig. 63. Die Netzjagd.

Die ärmeren Leute nehmen das aber nicht so genau, für sie ist er ein Festmahl, das sich ihnen nicht jeden Tag bietet, und selbst die Reichen verschmähen nicht, gelegentlich davon zu kosten.

Die Netze, die man zum Vogelfang verwendet, sind ziemlich großen Umfangs (Fig. 63); sie werden auf sechseckige Holzrahmen gespannt, die sich mittelst Scharnieren nach zwei Seiten öffnen. Um sie zu stellen, wählt man möglichst freies Wasser zwischen

zwei Schilfdickichten. Man befestigt diese offene Falle durch einen kurzen Strick an einen in den Schlamm eingerammten Pfahl, während zwei bis drei Männer sich an ein langes Seil spannen, das so angebracht ist, daß das Netz sich beim Anziehen desselben schließt. Nun wirft der Oberjäger die Lockspeise aus, einige Hände voll Körner oder zerbröckelte Brotkrumen, und beobachtet dann, sogut als möglich versteckt, das Thun der Vögel. Wenn er sie auf dem richtigen Strich findet, giebt er mit leiser Stimme seine

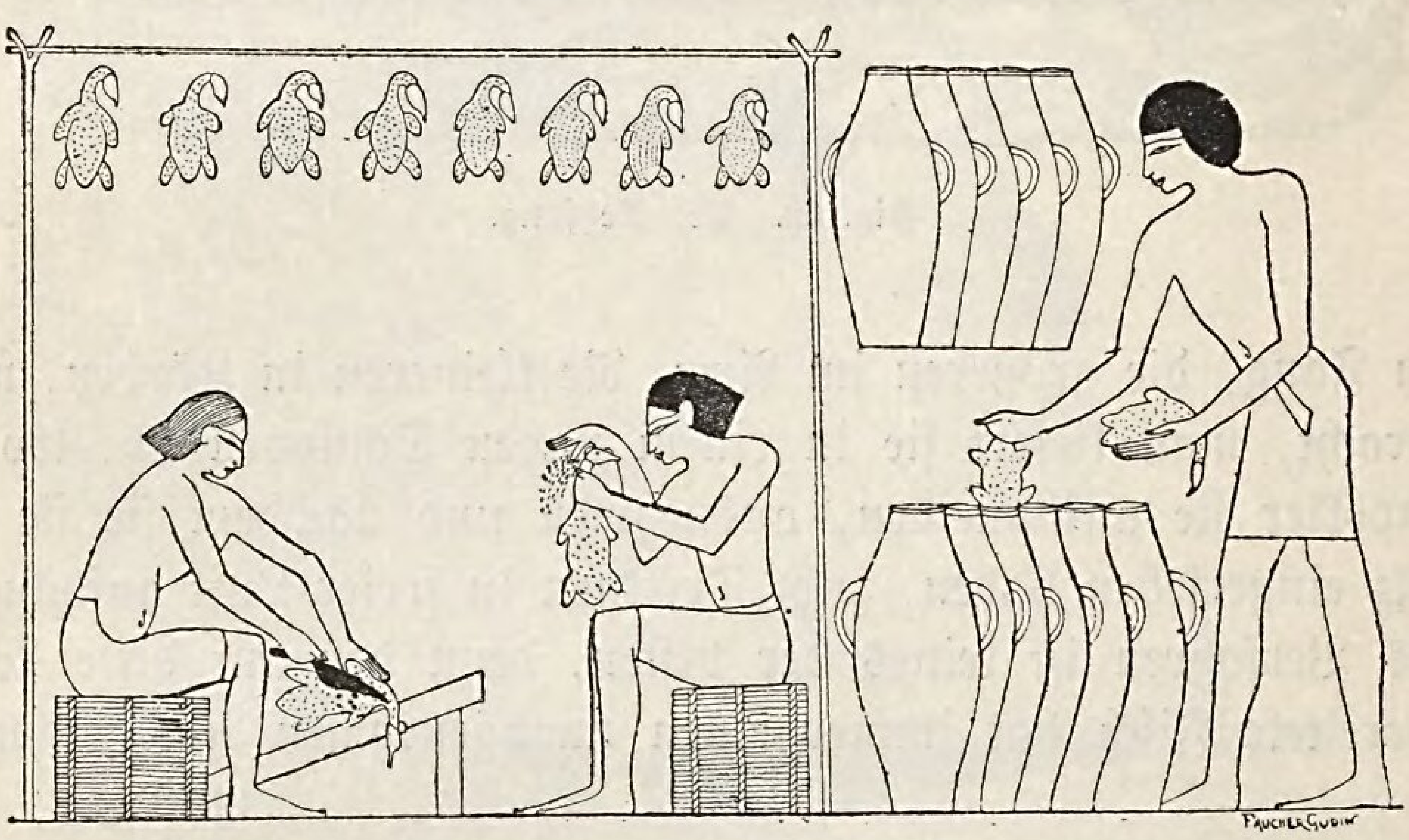


Fig. 64. Darstellung vom Einpökeln der Vögel.

letzten Befehle: „Achtung! daß alles gut geht; so ist's recht; das Wildbret ist bereit!" Jetzt erhebt er sich schnell und entfaltet einen Linnenstreifen, die Männer ziehen an dem Seil und die beiden Garne fallen mit scharfem Geräusch zu. Ein halbes Dutzend Gänse, die nicht in dem Bereich des Netzes waren, flattern davon, etwa dreißig bleiben gefangen. Rasch stecken jetzt die Jäger die jungen Gänslein, die sie zu zähmen hoffen, in Käfige, während sie die anderen an den Füßen zusammenbinden, je drei oder vier zu einem Pack. Ein Gehilfe dreht den Vögeln den Hals um und rupft sie, ein zweiter Gehilfe schneidet ihnen den Kopf ab und nimmt sie aus, ein dritter pökelt sie mit Salz ein, ohne sie dann

zu räuchern (Fig. 64). Nicht nur Gänse und Enten werden auf diese Art behandelt, sondern auch kleineres Geflügel, wie Wachteln und Rebhühner. Vor dem Gebrauche wird das so aufbewahrte Vogelfleisch in reines Wasser gelegt und wenn man es für genügend ausgelaugt hält, setzt man es roh vor oder bereitet Ragout davon. Gut hergerichtet, ist es, wenn auch keine vortreffliche, doch eine bezüglich des Geschmacks dem Fisch weit vorzuziehende Speise.

Die Jagd in der Wüste war ursprünglich weniger ein Vergnügen, als dringende Notwendigkeit. Man bezweckte zweierlei damit: Ergänzung der Herden und Ausrottung der wilden Tiere. Die meisten der Tiere, die man heutzutage auf den Bauernhöfen sieht, waren damals noch keineswegs dem Menschen dienstbar. Das Schaf, die Ziege, vielleicht der Esel, galten als Haustiere, das Schwein blieb in halbwildem Zustande in den Morästen des Delta und auch das Rind war kaum halb gezähmt und ließ sich nur mit dem Lasso fangen; es trieb sich in den unbenutzten, zwischen den letzten sich vom Nil abzweigenden Kanälen und dem Fuß der Berge gelegenen Landstrichen umher. Man jagte die Gazelle, die Oryx-Antilope, das wilde Schaf und den Steinbock, die zum Wasser in die Ebene herabkamen und man verfolgte sie bis in die Schluchten und auf die öden Hochflächen, in denen sie hausten. Zusammengewürfelte Meuten, in denen der Schakal und der Hyänenhund neben dem Wolfshund und dem magern Windspiel ihren Platz hatten, spürten das Wild auf und trieben es ihrem Herrn zu, der es mit seinen Pfeilen erlegte.

Manchmal folgte ein Junges dem Jäger, der die Mutter getötet hatte und den Leichnam heimtrug, manchmal schleppte sich eine nur leicht verwundete Gazelle bis zum Dorfe und genas dort; diese Gefangenen wurden bei der täglichen Berührung mit Menschen zahm und bildeten eine Art bunt gemischter Herde, die man ein wenig zum Vergnügen, mehr aber noch ihres Nutzens wegen hielt; war es doch für den Notfall ein lebender Fleischvorrat.

Die unaufhörlich fortgesetzten Jagden führten aber stets neuen Zuwachs herbei und einige dieser Herden zählten nach hunderten von Köpfen. Mit der Zeit lernte man dann die Rassen kennen, die gut zu verwenden waren, wie die, deren wilde Natur sich der Zähmung widersetzte; so sieht man noch heute hier und dort bei den Häusern der Vornehmen einige zahme Gazellen, welche die Freude der Kinder und der Frauen sind, aber man verzichtet darauf, sie in ganzen Rudeln zu halten, und wenn man jetzt auf die Jagd geht, geschieht es zum Vergnügen und nicht mehr aus durch den Nutzen gebotener Pflicht.

Die Mehrzahl der Fürstentümer oder Nomen (Gaue) haben ihre richtigen Jagdhüter, die einem Oberjägermeister unterstellt sind. Gewöhnt, unablässig die Berge zu durchstreifen, lernen sie dieselben schließlich bis in die kleinsten Falten kennen; es giebt keinen Saumpfad, den sie nicht erstiegen, keine Quelle oder Cisterne, deren Lage sie nicht wüßten, keine Schlucht, die sie nicht von einem Ende zum andern durchforscht hätten: sie bilden gleichsam die ägyptischen Vorposten gegen die Beduinen, und ihre Wachsamkeit hat schon mehr als einmal die reichsten Städte und Ortsbezirke des Thales gegen die Überfälle der Tahonu (Tehennu), der Anu, der Qahag und anderer halb wilder Stämme, die in Ost und West umherstreifen, geschützt.

Nachtmînu hat Bakurro, den jetzigen Oberjägermeister, beauftragt, alles für eine zwei- bis dreitägige Jagd in der Gegend des Gazellensees vorzubereiten; die allgemeine Zusammenkunft soll beim Eingang in das Aputhal, unter dem „beschriebenen Fels", des Morgens zwischen neun und zehn Uhr stattfinden.

Einige Minuten lang folgt man dem Kanal, dann biegt man scharf nach Osten und gelangt zum Eingang der Thalschlucht. Diese ist ein ausgetrocknetes Strombett mit einem Grund von feinem Sande und langen Streifen herabgeschwemmter Steine. Die Felswände zu beiden Seiten sind wie mit dem Messer abgeschnitten, doch hat die Wirkung der Sonne ihre Kämme und oberen Schichten zerstört und die verwitterten Massen sind in großen

Trümmerhalden herabgebröckelt (Fig. 65), die bei jeder Biegung ihre Form und Lage verändern. Auch die Winterwasser unterwühlen sie an den Stellen, an denen der Strom sie erreicht und führen Stein um Stein hinab zur Ebene. Die anfänglich ziemlich breite Schlucht wird bald enger; und an sechs Orten wird der Weg durch harte feste Steinbänke durchschnitten, welche die Wasser nicht gänzlich hinwegzuräumen vermochten; es sind gleichsam sechs hintereinander-

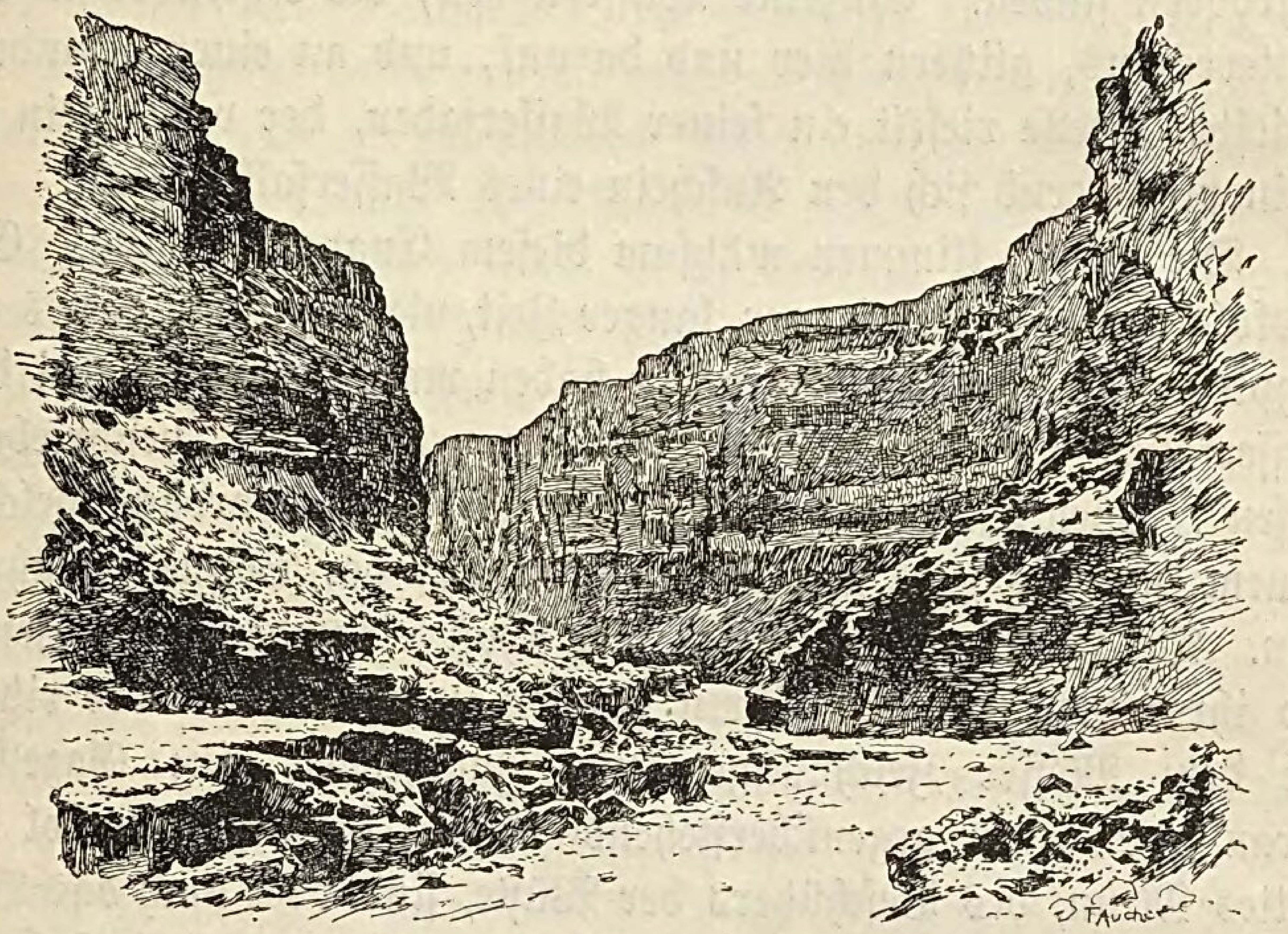


Fig. 65. Das Aputhal.

folgende Stufen, von denen in Regenzeiten sechs Wasserfälle herabstürzen. Um von der einen zur andern zu steigen, muß man die Steinwände auf schmalen, abschüssigen, voll Geröll liegenden Pfaden erklimmen.

Der, zwischen der vierten und fünften Stufe befindliche, Absatz ist eine etwa 200 m breite, ebene, in der Mitte von einem schmalen Spalt unterbrochene Fläche, in der die Gewässer im kleinen dieselbe Arbeit vollbrachten, die sie im großen leisteten, als sie das ganze Thal schufen. Sie höhlten einen 6 bis 8 m tiefen, 3 bis 4 m breiten Einschnitt aus, den sie mit Geröll und un-

geheuern Blöcken anfüllten, die sie jedes Jahr ein weniges weiter thalabwärts vorschoben. Ein kräftiger Pflanzenwuchs entwickelt sich dort und gedeiht im Schatten der Felsen, noch längst nachdem die Sommerhitze alles ringsum ausgedörrt hat. Die verschiedensten Kapernsträuche mit den lila Blüten, Fettpflanzen mit runden, fleischigen Blättern und eine Art feiner Tamariske klammern sich allüberall in den Steinritzen an, wo sie auch nur eine Handbreit Nährboden finden. Einzelne Wasserlachen, die letzten Reste des Winterregens, glitzern hier und da auf, und an einer besonders vertieften Stelle rieselt ein feiner Wasserfaden, der von Stein zu Stein plätschernd sich den Anschein eines Wasserfalles giebt.

Die Reiter klimmen mühsam diesem Engpaß entlang. Ein Felskoloß, der sich vor langer, langer Zeit, vielleicht noch ehe es ein Ägypten gab, vom Gebirge gelöst haben mag, erhebt sich bei den Wasserfällen auf der rechten Thalseite: es ist der „beschriebene Felsen". Oben breiter als unten, trägt er eine Art Vordach, welches bequem fünf bis sechs Männern Schutz vor der Sonne gewähren kann. Die Gazellenjäger rasten hier schon seit undenklichen Zeiten und ihrer viele schrieben ihren Namen in den Stein oder ritzten mit dem Messer Zeichnungen von Jagdscenen ein: Gazellen, Strauße, einander gegenüberstehende Gänse, die das Symbol des Gottes Minu, des Beschützers der Wüste, sind oder auch das Bild des Gottes Minu selbst, mit dem erhobenen Arm und dem Federnschmuck auf dem Haupte.

Bakurro ist schon seit gestern abend mit seinen Leuten hier. Die einen tragen Netze und Pfähle zum Stellen der Garne, andere halten große Rüden, mit den berberischen Namen Abaïkaro, Puhtes, Togru, an der Leine. Die beiden Jägertrupps vereinigen sich und steigen das Thal bis zum Quellenschachte aufwärts, in dem sich das Wasser langsam am Grunde eines engen Trichters sammelt und immer frisch bleibt. Er wird von einem Felsblock überragt, in dessen Vorderseite man eine flache Höhlung oder richtiger Nische gegraben hat, die so hoch ist, daß ein Mann in ihr stehen kann; sie ist Minu geweiht.

An diesem Platze macht man nun Halt, um zu frühstücken, und um im Schatten der Felsen die heißeste Mittagszeit vorübergehen zu lassen. Gegen drei Uhr begiebt man sich mit schnellen Schritten auf den Weitermarsch, denn der Weg ist noch lang und beschwerlich. Die Schlucht endet 600 oder 800 m hinter dem Brunnenschacht in einem Engpaß. Zuerst gelangt man in eine schmale, von riesenhaften Steinblöcken halb versperrte Kluft, dann in ein kleines Thälchen, wo spärliches Unkraut und einige Palmen wachsen, dann erreicht man abermals eine Quelle, welche tropfenweise aus der Bergwand sickert, weiter kommt man zu einer weiten, rundlich abgeschlossenen Fläche voll aufgetürmter Felsstücke und von hier führt in Windungen ein Pfad zu einer höhergelegenen Ebene hinauf, die sich unabsehbar in leichten Wellenlinien vor dem Blick ausbreitet. Mit Einbruch der Nacht macht die Karawane am Rand einer wassergefüllten Grube Rast, sie ist es, welche von den mit der Wüste Vertrauten mit dem hochtrabenden Namen Gazellensee belegt wird. Während der Nacht versperren die Jäger mit zwischen Pfählen ausgespannten Netzen den Zugang zu einer steilen Schlucht, die sich in der Nähe des Sees öffnet, dann machen sie einen großen Umweg und lagern sich mit etwa einem Dutzend Hunden am andern Ende derselben. Am frühen Morgen, wenn die Tiere der Nachbarschaft auf diesem Pfad zur Tränke herabkommen, begeben sie sich arglos wie gewöhnlich herzu; sobald etwa hundert vorüber sein mögen, schließt man die Schlucht mit andern Netzen und hat die Tiere in der Falle. Die auf das Wild gehetzten Hunde (Fig. 66) treiben es zusammen und Psaru, der mit Nachtmînu sich hinter diesem, in der Geschwindigkeit hergestellten Tierpark aufstellt, erlegt durch seine Pfeile mühelos, was sich ihm auf Schußweite bietet: Hasen, Oryx- und andere Antilopen, Strauße, Schakale, Luchse, selbst gestreifte oder gefleckte Hyänen; in weniger als zwei Stunden ist alles gefangen, verwundet oder getötet. Früher ermangelte dieser Zeitvertreib, so harmlos er scheinbar war, nicht der Gefahren. Die Löwen und großen Katzenarten, wie Leoparden oder Tiger

waren ziemlich zahlreich, und wer auszog, nur um eine wilde Ziege zu fangen, konnte unterwegs mit diesen Bestien Bekanntschaft machen, ja er wurde nicht selten seinerseits zum gejagten Wild. Heute sind die Löwen fast gänzlich verschwunden. Die Pharaonen verfolgten sie hartnäckig und vernichteten ihrer so viel sie konnten. Amenhotpu hatte 112 in den ersten zehn Jahren seiner Regierung erlegt, und wenn Ramses II. diese Zahl noch nicht erreicht hat, so ist es deshalb, weil seine Vorfahren die Rasse beinahe ganz ausgerottet haben.

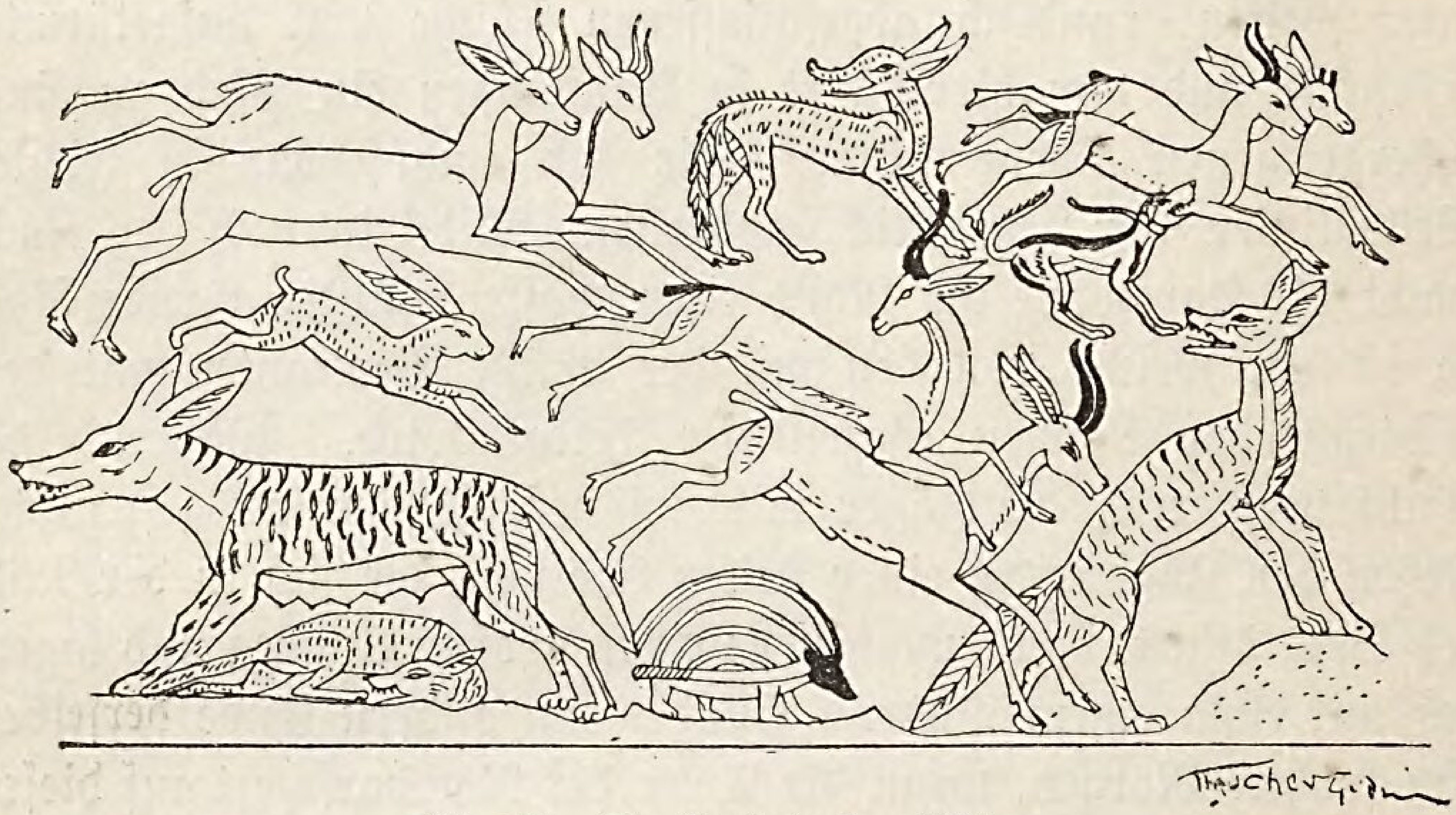


Fig. 66. Die Jagd in der Wüste.

Die Wüste beherbergt übrigens, so wenigstens lauten die Berichte der sie bewohnenden Stämme, noch viel schrecklichere Tiere, die aber glücklicherweise seltener als die Löwen sind. Sphinxen mit Menschenköpfen, Greifen mit Schakalleibern, Adlerköpfen und Sperberflügeln, Tiger mit Schlangenköpfen (Fig. 67). Niemand kann sich freilich rühmen, je über eines dieser Ungeheuer den Sieg davongetragen zu haben; sie vermeiden den Menschen, wennschon sie seiner leicht Herr würden, und man sieht sie meist nur von weitem an den äußersten Grenzen des Horizonts. Viele Leute, und Psaru gehört zu ihnen, glauben nicht an ihr Dasein,

aber die Jäger und Karawanenführer wissen im Gegenteil tausenderlei Geschichten von ihren wunderbaren Eigenschaften zu erzählen. Es ist bekannt, daß der Oryx mit seinem Blick einen Menschen in Stein verwandeln kann, und daß der Löwe sein Opfer durch das Auge fesselt; sobald es ihm gelingt, dasselbe durch Furcht zu bannen, dann kann er ihm alle Willenskraft rauben und es zwingen, ihm zu folgen, wohin er will, so daß er es nach Gutdünken tötet, wenn er Hunger hat. Jene Wüstenungeheuer haben nicht nur dieselbe Macht, sondern sie üben auch auf alles, was ihnen begegnet, schädliche Einflüsse aus, deren Wesen niemand ergründen kann. Am Abend beim Lagerfeuer spricht man viel darüber und man erzählt die sonderbarsten

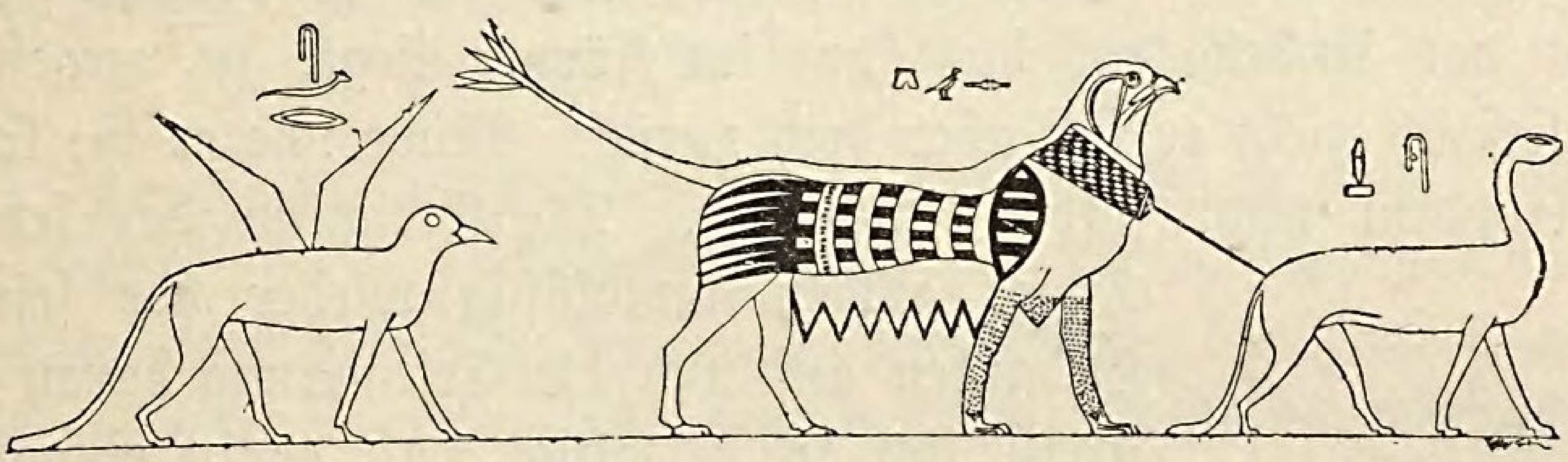


Fig. 67. Die in der Wüste lebenden Ungeheuer.

Dinge, aber während der beiden Tage, die man am Gazellensee zubringt, ist nichts von Ungeheuern zu entdecken. Vielleicht müßte man, um sie zu finden, sich weiter in die Wüste hineinwagen, bis in die Gegend der Bergspitze von Bâchu und des geheimnisvollen Ortes, wo die Sonne sich jeden Morgen zeigt, wenn sie aus der Nacht heraustritt.

Psaru, der nicht mehr jung ist, kehrt entzückt, aber erschöpft von diesem Ausflug in die Wüste zurück. Seit einigen Tagen fühlt er einen Druck im Kopfe und empfindet eine gewisse Beschwerlichkeit beim Arbeiten, ja selbst beim Denken.

Vielleicht ist es nur ein vorübergehendes Unwohlsein, aber auf alle Fälle zieht er es vor, nach Hause zu reisen und seine Krankheit in Theben abzuwarten, wenn er wirklich krank werden sollte.

Er nimmt darum Abschied von Nachtminu, sammelt unterwegs die Schiffe, die die Getreidesteuer tragen und lädt die obersten Aufseher der Speicher ein, ihn zu begleiten; denn ihr Diensteifer verdient Belohnung und er will sie Pharao selbst vorstellen, damit sie durch die Verleihung des goldenen Halsbandes ausgezeichnet werden. Eine Woche nachdem er Apu verlassen, kommt er endlich wieder zu Hause an; seine Gemahlin Châit und seine Kinder, die ihn natürlich sehnlichst erwarteten, halten ihn gleich einen Teil der Nacht mit Sprechen wach und er ist zu glücklich über das Wiedersehen, um nicht das Unbehagen, das ihm im Körper liegt, zu vergessen. Schließlich zieht er sich aber doch zurück. Müde wie er ist, kann er trotzdem nicht sofort einschlafen. Die Ereignisse der letzten Tage tauchen unablässig wieder vor seinen Gedanken auf und die Erinnerung daran ergreift ihn so gewaltig, daß er in eine Art Fieberwahn verfällt, von dem er nur ein undeutliches Bewußtsein hat.

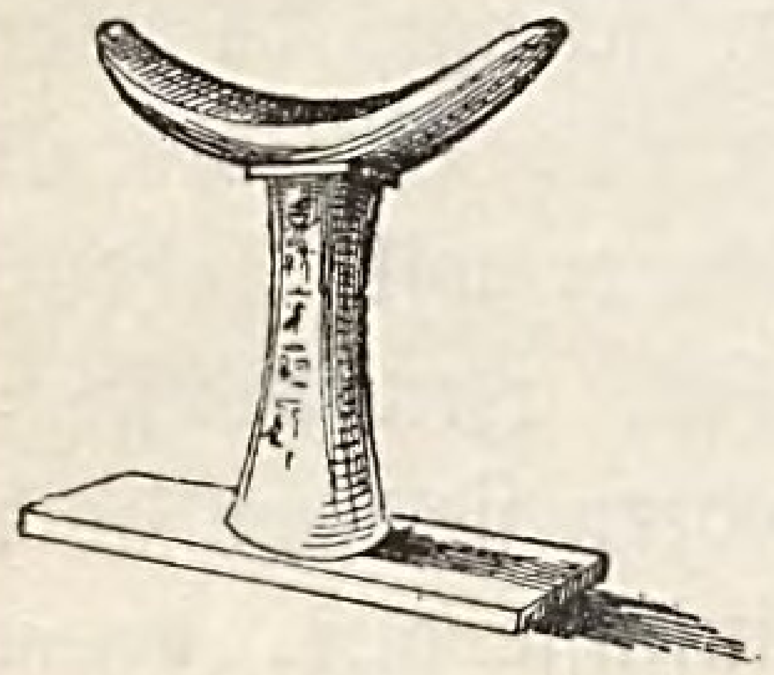


Fig. 68.
Eine Kopfstütze.



Fig. 69.
Der Gott Bîsu.

Die Ägypter legen ihr Haupt auf ein Kopfkissen, das aus einem gebogenen Holze gefertigt und auf einem Fußgestell befestigt ist und das sie Kopfstütze nennen (Fig. 68). Sie ritzen oft die komische Figur des Gottes Bîsu (Bes) darauf ein (Fig. 69), eines Zwergs mit kurzen Beinen, dickem Bauch und unförmlichen Zügen, der aber glückliche Eigenschaften hat und vom Schläfer die in der Nacht herumstreifenden Geister und Dämonen fernhält. Entweder ist Bîsu anderwärts beschäftigt oder er versieht seinen Dienst schlecht, denn Psaru fühlt sich wie von einer unheilbringenden Macht umgeben, gegen die er vergebens ankämpft.

Gegen Morgen schlummert er endlich ein, aber sein Schlaf ist von beunruhigenden Träumen unterbrochen und gewährt ihm keine Erquickung.

Siebentes Kapitel.

Krankheit und Tod.

Der Palast Pharaos. Psarus Empfang. Die Verteilung der goldenen Halsbänder. Ägyptische Arzneikunde: Zauberer und Ärzte. Werke über Heilkunde. Der Geisterbanner: Beschwörung gegen böse Geister. Der Tod und der Beginn der Trauer. Fortdauer der Seele. Osiris, die erste Mumie. Die Einbalsamierung. Herstellung der Grabeinrichtung. Der Sarg und die Amulette. Die Mumie.

Zwei kurze Schläge am Thor erwecken Psaru ganz plötzlich: ein Herold ist da und entbietet ihn auf Befehl Pharaos in den Palast. Nie kam eine Einladung ungelegener, denn das Unwohlsein, anstatt, wie er gehofft, sich zu bessern, hatte sich während der Nacht verschlimmert. Der Kopf ist ihm heiß und schwer, die Zunge bitter und trocken, der Körper schmerzt und sonderbare Zuckungen machen sich von Zeit zu Zeit bemerklich. Doch gleichviel, wenn Pharao gebietet, kann man nur gehorchen. So erhebt er sich, schminkt Lippen und Wangen, um deren Blässe zu verbergen, setzt die Perücke mit den langen Locken auf, — sie erschien ihm noch nie so schwer wie heute, — wirft das Gewand von weißer Leinwand über und schwingt sich mühsam auf seinen Wagen.

In Ägypten werden die Paläste nicht, wie die Tempel, für die Ewigkeit gebaut; es sind leichte Wohnungen aus Holz, Ziegeln und kleinen Bruchsteinen; Granit wird nur ausnahmsweise zum Schmuck des Hauptportals verwendet. Sie erinnern in vergrößertem Maßstabe an die Villa Nachtminus und umschließen einzelne Häuser für den Harem, Vorratskammern, Kasernen

und Wohnungen für die königliche Leibgarde wie die Personen des Dienstes, weite baumbepflanzte Höfe und Gärten mit Kiosken und Teichen, wo die Frauen sich ungehindert ergötzen können.

Eine zinnengekrönte Umwallung giebt dem Ganzen das Aussehen einer Festung oder eines verschanzten Lagers, und manchmal, in Zeiten des Aufstands und der Verschwörung dankt der „gute Gott" darinnen sein Heil wirklich nur der Festigkeit der Thore und der Höhe der Mauern.

Psaru eilt ohne abzusteigen über einen Rasenplatz, auf dem Schardana*) und ägyptische Bogenschützen auf Wache sind, giebt sich deren Anführer zu erkennen und fährt nun ohne weiteres mit seiner Schar von Steuererhebern und Landbeamten in den Ehrenhof.

Die Tribüne, von der herab der König Audienz erteilt, ist dem Eingangsthor gerade gegenüber; sie ist als Vorsprung der Palastfront gedacht, und steht in direkter Verbindung mit den Privatgemächern. 4 oder 5 m über dem Boden erhoben, ist sie von einer Brustwehr umgeben, deren Rand ein blau- und rotgesticktes Kissen bildet, und ist von einem Baldachin in kunstvoller Schreinerarbeit überdeckt. Denselben tragen zierliche, schlanke Holzsäulchen, die mit den lebhaftesten Farben bemalt und oben am Knauf mit bunten Wimpeln geschmückt sind.

In demselben Augenblick, da Psaru vom Wagen steigend sich zwischen den beiden Säulchen zu Boden wirft, erscheint Ramses mit Isinofritari vorn in seiner Loge und richtet einige freundliche Worte an ihn, die zu beantworten Psaru sich aber wohl hütet, denn die Hofsitte gestattet keinem Unterthanen, sich vor Pharao anders als stumm und starr, ja wie ganz vernichtet zu zeigen: die Sprache fehlt ihm, er ist des Gebrauchs seiner Glieder beraubt, sein Herz schlägt nicht mehr, er weiß kaum, ob er lebendig oder tot ist. Er erlangt erst wieder die Besinnung, wenn er Pharao

*) Vgl. was Seite 91 über die Schardana gesagt ist.

zu einem der „Freunde“*) am Fuße der Tribüne sagen hört: „Man hebe ihn auf und er rede zu mir.“ Bei dieser feierlichen Erlaubnis kommt auch Psaru wieder zu sich und richtet sich auf. „Da bist du im Frieden heimgekehrt und deine Geschäfte sind in angemessener Weise verlaufen!“ fährt Pharao fort; „aber sind es nicht die obersten Aufseher der Speicher und die Schreiber, die hinter dir stehen?“

„Sie sind es, erhabener Herrscher, unser Herr. Sie vollbrachten für dich mehr, als jemals geschah, seit den Zeiten des Gottes Râ, denn sie sammelten in der einen Jahreszeit mehr Getreide ein, als während der letzten dreißig Jahre geerntet wurde.“

„Was du uns sagst, ist gut,“ erwidert hierauf Pharao, und dann sich gegen die Königin wendend, spricht er weiter: „Da ist Psaru, der vom Lande kommt, scheint es dir nicht, er habe ganz das Aussehen und die Art eines Bauern angenommen?“

Dieser Scherz, welcher außergewöhnliche Befriedigung verrät, ruft bei allen Anwesenden große Heiterkeit hervor: das Lachen geht vom König auf die Königin über, von dieser auf die „Freunde“ und setzt sich in Rangabstufungen bei den im Hofe zerstreuten Gruppen fort. Pharao ruft nun einen seiner Kämmerer: „Man gebe Gold, viel Gold, dem lobenswerten Nomarchen, dem Grafen von Theben, Psaru, ihm, der, vorgerückt an Jahren, ein glückliches Alter erreichte und der nie einen Fehler beging.“ Man bringt nun auf einem Tischchen aufgehäuft: Halsbänder und Armreife in Gold und in einer Mischung von Gold und Silber, deren Größe und Gewicht zu den geleisteten Diensten im Verhältnis stehen (Fig. 70). Pharao nimmt einen der Gegenstände und wirft ihn von der Tribüne hinab; die Königin folgt seinem Beispiel und die drei kleinen Prinzessinnen, welche wie zu einem neuen Zeitvertreib herbeigelaufen sind, haben bald das Übrige heruntergeschleudert. Die „Freunde“ befestigen die

---

*) Das Wort „Freund“ war ein Titel, den man den Höchstgestellten aus des Königs persönlicher Umgebung verlieh.

größte Kette um Psarus Hals und hängen kleinere daran, die ihm wie ein goldenes Schild die Brust bedecken, während er

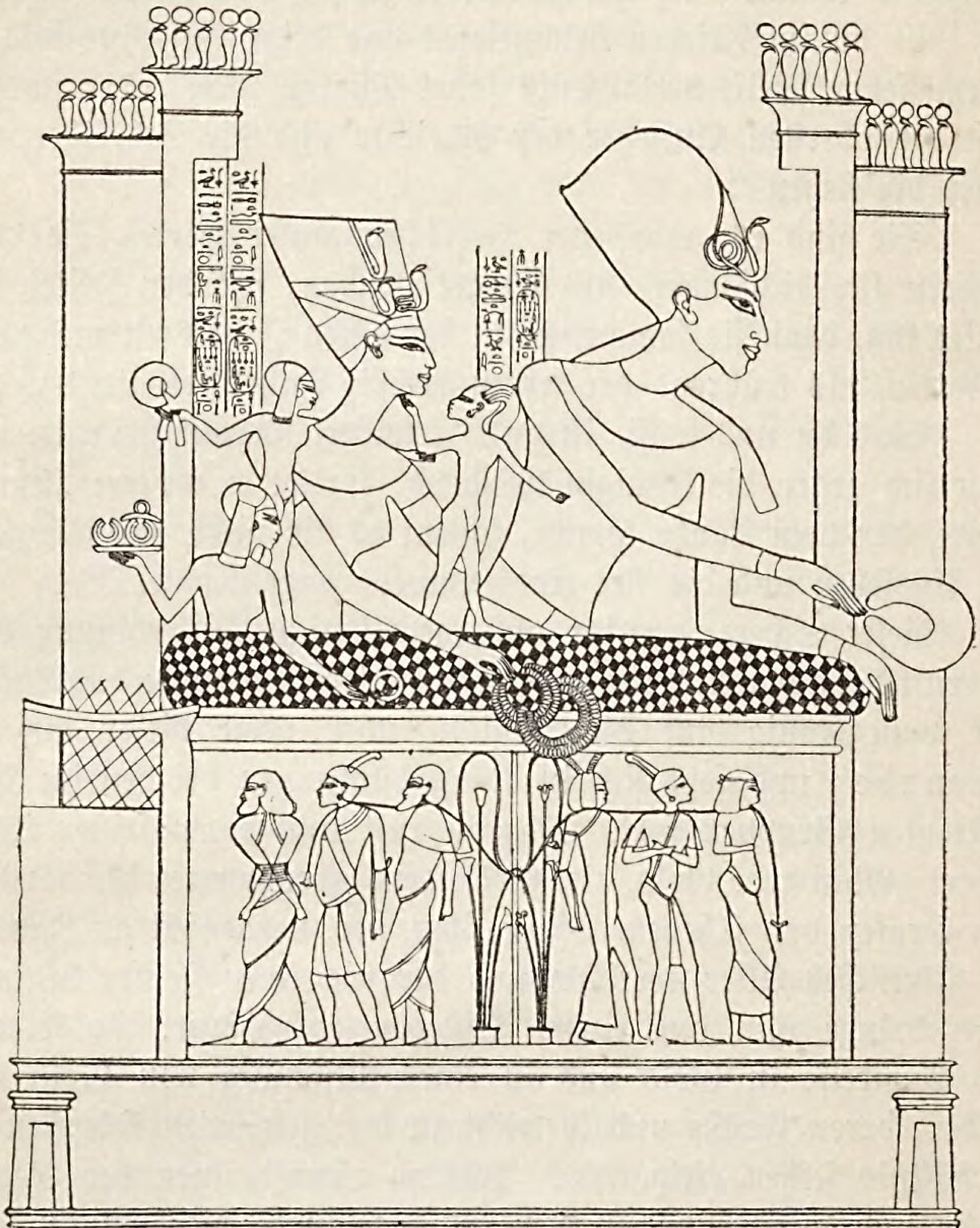


Fig. 70.
Der König (Amenhotpu IV.) und seine Familie werfen goldene Holsbänder hinab.

gerade aufrecht, die beiden Arme hocherhoben, steht und vor dem Herrscher eine Dankeshymne anstimmt: „Herrlich ist dein Aufgang, oh gütiger Fürst, Geliebter des Amon, du, der du fortlebest in

Ewigkeit, gleich wie dein Vater Râ, und dessen Dauer besitzest. Oh Fürst, der du Horus unter den Menschen bist, der du mich leben lässest, mich und meinen Doppelgänger, die Freude ist groß

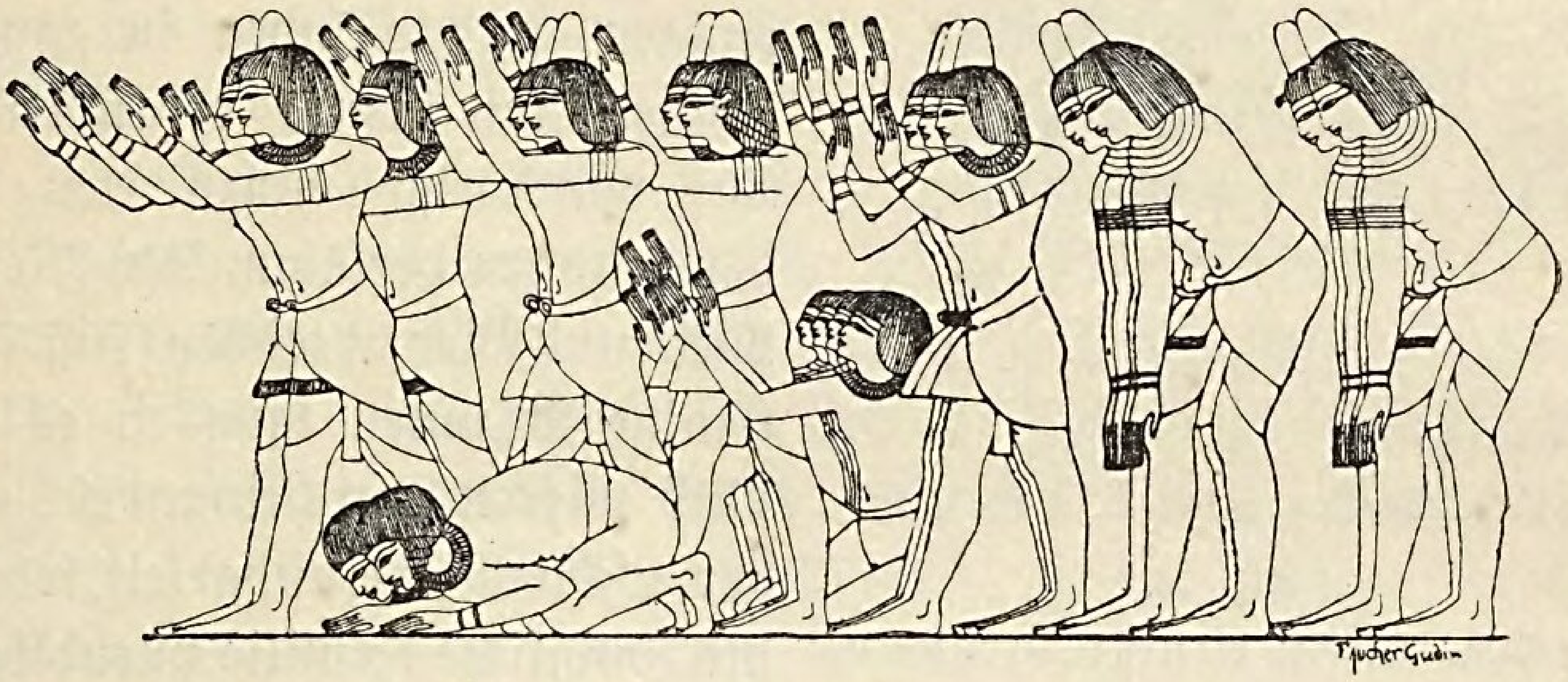


Fig. 71. Die Stellungen der Anbetung vor Pharao.

da, wo du weilest, und die dir gehorchen, sind in Wonne; mich Unbedeutenden hast du groß gemacht durch das, was du für mich gethan und ich habe ein glückliches Alter erreicht, ohne daß ich je als Verbrecher erfunden ward."

Vornehme Würdenträger schreiten nun aus den zu beiden Seiten der Tribüne befindlichen Thüren in den Hof hinab, ein jeder mit Halsbändern und Armringen schwer beladen, mit denen sie die obersten Aufseher der Speicher reichlich schmücken. Diese, von Dankgefühlen durchdrungen, lobpreisen Pharao in allen Stellungen der Anbetung, zuerst in gerader Haltung mit erhobenen Armen, dann niederknieend, das Gesicht zur Erde geneigt, worauf sie sich erheben,

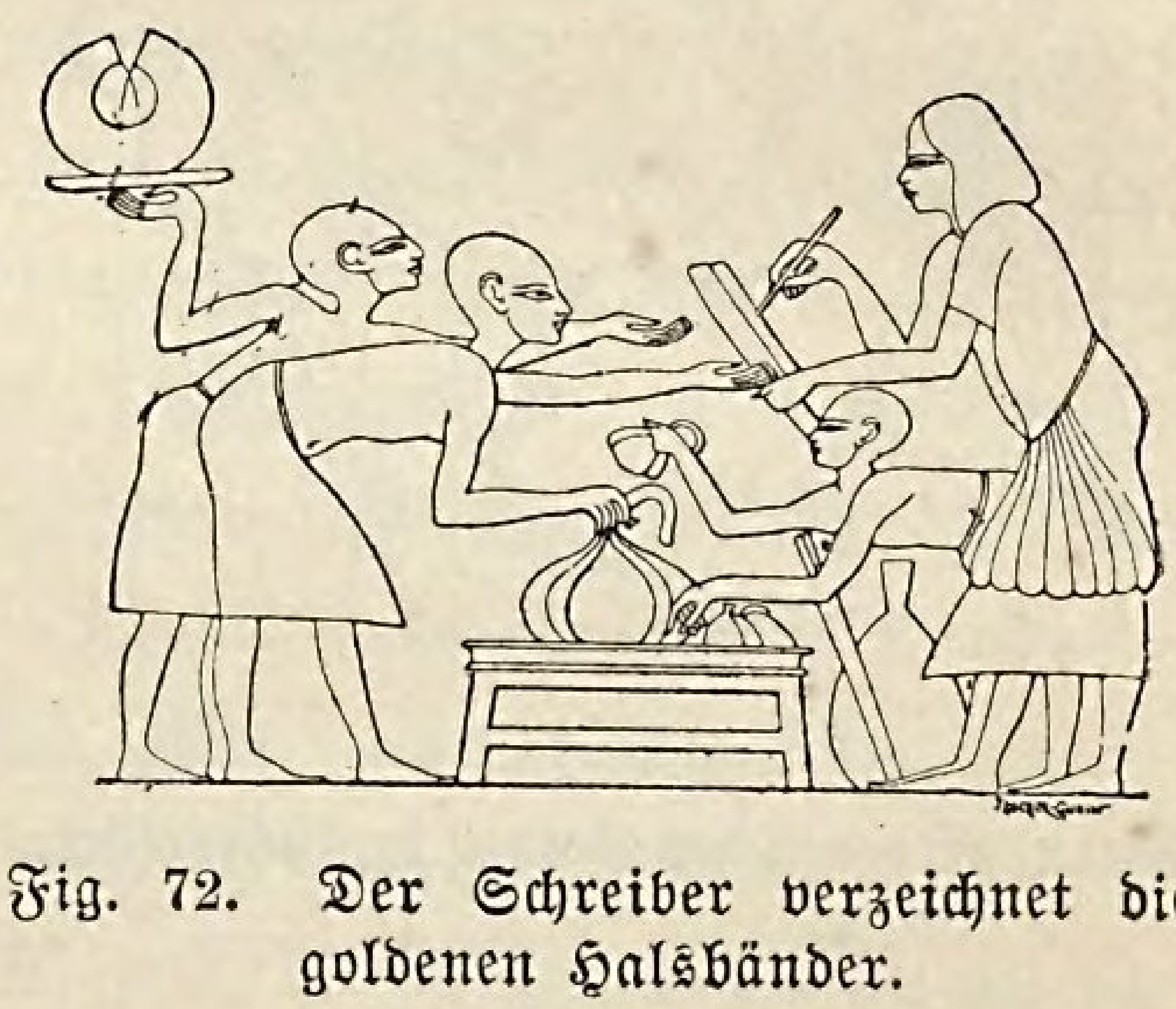


Fig. 72. Der Schreiber verzeichnet die goldenen Halsbänder.

aber den Rücken gebeugt und die Arme tief herab hängen lassen (Fig. 71). Ein geschäftiger Schreiber verzeichnet rasch die Zahl

der verteilten Schmuckstücke und ebenso die Namen der Empfänger (Fig. 72), während die Soldaten aus ihren Kammern hervorkommen, um ihren Jubelruf mit dem der Ausgezeichneten zu vereinigen, und Sklaven in ganzen Reihen mit einer erdrückenden Last von Krügen hinzutreten, um der draußen versammelten Menge Wein und Bier zu reichen (Fig. 73). Einige Minuten lang ist es ein Bild wirren Durcheinanders und geräuschvollster Lustbarkeit, woran die königliche Familie unendliches Vergnügen zu haben scheint.

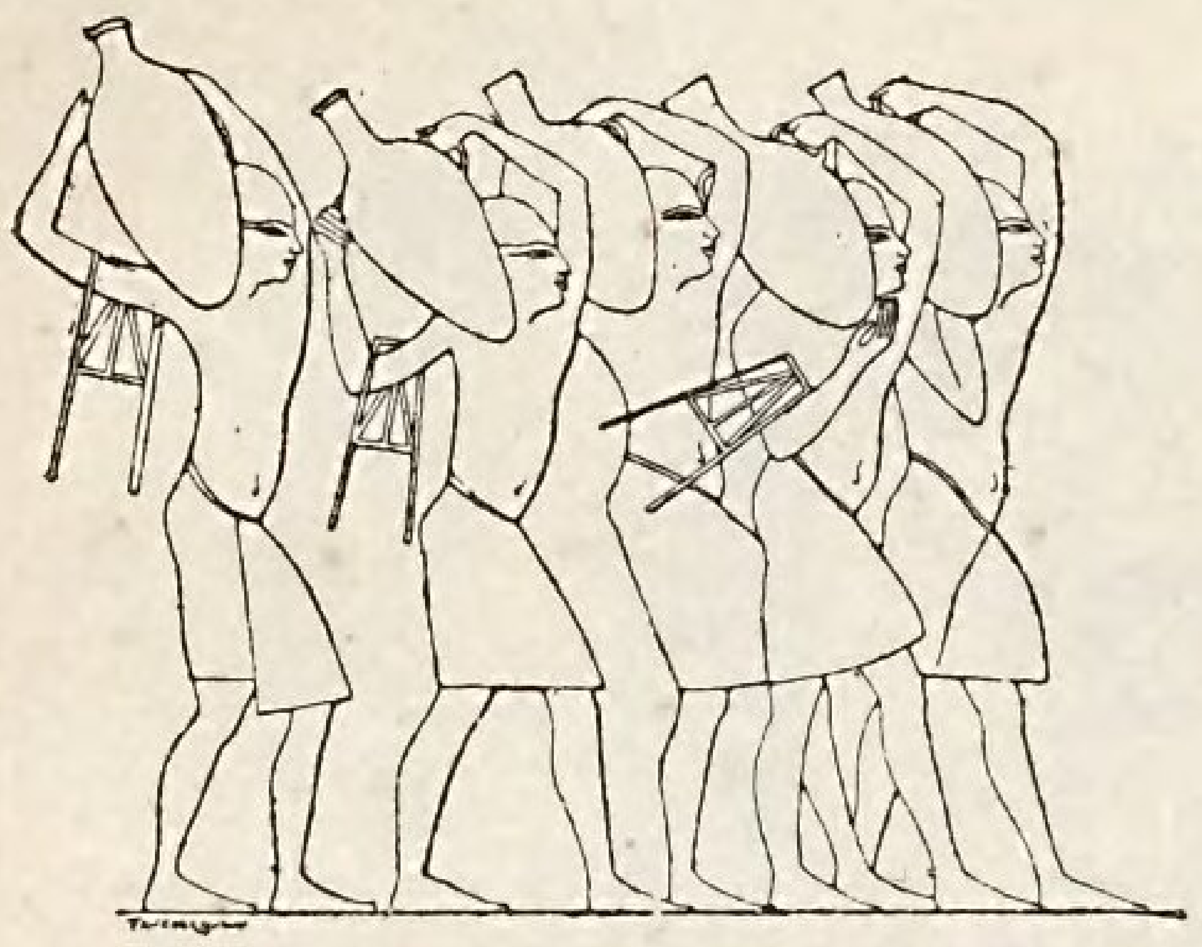


Fig. 73.
Die Sklaven, welche die Krüge herbeitragen.

Doch schließlich zieht sich Psaru zurück. Sobald er die Palastschwelle überschritten, stürzen seine Bekannten, seine Sklaven, alle Familienangehörigen und Leute seines Gefolges auf ihn zu und überhäufen ihn mit Liebesbezeigungen, küssen ihm Hände, Füße, Gewänder und stammeln ihre Glückwünsche (Fig. 74). Wenn Psaru schwer arbeitete, so wurde er dafür auch großartig belohnt und eine Stunde wie diese im Leben eines Mannes genügt, um viele harte Jahre aufzuwiegen.



Fig. 74.
Psaru wird von den Seinen beglückwünscht.

Von Stolz und Erregung getragen, hat Psaru bei dieser langen Feierlichkeit nicht einen Augenblick gewankt, aber die Schmerzen gewinnen die Oberhand, noch ehe er den Palast verlassen, und bei sich zu Hause angelangt, fällt er mehr vom Wagen, als daß er herabstiege und er sinkt in

die Arme seiner Gattin, die ihm zum Willkomm entgegengeeilt war. Man nimmt ihm rasch die goldene Last ab, die seine Brust bedrückt, entkleidet ihn und bringt ihn zu Bett, aber er ist schon nicht mehr klar bei Bewußtsein, sondern ganz in eine Art schmerzlicher Stumpfheit verfallen. Dies ist kein vorübergehendes Unwohlsein, sondern eine ernsthafte Krankheit, nur Gott weiß, wie es enden wird.

Die Ägypter können noch nicht glauben, daß Krankheit und Tod natürliche und unvermeidliche Dinge sind; sie meinen, das einmal begonnene Leben müsse bis in die Unendlichkeit fortdauern. Wenn nicht irgend ein Unglücksfall es zum plötzlichen Stillstand brächte, welchen Grund könnte es wohl haben, von selbst in der Entwickelung aufzuhören? Dieser Ansicht zufolge stirbt in Ägypten der Mensch nicht von selbst, sondern jemand oder etwas mordet ihn. Der Mörder ist häufig von dieser Welt und leicht zu bezeichnen: ein anderer Mensch, ein Tier, ein lebloser Gegenstand, wie z. B. ein vom Berge gelöster Stein oder ein Baum, der auf den Vorübergehenden fällt und ihn erschlägt, oft aber gehört er auch der unsichtbaren Welt an und giebt sich nur durch seine böswilligen Angriffe zu erkennen: er ist ein Gott, ein Geist, die Seele eines Verstorbenen, welche heimlich von dem Lebenden Besitz ergreift oder ihn mit unwiderstehlicher Kraft anfaßt und wenn er erst in den Körper eingedrungen, dann zerbricht der Böse die Knochen, saugt das Mark heraus, trinkt das Blut, zernagt die Eingeweide und das Herz, verzehrt das Fleisch. Je weiter er bei seiner zerstörenden Arbeit vordringt, umsomehr verfällt der Kranke und der Tod tritt unfehlbar ein, wenn es nicht noch gelingt, den bösen Geist zu bannen, ehe er unheilbare Verwüstungen angerichtet hat.

Wer nur immer einen Kranken pflegt, hat zwei Pflichten zu erfüllen, von denen die eine ebenso wichtig wie die andere ist. Er muß zuerst die Natur des Dämons, der dabei im Spiele, zu ergründen suchen und womöglich seinen Namen erfahren, dann muß er ihn angreifen und verjagen oder gar vernichten. Dies gelingt jedoch nur einem mächtigen Zauberer, der wohlerfahren in Be-

schwörungsformeln, geschickt in der Anfertigung von Amuletten ist. Erst dann kann man mit Heilmitteln die durch den fremden Eindringling im Körper hervorgerufene Unordnung zu bekämpfen suchen: wofür es besondere fein abgestufte Vorschriften und Rezepte giebt.

Die Heilenden teilen sich in mehrere Schulen; die einen neigen zur Zauberei und haben nur Glauben an Formeln und Talismane; sie vermeinen genug zu thun, wenn sie den Geist austreiben. Andere preisen den ausschließlichen Gebrauch von Arzneien an. Sie studieren die Eigenschaften der Pflanzen und Mineralien, beschreiben die Krankheiten, denen die verschiedenen von der Natur gelieferten Stoffe angepaßt erscheinen, und bestimmen genau die Zeit, wann man sich dieselben verschaffen und wann man sie anwenden muß. Ein Kraut hat seine volle Kraft nur, wenn man es nachts im Vollmondschein pflückt, diese Pflanze ist nur im Sommer wirksam, jene ist von gleicher Heilkraft Sommers oder Winters. Die richtigen Ärzte hüten sich aber, ausschließlich einer dieser Methoden zu folgen. Sie unterscheiden genau die Fälle, bei denen Zaubersprüche wirksam sind, von jenen, bei denen es gut ist zu natürlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen und ihre Behandlungsweise ist ein Gemisch von Beschwörungsformeln und Arzneien, deren Verhältnis bei jeder Krankheit wechselt. Meistens sind die Heilkundigen Priester und haben ihr Wissen aus der Quelle aller Wissenschaft selbst, nämlich aus den Werken, die Thot und Imhotpu*) kurz nach Erschaffung der Welt über dieselbe verfaßten, geschöpft. In den Heiligtümern niedergelegt, waren diese Bücher lange Zeit allen unbekannt und wurden nur durch besondere Offenbarungen in den Jahrhunderten, die der Thronbesteigung Menes folgten, eines nach dem andern der Menschheit wiedergegeben.

---

*) Imhotpu ist der Gott der Heilkunde, den später die Griechen ihrem Asklepios gleichstellten; er ist ein memphitischer Gott, der Sohn des Phtah.

„Die Abhandlung über Zerstörung der Pusteln auf allen Gliedern des Menschen“ wurde z. B. gefunden „unter den Füßen des Gottes Anubis in Letopolis, und dem Könige Husaphaïti (Usaphaïdes) der II. Dynastie gebracht“. Eine andere „wurde entdeckt in der großen Halle des Tempels zu Koptos durch einen Priester des Tempels. Während die ganze übrige Erde in Finsternis getaucht war, erhob sich plötzlich der Mond, seine Strahlen fielen auf das Buch und erleuchteten es; so brachte man es als Wunder zum Könige Cheops.“ Die Menschen fügten diesen göttlichen Schriften andere Rezepte bei, die sie von berühmten Ärzten des Auslandes, von Phöniziern oder Syrern, erhalten hatten und bereicherten das Ganze durch Beobachtungen, die sie im Laufe ihrer persönlichen Praxis sammelten. Jeder Arzt, der ein von den Verfassern empfohlenes Heilmittel versuchte, bemerkt dies am Rande oder zwischen den Zeilen seines Buches und schreibt kurz den damit erzielten Erfolg auf: welches Rezept gut, welches unsicher und welches wirkungslos oder gar schädlich ist. Auf diese Weise geht die einmal gemachte Erfahrung nicht verloren und der wissenschaftliche Schatz vermehrt sich von Generation zu Generation.

Châit beruft einen Geisterbanner zu ihrem Gatten. Nibamon hat nicht seinesgleichen in Theben, um Kopfschmerzen, auch die schlimmsten, zu heilen. Er kommt gegen Abend von zwei Dienern begleitet, deren einer sein Zauberbuch hält, während der andere ein Köfferchen trägt, das alle die nötigen Bestandteile umschließt, um sogleich die verschiedensten Talismane zu verfertigen: Modellierthon, getrocknete und frisch gepflückte Pflanzen, geweihte Zeugstücke, rote und schwarze Tinte, Figürchen aus Wachs und gebranntem Thon. Ein einziger Blick auf den Kranken enthüllt ihm die Ursache des Leidens: des Nachts wird Psaru von einem Toten heimgesucht, der ihn langsam verzehrt. Nach einigen Minuten Überlegung nimmt der Zauberer ein wenig Thon, vermengt ihn mit einigen Grashalmen und knetet aus dem Ganzen eine ziemlich große Kugel, über die er halblaut eine der gewaltigsten Beschwörungen seines Buches spricht.

Das geeignetste Verfahren, selbst die widerspenstigsten Geister zu bannen, ist, sie zu überzeugen, daß ihr Opfer unter dem unmittelbaren Schutze einer oder mehrerer Gottheiten stehe, sie folglich die Götter reizen, indem sie den Menschen beunruhigen und daß sie, wenn sie fortdauernd auf ihrer bösen Absicht beharren, sich der Gefahr aussetzen, von denjenigen vernichtet zu werden, welche sie glaubten ungestraft verderben zu können. Die Beschwörung Nibamons beginnt mit der Erklärung, daß „die geheimnisvollen Eigenschaften Psarus, des Sohnes der Frau Tentnubit, die Eigenschaften des Osiris Atumu, des Vaters der Götter“ sind, dann, da diese zu allgemeine Behauptung nicht hinreichend wäre, um den Geist zu schrecken, zählt der Magier alle Teile auf, aus denen Psarus Kopf besteht, und zeigt, daß sie alle mit göttlichem Zauber bewaffnet sind. „Die geheimnisvollen Eigenschaften seiner linken Schläfe sind die Eigenschaften der Schläfe Tumus; die Eigenschaften seines rechten Auges sind die Eigenschaften jenes Auges von Tumu, welches die Finsternis mit seinen Strahlen durchbohrt; die Eigenschaften seines linken Auges sind die Eigenschaften des Auges von Horus, welches die Wesen zerstört.“ Wenn die lange Aufzählung beendet ist und der Übelthäter noch nicht weichen will, thut man ihm kund, daß jedes der Glieder Psarus sozusagen ein besonderer Gott ist. „Seine Oberlippe ist Isis, seine Unterlippe Nephthys, sein Hals ist die Göttin, seine Zähne sind Schwerter, sein Fleisch ist Osiris, seine Hände sind göttliche Seelen, seine Finger blaue Schlangen, Nattern, Söhne der Göttin Selkit, seine Weichen sind die zwei Federn Amons, sein Rücken ist das Rückgrat Sibus, sein Leib ist Nu,“ und so geht es fort bis zu seinen Fußsohlen. Kurz und gut, er ist ein Gott und zwar einer der gefürchtetsten, dem nichts verschlossen ist in Heliopolis. Es ist eine gut ersonnene Form, um anzudeuten, Psaru sei eine Verkörperung Râs, ohne dies jedoch bestimmt auszusprechen. Nibamon wiederholt seine Formel viermal und legt dann die Kugel unter den Kopf des Kranken.

Diese Nacht, wenn der Tote wiederkehrt, wird er keine Gewalt

mehr haben und nichts unternehmen können, und sein Unvermögen wird so lange währen, als die Kugel am Platze bleibt.

Châit darob halb beruhigt, läßt schnell einige goldene Ringe in die Hand des heiligen Mannes gleiten und bittet ihn, morgen wiederzukommen, um den Erfolg seiner Handlungen festzustellen.

Psaru hatte am Morgen, nachdem er die ganze Nacht unruhig geschlummert, Nasenbluten und einen Anfall übelriechenden Durchfalls. Diese Vorkommnisse betrüben Nibamon, setzen ihn aber keineswegs in Erstaunen. Die Bösen lassen ihre Beute nur ungern los und wenden alle Kraft an, sie Stück für Stück dem Magier, der mit ihnen ringt, zu entreißen. Der aus dem Kopfe vertriebene Geist greift jetzt den Leib an und wird nur erneutem Vorgehen weichen. Die Tradition berichtet, daß Râ eines Tages von furchtbarem Bauchgrimmen erfaßt wurde; alsbald modellierte Horus eine Statuette der kindlichen Isis, auf welche die Götter von Heliopolis durch Zauberspruch die Schmerzen, die der Sonnengott zu leiden hatte, übertrugen. Nibamon läßt unverzüglich Psaru die Wohlthaten dieses Rezepts genießen. Er holt aus seinem Kasten ein ähnliches Püppchen wie jenes, dessen sich Horus ehemals bediente, und spricht einen Spruch darüber, in welchem die Erzählung von der Heilung kurz enthalten ist: „Horus ist da mit Râ, der Leibschmerzen empfindet. Man rufe den Fürsten von Heliopolis zu: Rasch, euere Schriften! denn Râ leidet und wenn man ihn einen Augenblick leiden läßt, dann ist es um den lebenden Gott geschehen. Man rufe den Hüter des Westens, den Herrn der Wüste, er möge dem Leib voller Schmerzen zu Hilfe kommen, damit er genese.“ Diese absichtlich dunkel und unverständlich gehaltenen Worte sollen die Götter von Heliopolis glauben machen, ihr König sei neuerdings erkrankt, damit sie mit ihren Zauberbüchern herbeieilen, um Psaru zu retten, in der Meinung, sie retteten Râ. Das Übel wird in das Bildnis der Isis übergehen, welches dasselbe dann mitsamt dem Geist, der es verursacht, festhalten wird.

Die zweite Beschwörung hatte jedoch keinen bessern Erfolg als die erste und die Tage vergingen, ohne die leiseste Besserung zu bringen. Das Kopfweh hat zwar nachgelassen, aber runde, rosa Flecken breiten sich über den Körper aus, die Kräfte schwinden, die Stumpfheit nimmt zu und Psaru scheint nicht mehr zu bemerken, was um ihn vorgeht. Der Zauberer hat nichts erreicht, nun muß man zum Arzt schicken. Pschadu hat im Tempel zu Heliopolis studiert, er ist oberster Leibarzt des Pharao, ihm sind schon viele Kuren gelungen, wenn andere verzweifelten. Sein erster Eindruck vom Kranken ist nicht günstig, doch läßt er nichts davon merken, um die Familie nicht zu erschrecken; er erkundigt sich nach den beobachteten Krankheitserscheinungen, dann untersucht er den Kranken selbst ganz genau von Kopf bis zu Fuß. Es ist, das unterliegt keinem Zweifel, eines jener gefürchteten Leiden, welche ihren Sitz in den Gedärmen haben und die bis aufs kleinste in den Büchern Thots beschrieben sind. Das allzulange sich selbst überlassene Übel hat solche Fortschritte gemacht, daß keine menschliche Macht imstande ist, noch Einhalt zu thun. Pschadu verschreibt ein Heilmittel mehr zur Beruhigung seines eigenen Gewissens, als daß er von demselben eine Erleichterung für den Kranken erhoffte. Mit einbrechender Nacht wird dieser durch einen furchtbaren Schmerz im Leibe aus seiner Betäubung geweckt, er hat Schüttelfrost und Erbrechen: die Anzeichen eines baldigen Todes.

Châit weicht nicht mehr vom Lager ihres Gatten und ihre Kinder, die da und dort im Zimmer umherkauern, harren bange des letzten Augenblicks. Manchmal unterbricht eine der Dienerinnen mit kurzem Aufschrei die Stille: „Oh mein Herr", „oh mein Vater", „oh mein Geliebter", Rufe, welche die anderen mit verstärkter Stimme wiederholen, einen Augenblick den Ton aushaltend und dann plötzlich fallen lassend.

Erschütterndes Weinen und Wehklagen erweckt gegen Morgen die Nachbarn und verkündet ihnen, daß alles vorbei sei. Gattin, Kinder, Verwandte, Sklaven, die ganze Familie scheint jählings

von Raserei ergriffen. Man wirft sich über die Leiche, man umarmt sie, man badet sie buchstäblich in Thränen, man zerschlägt sich die Brust, zerreißt die Kleider. Nach einigen Minuten verlassen die Frauen das Totenzimmer und eilen mit nackten Füßen, entblößtem Busen, gelöstem Haar, den Kopf mit Asche bestreut durch die noch öden Gassen. Überall auf ihrem Wege kommen ihnen Vettern und Basen, Freunde und Bekannte, nur halb bekleidet, entgegen und schließen sich unter lautem Schreien dem Zuge an: bald wiederhallt das ganze Viertel von dem wilden Lärm, in den selbst Unbeteiligte aus dem Innern ihrer Häuser heraus einstimmen. Unterdessen waschen die bei dem Toten zurückgebliebenen Sklaven die Leiche und tragen sie rasch zu den Einbalsamierern. Zwei Stunden später, wenn die Frauen, des Herumirrens müde, wieder nach der Wohnung zurückkommen, finden sie die Thüren offen, die Feuer gelöscht, die Gemächer leer. Psaru hat sein Heim „auf der Erde" verlassen, und die Stätte, wo er gestern noch Herr war, kennt ihn nicht mehr.

Die Seele aber stirbt nicht, wenn auch der Atem auf den Lippen des Menschen erlischt: sie überlebt ihn, freilich mit einem unsichern Leben, dessen Dauer von der Erhaltung des Leichnams abhängt und sich völlig danach richtet. Solange dieser in Fäulnis überging, zerfiel auch sie und zersetzte sich in demselben Maße wie die Leiche; sie verlor das Bewußtsein und ihr Bestand verringerte sich nach und nach, bis nur noch eine ihrer selbst unbewußte, leere Form übrig blieb, die gänzlich verschwand, wenn von dem Skelett nichts mehr vorhanden war. Ein so aufgefaßtes Sein war kaum etwas anderes als ein unnötig verlängerter Todeskampf; man mußte, um den Doppelgänger von ihm zu befreien, das Fleisch unverweslich machen, und dies erreichte man durch das Mumifizieren.

Wie alle in den Dienst der Menschheit gestellten Künste, ist die des Einbalsamierens göttlichen Ursprungs. In den ersten Jahrhunderten nach der Schöpfung war sie unbekannt und die erstgeborenen Menschen starben darum zweimal, und zwar gänzlich: erst der Körper, dann der Doppelgänger. Aber als Typhon Osiris

ermordet hatte, sammelte Horus die Stücke seines Vaters, salbte sie mit der Hilfe von Isis und Nephthys, von Thot und Anubis mit Wohlgerüchen, durchtränkte sie mit vor Fäulnis schützenden Mitteln und wickelte sie in Binden, während er dabei Formeln sprach, die seinem Werke ewige Dauer verliehen (Fig. 75).

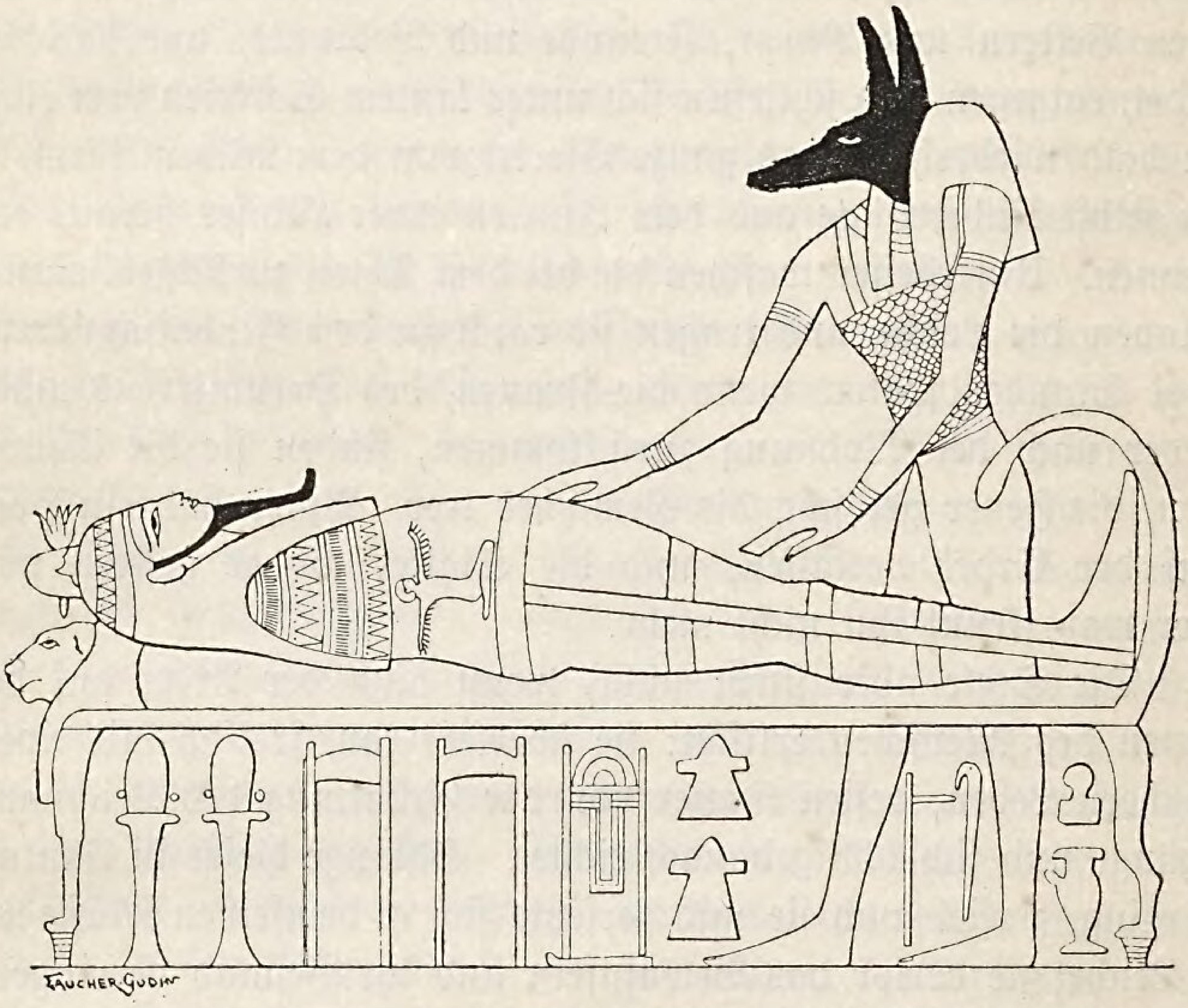


Fig. 75. Anubis und die Mumie des Osiris.

Osiris war folglich die erste Mumie; nach ihrem Muster werden alle anderen hergestellt.

Die Einbalsamierer zeigen, wenn sie einen Leichnam erhalten, den Angehörigen drei Holzmodelle in natürlicher Größe, nach welchen sie die gewünschte Art der Zubereitung zu wählen bitten. Nach der ersten Art behandelt man die Leiche Punkt für Punkt genau wie Horus den Leichnam des Osiris mumifizierte: Wohlgerüche, Flüssigkeiten, Stoffe, Amulette, Gebete, alle die kleinsten Handgriffe wurden zu Gunsten des Menschen wiederholt, die einst

dem Gotte die Unsterblichkeit sicherten. Das Verfahren liefert ein bewundernswertes Ergebnis, aber es ist so langwierig und kostspielig, daß nur die Fürsten und Großen dieser Welt reich genug sind, um es sich verschaffen zu können.

Für die zweite Art bedarf es keiner so verwickelten Operationen, sie erfordert deshalb auch weniger Zeit und Geld und ist den Leuten mittleren Standes vorbehalten.

Die dritte Art, die beinahe nichts kostet, wird für die Armen angewendet, d. h. für vier Fünftel der ägyptischen Bevölkerung. Alle drei Arten beruhen auf den gleichen Grundsätzen: man entfernt alle leicht zersetzlichen Teile aus der Leiche und durchtränkt das Übrige mit Salzen und aromatischen Stoffen, um der Verwesung vorzubeugen. Die dabei in Anwendung kommenden Spezereien sind mehr oder minder teuer, die Arbeit mehr oder minder sorgfältig, das Aussehen der Mumie mehr oder minder prunkvoll, je nach dem dafür bezahlten Preise; das Ergebnis ist aber in allen Fällen das gleiche: der Körper bleibt erhalten, er zerfällt nicht und sein Fortbestand bürgt für den Fortbestand des Doppelgängers.

Psaru ist von zu vornehmer Herkunft, als daß man nur eine Minute zögern könnte, für ihn eine Einbalsamierung erster Klasse zu bestellen. Pharao ließ überdies der Familie anzeigen, er würde in Anbetracht der von dem Verstorbenen geleisteten Dienste alle Kosten aus seinem Schatze bestreiten.

Der Körper ist unter Aufsicht eines Ceremonienmeisters entkleidet, gewaschen und mit dem Kopf nach Süden auf die Erde gelegt; ein Gebet wird gesprochen, dann fährt ein Wundarzt mit einem gebogenen Eisenwerkzeug durch das linke Nasenloch, zertrümmert die Scheidewände des Schädels und zieht stückweise das Hirn heraus. Nun folgt ein zweites Gebet, und ein Schreiber zeichnet mit Tinte eine 10 cm lange Linie auf die linke Seite des Leibes, gerade über der Leiste, genau da, wo Horus den Körper des Osiris öffnete; ein abermaliges Gebet; jetzt vollführt der Paraschite den Einschnitt mittelst eines Messers aus äthiopischem Obsidian.

Sobald man den unversehrten menschlichen Körper antastet, wird eine Gotteslästerung begangen, darum stürzen alle Anwesenden auf den Paraschiten, sowie er seine Aufgabe erfüllt hat, los, überhäufen ihn mit Schmähungen, stoßen ihn fort und jagen ihn mit Stockschlägen und Steinwürfen davon. Einer der Einbalsamierer reicht nun unter den Zeichen höchster Ehrfurcht mit der Hand in die Wunde und zieht rasch die Eingeweide, Herz, Lunge, alle Gedärme heraus, wäscht die Höhlung mit Palmwein und füllt sie mit zerbröckelten Spezereien. Ein letztes Gebet wird gesagt und die Leichendiener tragen die verstümmelten Reste von dem, was einst Psaru war, hinweg, um sie in die Kufe mit aufgelöstem Natron zu legen, in der sie siebzig Tage lang gebeizt werden. Während sie sich dort langsam mit Unsterblichkeit sättigen, wird in zwanzig verschiedenen Werkstätten unablässig gearbeitet, um für den Doppelgänger des Verstorbenen eine seinem Range in dieser Welt entsprechende Ausstattung samt dem dazugehörigen Mobiliar anzufertigen, da er hofft, dieselbe hohe Stellung auch im Jenseits einzunehmen. Es gilt ein ganzes Haus einzurichten, und zwar mit derselben, wenn nicht noch größerer Pracht, als er es bei Lebzeiten bewohnte. Bildhauer müssen Dutzende von Statuen für ihn machen: sitzende, stehende, kauernde; Steinschneider haben schöne Stelen herzurichten, auf denen die Nachwelt seinen Namen, seine Würden, seine Titel, das Lob seiner Tugenden, die Versicherung seines vollkommenen Glückes lesen wird; Töpfer müssen blau- und grünglasierte kleine Figürchen für ihn kneten; der Goldschmied Ringe, Reife, Halsbänder für ihn fertigen; Haarkünstler kräuseln allerhand Perücken für ihn, hohe, niedere, solche mit und ohne Löckchen, schwarze oder blaue. Ein ganzes Magazin voll Stühle steht schon bereit: Schemel ohne Lehnen, Ruhebetten, Tischchen, Truhen für Linnen und Spezereien, ohne der neuen Geräte zu vergessen, für die man ihm noch besonders das Maß nimmt, der Särge. Er bedarf deren nicht weniger als zwei, die genau in einander passen müssen und deren Form den allgemeinen Umrissen eines Körpers, oder vielmehr

der Gestalt der menschlichen Mumie entsprechen muß. Füße und Beine sind fest nebeneinander gelegt. Das Heraustreten des Knies, die Ausbuchtung der Knöchel, der Hüften, des Leibes sind im großen und ganzen angedeutet und zeichnen sich ungefähr im Holz ab. Der Kopf hat die idealisierten Züge Psarus (Fig. 76). Volle Wangen, ein lächelnder Mund, große, von bronzenen Lidern eingefaßte Emailaugen verleihen dem Gesicht einen täuschenden Schein von Leben.



Fig. 76. Kopf eines Mumiensargs.

Der in diese Särge gebettete Tote ruht darin, wie in einer Statue seiner selbst, die man gelegentlich auch auf ihre Füße wie auf einen Sockel stellen kann.

Es sind ferner wohl für den Augenblick nicht nötige Gegenstände da, die aber zu seiner Behaglichkeit und zu seinem Vergnügen beitragen werden: Wagen für die Reisen zu Lande, kleine Barken zum Befahren der Flüsse oder zum Verschiffen seiner Ernten, Waffen für Krieg und Jagd, verschiedene Spiele, besonders Brettspiele mit bunten Steinen. Auch Dinge, die er in seinem Beruf als Schreiber brauchte, Paletten, Schreibrohre, Tintennäpfchen, Pasten von Farben und trockenen Tinten, sogar eine kleine Unterhaltungsbibliothek, welche auf weiße Kalksteinsplitter aufgezeichnet ist und Auszüge aus Romanen, Bruchstücke von Dichtungen und religiöse Gesänge enthält. Der Tote muß, um in seinem „ewigen Hause" ganz glücklich zu sein, das Ebenbild von allem, was ihm hier auf Erden lieb war, darin wiederfinden.

Seine Angehörigen verbringen indessen die langen Tage des Harrens in Thränen und Trauer. Sie baden nicht mehr und

waschen sich kaum. Sie enthalten sich des Weins, essen weder Fleisch noch Weizenbrot, sondern nähren sich nur von Schwarzbrot und Wasser. Die Männer lassen Haar und Bart wachsen, die Frauen kämmen sich nicht mehr, schminken nicht Augen und Gesicht und färben ihre Hände nicht mehr mit Henna. Zweimal des Tags versammeln sie sich im Sterbezimmer, um hier gemeinsam zu weinen. Der Tod des Herrn hat die ganze Hausordnung unterbrochen.

Der aus der Lauge genommene Leichnam ist kaum mehr, als ein von gelblicher Haut bedecktes, ausgedörrtes, den Körperbau nur noch andeutendes Skelett. Im Gegensatz dazu hat der Kopf beinahe unversehrt die Reinheit seiner Linien bewahrt. Die Wangen sind etwas eingefallen und die Lippen schmäler geworden, die Nasenflügel sind feiner und straffer, als sie es im Leben waren, aber der Gesamtausdruck des Gesichts ist unverändert und wenn nicht die Starrheit der Züge wäre und die bräunliche Farbe der Haut, würde man glauben, Psaru lebe und müsse erwachen (Fig. 77). Die Einbalsamierer benützen die Biegsamkeit der Glieder, die durch das Natronbad erhalten wurde, um die Beine fest aneinander zu drücken und die Arme zu kreuzen. Sie stopfen Brust und Leib mit Leinwand und mit zu wohlriechenden Pulvern gemischtem Sägemehl aus, dann beginnen sie das Umwickeln. Ihr Beruf zwingt sie, ebenso gute Priester und erfahrene Zauberer, wie vollendete Chirurgen zu sein. Sie üben an dem Leichnam dasselbe Verfahren, das Anubis und die Kinder des Horus bei Osiris zur Herstellung der ersten Mumie anwendeten; es ist, als wären sie die Verkörperungen dieser Gottheiten. Die Totenbinden werden unter ihren Händen ein Geflecht von mystischen Bändern, deren jedes einzelne von besonderer Bedeutung und bestimmt ist, alle Gefahren und alle Feinde, welche den Körper bedrohen, von ihm fernzuhalten, ebensowohl Götter und Menschen, wie Insekten und Verwesung. Sie schieben Amulette, Figürchen, trockene Blumen, Grashalme, mit Hieroglyphen bedeckte Täfelchen dazwischen, welche für den Toten eine Zaubermacht bilden.

Der Ceremonienmeister klebt auf die Brust, gerade am Halsansatz, einen Skarabäus aus grünem Jaspis, dessen Inschrift dem Herzen: „seinem Herzen, das ihm von seiner Mutter zukam, seinem

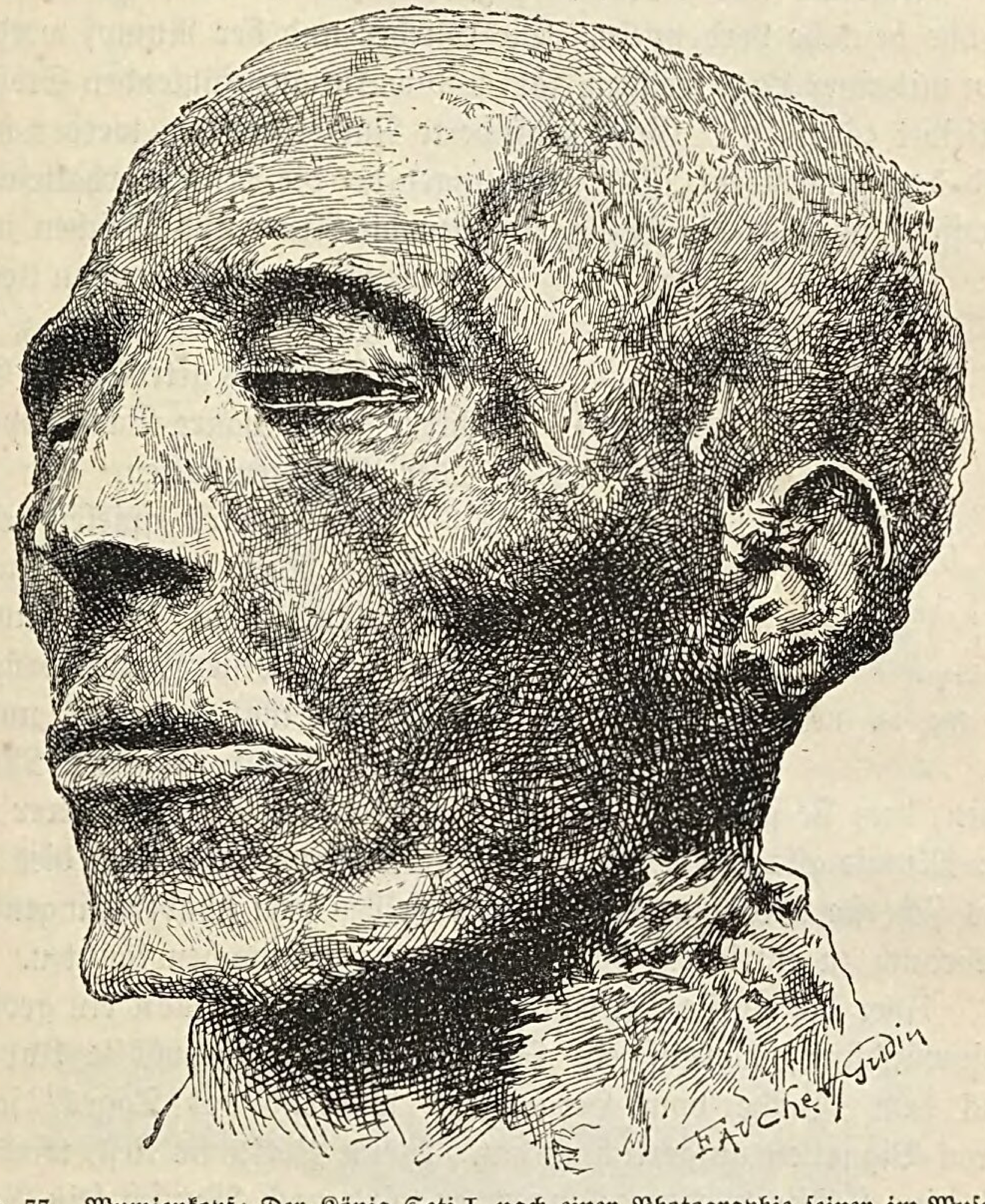


Fig. 77. Mumienkopf: Der König Seti I. nach einer Photographie seiner im Museum zu Gizeh befindlichen Leiche.

Herzen aus der Zeit, da er auf Erden wandelte", verbietet, sich zu erheben, und gegen ihn vor Osiris Richterstuhl zu zeugen. Er steckt ihm goldene und grün oder blau glasierte Thonringe an die Finger,

lauter Talismane, welche ihm die richtige Stimme geben und ihm gestatten, die Gebete mit der Betonung zu sprechen, die ihre Erhörung gewiß macht. Der Kopf verschwindet unter einer Maske von Leinwand und einem Netz gummierter Binden, welche seine Größe beinahe verdoppeln. Die Glieder und der Rumpf werden nun mit einer Lage weichen, zart und warm anzufühlenden Stoffes bekleidet (Fig. 78). Grob gepulverte Natronstückchen werden hier und dort hingestreut, als Ergänzungen der die Mumie erhaltenden Stoffe. Zwischen die Beine, zwischen die Arme und Weichen und in die Magenhöhle werden kleine Päckchen gelegt, die das Herz, die Milz, Teile des getrockneten Gehirns, Haupthaare, Bartstoppeln oder Nägel enthalten.

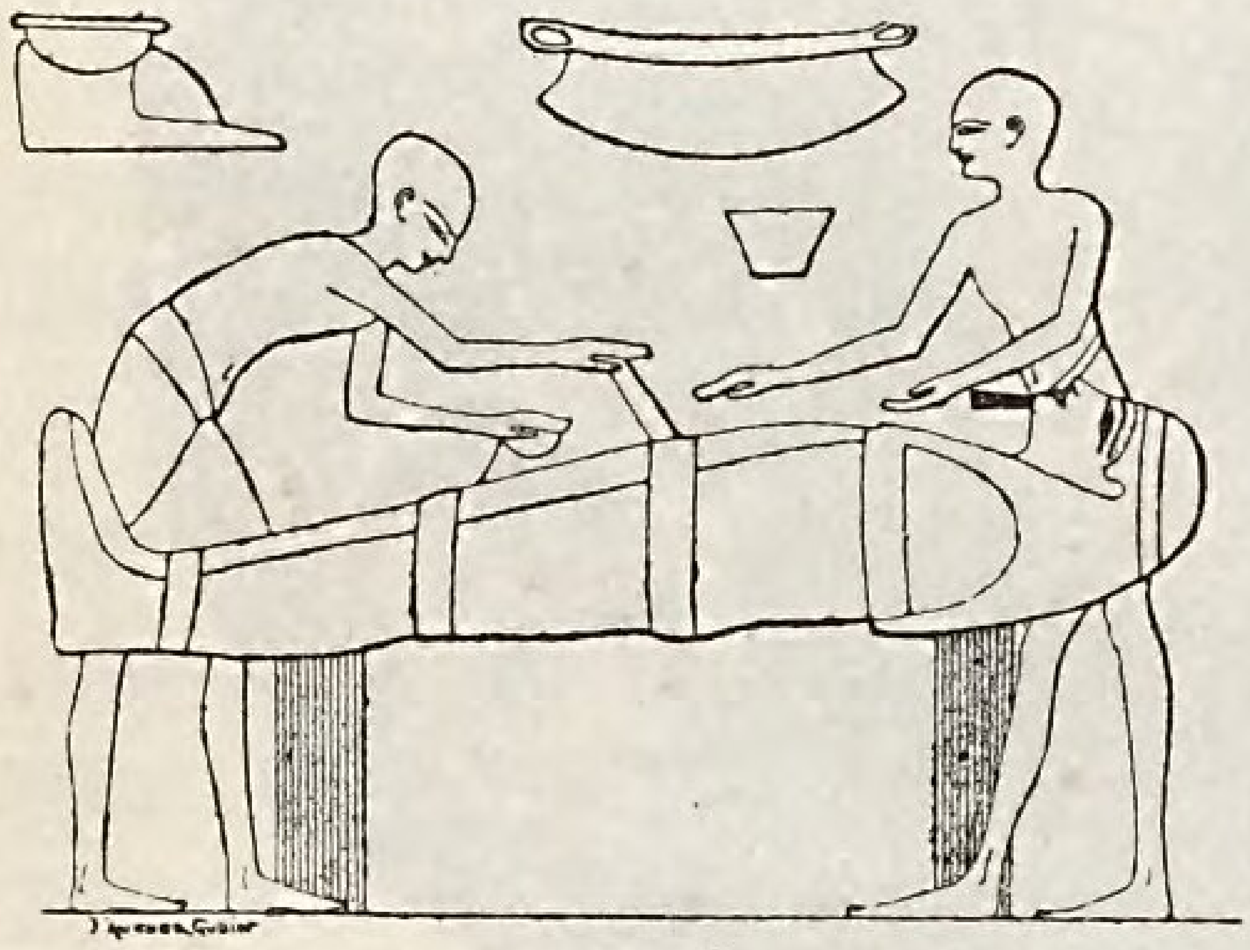


Fig. 78. Umwickeln der Mumie.

Die Haare spielen eine wichtige Rolle in der Magie. Verbrennt man solche unter Hersagen gewisser Zaubersprüche, so erhält man eine fast unbegrenzte Macht über den Menschen, dem sie gehörten; deshalb verstecken die Einbalsamierer bei der Mumie alle Haare, die sie abschneiden mußten, weil sie dies als das sicherste Mittel erachten, um dieselben dem schadenbringenden Gebrauch zu entziehen, den Zauberer davon machen könnten.

Über diese erste Bekleidung der Mumie legt man ein großes Leinwandstück, worauf ein Schreibkünstler ausgewählte Kapitel aus dem „Buche vom Herausgehn während des Tages“ samt ihren Vignetten aufgezeichnet hat. Wenn Psaru sie liest, wird er all seine Kräfte wieder erlangen, er wird nach Wunsch sein Grab verlassen und in dasselbe zurückkehren können, er wird die Gunst der Götter gewinnen, denen er auf dem Wege ins Jenseits begegnen kann, er wird sich auf der Sonnenbarke einschiffen oder in den Gefilden der Seligen ausruhen, unter dem väterlichen Scepter des Osiris, ganz wie es ihm beliebt.

Nun legt man wieder einige Reihen Binden um, dann ein zweites Stück Stoff, dann eine nochmalige Reihe Binden, und

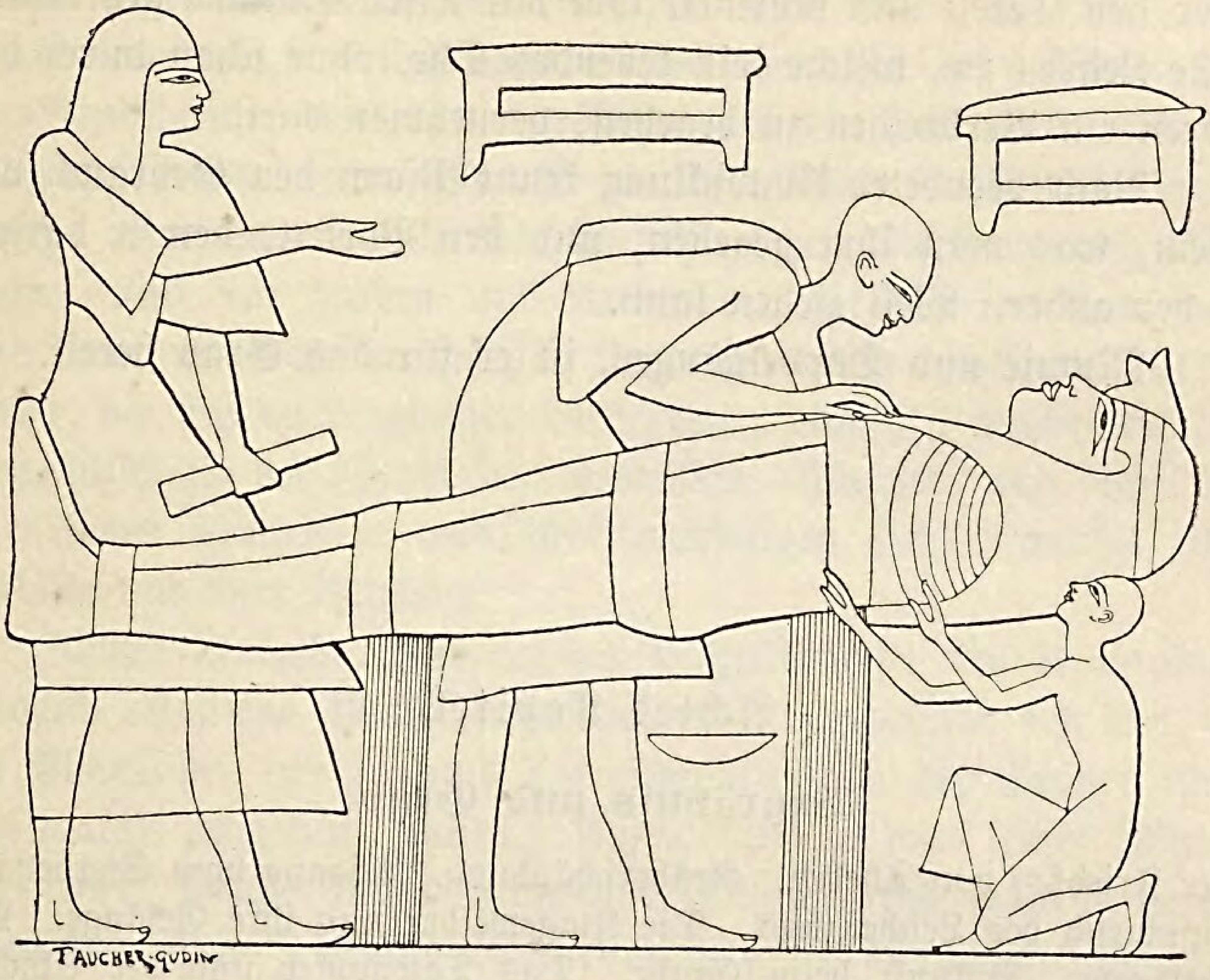


Fig. 79. Der Ceremonienmeister spricht die Gebete während des Umwickelns.

dann umhüllt man die Mumie mit einem letzten Leichentuch aus grobem Stoff und mit einem roten Leinwandstück, das hinten

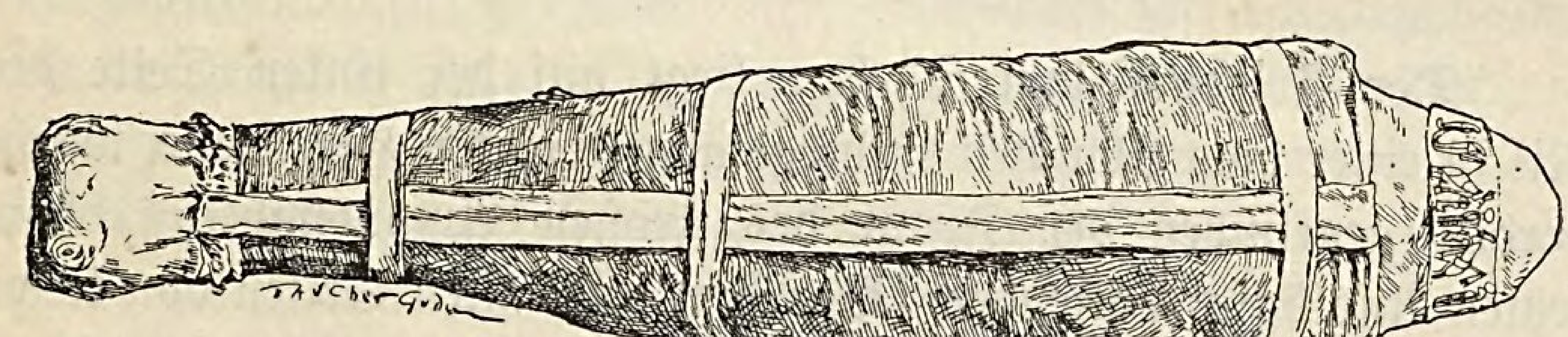


Fig. 80. Die vollendete Mumie.

zugenäht, von Binden gehalten wird, die vom Kopf nach den Füßen zu parallel nebeneinander laufen (Fig. 79). Bei jedem Stück, das man an die richtige Stelle bringt, spricht der Ceremonien=

meister ein Gebet, welches dessen Eigenschaften erläutert und seine Wirksamkeit sichert (Fig. 80). Von Zeit zu Zeit beugt er sich über den Toten und murmelt ihm mit leiser Stimme geheimnisvolle Lehren zu, welche kein lebendes Ohr, ohne schon durch das Hören ein Verbrechen zu begehen, vernehmen darf.

Nach beendeter Umwicklung kennt Psaru den Gebrauch von allem, was man ihm gegeben, und den Vorteil, den er daraus in der andern Welt ziehen kann.

Mumie und Doppelgänger, ist er für das Grab bereit.

Achtes Kapitel.

Begräbnis und Grab.

Der Friedhof von Theben. Gräberschändung. Abgang vom Sterbehaus. Aufmarsch des Leichenzugs. Die Klageweiber und ihre Gesänge. Nilübergang. Ankunft beim Grabe. Das Totenopfer und der Abschied an der Grabespforte. Das Grab und seine innere Einteilung, Geräte, Unterhaltungskosten. Die Gebräuche des Öffnens des Mundes. Das Totenmahl: Tänze, Gesang des Harfenspielers. Was aus dem Doppelgänger nach dem Tode wird. Seine Wanderungen. Die Sykomore der Nuit. Der Gerichtshof des Osiris.

Der Friedhof von Theben liegt auf der linken Seite des Nil in einer vom libyschen Gebirge abgezweigten Hügelkette, welche gerade gegenüber der Front des großen Amontempels*) ihre letzten Ausläufer entsendet. Vor der, nach allen Seiten von tiefen Thälern durchschnittenen, steilabfallenden Hauptmasse des Gebirges

---

*) Da man die alten Namen dieser Örtlichkeiten nicht kennt, mußte ich fast überall in diesem Kapitel mich der heutigen arabischen Namen bedienen. Dêr-el-Bahari, Drah abu'l-Neggah, Gurnah, das Assassif, Medinet Habu sind lauter Anachronismen, die ich nicht vermeiden konnte.

dehnt sich eine Reihe sandiger, durch Schluchten von einander getrennter Hügel aus, und zur Zeit, da Theben nur eine kleine Stadt war, bestatteten die Bewohner ihre Toten in dieser, dem Flusse am nächsten liegenden Hügelreihe. In dem Maße, daß die Bevölkerung wuchs, vergrößerte sich die Totenstadt und sich nach West ausdehnend, nahm sie von dem Thale von Dêr-el-Bahari Besitz. Von da ab erweiterte sie sich in der Richtung nach Südwesten und alle Höhen und Tiefen des Bereichs wurden mehr und mehr mit Grüften besetzt. Jetzt ist es eine wirkliche Totenstadt, die sich da in einiger Entfernung vom Nil ausbreitet, das Gegenstück zu der Stadt der Lebenden. Sie hat wie diese ihre vornehmen Quartiere und ihre armseligen Schlupfwinkel, ihre Paläste und ihre Kapellen.

Etwa fünfzehn, noch auf den Hügelkämmen von Drah abu'l-Neggah erhaltene, kleine Ziegelpyramiden bezeichnen den Ort, wo die Pharaonen der XI. und XII. Dynastie, von den Großen ihres Hofstaates umgeben, ruhen. Amenhotpu I. wie seiner Mutter Nofritari, welche ihren Platz am Eingang ins Assassif haben, wird hier eine feierliche Verehrung gezollt, die sie gleichsam zu Schutzgottheiten der Stätte machen. Thutmosu II., Thutmosu III. nebst ihrer Schwester Hatschopsitu ruhen unter den Terrassen von Dêr-el-Bahari. Weniger bekannte Pharaonen, Prinzen, die nicht zur Regierung gelangten, Prinzessinnen aus königlichem Blut, Großwürdenträger, Staatsmänner, Feldherren, Verwaltungsbeamte aus vergangener Zeit füllen, fast genau nach Zeiten geordnet, die Zwischenräume. Bei aufmerksamem Besuch könnte man die ganze Geschichte des thebanischen Ägyptens, verbildlicht in den Gräbern derer, die sie lenkten, sich hier entrollen sehen.

Da und dort in die Bergschluchten eingezwängte Gruppen von Lehmhäusern gewähren Wachtsoldaten, Grabhütern und ihren Familien, den mit Aushöhlen und Schmücken von Grabgalerien beschäftigten Arbeitern, auch der, den Begräbnisdienst und die Gedächtnisfeiern versehenden niedern Geistlichkeit, sowie Opferhändlern Unterkunft.

Kein einziger dieser armen Schlucker, der nicht wüßte, wieviel Gold und Edelsteine jeden Tag samt den Mumien beigesetzt werden, und für sie sind diese, einige Fuß unter der Erde um sie herum aufgehäuften Reichtümer eine stete Versuchung, der sie kaum Widerstand leisten, und Gräberraub ist deshalb etwas Alltägliches, bietet er ihnen doch das sicherste Mittel, sich zu bereichern. Die weniger Kühnen, die niemand ins Vertrauen ziehen mögen, handeln allein und suchen sich nur alte Monumente aus, entweder solche, die in den Besitz erloschener Familien gehören oder solche, die man nur noch selten besucht. Andere vereinigen sich zu Banden, bezahlen das Schweigen der aufgestellten Wachen sehr hoch und plündern frech die Gräber kürzlich Verstorbener, selbst königliche. Nicht nur daß sie die Hand auf alle in den Grüften befindlichen Geräte legen, öffnen sie auch die Särge und wickeln die Mumien aus oder zerschlagen sie, um ihren Schmuck zu stehlen. Dann freilich fügen sie die Reste wieder zusammen und machen so geschickt falsche Mumien daraus, daß man sie dem Äußern nach nicht von den echten unterscheiden kann und die ersten Binden abgenommen sein müssen, ehe man das Vorgefallene bemerkt.

Manchmal wird ein Mitglied dieser Bande erwischt, oder es ist ein Verräter dazwischen, dann stellen der Gaugraf und der erste Prophet des Amon, denen die Gerichtsbarkeit in diesem Teil des Gaus obliegt, eine Untersuchung an: eine Beamtenabordnung muß die Verwüstungen besichtigen und bestätigen, man forscht nach den Mitschuldigen. Das Gericht verurteilt ein halbes Dutzend zur Hinrichtung, zwanzig zu Peitschenhieben — zwei Monate später ist der durch diese Strenge hervorgerufene Eindruck verwischt und die Räubereien fangen um so schlimmer wieder an.

Psaru ist nochmals in sein Haus zurückgekommen. Man hat ihn auf ein Paradebett gelegt und unter das Bett werden große Kalksteinvasen, die Kanopen, die seine Eingeweide enthalten, gestellt. Jede davon trägt einen anderen Deckel; Menschenkopf, Schakalkopf, Sperberkopf und den Kopf des Hundskopfaffen; sie stellen die Götter der vier Weltgegenden dar, die Söhne des

Horus: Hor, Amsit, Tiumautf und Kabhsonuf, die den Toten bewachen und verhindern, daß die inneren Organe, die am leichtesten versehrten und doch zum Leben nötigsten Teile, ihm geraubt oder zerstört werden.

Und nun erwartet ihn sein Grab. Die Ausstattung ist vollendet, Verwandte und Freunde zusammenberufen, ihm das Geleit zu geben. Der Morgen ist für ihn angebrochen: „um sein Haupt im Totenthal zu verbergen“ und „sich mit der Erde zu vereinen“. In diesem letzten Augenblick machen seine Gattin und ihre Dienerinnen einen nochmaligen Versuch, das Fortbringen der Leiche zu verhindern. Sie klammern sich an die Mumie und

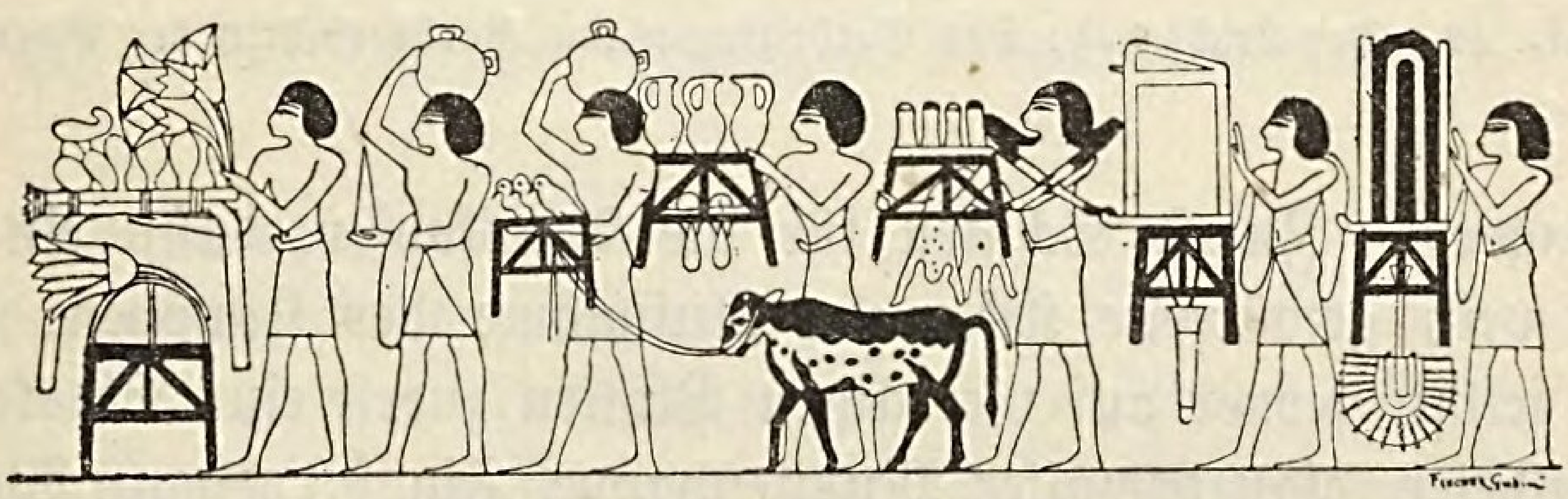


Fig. 81. Der Leichenzug: Die Träger der Opferspenden.

werfen sich kreischend den Männern entgegen, welche dieselbe zu holen kommen, endlich weichen sie zurück und Psaru verläßt für immer die Schwelle seines Hauses.

Eine Abteilung opferbeladener Sklaven und Diener eröffnet den Zug (Fig. 81). Die sechs ersten tragen Kuchen, Blumen, Krüge voll Wasser und Flaschen voll geistiger Getränke, sowie Phiolen mit Salbölen, ein weiterer hält auf leichter Tragbahre drei große Vögel vor sich hin, ein anderer führt das Opferkalb am Halfter. Wieder sechs Leute tragen gemalte, zur Aufnahme von Mundvorrat oder zur Bewahrung von Grabfigürchen bestimmte Kasten; nun folgen zwei mit einem niederen Tischchen, auf dem Schalen mit Obst und Palmzweigen stehen; es ist dies der Tafeldienst. Der zweiten Gruppe sind die Möbel des täglichen Gebrauchs überwiesen: Linnentruhen, Klappstühle, Armsessel und

Ruhebetten. Zwei Stallknechte beugen sich unter der Last eines mit Joch und Köcher ausgerüsteten Streitwagens, ein Rosselenker führt einen andern mit zwei Pferden bespannten Wagen (Fig. 82). In den Händen einer dritten Abteilung, die für sich allein zahlreicher ist, als die beiden vorhergehenden zusammen, ruht das

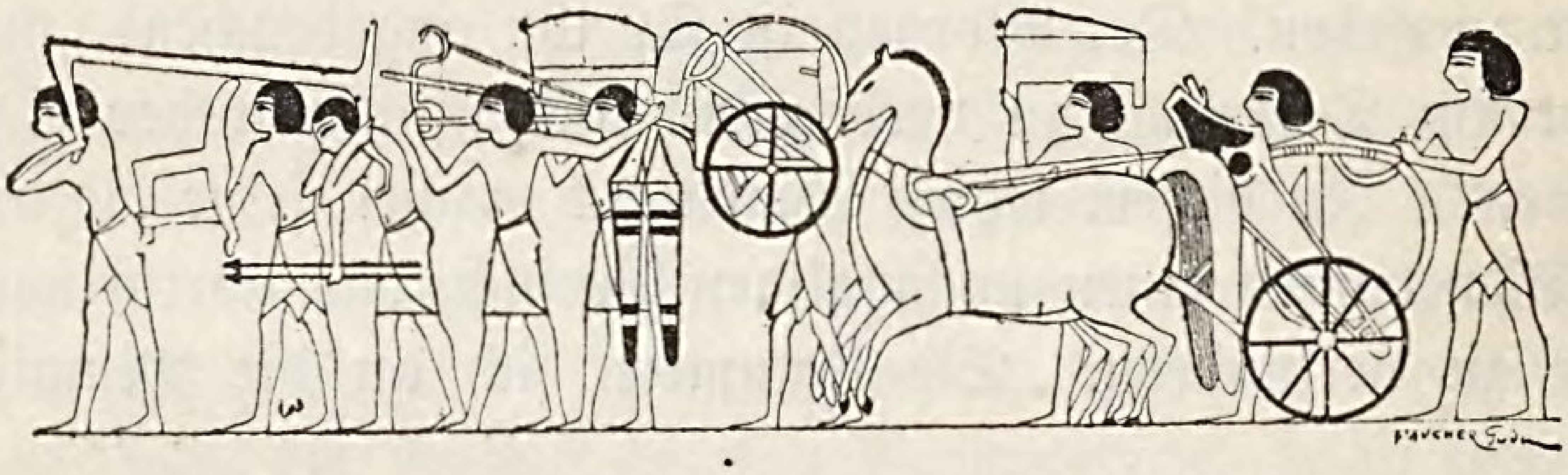


Fig. 82. Der Leichenzug: Das Vorbeitragen und Vorüberfahren der Wagen.

Totengerät. Zuerst Schalen für die Trankopfer, dann eine rot und weiß gewürfelte Kiste zur Aufnahme der Kanopen, dann diese selbst, ferner auf viereckigen Platten zuerst eine Maske aus vergoldeter, blau bemalter Mumienpappe (Fig. 83), dann Waffen, Scepter, Kommandostäbe, Halsbänder, Skarabäen, aufrechtstehende

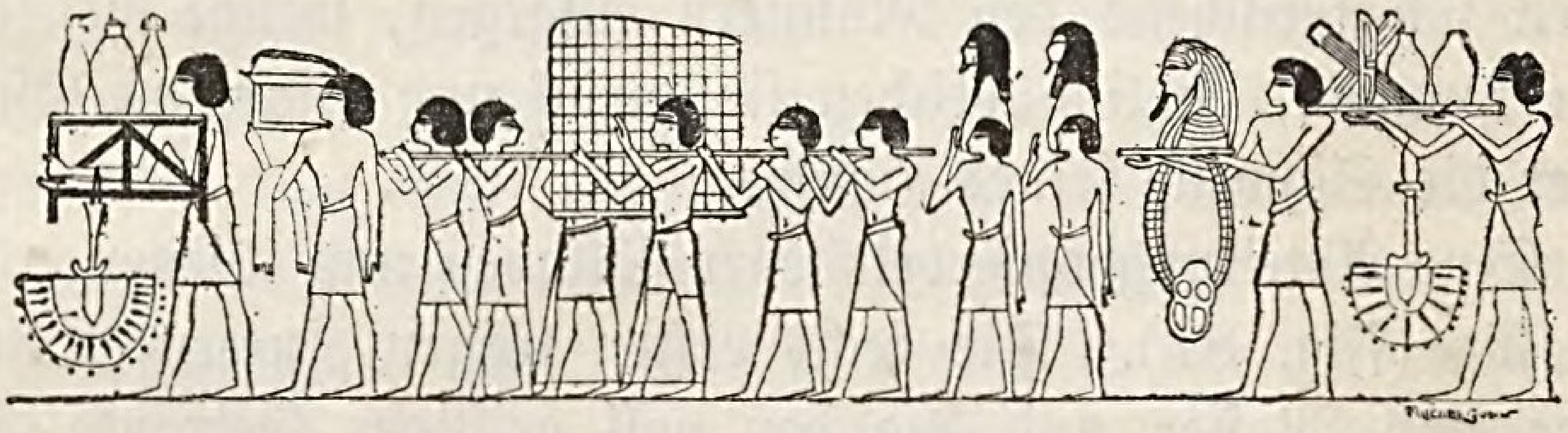


Fig. 83. Der Leichenzug: Vorübertragen der Geräte.

Geier mit rundgebogenen, entfalteten Flügeln, welche man an Festtagen auf der Brust trägt; Ketten, Figürchen, ein Sperber mit Menschenhaupt: das Bild des Doppelgängers (Fig. 84).

Viele dieser Dinge sind in massivem Golde, andere vergoldet, andere zwar nur aus Holz, aber mit Gold überzogen, überall glänzt das Gold mit einer Verschwendung, welche hohe Be-

wunderung und den Neid der begehrlichen, auf dem Wege versammelten Menge erregt; es heißt auch der menschlichen Habsucht gar zu sehr Trotz bieten, indem man alle diese Reichtümer offen zur Schau stellt und die Wächter von Psarus Gruft werden viel zu thun haben, wenn sie dieselbe vor Dieben schützen wollen.



Fig. 84. Der Leichenzug: Vorübertragen der Waffen und Kleinodien.

Nun kommen von neuem Opferspenden und hierauf eine Gruppe laut heulender Klageweiber, hinter diesen ein Sklave, der von Zeit zu Zeit einige Tropfen Milch zu Boden träufelt, wie um den Staub niederzuhalten, dann ein Ceremonienmeister mit dem Pantherfell auf der Schulter, der die Volksmenge mittelst

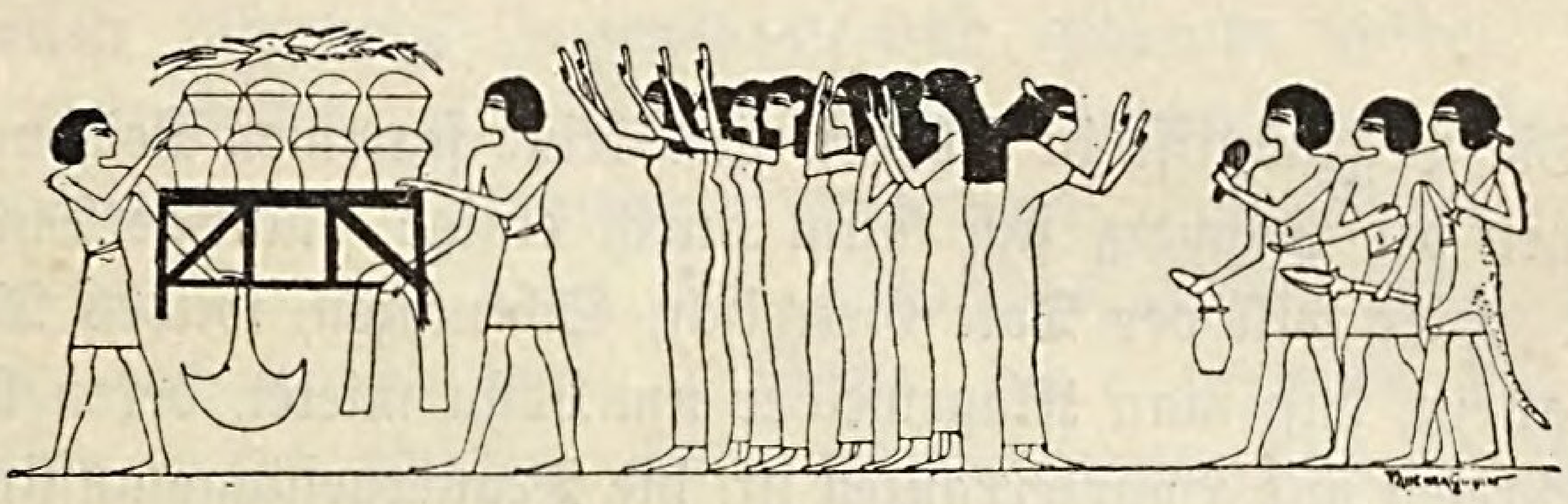


Fig. 85. Der Leichenzug: Die Klagefrauen und die Priester.

eines großen goldenen Löffels mit wohlriechendem Wasser besprengt (Fig. 85). Hinter ihm erscheint endlich der Katafalk (Fig. 86). Er hat wie gewöhnlich die Gestalt einer auf einen Schlitten gestellten Barke und wird von einer doppelten Bespannung Stiere und Fellahs gezogen. Es ist die Osiris-Barke mit den beiden weinenden Frauen Isis und Nephthys und ihrer verschlossenen

Kajüte, deren dichte Wände die Mumie den Blicken der Vorübergehenden entziehen. Châit und ihre Kinder schreiten regellos bald vor, bald hinter, bald zu den Seiten der Barke. An sie reihen sich die Freunde in langen Festgewändern, Stäbe in den Händen, und die Nachbarn an, während eine bunt gemengte Schar Neugieriger den Schluß bildet. Der Zug bewegt sich langsam, mit den Stieren gleichen Schritt haltend, durch die krummen Gassen, wo er Handel und Wandel hemmt und selbst beim geringsten Anlaß aufgehalten wird. Man könnte fast sagen, Psaru bedaure diese Welt verlassen zu müssen und er suche darum seinen Aufenthalt, wenn auch nur um wenige Stunden, noch zu verlängern.

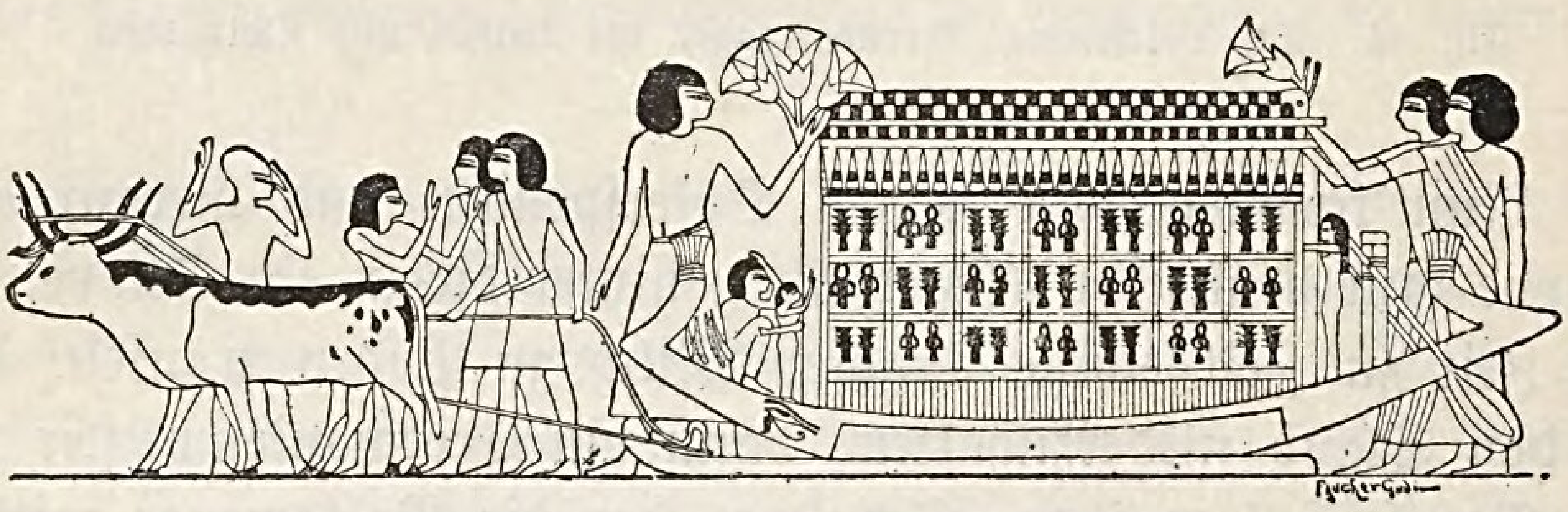


Fig. 86. Der Leichenzug: Der von den Freunden gefolgte Katafalk.

Die Begräbnisse in Theben sind keine stummen Leichenzüge, bei denen der Schmerz sich kaum durch einige flüchtige Thränen verrät. Hier will der Tote Gekreisch, Schluchzen, wildes Toben. Nicht allein, daß man Klageweiber um Lohn mietet, deren Beruf das Schreien und Haarzerraufen ist, die Trauergesänge anstimmen und die äußerste Verzweiflung zur Schau tragen, auch Verwandte und Freunde scheuen sich keineswegs, öffentlich ihr Leid zu zeigen oder durch Wehklagen die Vorübergehenden aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln.

Bald erhebt diese Abteilung des Zuges, bald jene die Stimme und spricht einige kurze, den Umständen angemessene Sätze: „Zum Westen, der Wohnung des Osiris, zum Westen du, der du der beste der Menschen warst und immer die Falschheit haßtest,“ und

die Klageweiber antworten im Chor: „Oh Herr, da du nach Westen gehst, klagen selbst die Götter.“

Der Ochsentreiber stachelt sein Gespann an, indem er ihm zur Aufmunterung zuruft: „Nach Westen, oh Stiere, die ihr den Katafalk zieht, nach Westen.“ — „Nach Westen,“ sagen auch die Freunde; „er blüht nicht mehr, der vortreffliche Mann, der so sehr die Wahrheit liebte und die Lüge verabscheute.“ In Zwischenräumen verstummen die Klagen und während einiger Minuten setzt der Zug schweigend seinen Weg fort. Aber bald fängt eines der Klageweiber wieder an, andere fallen ein, das Getobe beginnt von neuem und wird noch betäubender, noch schauerlicher, als zuvor. Die Totenklage ist weder durch Eigenart der Erfindung und Gedanken noch durch Gefühlswärme ausgezeichnet, der Schmerz spricht sich immer in denselben vorgeschriebenen Formen aus. Die Gewohnheit, Leichenbegängnissen beizuwohnen und an den gebräuchlichen Kundgebungen teilzunehmen, führt bald jeden Einzelnen dazu, sich einen gewissen Vorrat ziemlich einförmiger Ausrufe und Beileidsbezeigungen anzueignen, deren stete Grundlage der Wunsch „nach Westen!“ bildet, einige alltägliche Worte hinzugefügt und alles ist gesagt. Nur die nächsten Angehörigen finden zuweilen aufrichtige Herzenslaute und rührende Bilder, um ihr Leid darzustellen. Sie mischen zwischen ihre unklaren Schmerzenstöne Ausrufe und Formeln, Lobreden auf ihren Toten und seine Tugenden, bringen wohl auch Anspielungen vor auf seine Neigungen und Handlungen, auf Ämter, die er versehen, und Ehren, die ihm zu teil wurden; stellen Betrachtungen über die Unsicherheit des menschlichen Lebens an und geben ihm Ratschläge gegen die Gefahren des Jenseits: ein trauriger Schlußakkord, den jedes Geschlecht dem vorangegangenen weiht in der Erwartung, daß er ihm seinerseits von der kommenden Generation angestimmt werde.

Zu den Ufern des Nil gelangt, schifft sich der Leichenzug ein. Die Träger der Opferspenden, Freunde und Sklaven drängen sich in drei gemietete Frachtkähne zusammen. Die Familienangehörigen mit den Klageweibern besteigen zwei Psaru gehörige Fahr-

zeuge, denen man die Masten abgenommen. Die von außen mit bunten Decken aus gestickten Stoffen oder ausgeschnittenem Leder behangenen Kajüten gleichen einem monumentalen Unterbau, auf dem die Fahrgäste, das Gesicht nach der Totenbarke gewendet, stehen (Fig. 87). Diese ist dem geheimnisvollen Nachen nachgeahmt, der dem Leichenbegängnis des Osiris diente, und den man in der kleinen Stadt Abydos unter dem Namen Noschemit anbetet (Fig. 88). Sie ist schmal, lang, leicht, an den beiden äußersten Enden mit metallenen Lotusblüten verziert, die wie

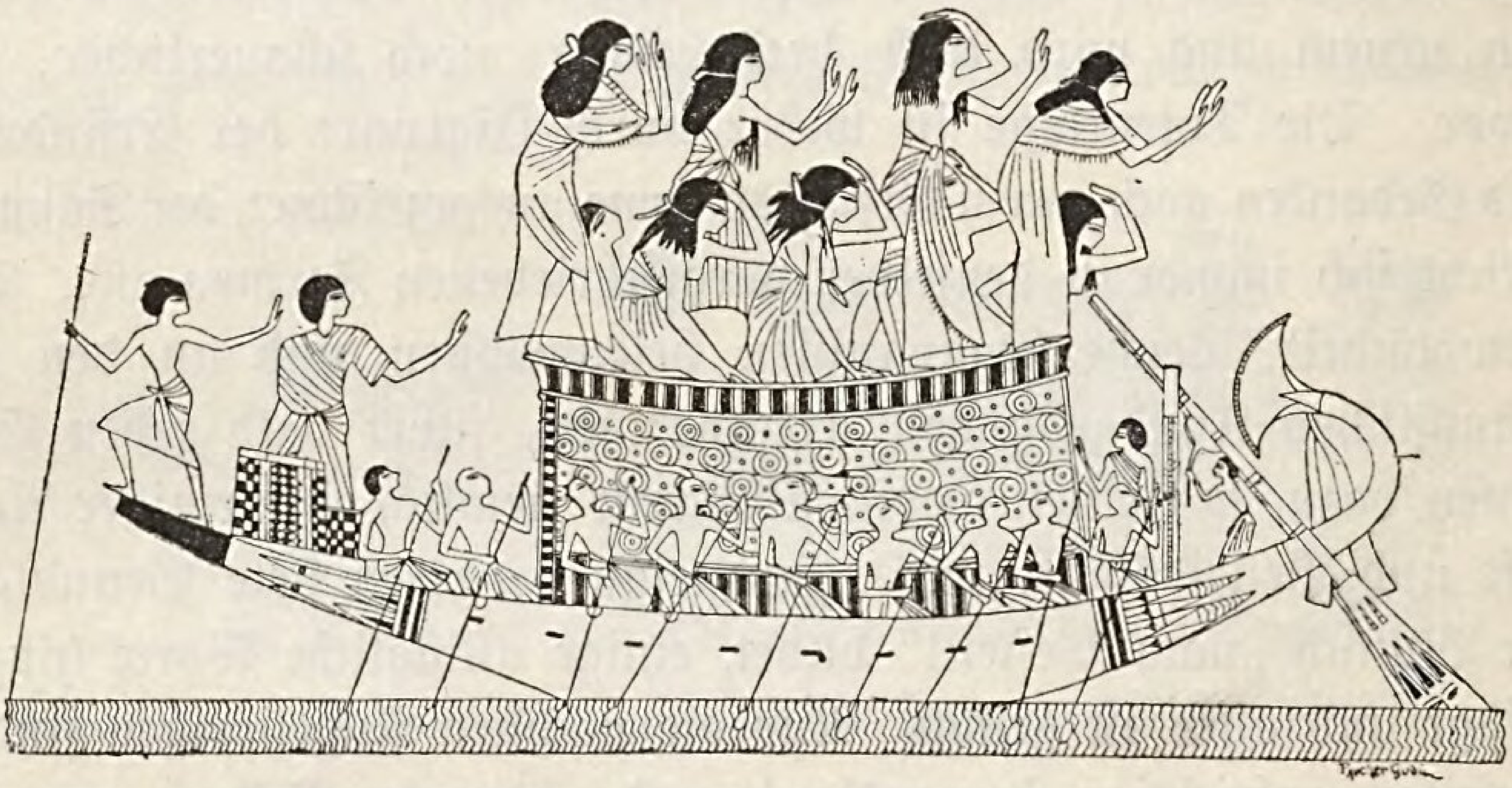


Fig. 87. Der Leichenzug: Die Barke mit den Klageweibern.

vom eigenen Gewicht gebeugt sich lieblich neigen. In ihrer Mitte erhebt sich die mit Blumen und grünen Palmen geschmückte Kapelle, zu deren beiden Seiten Châit und ihre Töchter schluchzend niederkauern. Zwei wie die Göttinnen Isis und Nephthys gekleidete und frisierte Priesterinnen stellen sich hinter der Kapelle auf, wie um den Leichnam zu beschützen, während der Ceremonienmeister vor derselben steht und einige Körner Weihrauch verbrennt. Das Boot der Klageweiber nimmt diese Totenbarke ins Schlepptau, und die ganze Flottille setzt sich durch die Kraft von etwa fünfzig Ruderern in Bewegung.

Dies ist der feierliche Moment, in welchem Psaru die Stadt, worin er wohnte, verläßt, um seine Reise in das Jenseits zu be-

ginnen. Das auf dem Uferdamme versammelte Volk geleitet ihn mit seinen Wünschen: „Möchtest du im Frieden in dem Westen von Theben landen! — Im Frieden, im Frieden nach Abydos! Fahre im Frieden hinab nach Abydos, nach dem Meere des Westens.“ Die Überfahrt über den Nil hat nämlich eine ganz besondere Bedeutung für die Zukunft des Toten. Die Reise von dieser Erde auf „die andere Erde“ vollzieht sich nicht ohne weiteres an jedem

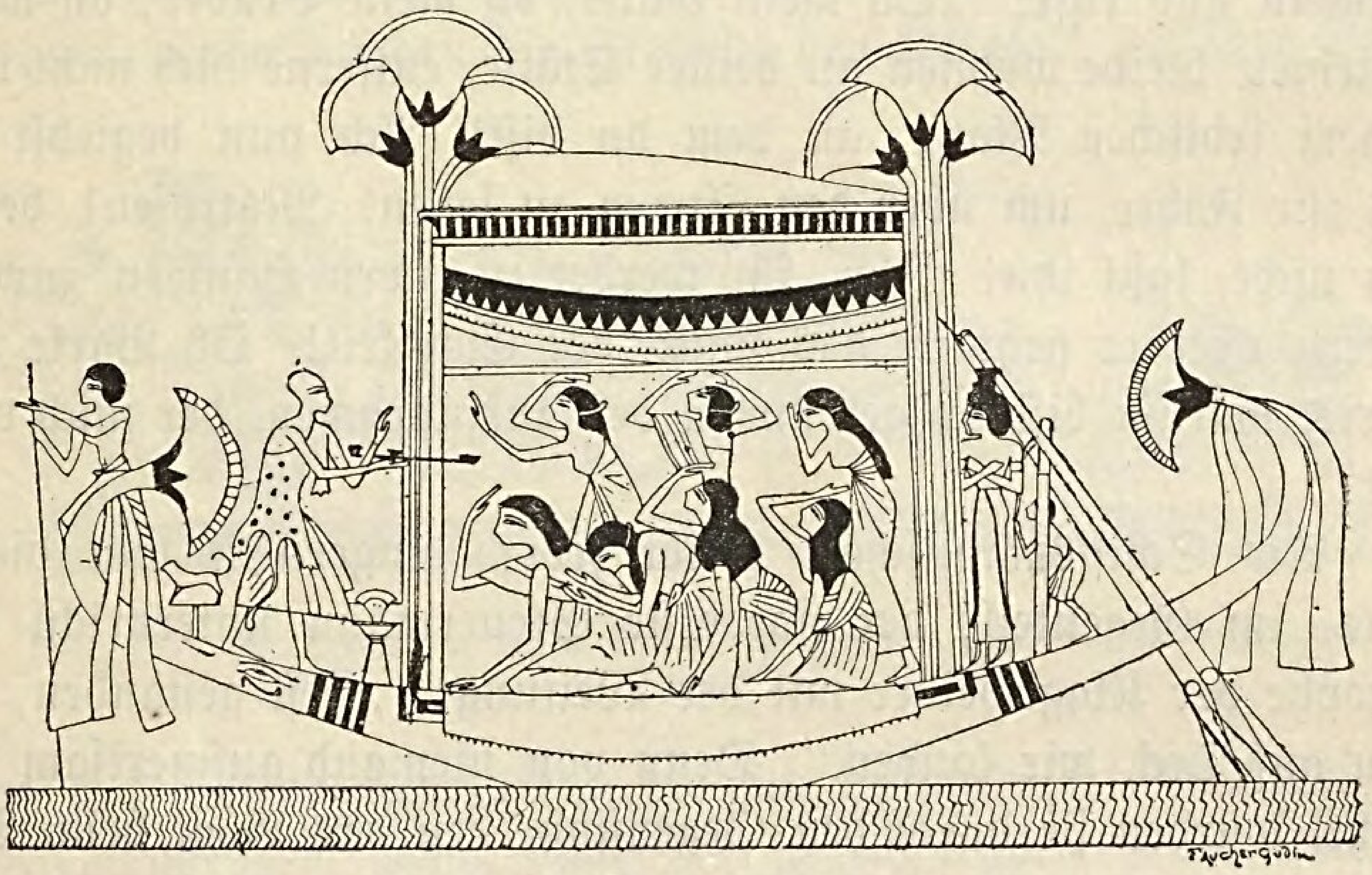


Fig. 88. Der Leichenzug: Die Totenbarke.

Orte. Wie die meisten Völker, kennen auch die Ägypter die genaue Stelle, von der die Seelen ausziehen, um sich in ihre neue Welt zu begeben. Es ist dies eine Bergspalte im Westen von Abydos, zu der man nur mit Osiris' Hilfe, auf seiner Barke, gelangen kann. Die Beförderung der Mumie über den Nil ist darum das Sinnbild der übernatürlichen Reise, welche die Seele antritt, um sich „an den Mund des Spaltes“ zu begeben. Die Fahrt nach dem Theben der Toten ist thatsächlich eine Reise nach Abydos und deshalb vermischt sich auch der Name von Abydos mit dem von Theben in dem Geschrei der Masse.

Jetzt lassen sich die Stimmen der Freunde immer häufiger und immer trauriger vernehmen: „Nach Westen, nach Westen,

zum Lande der Gerechten! Die Stätte, die du liebtest, seufzt und jammert!“ Und die Klageweiber fallen ein: „Im Frieden, im Frieden, nach Westen! oh du Löblicher, ziehe hin im Frieden! Wenn es dem Gott gefällt, werden wir dich wiedersehen, wenn der Tag der Ewigkeit kommt, denn du gehst nun zur Erde, die die Menschen vermengt.“

Chàit vergißt, vom Schmerze überwältigt, die gebräuchlichen Formeln und ruft: „Oh mein Gatte, oh mein Bruder, oh mein Geliebter, bleibe wohnen an deiner Stätte, entferne dich nicht von deinem irdischen Platze, an dem du bist! Ach nun begiebst du dich zur Fähre, um über den Strom zu setzen! Matrosen! beeilt euch nicht, laßt ihn! Ihr, ihr werdet zu euern Häusern zurückkehren, aber er geht in das Land der Ewigkeit! Oh Barke des Osiris, warum bist du gekommen den aufzunehmen, der mich verläßt?“

Die Schiffsmannschaft bleibt jedoch ungerührt von dieser Bitte, im Gegenteil, der vorderste Steuermann unterbricht die Strophe der Klageweiber mit der Weisung: „Fest gestanden, da oben auf Deck, wir landen.“ Denn von niemand aufmerksam gemacht, würden sie durch den Gegenstoß, den das Boot beim Anlegen erhält, das Gleichgewicht verlieren und ins Wasser stürzen. Während das Schiff mit den Freunden und Bekannten bemüht ist, durch Schwenkung längs des Ufers anzulegen, treffen seine langen Steuerruder einen kleinen Kahn in der Seite und werfen einen Teil der darin aufgestapelten Opferspenden um (Fig. 89), aber kein Mensch achtet darauf und die Freunde fahren unbeirrt dadurch in ihren Gesängen fort: „Er ist glücklich der Löbliche, denn das Geschick erlaubt ihm im Grabe, das er sich selbst bereitet, auszuruhen; ihm wird die Gunst des Thebanischen Chonsu zu teil und dieser Gott gestattet ihm, von den Geschlechtern der Geschlechter seiner jammernden Diener geleitet, nach Westen fortzuziehen.“

Die Mumie wird nun wieder auf ihren Schlitten gehoben, die Gruppen bilden sich in derselben Ordnung wie zuvor und der Leichenzug bewegt sich gegen die Hügel von Schech-Abd-el Gurnah.

Hier auf der „Stirne von Theben"*), in der Nähe der Höhle, in der die Schlangengöttin Miritskro ihre Orakel erteilt und ihre Wunderkuren ausführt, hat sich Psaru sein „ewiges Haus", zwischen den Grüften des Rechmirî (Rechmarâ), des Manchopirrîsonbu, des Pahsuchiru und der großen Staatsmänner, welche sich unter der Regierung Thutmosu III. oder der seiner Söhne auszeichneten, erbaut. Die hinanführende Rampe ist aber viel zu steil, als daß die Stiere mit der ungeheuren Last, die sie zu ziehen haben, hinan könnten, deshalb laden die Freunde den Katafalk auf ihre Schul-



Fig. 89. Der Leichenzug: Das Schiff der Freunde stößt an die Schaluppe.

tern und steigen schwankend die sich zwischen den Gräbern hindurch windenden, wenig scharf sich abzeichnenden Pfade empor.

Ganz erschöpft machen sie endlich, nachdem sie auf etwa halber Höhe eine kleine aus der Berglehne heraus gearbeitete Plattform erreicht haben, Halt. Ein roh behauener Felsen, in dessen Mitte sich eine schmale, niedere Pforte öffnet, bildet hier die Vorderseite des Grabes. An diesem Ziel ihrer Reise angelangt, wird die Mumie aufrecht, mit dem Rücken gegen die Felswand, das Gesicht gegen die Anwesenden gewendet, auf einen Haufen Sand gestellt, wie etwa wenn der Besitzer eines neuen

*) Die Stirne von Theben (ta tohnit) scheint der Namen des höchsten Hügels von Schech-Abd-el Gurnah gewesen zu sein. Die den Fellahs wohlbekannte Höhle, die sie jedoch den Europäern zu zeigen vermeiden, ist heute dem muselmanischen Scheich geweiht, der dort besonders Rheumatismus heilt, wie einstens die Göttin Miritskro (Merseker).

Landhauses, dessen Freunde ihn bis an die Thüre begleitet haben, sich auf der Schwelle nochmals einen Augenblick umwendet, um sich vor dem Eintritt von ihnen zu verabschieden.

Nun wird wieder ein Opfer vollzogen, eine Weihespende dargebracht, ein Gebet gesprochen, ein erneuter Schmerzensausbruch wird laut; die Klageweiber verdoppeln ihr Geheul und wälzen sich auf der Erde; die Frauen der Familie schmücken die Mumie mit Blumen, pressen sie an den entblößten Busen, küssen sie auf die Brust und die Kniee: „Ich bin deine Schwester, deine Gattin Châit, oh Erhabener, verlasse mich nicht! Ist es wirklich deine Absicht, mein gütiger Vater, daß ich mich von dir entfernen soll? Wenn ich gehe, bist du allein, oder bliebe etwa jemand da, um bei dir zu sein, um dir zu folgen? Oh du, der du so gerne mit mir scherztest, du schweigst und sagst nichts!"

Eine alte hinter ihrer Herrin kauernde Magd schreit plötzlich auf: „Mein Hüter ist uns entrissen; er verläßt seine Diener!" worauf die Klageweiber wieder im Chor beginnen: „Jammer, Jammer! Klaget, klaget, klaget ohne Unterlaß, klaget so laut ihr könnt. Oh vortrefflicher Wanderer, der du zu dem Lande der Ewigkeit ziehst, du bist uns entrissen! Du, der immer so viele Menschen um sich hatte, du bist nun in der Erde, die zum Alleinsein zwingt! Du, der so gerne die Beine rührte, um weit auszuschreiten, bist nun gefesselt, gebunden, eingewickelt! Du, der du so viele feine Stoffe besaßest und das schneeige Linnen liebtest, liegst nun da in das gestrige Gewand gekleidet! Diejenige, die um dich weint, ist wie eine der Mutter beraubte Waise; mit verhülltem Busen klagt und trauert sie, und wälzt sich um dein Leichenbette."

Gleichgiltig inmitten dieser Wehklagen spendet der Priester Weihrauch und Trankopfer mit den vorgeschriebenen Worten: „Deinem Doppelgänger Osiris, Gaugraf von Theben, Psaru, dessen Stimme gerecht ist vor dem großen Gott" (Fig. 90).

Die Mumie verschwindet auf den Armen zweier Männer in dem Grabe, die Nacht der andern Welt nimmt sie auf, um sie

nicht mehr herzugeben. Wie jede wohl eingerichtete Wohnung enthält die Gruft Prunkräume, eine Kapelle, worin an Feiertagen der Doppelgänger den Besuch und die Geschenke seiner Verwandten in Empfang nimmt und Privatgemächer, zu denen außer ihm niemand Zutritt hat. Die Kapelle Psarus besteht aus zwei Räumlichkeiten, die eine, mehr breit als lang, läuft mit der Façade des Grabmals parallel; die andere, mehr lang als breit, öffnet sich, senkrecht zu ersterer, gerade der Eingangspforte gegenüber; ihre Mauern sind von Malereien in Leimfarben auf einem Untergrund festgestampfter und geglätteter Erde bedeckt, welche alle

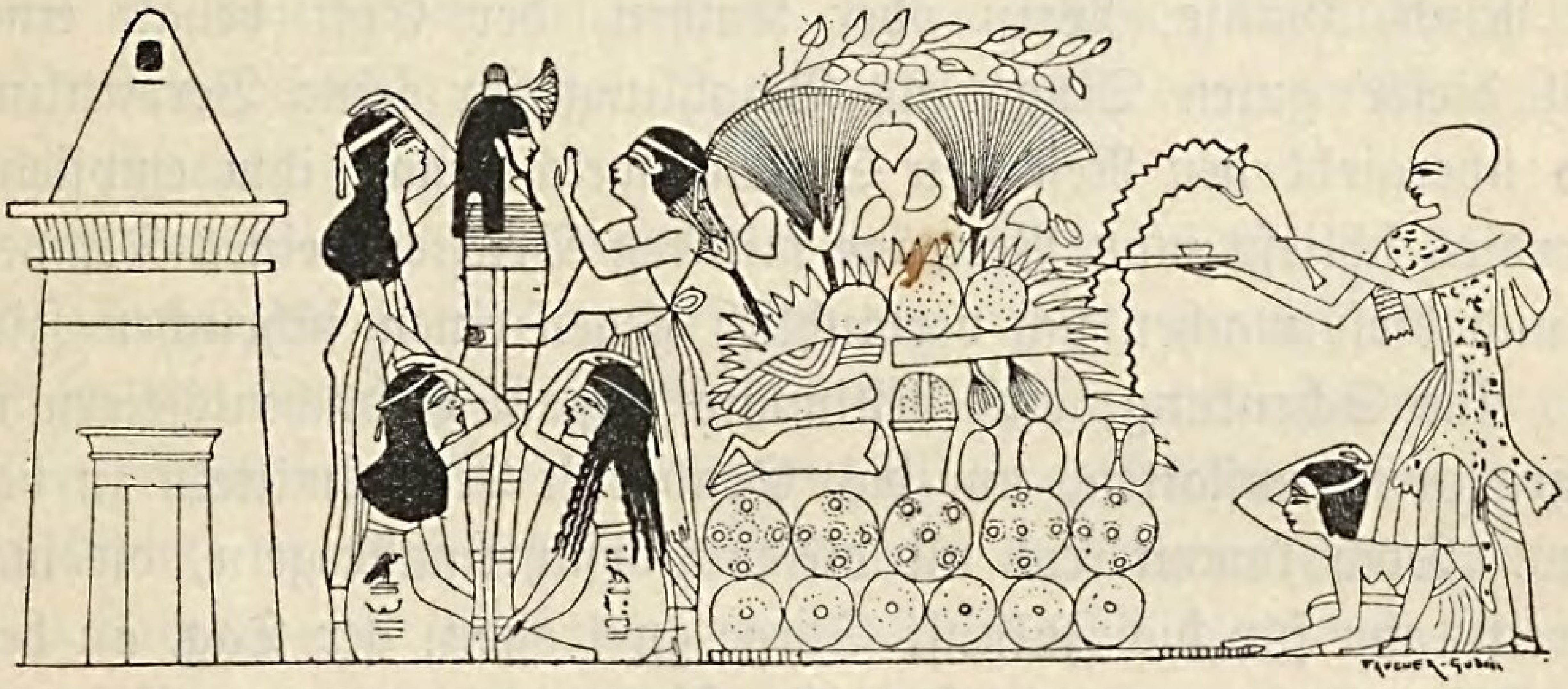


Fig. 90. Der Leichenzug: Der Abschied an der Gruftpforte.

möglichen Vorgänge aus dem Leben darstellen. Man sieht in übereinander geordneten Reihen, die vom Boden bis zur Decke reichen, das Ackern, Säen, Ernten, Einbringen des Korns; die Aufzucht der Tiere, den Fischfang, die Jagd in der Wüste; die Werkstätten des Schreiners, Stellmachers, Bildhauers, Goldschmieds, des Glasers und Bäckers, ferner die Bereitung der Nahrungsmittel und ein großes Festmahl mit Gesängen und Almeen-Tanz. Es sind dies lauter Talismane, deren Eigenschaften dem Verstorbenen den thatsächlichen Besitz der Dinge sichern. Hat er Lust zum Essen, so sucht er sich nach Belieben einen der gemalten Ochsen aus, folgt ihm über das Bild hinweg von der

Weide in die Schlächterei, in die Küche und zum Festschmaus. In dem Maße, wie er sie betrachtet, wird die bildliche That zur Wirklichkeit, und in dem Augenblick, da er auf der Wand sein Porträt erblickt, wie es den Händen des Dieners die gebratene Keule entnimmt, steht die Keule auch vor ihm da, erfreut sein Auge und sättigt ihn. Die Doppelgänger der Vornehmen und Reichen sind während der ersten Zeit ihres dortigen Aufenthalts nicht oft genötigt, sich dieser Hilfsquelle zu bedienen, die Witwe, die Kinder, die Angehörigen bringen ihnen selbst oder schicken ihnen häufig auf dem Weg der Opferspenden Vorräte zu; sie weihen ihrem Lieblingsgotte Amon oder Osiris, Phtah oder Chonsu ein Rind, Gänse, Wein oder Kuchen, der Gott behält einen Teil dieser guten Dinge als Bezahlung für seine Vermittlung und übergiebt den Rest den Seelen, welche man ihm empfiehlt. Überdies schließt man Verträge mit den Priestern eines Tempels ab und diese machen sich verbindlich gegen einen jährlichen Zins oder eine Schenkung, eine bestimmte Anzahl Gedächtnisfeiern im Jahre zu veranstalten, um das Grab mit Lebensmitteln zu versehen. Doch kommt trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln, die man ergreift, um für die Zukunft Sorge zu tragen, der Tag, an dem die Opfer aufhören: die Familie stirbt aus oder wechselt den Wohnort, sie vergißt ihre alten Toten und die nicht mehr überwachten Priester halten die Vertragsbedingungen nicht ein; der von allem entblößte Doppelgänger würde vor Hunger umkommen, wenn er nicht auf den Mauern etwas fände, womit er in Ewigkeit seinen Hunger stillen könnte. Eine letzte Feierlichkeit verleiht ihm nun noch eine neue, von den bisherigen völlig verschiedene Eigenschaft.

Das Verfahren des Einbalsamierens hat den Körper in etwas Unthätiges, Ohnmächtiges verwandelt, er ist unfähig zu gehen, zu essen, zu reden, zu sehen, er kann keine einzige Verrichtung des gewöhnlichen Daseins erfüllen; man muß deshalb diese Wirkung der Mumifizierung aufheben, wenn man will, daß der Verstorbene lebe, und dies erreicht man durch die „Öffnung

des Mundes" und die damit zusammenhängenden umständlichen Gebräuche.

Der Ceremonienmeister und seine Gehilfen, die Kinder des Horus, stellen Psaru im Hintergrund der Kapelle abermals auf einem Sandhaufen aufrecht und vollziehen um ihn her dasselbe heilige Mysterium, welches Horus bei der Mumie des Osiris feierte. Sie reinigen ihn mit gewöhnlichem Wasser und mit rotem Wasser, mit dem Weihrauch des Südens und dem Alaun des Nordens, wie es bei Beginn des Opfers vor den Bildsäulen der Götter geschieht. Dann vollziehen sie verschiedene Handlungen an ihm, welche ihn von dem Schlafe, in den er versunken, erwecken, sie befreien ihn von seinem Leichentuch, heften ihm den im Todeskampfe verlorenen Schatten wieder an und geben ihm die freie Bewegung seiner Glieder wieder.

Dann töten die geweihten Schlächter den Stier des Südens und häuten ihn ab. Der Priester ergreift die blutige Keule und hält sie der vergoldeten Maske an die Lippen, wie um diese zum Kosten einzuladen, aber die Lippen bleiben geschlossen und weigern den Dienst, er berührt sie sodann mit mehreren Instrumenten, deren Klinge aus Eisen und deren Griff aus Holz besteht, von denen man annimmt, daß sie die Lippen öffnen. Nun ist der Doppelgänger frei: er kommt und geht nach Belieben, er sieht, hört, spricht, nimmt an den Opfern teil und benutzt sogleich seine neue Macht, um alle die, welche ihn hierher geleitet haben, zu einem Festmahl einzuladen, dem ersten, das er in seiner neuen Behausung veranstaltet.

Ein in dem entferntesten Winkel des zweiten Saales angebrachter Gang führt nach einer Art Zelle, sie ist kahl, niedrig, ohne jeglichen Schmuck; es ist das künftige Zimmer Psarus, die Ruhestätte, in der seine Mumie bleiben wird, bis an das Ende der Jahrhunderte, wenn es den Göttern beliebt, sie vor Dieben zu schützen.

Arbeiter der Totenstadt legen den von Blumen und Kränzen umwundenen Leib in seinen beiden Särgen an die westliche Seiten-

wand dieses Raumes und Sklaven tragen mit vollen Armen Kanopen, Kästchen, Möbel, Mundvorräthe, alles was den Zug Tags über begleitete, herbei und häufen es auf dem Boden an. Dann spricht der Priester ein letztes Gebet und zieht sich zurück und die Maurer errichten rasch eine Ziegelwand vor der Thüre. Doch hört endlich auch das Klappern ihrer Kellen auf, das Geräusch ihrer Schritte entfernt sich und verhallt, eine Fackel, die sie im



Fig. 91. Tanz der Almeen.

Totengemach gelassen, verbrennt und erlischt. Unterdessen haben oben, auf der Plattform und in der Kapelle, die Sklaven das Mahl aufzutragen begonnen. Die im Hintergrund des zweiten Saales plastisch ausgeführte Bildsäule des Verstorbenen führt den Vorsitz beim Feste und erhält von jeder Speise zuerst.

Die Gegenstände haben eine Seele, einen Doppelgänger, wie Menschen oder Tiere, und ihre ins Jenseits hinüber gewanderten Doppelgänger genießen dieselben Eigenschaften, deren der Körper sich in dieser Welt zu erfreuen hatte: der Doppelgänger eines Stuhles oder eines Bettes ist wirklich ein Stuhl oder ein Bett

für den Doppelgänger des Menschen und der dem Feste anwohnende Doppelgänger Psarus kostet genau ebenso die Doppelgänger der Speisen und Getränke, wie seine noch am Leben befindlichen Gäste die richtigen Speisen und Getränke genießen. Während alle sichtbaren und unsichtbaren Gäste mit Essen beschäftigt sind, führen Almeen ihre Gesänge und Tänze auf (Fig. 91). Manchmal richten sie sich geradezu an den Toten, manchmal wenden sie sich an die Lebenden, immer aber kehrt derselbe Endreim in ihren Liedern wieder: „Macht euch einen fröhlichen Tag, denn das Leben währt nur kurz.“ „Macht euch einen fröhlichen Tag, denn wenn ihr in eure Gruft eingetreten seid, werdet ihr ewig in ihr ruhen, während der ganzen Dauer jeden Tags.“

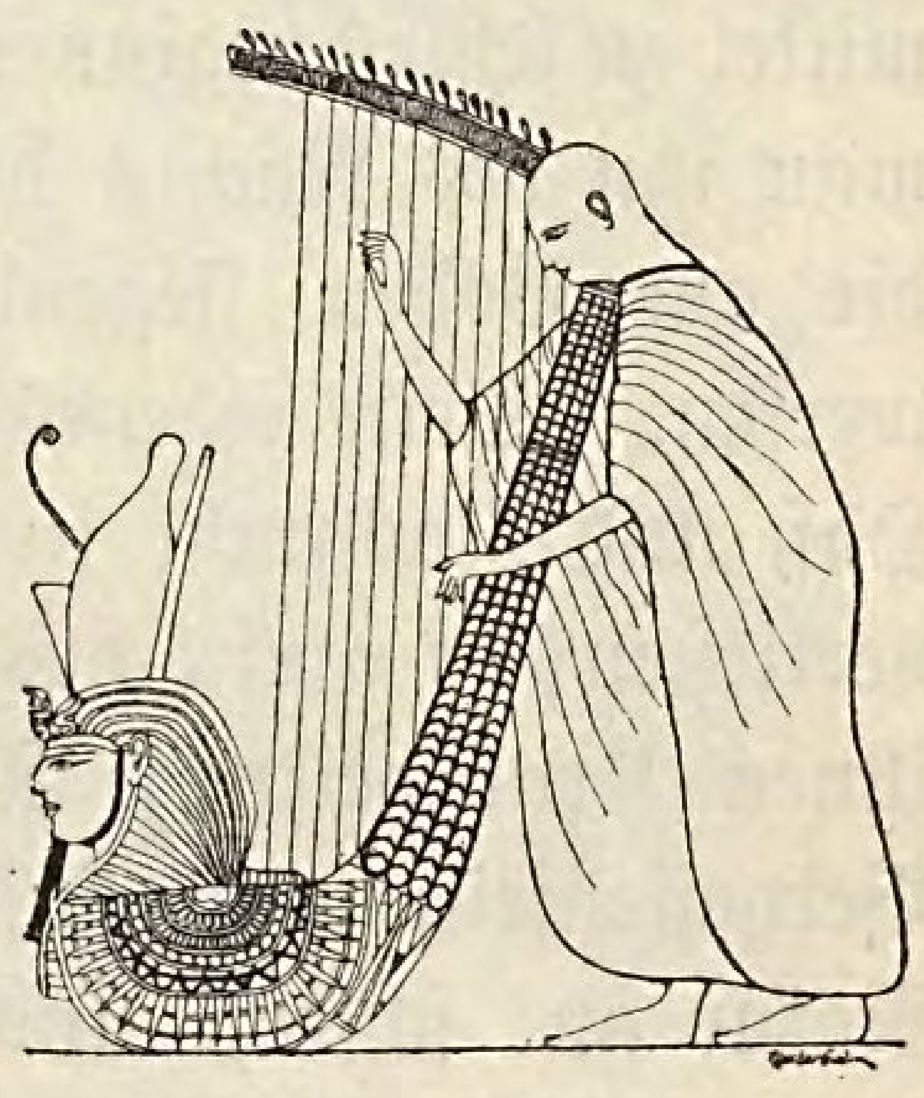


Fig. 92. Der Harfenspieler.

Das Mahl wird endlich aufgehoben, es heißt scheiden, das letzte Band zerreißen, das den Toten noch mit den Seinigen verbindet. Der heilige Harfenist präludiert (Fig. 92) und stimmt vor der Statue stehend den Gesang an, der zum ersten Male vor langer, langer Zeit beim Leichenbegängnis des Pharaonen Antuf gesungen ward. Die Welt, sagt er, ist nichts als ein beständiger Wechsel, eine stete Erneuerung. „Es ist eine wunderbare Fügung des großen Osiris, eine herrliche Fügung des Geschicks, daß in dem Maße, als ein Körper schwindet und der Zerstörung anheimfällt, andere zurückbleiben, seit längst vergangener Zeit. Die Pharaonen, die vor uns Götter waren und in ihren Pyramiden ruhen, ihre Mumien und ihre Doppelgänger sind gleichfalls in ihren Pyramiden bestattet, aber die Schlösser, die sie erbauten, sie haben keine Stätte mehr; verschwunden sind sie . . . . . Verzweifele darum nicht, sondern folge deinen Wünschen, suche dein Glück so lange du auf Erden weilest, vertraure nicht dein Herz, bis daß auch für dich der Tag kommt, an dem man bittet, ohne

daß Osiris, der Gott, dessen Herz nicht mehr schlägt, den Bittenden erhört. Alle Klagen der Welt geben dem Menschen, der im Grabe ruht, das Glück nicht wieder; darum säume nicht dich an ihm zu erfreuen. Nie noch hat ein Mensch seine Güter mit in das Jenseits genommen und nie noch ist ein Mensch dorthin gegangen und ist wiedergekehrt."

Was wird nach dem Begräbnis aus dem Doppelgänger?

Die Mehrzahl der Bevölkerung hat sehr unbestimmte Begriffe in dieser Hinsicht. Im allgemeinen wird geglaubt, daß er die Gruft bewohnt, dort aber ein sehr unbestimmtes, sich seiner kaum bewußtes Dasein führt. Er kommt nur, wenn die Nahrungsmittel zu fehlen beginnen, vom Hunger getrieben heraus; dann sieht man ihn des Nachts durch die Dörfer irren und sich gierig auf die am Boden liegenden Überreste, ja sogar auf eklen Unrat werfen. Sein eigenes Elend erweckt in solchen Fällen eine Art Haß und Rachsucht in ihm gegen die Lebenden, die ihn gänzlich verließen; er greift deshalb die Menschen an, quält sie und schickt ihnen Krankheiten. Manche Doppelgänger freilich warten das Vergessensein nicht ab, ehe sie Schaden anrichten; sie sind von Natur aus schlecht und empfinden es als besonderes Vergnügen, ihre nächsten Anverwandten zu verfolgen.

Der Schreiber Qeni z. B. wurde der nicht Monate lang vom Geiste seiner Gattin Onchari geplagt? Und er hatte sie doch all ihre Lebtage gut behandelt, hatte ihr ein schönes Begräbnis veranstaltet, als sie starb, hatte selbst beträchtliche Summen für ihren Totendienst ausgesetzt, und trotz alledem war sie böse auf ihn, beunruhigte ihn unablässig. Er wurde die Zudringliche erst los, als er ihr mit dem Gericht drohte. Er schrieb ihr einen Brief, in dem er sie nach den Gründen ihres über das Grab hinaus dauernden Zornes frug, und ihr bis ins kleinste alle Liebesbeweise, die er ihr gegeben, aufzählte: „Von dem Tage an, da ich dein Gatte ward, bis heute, was hätte ich gegen dich verübt, das ich verheimlichen müßte? Was aber wirst du machen, wenn ich Zeugnis ablege über alles das, was ich für dich that, wenn ich mit dir

vor Osiris' Richterstuhl trete, um mein Anliegen den Göttern des Westens vorzutragen, und man dich nach dieser Schrift, die meine Klagen über deine Missethaten enthält, aburteilt, was wirst du dann thun?"

Das, an eine hölzerne Frauenstatuette gebundene und im Grabe niedergelegte Papyrusröllchen gelangte an seine Adresse und Onchari, die fürchtete vor Osiris' Gericht gerufen zu werden, ließ fürderhin ab, den armen Mann zu quälen.

Viele der Gläubigen, denen die Aussicht auf solch trübselige Abgeschlossenheit unbezwinglichen Abscheu einflößt, nehmen an, daß die Seele nach kürzerem oder längerem Verweilen die Grabkammer verläßt und in ein „anderes Land" auswandert. Weit, weit von uns, in den Gegenden, in welche der „Mund der Spalte" Einlaß gewährt, giebt es wirkliche Totenreiche, deren jedes einzelne unter der Herrschaft eines besonderen Gottes steht: Chontamentit, Phtah-Sokari, Osiris. Dort empfängt man die Seelen der Ägypter, die eine besondere Verehrung für die eine oder die andere der hier regierenden Gottheiten empfanden, und sich für deren „Getreue" — amachu — erklärt hatten. Osiris' Reich ist das bevölkertste von allen; es besteht aus mehreren Inseln, deren Umrisse am nordöstlichen Himmel, am Nordende der Milchstraße von uns aus sichtbar sind; man gelangt aber nur nach einer langen und gefährlichen Reise dahin. Die Seele muß beim Verlassen ihres Grabes dem Thal den Rücken kehren und kühn in die Wüste vordringen.



Fig. 93. Die Sykomore der Nuit.

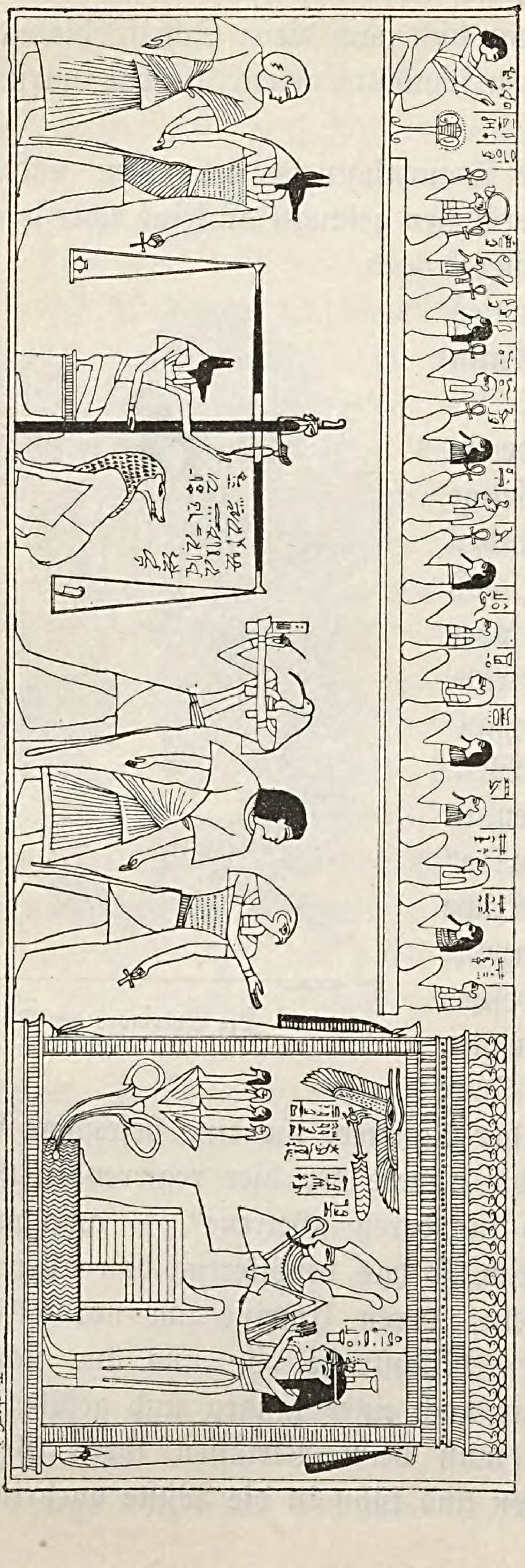


Fig. 94. Das Urteil über den Doppelgänger vor Osiris' Richterstuhl.

Dort wird sie bald auf eine jener Sykomoren stoßen, die fern vom Nil im reinen Sande gedeihen und von den Fellahs für Zauberbäume gehalten werden. Eine Göttin: Nuit, Hathor oder Nît (Neith) ragt mit dem Oberkörper aus dem Gezweige und reicht ihr einen mit Broten bedeckten Teller nebst einem Krug Wassers (Fig. 93). Wer diese Gaben nimmt, wird dadurch zum Gast der Göttin, und kann nun ohne ganz besondere Erlaubnis den Rückweg nicht mehr antreten.

Hinter der Sykomore liegen Länder des Schreckens, in welchen es von Schlangen und wilden Tieren wimmelt, die von Strömen kochenden Wassers zerrissen und über und über von Sümpfen bedeckt sind, in denen riesige Affen die Doppelgänger mit Netzen fangen. Viele

Seelen unterliegen den Gefahren des Wegs und sterben; nur solche, die durch Amulette und überaus kräftige Zaubersprüche geschützt sind, erreichen endlich das Ufer eines unermeßlichen Sees: des Sees von Cha, und erblicken von weitem die Inseln der Seligen. Thot, der Ibis, nimmt sie auf seine Schwingen oder der göttliche Fährmann setzt sie in seinen Nachen und führt sie zu Osiris. Der Gott befrägt sie vor seinen zweiundvierzig Räten. Thot wägt ihr Herz auf seiner Wage. Maît, die Wahrheit, flüstert ihnen jenes verneinende Bekenntnis ein, dessen jeder Satz sie für unschuldig einer Sünde erklärt (Fig. 94); endlich werden sie würdig erachtet das Bohnenfeld, wo die Seligen weilen, zu betreten. Die Bohnenfelder (Sochit-Jalu) sind von unerschöpflicher Fruchtbarkeit: das Getreide ist sieben Ellen hoch, von denen zwei Ellen allein auf die Ähre kommen. Die Abgestorbenen bauen und ernten und bringen dann das Korn in die Scheunen, lassen sich gegebenenfalls aber auch von kleinen Statuetten aus gebranntem Thon vertreten, die man ihnen mit ins Grab gab. Man nennt letztere „Antworter", weil sie jedesmal für ihren Herrn antworten, so oft man ihn zum Frondienst heranzieht.

Die übrige Zeit vergeht unter beständigen Festen, Gesängen, Gesprächen, Spielen jeglicher Art.

Viele Leute halten diese Vorstellung vom Leben im Jenseits für zu roh, als daß sie der Wahrheit entsprechen könnte und sie suchen sich das dereinstige Geschick der Seele in höherer Art vorzustellen; die Priester des Amon-Râ haben in Bezug darauf ihre eigenen Anschauungen, die sie aber nicht gern mitteilen. Es sind dies jedoch theologische Spekulationen, um die das Volk sich kaum kümmert.

Der Mensch kann nach dem Tode fortleben, das ist die Thatsache; wie es ihm gelingt, das wissen nur die Götter mit Bestimmtheit.

Neuntes Kapitel.

Unterwegs.

Ramses II. in Syrien. Kriegsrat. Bauku wird auf Kundschaft ausgeschickt. Von Gaza nach Joppe: Die syrischen Festungen. Von Joppe nach Mageddo: Der Wald. Mageddo: Die Zustände in den syrischen Städten unter ägyptischer Oberhoheit. Tyrus, seine Lage und Bevölkerung. Ägyptische und phönizische Schiffe. Der Handel der Tyrer in Barbarenländern. Der Übergang über den Libanon. Das hittitische Heer setzt sich zum Angriff auf Ramses in Bewegung.

Pharao hat seine Residenz Theben längst vor Psarus Begräbnis verlassen, hat Heerschau über die verschiedenen in Zalu vereinigten Truppenkörper abgehalten und marschiert nun langsam durch die Wüste längs der Mittelmeerküste auf Syrien zu: von Zalu nach Migdolu, von Migdolu nach Raphia und nach Gaza. Gaza ist seit Thutmosu I. eine ganz ägyptische Stadt, und verweilt Ramses einige Tage daselbst, um noch Heeresnachzügler zu erwarten, Berichte von den Truppenobersten und den Statthaltern zu empfangen und Kriegsrat mit seinen Generalen zu halten. Die ganze südliche Gegend des Landes bis weit über Mageddo hinaus ist ruhig; das sidonische Phönizien hat sich nicht gerührt, und man bemerkt keinerlei Bewegung in der Richtung nach dem Orontes hin: man könnte meinen, überall herrsche Frieden und die Streitkräfte der Chiti wären verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Der König fragt sich, was diese scheinbare Ruhe bedeute? Sein ältester Sohn Amenhichopschuf ist der Ansicht, daß der elende Anführer der Chiti keinen offenen Feldkampf gegen die altbewährten Reihen der Ägypter wage, seine Soldaten deshalb in die Festungen verteilt habe und sich auf die Verteidigung beschränken wolle. Einen um den andern dieser festen Plätze des nördlichen Syrien (Fig. 95) Qodschu, Hamath, Chalupu, Nii, Qarqemisch und der Himmel weiß wie viele noch wird man mit Sturm nehmen müssen; die

besten Heere reiben sich bei dieser undankbaren Arbeit auf und Jahre vergehen, ehe man den Feind besiegt. Ramses verwirft die Mutmaßungen seines Sohnes als keineswegs mit den bisher gemachten Erfahrungen übereinstimmend.

Chitisaru hat auch wirklich die Hilfe der Verbündeten, die er sich tief im Innern Kleinasiens gewann, erhalten; nicht nur

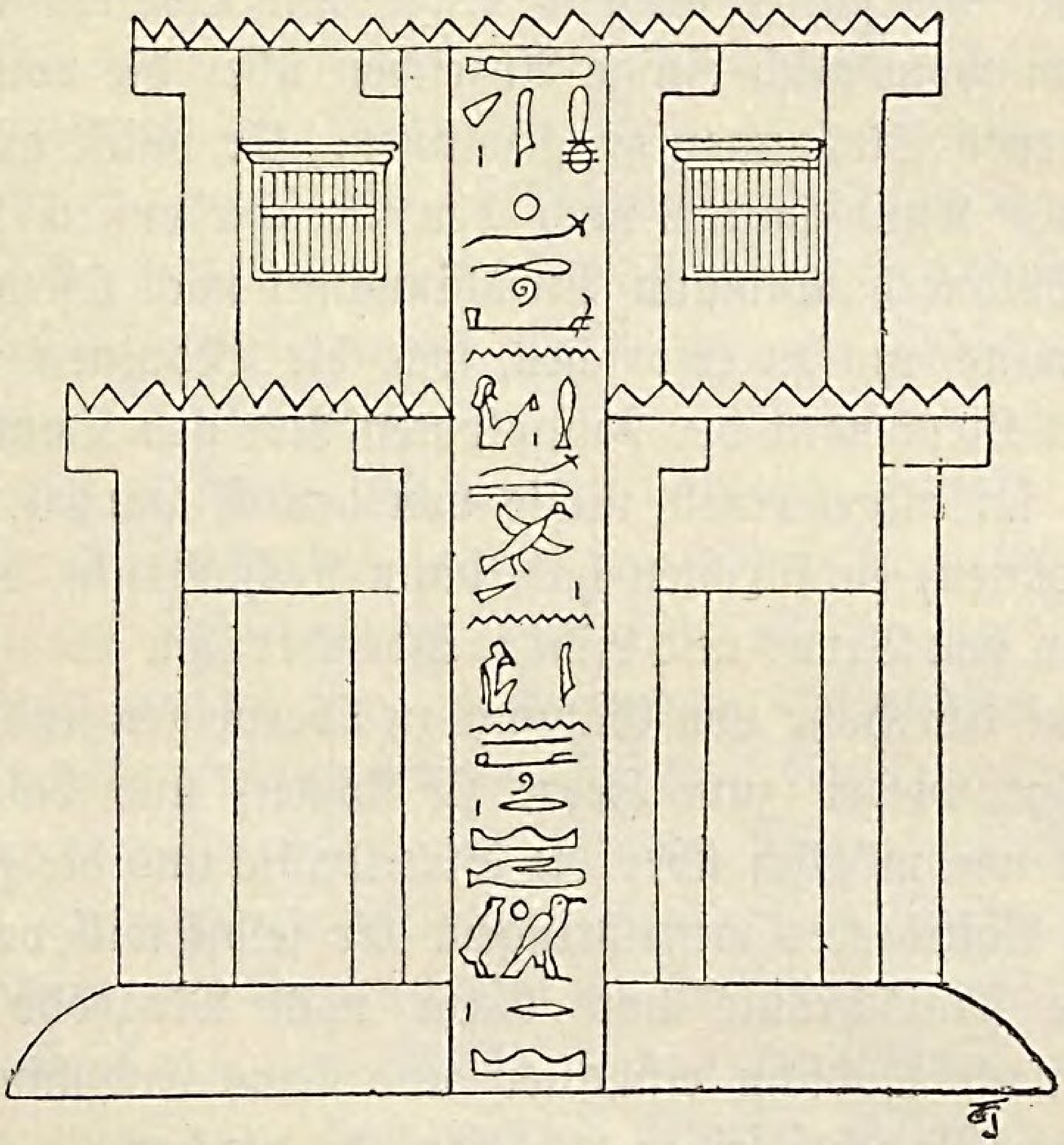


Fig. 95. Eine syrische Festung.

die Lycier, sondern auch die Mysier, die Dardaner und die Völker von Ilion und Pedasos, welche an den Küsten des fernen Meeres wohnen, sind auf seinen Ruf herbeigeeilt und ihre Kriegsleute haben sich schon seit einigen Wochen um ihn geschart: kampflustige, beutegierige Barbaren, die beim ersten Anprall zu fürchten, doch nie geneigt sind, lange von ihrer Heimat entfernt zu bleiben. Chitisaru kennt ihren Charakter sehr wohl und hätte sie nicht zusammenberufen, wenn es nicht gälte, einen raschen

Schlag auszuführen. Binnen kurzem wird die Schlacht zu erwarten sein, und wenn die Feinde sich nirgends zeigen, so ist es weil ihre Anführer sie in irgend einem Versteck des Libanon verborgen halten, von wo sie unvorhergesehen losbrechen werden, wenn sie nur erst günstige Gelegenheit haben, um die Ägypter zu überrumpeln. Ramses schickt an die Statthalter wie an die Obersten der Vorhut den Befehl, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln und die ganze Gegend rings um Qodschu auszukundschaften, um womöglich einige Anzeichen über die von den Chiti eingenommenen Stellungen zu gewinnen. Er schickt auch einzelne Männer als Kundschafter nach den verschiedensten Richtungen aus, den Söldnerhauptmann Phrâhiunamif nach Osten, über den Jordan hinaus, um zu erforschen, was die Beduinen im Schilde führen, den Lieutenant der Fußsoldaten Roï gen Damaskus, obwohl man im allgemeinen nichts von den Stämmen, welche im Gaulân wohnen, zu fürchten hat, dann noch Bauku, einen seiner Stallmeister, gen Tyrus und Sidon, indem er ihm anempfiehlt, den Libanon auf der Höhe von Gabuna zu übersteigen und im Süden von Qodschu wieder zum Heere zu stoßen, und dabei so viele Nachrichten wie möglich über die Streitkräfte und die Zusammensetzung des Chitiheeres mitzubringen. Er selbst will vorsichtig die gewöhnliche Marschroute von Gaza nach Mageddo und von Mageddo nach Qodschu einhalten und seine Endpläne erst nach Empfang der Berichte seiner Abgesandten machen.

Bauku nimmt einen Diener mit und rollt wohlbewaffnet auf seinem Wagen dahin; rasch durcheilt er die Ebene, die Gaza von Joppe trennt. Das Getreide ist schon in Halmen, aber das Land ist wie ausgestorben, die Dörfer, die er berührt, völlig verödet. In welch guter Zucht die ägyptischen Scharen auch stehen, Achtung vor fremdem Eigentum gehört nicht zu ihren besten Eigenschaften und alle Orte, die Bauku durchfährt, selbst die in Freundesland, sind schon von vornherein der Plünderung überantwortet. Deshalb rafften die Bewohner, sobald sie von dem bevorstehenden Marsche Ramses' auf Gaza hörten, alles was sie an Kostbarkeiten besaßen,

Schmuck, Kleidung, Geräte, zusammen und flüchteten mit ihren Herden in die befestigten Städte, deren zinnenbewehrte Mauern die Hügel rechts und links vom Wege krönen.

Hinter Joppe verändert sich der Anblick der Gegend. Auf den schwarzen Boden folgt ein rötlicher, sandiger Erdstrich, Eichen werden erst vereinzelt, dann in ganzen Beständen sichtbar, die sich dicht und dichter aneinander reihen, bis sie zum Wald werden. Es sind meist knorrig gewundene Stämme von schlechtem Wuchs, deren größte nur eine Höhe von etwa zehn Metern erreichen, während weitaus die Mehrzahl klein und niedrig, kaum über Strauchhöhe hinauskommt. Schlammige, von Krokodilen bevölkerte Flüsse fluten träge durch das Dickicht, wo sie sich häufig in pestilenzialischen Sümpfen verlieren: ein seltsames und beunruhigendes Landschaftsbild für einen an die baumlosen Gegenden der Nilufer gewöhnten Ägypter. Bauku dringt nur mit innerem Widerstreben in den Waldesschatten ein.

Ohne der Beduinen zu gedenken, welche hier stets herumstreifen, kann er da den furchtbarsten, reißendsten Tieren begegnen: Hyänen, wilden Ebern, Bären. Wohl erzählt man, daß früher Kazariti, der König des Landes Assur, zur Jagd hierher gekommen sei, und die Erinnerung an seine Thaten hat sich im Volke erhalten, aber Kazariti war ein großer Jäger vor dem Herrn, ein Held der Sage, und Bauku ist nur ein Mensch, zweifelsohne ein sehr mutiger, aber doch nur ein Mensch. Allein, ohne Führer, ohne Geleite muß er aufs Geratewohl, auf schlecht kenntlichen, mit Steinen und Löchern übersäeten Wegen vorwärts zu kommen suchen; es erfordert seine ganze Aufmerksamkeit, den Wagen über diese Hindernisse hinwegzulenken, sein ganzes Denken muß, sozusagen, in seine Hand übergehen. Unablässig durchspähet er das Unterholz mit seinen Blicken, da er einen Hinterhalt fürchtet; streift ihn ein Zweig oder wird er unversehens von einer Wurzel gefaßt, glaubt er einen Angriff erwarten zu müssen und rüstet sich zur Verteidigung; zuweilen begegnet es ihm sogar, daß er beim Umsehen zu stark in die Zügel greift, wodurch die Pferde

zur Seite gedrängt, sich bäumen, der Wagen umgeworfen und er selbst zu Boden geschleudert wird, von dem er sich blutend und zerschunden wieder erhebt.

Nach und nach steigt das Gelände und hohe Berge erheben sich am Horizont; bald führt der Weg in Schlangenwindungen hinan und läuft jetzt wie ein Gesims vor der steilen Wand an einem Abgrunde hin: dies ist die schlimmste Stelle des Weges; Bauku fährt nur im Schritt und steigt beim kleinsten Hemmnis ab, dennoch kann er es nicht verhindern, daß sein Wagen mit Heftigkeit an einen ungeheuren Felsblock prallt und dabei beschädigt wird: die Bolzen, die die Deichsel an den Kasten befestigen, zerbrechen; er bessert den Schaden so gut als möglich aus, um gerade noch mit vieler Vorsicht bis zur nächsten Stadt kommen zu können. Glücklicherweise verbreitert sich der Paß, es geht langsam bergab, die Höhenzüge schieben sich auseinander, man sieht durch die Lücke in eine grünende Ebene und erblickt in der Ferne die Türme von Mageddo.

Mageddo liegt auf einem ziemlich hohen, steil abfallenden Hügel, der im Osten von einem trüben Fluß, dem Qana, gedeckt wird; dieser ergießt sich, nachdem er seine Wasser durch das Flachland, durch windbewegte Wiesengründe und sumpfige Niederungen gewälzt, in den Kischon. Mageddo ist eine kleine, arme, trübselige, aber wohlbefestigte und durch ihre Lage wichtige Stadt. Die syrischen Festungen sind nicht wie die ägyptischen im Rechteck oder Quadrat angelegt und von Ziegelmauern, die von einem Ende zum andern weder vor- noch zurückspringen, umgeben. Ihre Umwallungen sind aus behauenen Steinen erbaut und passen sich genau dem Terrain an, auf dem sie errichtet sind; sie sind mit viereckigen hohen Türmen ausgestattet, welche in Kriegsläuften mittelst Lattenwerk noch erhöht werden. Das Thor befindet sich stets zwischen zwei sehr nahe zusammengerückten Türmen, von wo aus die Verteidiger mit Pfeilen und Steinwürfen die Flanke des Feindes treffen können, der mit Widder oder Beil die Pforte zertrümmern wollte. So wohlbewahrte Plätze werden höchst selten im Sturm, in der Regel nur durch Hunger bezwungen.

Mageddo wurde oft belagert und, da es die Hauptstraßen, die vom südlichen nach dem nördlichen Syrien, von Ägypten nach dem Chitilande, von den Ufern des Nil nach dem Euphrat führen, beherrscht, sind sich die feindlichen Heere auch oft genug unter seinen Mauern begegnet und haben wie auf dem Turnierplatze um den Besitz der Feste gestritten.

Thutmosu III. schlug hier die vereinigten Syrer unter Führung des Fürsten von Qodschu und bezwang nach mehrwöchentlicher Einschließung die Feste. Seither blieb sie stets in der Hand der Pharaonen, wird aber von einem Erbfürsten aus eingeborenem Geschlecht, allerdings unter Überwachung einer ägyptischen Besatzung, regiert. Die Ägypter üben nicht das Verfahren, eroberte Städte ihrem Lande einzuverleiben oder dieselben unter die direkte Gewalt eines von Pharao ernannten Statthalters zu stellen, sie lassen im allgemeinen den besiegten großen und kleinen Herrschern königliche Macht und Titel und begnügen sich damit, einen mehr oder minder hohen Tribut von ihnen einzufordern. Jährlich erscheinen die königlichen Gesandten von Theben, erheben die Steuern und ordnen etwaige zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen entstandene Schwierigkeiten; im übrigen haben sie keinerlei Befugnis sich in die inneren Angelegenheiten des Fürstentums zu mischen. Gesetze und Gewohnheiten bleiben wie bisher in Kraft, die Landesreligion feiert ohne Beschränkung ihre Kulte und die Erbfolge vollzieht sich nach den überlieferten Gebräuchen des Landes. Häufig ereignet es sich aber doch, besonders bei der Thronbesteigung eines neuen Pharao, daß die Syrer den Versuch machen, das Joch, so leicht es auch sein mag, abzuschütteln; sie weigern den Tribut, verjagen oder mißhandeln die königlichen Beamten — und zu schwach, um allein Widerstand zu wagen, vereinigen sich ihrer zwanzig oder dreißig zu einem gemeinsamen Heere, das imstande ist, den Feldzug aufzunehmen. Dann eilt Pharao selbst herzu, bringt ihnen eine Niederlage bei, zerstreut ihre Truppen und zwingt einen nach dem andern zur Unterwerfung.

Manchmal gewährt er Verzeihung und stellt die Dinge wieder her, wie sie vordem waren, manchmal aber kerkert er auch die Rebellen ein oder läßt sie hinrichten; in diesem Falle setzt er einen der Söhne an Stelle des getöteten Vaters, oder wenn die Söhne zu sehr in den Aufstand verwickelt waren, einen Verwandten, von dem geglaubt wird, daß er Ägypten ergeben sei.

Zwei Straßen führen von Mageddo nach Tyrus; der eine längere aber sicherere Weg senkt sich, dem Fuß des Berges Karmel folgend, bis zum Meere hinab, geht an Akko vorüber und verläßt nun die Küste nicht mehr; der andere kürzere führt durch Hügelland, dessen Bewohner eines sehr schlechten Rufes genießen: sie lauern unablässig auf einsame Reiter oder reiche Karawanen, die von Tyrus nach Damaskus ziehen, rauben ihnen die Warenballen, nehmen die Saumtiere und verkaufen die Händler als Sklaven. Bauku entscheidet sich trotzdem für diesen gefährlicheren Weg, da er hofft, von diesen immer umherstreifenden Räubern Auskunft über die Bewegungen der Chiti zu erhalten. So wird er mit einem derselben handelseinig, daß er ihn gegen entsprechenden Lohn nach Tyrus geleite.

Die Reise vollzieht sich wirklich ohne Zwischenfall und Bauku kommt etwas nördlich von Aksaphu gesund und wohlbehalten, leider aber ohne etwas Neues erfahren zu haben, wieder auf die an erster Stelle erwähnte Straße. Sei es, daß die Leute wirklich nichts sagen konnten, sei es, daß sie nichts verraten wollten, die Barbaren behaupteten insgesamt nichts von den Chiti zu wissen. Auf keinem ihrer Streifzüge waren sie einer feindlichen Horde begegnet und glauben deshalb auch gar nicht, daß Chitisaru sich für den Augenblick in Qodschu aufhält.

Als Bauku nunmehr die Engpässe, welche den Berg Usiru*) durchschneiden, verläßt, ist er starr vor Erstaunen.

*) Dies ist der ägyptische Name für einen Teil der Hügelkette, die später von dem jüdischen Stamme Ascher bewohnt ward.

Im Thebanischen geboren, hat er nur selten das Meer gesehen, und so oft er es wieder sieht, erscheint es ihm größer und schöner als zuvor: nun dehnt sich plötzlich die unermeßliche, mit Segeln besetzte Wasserfläche von den äußersten Grenzen des Horizonts bis fast zu seinen Füßen aus, begrenzt von einem weißen Schaumrand, da wo sich die Wellen an den Felsen brechen.

Die meisten Fremden sind der Ansicht, die Ägypter hielten das Meer für etwas Unreines, vor dem sie solche Abneigung empfänden, daß freiwillig sich keiner darauf hinauswage. Das ist ein großer Irrtum. Die Ägypter verabscheuen das Meer nicht, es ist ihnen nur unbekannt; ihr Land hat wenige Küstenstriche und auch diese sind überall von Dünen und Sümpfen durchzogen, die sie unbewohnbar machen. Nur einige gegen Rakoti zu,*) am äußersten Westen des Deltas liegende Inseln liefern den Kriegs- oder Handelsflotten guten Ankergrund, sonst haben die vom Sturm überfallenen Fahrzeuge keine andere Wahl, als in einer der Nilmündungen Schutz zu suchen auf die Gefahr hin, an den Sand- und Schlammbänken, welche das Anlegen sehr erschweren, zu scheitern oder gar unterzugehen. Deshalb zogen auch die Ägypter bis jetzt immer den Landweg dem Seewege vor, wennschon sie noch jedesmal mit Ehre die Probe bestanden, so oft irgend ein Ereignis sie nötigte dem „Sehr Grünen"**) zu trotzen. Der Nil hat sie von Jugend auf an den Gebrauch der Segel und Ruder gewöhnt und die Erfahrungen, welche sie bezüglich der Schiffahrt im Flußwasser gesammelt haben, entheben sie einer längeren Übung auf salzigen Fluten. Die von der Königin Hâtschopsitu auf das Rote Meer gebrachten thebanischen Matrosen wußten sehr wohl ihre fünf Schiffe nach dem Lande Punit zu

---

*) Rakoti war der Name des ägyptischen Fleckens, auf dessen Stelle sich später Alexandrien erhob.

**) Das „Sehr Grüne" ist die Bezeichnung, welche die Ägypter den beiden ihnen bekannten Meeren, dem Roten und dem Mittelmeere gaben.

steuern und sie mit Weihrauch und köstlichen Gaben beladen zurückzubringen. Die Galeeren Ramses II. kreuzen beständig zwischen Tanis oder Pi-Ramsîsu und Tyrus, und Gott weiß, wie schwierig die syrischen Gewässer sind und welche Mühe selbst die Phönizier, die sich für so ungemein geschickt ausgeben, haben, um den Meeresstrom zu überwinden, der längs ihrer Küsten hinläuft und ihnen den Nilschlamm zuführt.

Je weiter Bauku auf seiner Fahrt vorwärtskommt, desto größer wird seine Verwunderung. Überall treten die Berge nahe an das Ufer heran, der Weg senkt sich bald zum Strande hinab, um einen steilen Hügel zu umgehen, bald hebt er sich und zieht sich in Windungen über einen Felsenvorsprung, der ins Meer hineinragt, hinüber. An einer Stelle mußte man ihn sogar in den harten Fels eingraben und hat man große Stufen wie für eine ungeheuere Treppe dort ausgehauen (Fig. 96). Eine wütende Brandung schäumt am Fuße des nur schmal vortretenden Pfades und wenn sich heftiger Wind erhebt, erschüttert jeder seiner Stöße die Wand, wie das Anrennen eines Kampfwidders, wobei sich ganze Felsstücke loslösen. Bauku, für den die Wüste mit ihren Gefahren keine Schrecken mehr hat, wagt sich hier nur zitternd und tastend vorwärts, doch sobald er merkt, daß er keiner wirklichen Gefahr ausgesetzt ist, beschleunigt er den Schritt. Dies war denn auch das letzte Hindernis. Jenseits dieser tyrischen Treppen entfernen sich die Berge vom Strande und indem sie sich in das Innere des Landes zurückziehen, geben sie einer ziemlich ausgedehnten Ebene Raum, die unweit im Norden von einem hohen Vorgebirge begrenzt wird. Hier sieht er wohlbebaute Felder, Olivenwälder, schattige Obstgärten, dann eine lang im Ufersande ausgestreckte Stadt und ihr gegenüber eine zweite von Türmen umgebene Feste, die wie durch Blendwerk und Zauberei dem Meere entstiegen zu sein scheint.

Vor zwölf oder mehr Jahrhunderten ließen sich die ersten Phönizier auf dem Festlande nieder und gründeten Tyrus, welches rasch emporblühte; ihre Nachkommen zogen auf die

Inselchen hinüber, die wie mit der Hand hingestreut vor der Küste liegen, und das neue Tyrus, welches dort entstand, führte mehr

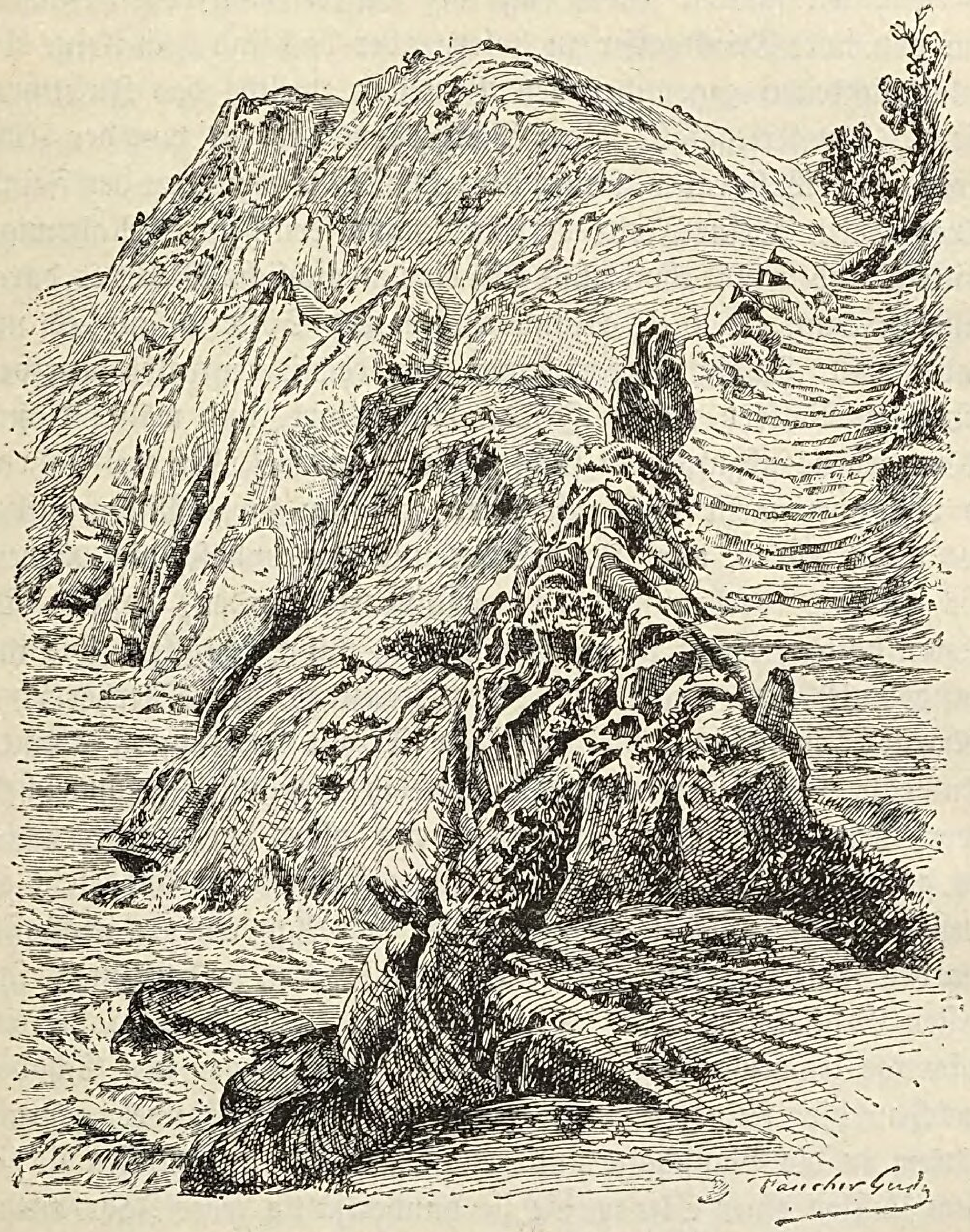


Fig. 96. Die tyrischen Treppen.

und mehr zum Untergang des alten. Die Lage war rauh, denn unablässig war es der Gewalt der Wogen und dem Anprall des Sturmes ausgesetzt; das Wasser fehlte fast gänzlich, denn mit

Ausnahme einiger brackiger Quellen hat man noch bis heute nichts anderes als in Cisternen gesammeltes Regenwasser, und die Verwöhnten schicken jeden Tag ihre Barken nach dem Festlande, um von dort Trinkwasser zu holen; aber das sind doch kleine Unzulänglichkeiten gegenüber den Vorteilen, welche das Inseltyrus bietet. Im Kriegsfall ist der Meeresarm, der es von der Küste trennt, ein Wallgraben, hinter dem es allen Drohungen der Feinde Trotz bietet. Seine Flotte versieht es von fern her mit Nahrungsmitteln und bringt ihm, ohne daß eine menschliche Macht es daran hindern kann, so viele Mundvorräte und Söldner, als es nur haben will. Ruhig führt es seinen Handel mit neutralen oder verbündeten Völkern wie in Friedenszeiten fort, und während man es vergebens abzusperren sucht, rafft es in zwei oder drei Fahrten so viel oder mehr noch zusammen, als der ganze Wiederaufbau des alten Tyrus, aller Landhäuser und Bauernhöfe, die während des Krieges verbrannt oder geplündert wurden, kostet. Die Tyrer hätten, wenn sie es gewollt, sich mit Leichtigkeit, wie ihre Landsleute von Aradu in Nordphönizien, der Oberherrschaft Pharaos entziehen und ihm den Tribut verweigern können. Das edle Unabhängigkeitsgefühl hätte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, aber ihren Interessen geschadet, denn ohne der Verheerungen zu gedenken, denen ihre festländischen Besitzungen ausgesetzt gewesen wären, würden sie für immer von Ägypten ausgeschlossen worden sein, d. h. von den Märkten, auf denen sie heutzutage ihre besten Geschäfte machen. Sie legten die kleine Wunde, die eine sofortige Unterwerfung ihrer Eitelkeit schlug, gegen den Schaden, welchen die Feindseligkeiten Ägyptens ihrem Handel gebracht hätten, in die Wagschale, und genau gewogen, entschlossen sie sich zum Zahlen einer Steuer, die sie hundertfältig jedes Jahr wieder gewannen. Pharao hat seitdem keine treueren Vasallen, und keine, die ihm weniger Schwierigkeiten bereiteten als sie.

Wagen und Pferde läßt Bauku im alten Tyrus, im Hause des königlichen Gesandten, der jedes Jahr die Steuer zu heischen kommt, dann schifft er sich mit seinem Diener nach Neu-Tyrus ein

Dieses ist auf drei kleinen Inseln gebaut, deren eine von der andern durch flache Kanäle, aus denen überall kaum vom Wasser bedeckte Felsenriffe aufragen, getrennt wird.

In nichts gleicht sein Bild dem Anblick der Städte, welche die Ägypter von den Ufern des Nil her zu sehen gewohnt sind. Da jede Handbreit Erde von größtem Werte ist, sieht man daselbst weder Gärten noch freie Plätze, weder breite noch regelmäßig angelegte Straßen. Die Gassen hier sind vielmehr nur Gänge, die sich zwischen den vier- und fünfstöckigen wie Zellen im Bienenkorb aneinander gedrängten Häusern hinziehen. Die Tempel, selbst der des Melkarth, der älteste und am meisten verehrte, haben nur so viel freien Raum ringsum, als die dringendsten Bedürfnisse des Kultus, die Entfaltung der Prozessionen erheischen. Die flachen, trockenen Uferabhänge, an denen man Schiffe baut und ausbessert, liegen längs der Kanäle, besonders im Norden und Südosten am sogenannten sidonischen und ägyptischen Hafen. Die Läden sind niedrig und eng; in winzigen Kämmerchen stellt man die Purpurgewebe, Glaswaren, Gold- und Silbergefäße, die den ägyptischen nachgebildeten Amulette her, welche die Handelsherren verschiffen, um alle Küsten des Mittelmeeres damit zu überschwemmen. Mit Ausnahme der an den Hafen grenzenden und der in der Nähe des Astartetempels liegenden Stadtteile, wo die Mannschaft eben heimgekehrter Fahrzeuge ihren Lohn verjubelt, geht die ganze sich in den Straßen bewegende Volksmenge nur den Geschäften nach.

Die Einwohner haben fast alle die gleiche Tracht (Fig. 97): Unbekleideten Oberkörper, kurzen Rock aus buntfarbigem Stoff, der um die Hüften von einem vorn lang herabfallenden Gürtel gehalten wird, bloße Füße oder manchmal bis zu den Waden reichende Stiefel, offene Haare, deren Locken beinahe bis zum Gürtel wallen und die vorn über der Stirn in vier abgestufte Frisuren angeordnet sind.

Von dieser am meisten verbreiteten Tracht heben sich etwa zwanzig verschiedene Typen ab. Die Amoriter und die Berg-

bewohner des Libanon in ihren langen roten und blauen, auf der Schulter einen Kragen bildenden Gewändern, mit ihren, wie eine Traube zu beiden Seiten des Kopfes und Nackens herab hängenden, durch eine Stirnbinde zusammengehaltenen Haaren (Fig. 98); die Ägypter in weißer Hüftschürze und der frisierten Perücke; die kleinasiatischen Turscha und Sagalascha mit ihrer roten nach

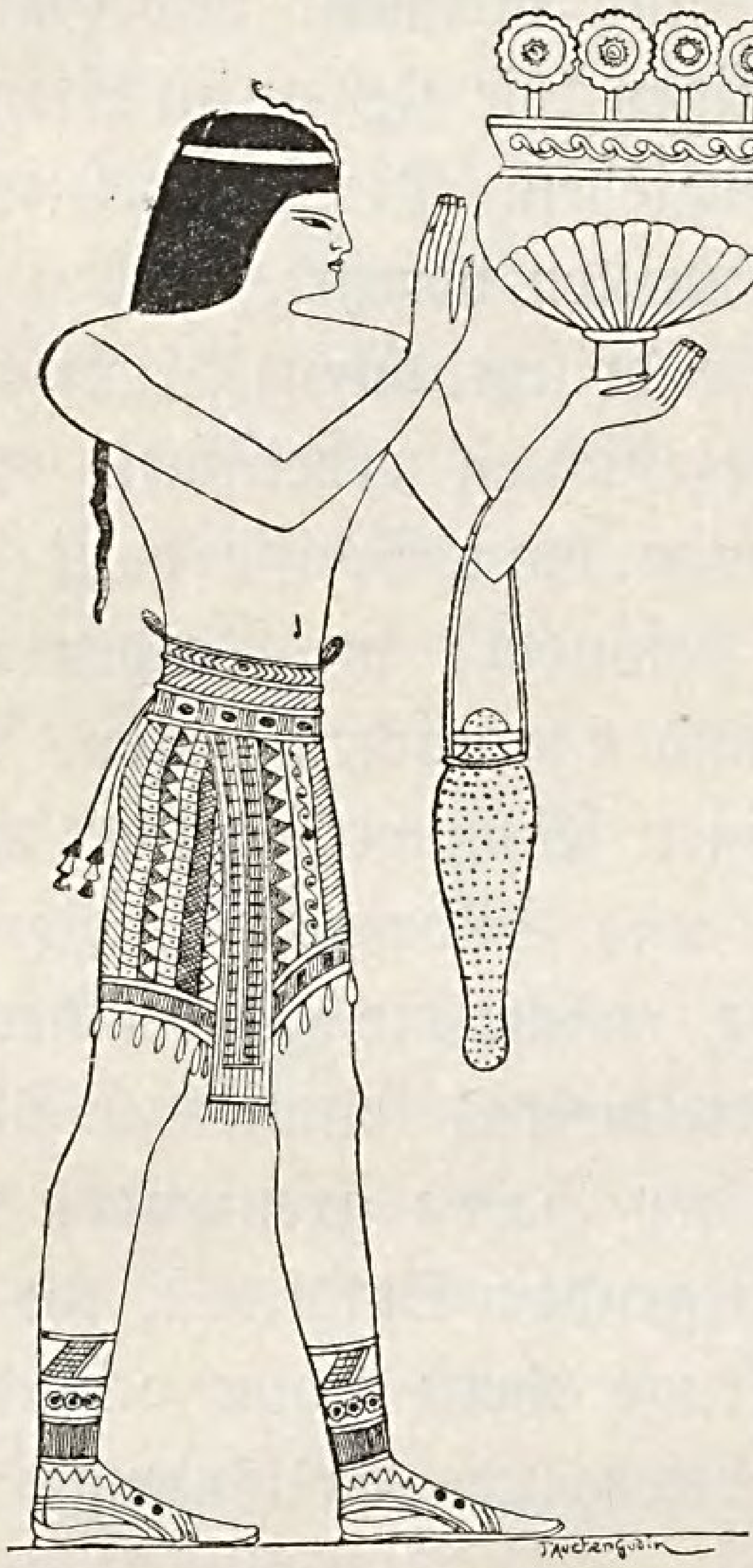


Fig. 97. Ein Phönizier.



Fig. 98. Ein Nordsyrer.

Matrosenart aufgestülpten Wollmütze; die Barbarenstämme der Achäer und Danaer mit weißer Hautfarbe und rothen oder blonden Haaren, das Tierfell oder den Mantel auf dem Rücken; selbst Neger und tätowierte Wilde aus Hesperien und den Silber- und Zinnmienen von jenseits Gadir fehlen nicht.

Nirgends, weder zu Memphis noch zu Theben, noch zu Tanis ist Bauku je solchem Gemisch fremder Rassen und Völker-

schaften begegnet, und wenn er in die Häuser blicken könnte, würde sich seine Verwunderung noch erheblich steigern.

Die Tyrer sind, das muß man schon zugestehen, die gewiegtesten Händler mit Menschenfleisch. Sie verkaufen die meisten der auf ihren Schiffen hereingebrachten Sklaven an ägyptische oder assyrische Händler, viele aber, besonders Frauen und junge Mädchen, bleiben auch in ihren Händen.

Nicht nur, daß alle Länder Asiens ihre Beisteuer liefern: Chaldäa, Assyrien, Elam, Urarti, sondern auch von den Küsten

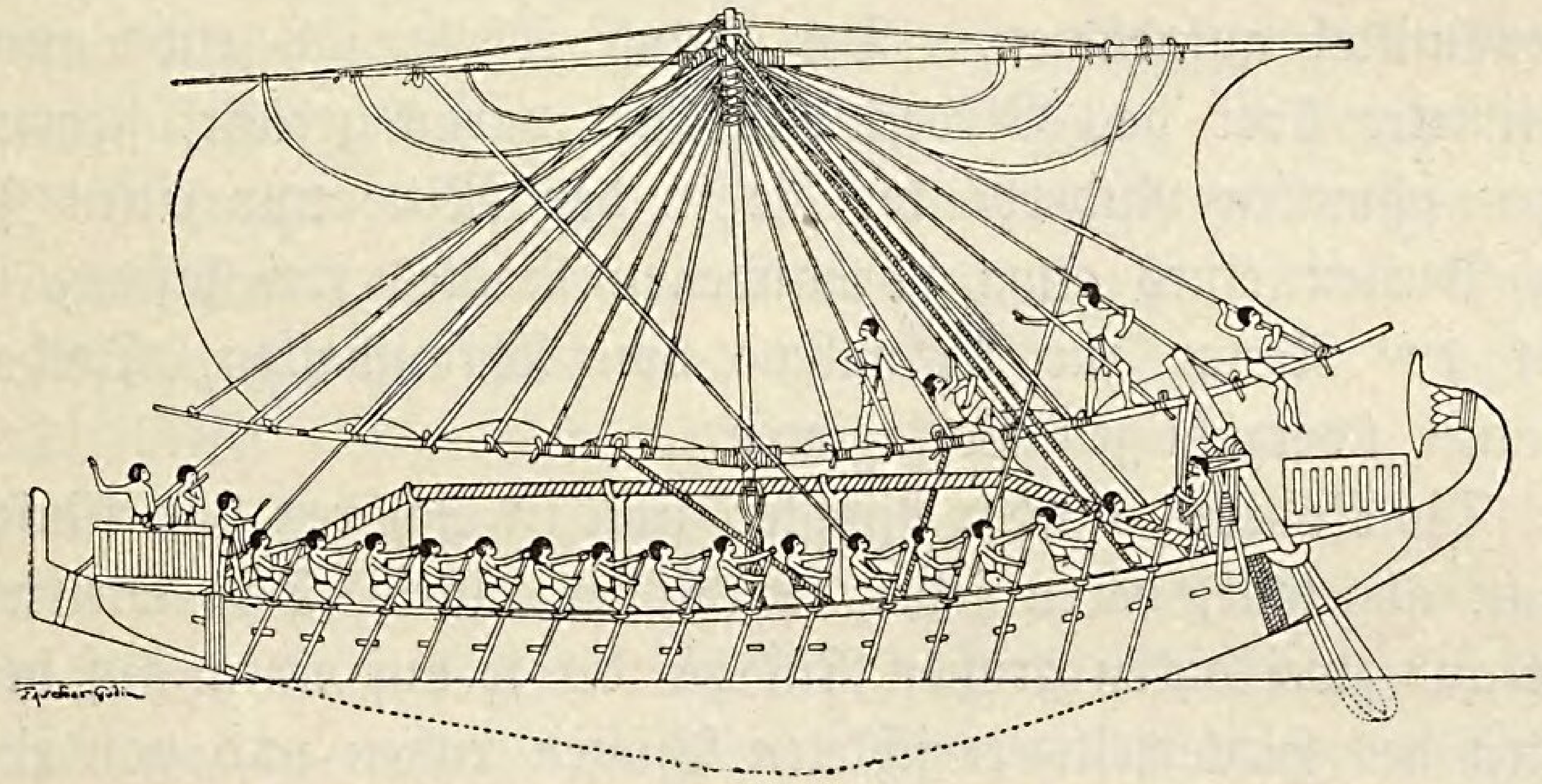


Fig. 99. Ein ägyptisches Fahrzeug mit Rudern und Segeln.

des Archipels und des Pontus Euxinus (schwarzes Meer), den Inseln der Achäer, aus Libyen und den Gegenden jenseits Libyens, deren Lage sie sorgfältig verheimlichen, von welchen sie sogar in Gegenwart Fremder zu sprechen vermeiden aus Furcht, deren Neid zu erwecken und sich Konkurrenten zu schaffen, werden Sklaven herzugebracht.

Einige ägyptische Fahrzeuge liegen im Hafen vor Anker und löschen nach Tanis oder Memphis bestimmte Waren. Sie haben nahezu die Form der Nilbarken und müssen thatsächlich ebensowohl Fluß- wie Seedienste thun (Fig. 99). Der, auf einen runden Kiel gestellte Schiffsrumpf ist schmal, niedrig und gänzlich überbrückt, er steigt nach beiden Seiten zu an, indem er sich zugleich

verengt. Der Schnabel ist mit einem von starken Seilen gehaltenen Metallsporn bewehrt, der bis zu drei Meter lang über das Wasser reicht, dann aufgebogen ist und um etwa einen Meter das Schiffsdeck überragt.

Das Hinterteil des Fahrzeugs, länger und höher als das Vorderteil, läuft in einen Lotusstengel aus Erz aus, dessen weit offene Blüte nach innen gewendet ist. Beide Schiffsteile tragen mit Holzgeländern eingefaßte Plattformen, die als Vorder- und Hinterkastell dienen. Der Schiffsraum hat wenig Tiefgang und kann kaum mehr als den nötigen Ballast, Waffen, Waren, Lebensmittel aufnehmen. Der Rand erhebt sich etwa fünfzig Centimeter über das Verdeck und hart daran gerückt, stehen die kurzen schmalen Ruderbänke, die in der Mitte nur einen Platz zum Bergen eines etwa vorhandenen Bootes frei lassen, sonst dient der Raum zur Aufnahme von Warenballen, Soldaten, Sklaven, überzähligen Passagieren.

Die Ruderer, lauter Ägypter, sind in Scharen von fünfzehn Mann abgeteilt, deren jeder ein Ruder führt. Das Steuer besteht aus zwei dicken großen Rudern, die je auf einem auf beiden Seiten des Hinterteils errichteten Pfosten ruhen und von einem vor diesem stehenden Steuermanne regiert werden. Ein einziger, etwa acht Meter hoher, vorn und hinten von je zwei Halttauen gestützter Mast erhebt sich kerzengerade in der Mitte. Das einzige Segel ist zwischen zwei Rahen von etwa 15 Meter Länge gespannt, von denen jede aus zwei fest verbundenen Stücken gefertigt ist. Die Bemannung besteht aus dreißig Ruderern, vier Mastwächtern, zwei Steuerleuten, einem Lugaus am Bug, der den Steuerleuten die zur Lenkung des Steuers nötigen Weisungen erteilt, einem Kapitän, einem Obersten des Rudervolks, was mit Reisenden oder Soldaten immerhin fünfzig Personen für ein Schiff ausmacht. Bei Gefechten erhöht man den Schiffsrand durch ein langes Sturmdach, welches den Oberkörper der Ruderer deckt und nur ihren Kopf freiläßt. Die Soldaten sind alsdann über das ganze Schiff verteilt, zwei auf das Vorderkastell, ein dritter oben am Mast in

einem improvisierten Korb, der Rest ist auf Deck und auf dem Hinterkastell aufgestellt, von wo er mittelst Pfeilschüssen die Bogenschützen der feindlichen Galeeren niederzuwerfen sucht.

Die phönizischen Schiffe unterscheiden sich von den ägyptischen nur in Einzelheiten. Aus den vorzüglichen Hölzern des Libanon und des Amanus erbaut, sind sie fester und langgestreckter, leisten dem Meere besseren Widerstand und können gefährlichere Fahrten unternehmen, auch ist ihre Bemannung kühner und geschickter, als die Ägypter. Diese wagen sich nicht so weit hinaus, daß sie die Küste aus den Augen verlören, sondern steuern immer am Ufer hin und legen jeden Abend an, um erst am folgenden Morgen weiter zu segeln. Auf diese Art gelingt es ihnen, die gefährlichsten Reisen zu machen und bis zu den „Treppen des Weihrauchs“ im Lande Punit zu kommen, es ist das für sie nur eine Frage der aufzuwendenden Zeit, und Zeit hat in Ägypten keinen besondern Wert. Die Phönizier hingegen haben gelernt, sich auf das hohe Meer hinaus zu wagen und selbst bei Nacht weiter zu fahren. Sie gehen geradewegs von Tyrus oder Sidon nach der Insel Asi*) unter Segel, von der Insel Asi nach den lycischen Vorgebirgen oder nach dem fernen Rhodos, und dann weiter von Insel zu Insel bis zum Lande der Achäer und Danaer und von da nach Hesperien. Am Tage beobachten sie den Stand der Sonne und des Nachts richten sie ihren Kurs nach dem großen Bär. Sie gründeten an vielen dieser Punkte Niederlassungen, von denen einige zu großen Städten emporwuchsen; an anderen Orten erscheinen sie nur zu gewissen Zeiten des Jahres und kehren heim, wenn sie ihre Geschäfte mit den Eingeborenen erledigt haben. Sie landen in großer Zahl und breiten die Waren, die sie von den dortigen Bewohnern hauptsächlich gesucht wissen, bald Schmuck, Armringe, Halsbänder, Amulette von Gold oder emaillierten Steinen, Silber oder Gold, bald Waffen, Beile, gravierte und damascenierte Klingen, bald Vasen oder mit Purpur gefärbte und mit bunten

---

*) Die Insel Asi, Asia ist die Insel Cypern.

Farben bestickte Stoffe, auf dem Boden oder auf schnell errichteten Tischen aus.

Die Mehrzahl dieser Dinge ist entweder ganz in Ägypten hergestellt, oder wenn in Phönizien gemacht, nach ägyptischen Mustern, denen man freilich mehr oder minder chaldäischen Einfluß anmerkt. Deshalb kann man in den Gürteln der tyrinthischen oder mykaenischen Machthaber ägyptische Dolche, an ihren Fingern lotusverzierte Ringe, an ihrem Halse Amulettcylinder babylonischen Ursprungs sehen. Der Handel vollzieht sich nicht immer ohne Streitigkeiten, ja selbst nicht ganz gefahrlos, denn manches Mal suchen die Eingeborenen vom Anblick so vieler schöner Dinge gereizt sich derselben mit List oder Gewalt zu bemächtigen. Sie überfallen die auf dem Festlande befindlichen Kaufleute, töten sie und legen nicht selten gar Hand an die Schiffe. Meistens sind es aber die Phönizier, die sich den guten Glauben der Leute und ihre Schwäche zu nutze machen. Bewaffnet überfallen sie die unbewehrte Menge, töten und berauben die Greise, werfen die jungen Männer in Ketten und entführen Frauen und Kinder in die Sklaverei; oder sie ersinnen einen Vorwand, um die Töchter der Vornehmen auf ihre Schiffe zu locken, spiegeln ihnen z. B. vor, solch kostbaren Schmuck oder Stoffe bei sich zu haben, daß sie dieselben aus Furcht vor Dieben nicht ans Land zu bringen wagten; während nun die Neugierigen mit dem Betrachten dieser Dinge beschäftigt sind, lichten sie sachte die Anker, ergreifen, sobald man sich in einiger Entfernung vom Ufer befindet, die Ärmsten und fesseln sie, um zu verhindern, daß sie sich ins Meer stürzen und schwimmend den Strand zu erreichen suchen.

Die griechischen oder lycischen Frauen stehen hoch im Preise auf den Märkten Ägyptens und Assyriens und mehr als eine derselben beschloß ihre Tage als Sklavin oder Favoritin in den Harems von Theben oder Ninive.

Bauku erhält endlich in Tyrus einige bestimmte Nachrichten über die Chiti und überdies über das Vorgehen der ägyptischen

Truppen. Ramses ist soeben in das Orontesthal gelangt und zieht langsam auf Qodschu zu.

Was die Chiti anbelangt, schicken sie nur einzelne leichte Plänklertruppen in die Ebene und halten den Kern ihrer Streitkräfte in den Schluchten des Libanon im Nordwesten von Qodschu verborgen. Nach kurzem Zögern entscheidet sich Bauku bis über „Sidon die Blühende" hinaus zu gehen, um dann das Gebirge in der Nähe der feindlichen Verstecke zu überschreiten und Pharao ganz genauen Bericht über die vom Feinde eingenommenen Stellungen abstatten zu können.

Zwischen Sidon und dem Orontesthal giebt es keine richtige Straße; nur schlecht sich abzeichnende, allein von Ziegenhirten und Beduinen gekannte Fußwege führen über das Gebirge. Auf halber Höhe beginnen Cypressen, Tannen, hundertjährige, scheinbar in den Himmel ragende Cedern sich zu zeigen, deren Nadelbüschel so dicht stehen, daß kaum ein Lichtstrahl hindurchdringt. Nie, selbst nicht zwischen Joppe und Mageddo, hat sich Bauku in solch ausgedehntem, dunkelm, dichtem, lautlosem Forst befunden. Diese Stille und Einsamkeit lasten auf ihm, gerade so wie sie die Seelen auf deren Wanderung im Jenseits auf der Suche nach dem Paradies des Osiris bedrücken: der heilige Schauer des Waldes ergreift ihn.

Wieder zerbricht unterwegs sein Wagen und nur mit Mühe schleppen ihn die Pferde weiter, zuweilen auch wird aus der Ferne das Brüllen eines Löwen oder das heisere Lachen einer Hyäne aus dem Dickicht hörbar. Am Abend endlich erreicht er den Kamm des Gebirges; von Müdigkeit erschöpft, schläft er ein, ohne zu essen oder sich ein Wachtfeuer anzuzünden.

Als die Morgenkälte ihn weckt, ist er allein, niemand in seiner Nähe. Sein gedungener Führer wollte, scheint's, die Pferde stehlen, doch mochten sie bei Berührung durch eine fremde Hand so laut geschnaubt haben, daß der Dieb auf sein Vorhaben verzichten mußte; er hielt sich deshalb am Gepäck schadlos, indem er es teilweise mit nahm. Der von dem Geräusch erweckte Diener

hatte ihn sicher bemerkt, sich aber gehütet, seinen Herrn zu wecken; im Gegenteil, als der Dieb fort war, machte er sich über den Rest her und ging damit ebenfalls auf und davon. So ist denn Bauku ganz allein auf dem Bergesgipfel, inmitten eines dichten Nebels, der ihn hindert, auch nur zwanzig Schritt weit vor sich zu sehen. Ein falscher Tritt kann ihn vom Wege abbringen, daß er in einen Abgrund stürzt, in dem er Arme und Beine bricht. Das Beste für ihn ist, den Sonnenaufgang abzuwarten. Bald teilen sich auch wirklich die Nebel und die Bergspitzen rings umher werden allmählich klar; nun zeigen sich schon die bewaldeten Abhänge, die Dünste verschwinden mehr und mehr in den Thälern, in denen die Sonnenstrahlen sie rasch aufsaugen.

Zu seinen Füßen sieht Bauku die ganze syrische Tiefebene sich ausbreiten, mit ihren schachbrettartigen Feldern, ihren Baumgruppen, zerstreuten Dörfern, den Flüssen, deren vielfach gekrümmter Lauf durch eine doppelte Baumreihe bezeichnet wird, dem ägyptischen Lager und darüber hinaus dem, in der Sonne leuchtenden kleinen See von Qodschu. Der Fußpfad wird besser, je tiefer er kommt und führt ziemlich schnell in das Thal. Bauku läßt die Trümmer seines Wagens liegen, nimmt seine beiden Pferde am Zaum und macht sich auf den Weg, glücklich, noch so gut davon gekommen zu sein. Am Fuße des Berges angelangt, will er eines der Tiere besteigen und das andere als Ersatzpferd am Zügel führen; so hofft er nach zwei Stunden scharfen Trabs im ägyptischen Lager zu sein.*)

Aber plötzlich, bei einer Biegung des Weges, trifft verworrenes Geräusch wie von einer großen Volksmasse an sein Ohr; vorsichtig geht er weiter, biegt die Zweige eines Strauchs auseinander und sieht unter sich in einem ziemlich breiten Thal Männer und Pferde in Schlachtordnung aufgestellt, bereit, beim

*) Die Reise, die ich Bauku hier machen lasse, ist in umgekehrter Reihenfolge die Reise, welche auf einigen Seiten des Papyrus Anastasi Nr. 1 beschrieben ist.

ersten Zeichen vorzugehen. Es ist das unauffindbare Heer des Chitifürsten, welches dieser bis jetzt zerstreut gehalten und erst Tags zuvor hier versammelt hat. Während Bauku noch auf seinem Lauscherposten steht, sieht er sich eine Bewegung der Massen vollziehen. Adjutanten eilen, Befehle übermittelnd, da und dorthin; Soldaten prüfen ein letztes Mal das Zaumzeug ihrer Rosse, die Räder und Deichsel ihrer Wagen, welche sie besteigen, indem sie die Zügel ergreifen. Ein Befehlsruf ertönt, ein Peitschenknallen und die Wagen rollen abteilungsweise von hinnen.

Die Chiti ziehen an der Spitze des Heeres, ihre Wagen, größer und schwerer als die ägyptischen, tragen jeder drei Leute: einen Kämpfer, einen Rosselenker und einen Schildträger, der seine beiden Gefährten schirmt. Sie sind mit langen, rot und blau, rot und weiß, oder blau und weiß gestreiften Gewändern bekleidet, und führen als Waffen Bogen, Lanze und Dolch. Die dardanischen und mysischen Hilfstruppen folgen ihnen und die übrigen kleinasiatischen und syrischen Söldner beschließen den Zug. Es sind zweitausendfünfhundert Wagen, die in vier nahezu gleiche Scharen geteilt sind. Bauku folgt ihnen mit dem Blick und sieht, wie sie, statt den Weg gerade über die Ebene zu nehmen, sich nur langsam vorbewegen, hinter Bäumen Deckung suchen und jede Erhebung des Bodens benutzen, um ihre Annäherung zu verbergen. Sie planen einen Überfall, der vielleicht das Verderben des ganzen ägyptischen Heeres zur Folge hat, wenn Pharao nicht rechtzeitig gewarnt wird. Schleunigst eilt Bauku vorwärts, erreicht den Fuß der Berge und stürmt nun auf das ägyptische Lager los. Der Feind bemerkt ihn schließlich, als er gerade in das offene Feld gelangt. Von der ersten Abteilung lösen sich drei oder vier Wagen, kehren aber, als sie einsehen, daß sie ihn doch nicht zu erreichen vermögen, an ihren ursprünglichen Platz zurück, nicht ohne ihm aus Ärger, obwohl er bereits außer Schußweite sich befindet, wenigstens einige Pfeile nachgesendet zu haben.

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht.

Das ägyptische Lager vor Qodschu. Bilder aus dem Lagerleben. Die chititischen Spione. Abzug und Marschordre. Kriegsrat. Das ägyptische Lager wird von den Chiti überfallen. Ramses geht gegen den Feind vor. Ramses' Rede an seine Feldherren. Die Schlacht von Qodschu. Nach dem Sieg. Chitisaru bittet um Frieden. Friedensvertrag zwischen Ramses und den Chiti.

Seit einigen Tagen ist das ägyptische Lager auf dem rechten Ufer des Orontes, in geringer Entfernung von Qodschu nach Süden hin aufgeschlagen. Es ist ein umfriedetes, doppelt so langes als breites Rechteck (Fig. 100). Die Erde aus den ausgehobenen Gräben hat man nach innen geworfen und zu einem fast manneshohen Wall angehäuft und große, unten viereckige, oben runde Schilde aus Weidengeflecht sind als Schutzbekleidung nach außen zu daran gelehnt; eine einzige Pforte öffnet sich seitlich, eine Planke dient als Brücke zum Ein- und Ausgehen. Zwei Rotten Fußvolk zu beiden Innenseiten des Thores postiert, stehen, den Stock und das blanke Schwert in der Hand, Tag und Nacht auf Wache (Fig. 101). Das Lager ist der Länge nach in drei, durch leichte Mauern getrennte Räume geschieden. Der mittelste gehört dem König und umschließt sein Zelt. Pharao hat darin alle Bequemlichkeiten und alle Pracht seiner ägyptischen Paläste: ein Schlafgemach, einen Audienzsaal, ein Speisezimmer, selbst eine Kapelle, in der er jeden Morgen seinem Vater Amonrâ, dem Herrn von Theben, Wasser und Weihrauch opfert. Die ihn begleitenden Prinzen, seine Stallmeister, seine Oberbefehlshaber wohnen neben ihm, dahinter stehen in langen Reihen Pferde und Streitwagen, Gepäckkarren und deren Zugochsen. Ein vor den Ochsen befindliches, mit einer Plane zugedecktes Fuhrwerk dient zum Transport des sonderbarsten aller Helfer, den sich ein Mensch auf dem Schlachtfelde denken kann. Ramses führt immer einen

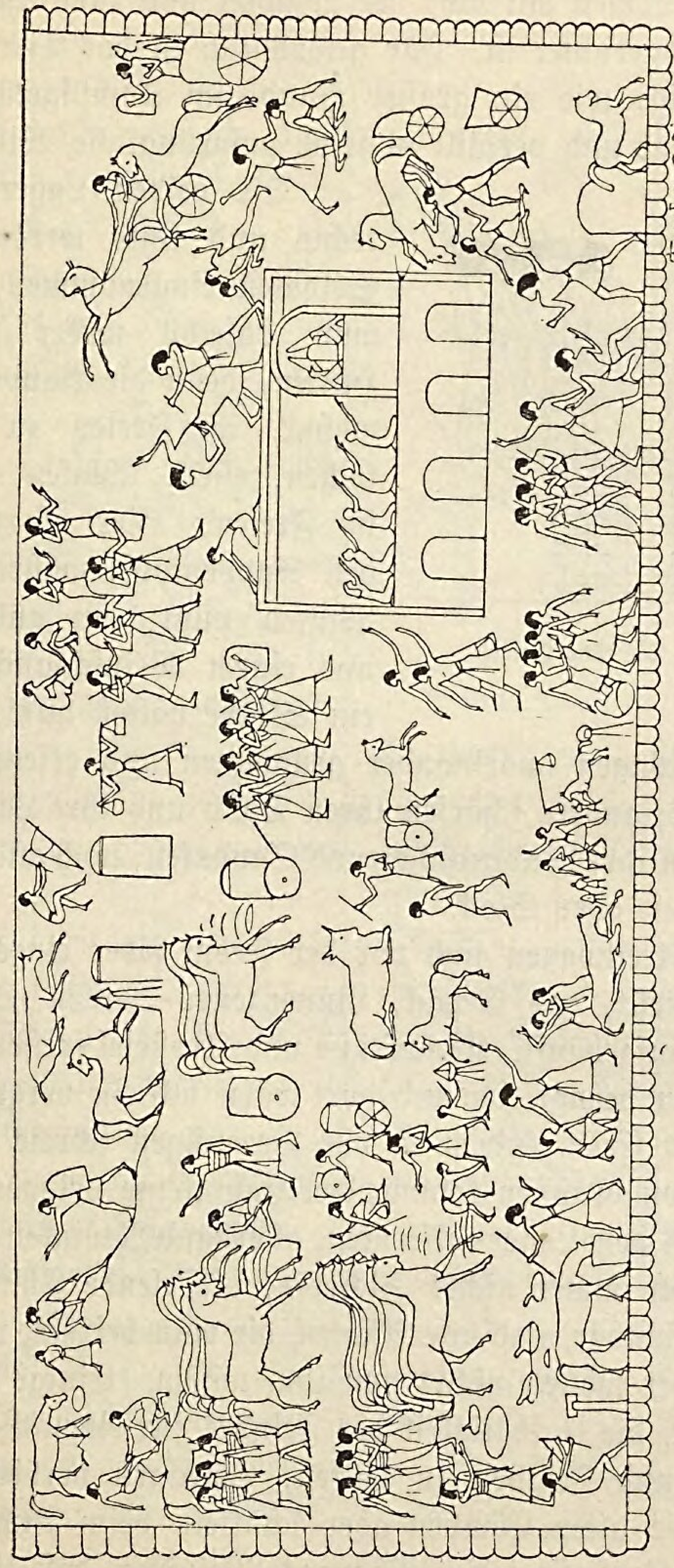


Fig. 100.

Das ägyptische Lager vor Qodschu: Die im Zelte des Königs Knieenden sind Priester, welche ein Gebet sprechen; die Chiti haben in der oberen Ecke rechts die Mauer erstürmt und ihre Streitwagen dringen ins Lager; einige Fußsoldaten eilen ihnen entgegen.

ungeheuren Löwen mit sich, der gezähmt und zum Angriff gegen den Feind abgerichtet ist. Für gewöhnlich ist das Tier ganz sanft und gutmütig, wie ein großer Hund, im Kampfgetümmel aber wird es erregt und verfällt in seine ursprüngliche Wildheit.

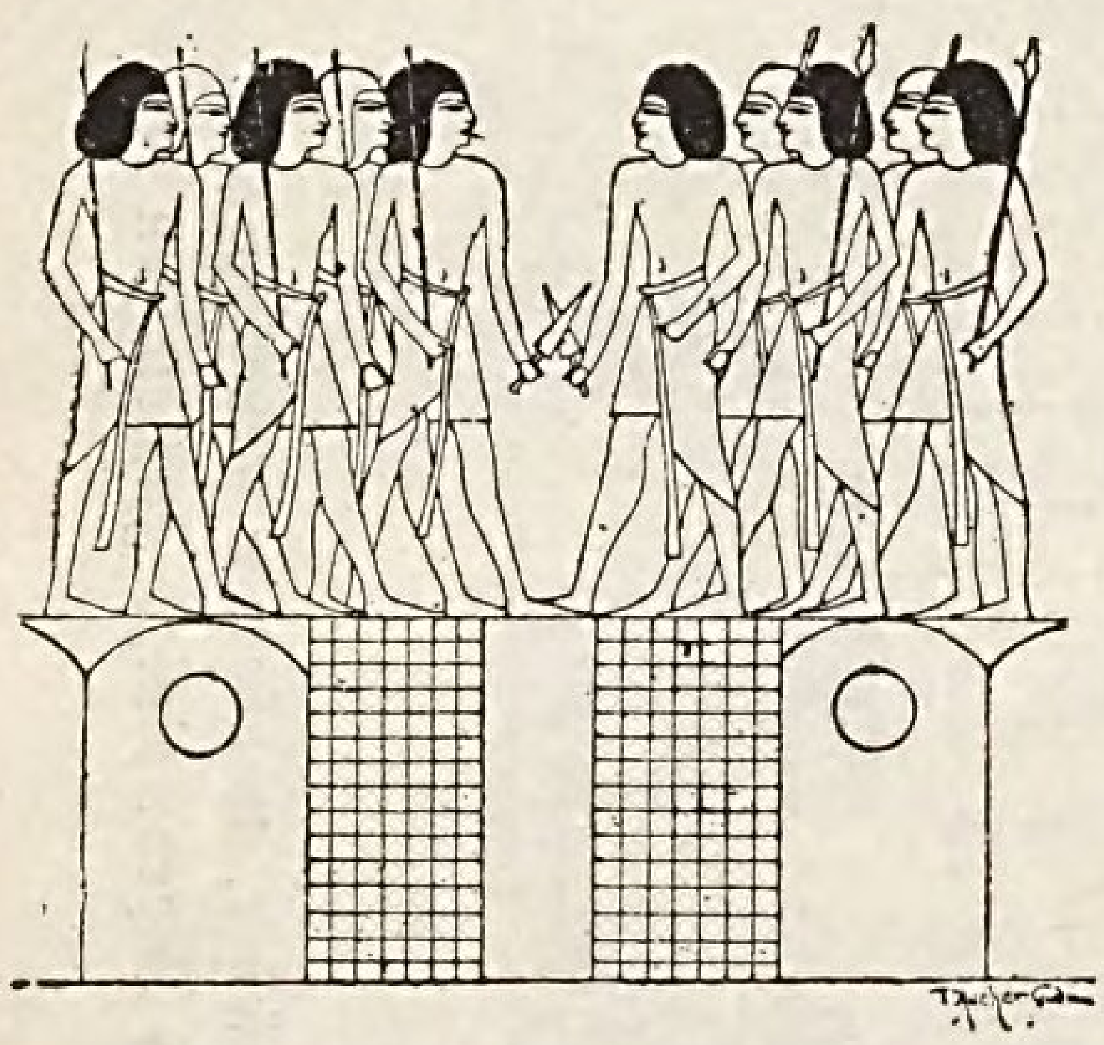


Fig. 101. Die Thorwache.

Die beiden Lagerplätze nach rechts und links werden von den Soldaten eingenommen, doch sieht man daselbst weder Zelte noch Hütten, denn die Ägypter sind gewohnt, im Freien zu leben; sie kochen, essen, schlafen, thun alles im Freien. Hier überwacht einer den Suppentopf, während er seine Waffen putzt; ein anderer trinkt aus einem Weinschlauch, den ihm ein Sklave halten hilft; ein dritter hat seinen Wagen auseinander genommen und ersetzt ein schadhaftes Stück; andere schärfen ihren Dolch und ihre Lanze; wieder andere flicken ihre Lendentücher und Sandalen; noch andere prügeln sich mit Faust oder Stock.

Die Streitwagen sind vor der Front jeder einzelnen Abteilung aufgestellt, das Gepäck, Linnenzeug, Waffen, Proviant ist am Boden aufgehäuft. Kampfrosse und Troßesel fressen und ruhen wie es ihnen behagt; da und dort wälzt sich ein vergnügtes Eselchen auf der Erde, indem es vor Vergnügen schreit (Fig. 102).

Die von draußen kommenden Hauptleute bringen denen, die sich nicht aus dem Lager entfernten, allerhand Neuigkeiten mit; aber es giebt noch immer nichts Sicheres, der elende Chiti bleibt beharrlich unsichtbar, und alle Asiaten, die man befragt, wissen nichts von ihm oder wollen nichts von ihm wissen. Einige junge Leute sind geneigt, die Unthätigkeit des Feindes für einen Beweis seiner Ohnmacht und Feigheit zu halten: Chitisaru verbirgt sich aus Furcht! Die alten Kämpen aber schütteln beim Anhören solcher Reden den Kopf, sie teilen Pharaos Meinung, daß eine Schlacht

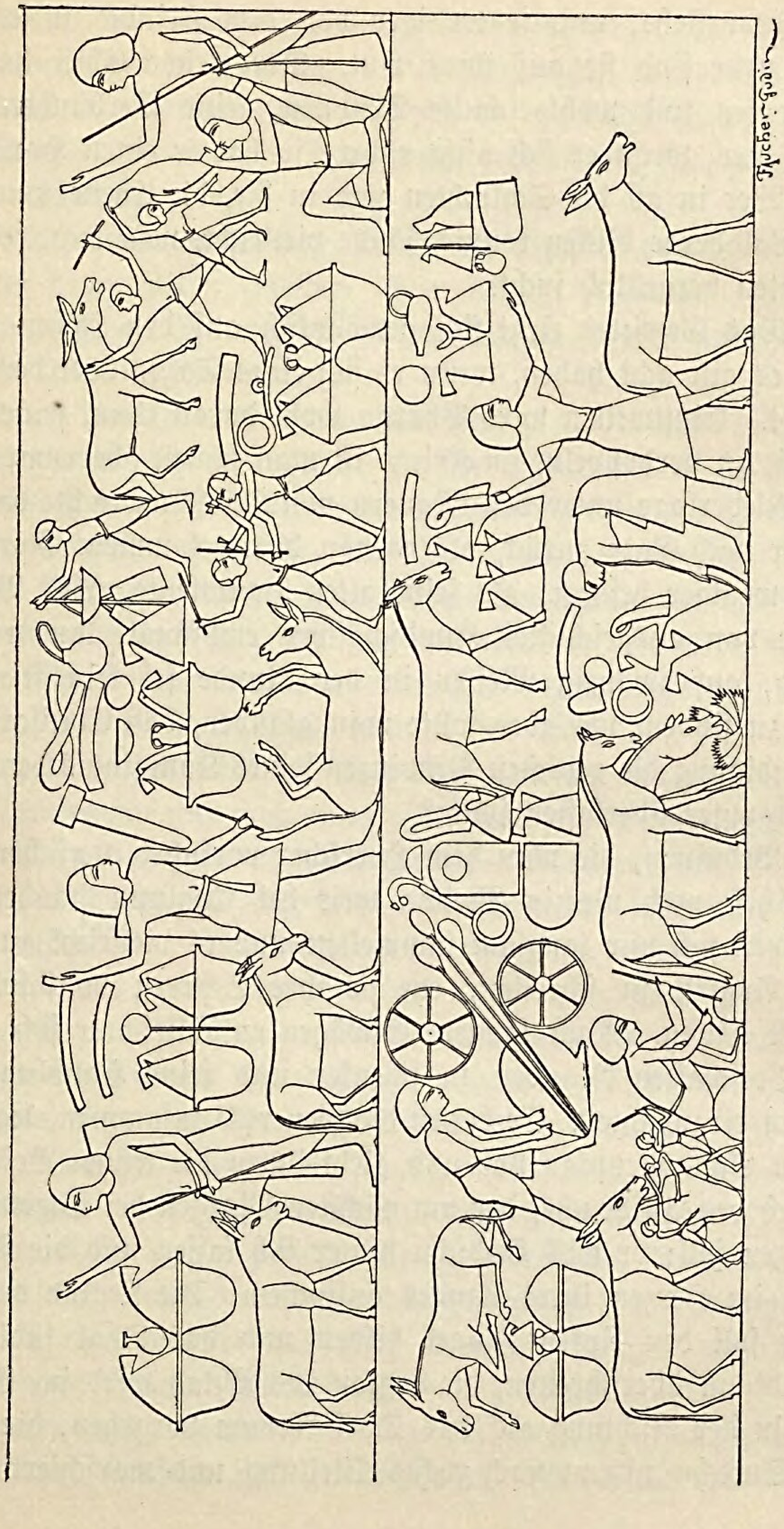


Fig. 102. Darstellung des Soldatenlebens im ägyptischen Lager.

nahe bevorstehe, und je weniger von dem Feinde zu sehen ist, desto mehr sind sie auf ihrer Hut. Der elende Chiti hat gute Feldherren und wohlgeschulte Truppen, seine Verbündeten sind voll Feuer; wenn er sich nicht rührt, so hat er einen Handstreich vor. Wer in all die Schluchten und in die, die Ebene umringenden Waldberge blicken könnte, fände vielleicht, was man seit zwei Monaten vergeblich sucht.

Das Gewitter zieht sich gewöhnlich auf den Höhen zusammen, es gilt acht haben, wenn es sich eines Tages über der Ebene entlädt. Einstweilen wird Pharao wohl daran thun, seine Wachsamkeit zu verdoppeln, im Kriege ist man schnell überrumpelt und eine Niederlage unter den Mauern von Qodschu brächte das Heer rascher nach Gaza zurück, als es von dort gekommen. Ramses ist nicht weniger besorgt, als seine alten Hauptleute. Alle Berichte, die er von ausgeschickten Kundschaftern empfängt, lauten gleichmäßig, auf zwanzig Meilen in der Runde sei kein feindliches Heer zu finden; wie aber sollte man glauben, daß Chitisaru ohne Verteidigung die reichsten Provinzen seines Königtums der Gnade der Ägypter überlassen sollte?

Beduinen, die man dem Herrscher vorführt, versichern, daß die Chiti noch vierzig Meilen weit bei Chalupu ständen, ihre Truppen sich nur langsam sammelten und es vielleicht gut wäre, zum Angriff zu schreiten, ehe sie ihre Scharen vollständig geordnet hätten. Nach langem Erwägen entschließt er sich endlich, den Botschaften Glauben zu schenken und seine Handlungsweise danach einzurichten. Er beruft die Generale zusammen, legt ihnen seinen Schlachtenplan vor und giebt ihnen die letzten Befehle bezüglich des Aufbruchs, der am nächsten Morgen bei Tagesanbruch erfolgen soll; er will Qodschu hinter sich lassen und die Verbündeten im Herzen ihres Landes aufsuchen. Die Legion des Phrâ (Râ) soll den linken Flügel bilden und das Thal südlich von Schabtuna überschreiten, die Legion des Phtah wird im Centrum und in der Richtung auf das Dorf Arnam vorgehen, die Legion des Sutechu nimmt nach rechts Stellung und marschiert auf der

Heerstraße. Die Legion des Amon bleibt im Lager und folgt erst übermorgen mit dem Könige. Alle Maßregeln wurden während der Nacht ergriffen und am Morgen, in der ersten Stunde, setzen sich die drei Kolonnen in Bewegung, jede in der ihr vorgeschriebenen Richtung.

Die feindlichen Wachen, welche die Ägypter von den Hügeln herunter beobachteten, melden ihren Abzug. Chitisaru läßt alsbald seine ganze Mannschaft zu den Waffen greifen und hält sich für alle Fälle in Bereitschaft.

Ahnt Ramses etwas von der Falle, in die man ihn locken will? sucht er nur den Feind in die Ebene herab zu bringen oder räumt er wirklich, durch die falschen Berichte der zu ihm gesandten Beduinen getäuscht, sein Lager, um gen Chalupu vorzugehen? Immer deutlicher zeigt sich die Bewegung, die ägyptischen Kolonnen entfernen sich und verschwinden in den Staubwolken, die die Räder ihrer Wagen und die Hufe ihrer Rosse aufwirbeln. Chitisaru hat die Feldzeichen erkannt und weiß, daß zwei Drittel der ägyptischen Streitmacht schon über Qodschu hinaus sind.

Ramses hat nur noch eine Legion und seine Leibgarde bei sich. Es ist richtig, daß dies die besten Truppen Ägyptens sind, aber wie viele Stunden lang werden sie dem Ansturm von fünfundzwanzighundert asiatischen Streitwagen Widerstand zu leisten vermögen? Man wird das ganze Lager nehmen können, während die so unklugerweise nach Norden entsendeten Truppen dorthin vorrücken. Die Legion des Amon wird erdrückt, Pharao getötet oder gefangen genommen sein, noch ehe sie zurückmarschieren können, und ihres Führers beraubt, muß es ein Leichtes sein, auch sie zu besiegen. Der Morgen rückt vor, die Sonne steht schon hoch am Himmel. Das ägyptische Lager behält sein gewöhnliches Aussehen und niemand scheint von dem drohenden Verhängnis eine Ahnung zu haben. Chitisaru giebt das lang erwartete Zeichen und stürmt im sausenden Galopp seiner Rosse in die Ebene hinab.

Ramses ist, nachdem er dem Abmarsch der Truppen beigewohnt hat, in sein Zelt zurückgekehrt und spricht, auf seinem

goldenen Throne sitzend, gerade mit seinen beiden ältesten Söhnen, als einige, aus der Schar seiner Diener auserwählte, Kundschafter zwei Spione des elenden Chiti herbeischleppen. Sobald dieselben vor ihn gebracht sind, redet Seine Majestät sie also an: „Ihr da, wer seid ihr denn?“ Zuerst verweigerten sie jede Auskunft, doch man prügelte sie so gründlich, daß der Schmerz ihnen ein Geständnis auspreßte (Fig. 103). Sie sagten: „Wir gehören dem elenden Chiti und er hat uns ausgeschickt, um zu sehen, wo Seine Majestät sich befinde.“ „Und er, wo ist er, der elende Chiti, denn ich habe sagen hören, daß er jetzt nahe bei Chalupu sei?“



Fig. 103.
Die Spione erhalten die Bastonnade.

Sie antworteten: „Siehe, der elende Chiti befindet sich hier, er und die zahlreichen Völker, die er in Massen mit sich herbeigeführt hat, alle die Völkerschaften, welche umfaßt werden von den Grenzen des Landes der Chiti, von Naharanna und von Qidi*); ihrer sind so viele an Mannschaften und ausgerüsteten Wagenkämpfern, wie Sandkörner am Ufer — siehe da, sie befinden sich hinter dem elenden Qodschu, bereit zum Kampf.“ Diese Enthüllungen erfüllen den König mit Zorn und Besorgnis. Wird es noch Zeit sein, die drei Legionen zurückzurufen, oder soll man in aller Eile das Lager verlassen und den Versuch machen, sich mit ihnen zu vereinigen, ehe der Feind naht? Seine Majestät befiehlt alsbald den Führer der Legion des Amon, den der Schardana und die Obersten der Wagenlenker zu sich, um ihnen von den Geständnissen Mitteilung zu machen, die der Stock den beiden Spionen des elenden Chiti abpreßte (Fig. 104).

„Seht, was die Obersten vom Aufklärungsdienste der Vasallen-

---

*) Naharanna ist das Land zwischen Orontes und Balich; Qidi die kilikische Küste, das Ketis der griechischen Geographen.

fürsten, die gebieten in dem Lande, in dem Seine Majestät weilt, gethan haben: Sie behaupteten stets als eine sichere Sache, der elende Chiti ist im Lande Chalupu, er flüchtet vor Seiner Majestät, seit er erfahren hat, daß du kommst. So sagten sie als eine sichere Sache, und siehe ich vernehme zu dieser Stunde durch zwei Spione aus dem Lande der Chiti, daß der elende Chiti mit zahlreichen Völkern heranzieht, mit Mannschaften und Pferden so zahlreich, wie die Sandkörner an ihren Ufern, und daß er sich hinter Qodschu,

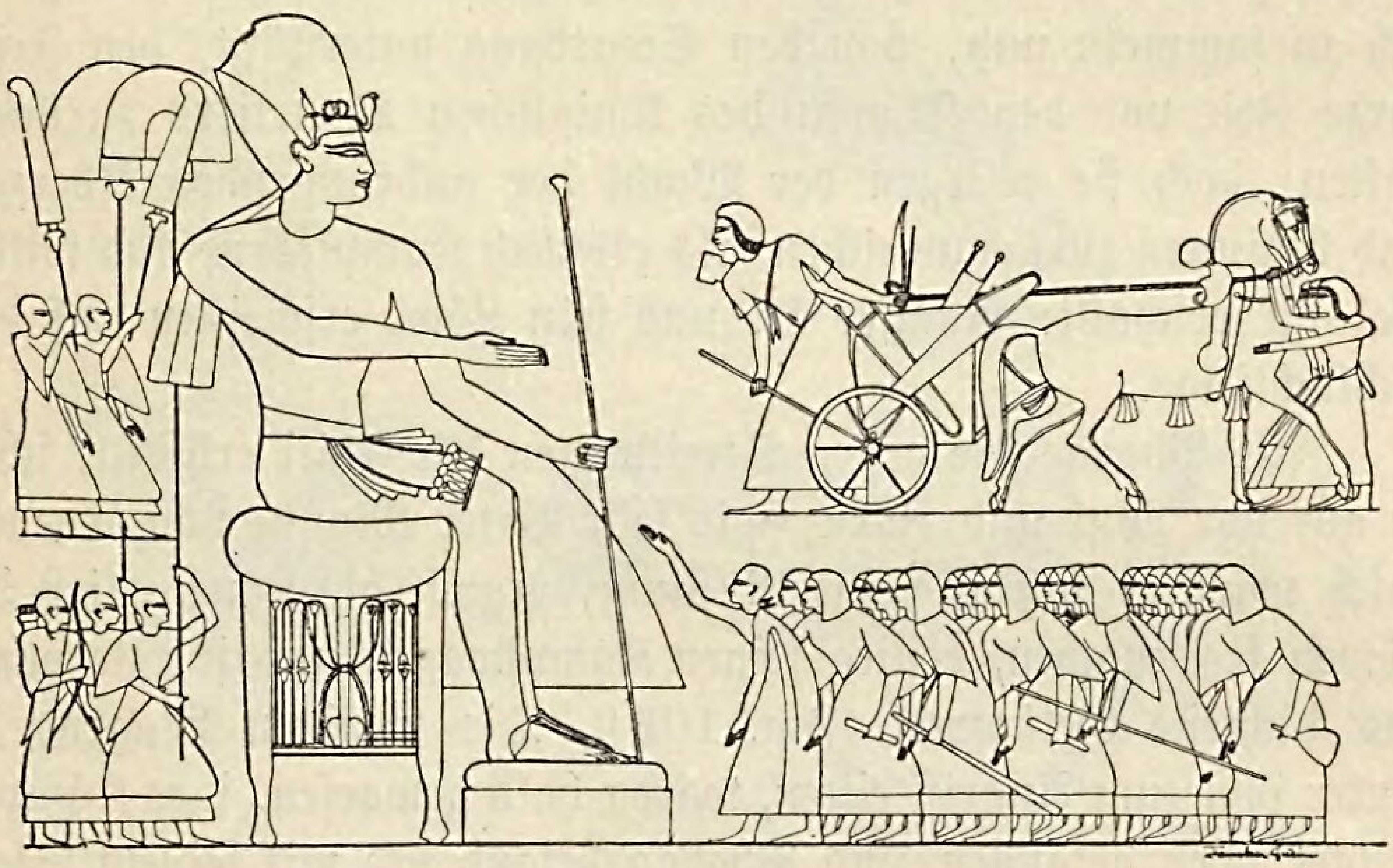


Fig. 104. Ramses hält Kriegsrat mit seinen Generalen.

dem verruchten, aufhält, ohne daß die Kundschafter der Vasallenfürsten dieses Landes etwas davon gewußt hätten." Die Feldherren waren nicht minder bestürzt als der König es gewesen war: „Das ist," sagten sie, „ein ungeheures Verbrechen, welches die Statthalter der fremden Länder und die Vasallenfürsten Seiner Majestät begingen, indem sie zu erforschen verabsäumten, was aus dem elenden Chiti wurde."

Doch es ist dies nicht der Augenblick, um sich gegenseitig anzuklagen, es gilt zu handeln, rasch zu handeln. Man beschließt den Legionen Befehl zugehen zu lassen, im Eilmarsch zurückzu-

kehren, und ist im Begriff, sich zu trennen, um das Lager in Verteidigungszustand zu setzen, als Bauku in das Zelt eilt und den unmittelbar bevorstehenden Angriff des Feindes meldet. Chitisaru kommt auch wirklich und seine gesamte Streitmacht mit ihm. Binnen wenigen Minuten sind die Gräben ausgefüllt, die Wälle trotz der Schutzschilde geworfen und die Asiaten dringen durch die Bresche in das ägyptische Lager: ein völliger Überfall. Das Fußvolk wird zum Teil niedergemacht, noch ehe die Soldaten Zeit gehabt zu den Waffen zu greifen; einigen Abteilungen gelingt es, sich zu sammeln und, von den Schardana unterstützt, den Feind kurze Zeit vor den Thoren des königlichen Quartiers zurückzuhalten; doch sie erliegen der Wucht der andrängenden Überzahl und beginnen zurückzuweichen, als plötzlich Kampfesruf und wildes Gebrüll erschallt: Ramses II. und sein Löwe erscheinen auf dem Schlachtfelde.

Als Pharao die ersten Streitwagen der Chiti erblickte, schrie er auf vor Wut und Zorn, wie sein Vater Montu von Theben; rasch warf er sich in seine Rüstung, ergriff die Lanze, ließ den Löwen frei machen, bestieg seinen Kampfwagen und stürzte sich in das dichteste Getümmel (Fig. 105). Die wenigen Wagen, die hinter ihm zum Angriff eilten, waren bald geworfen, ihre Kämpfer getötet oder gefangen und Pharao befand sich mit seinem Stallmeister Menni allein, durch eine große Menge feindlicher Wagen von seinen Truppen, die noch Widerstand leisteten, abgeschnitten. Als Menni sich von allen Seiten vom Feinde umringt sah, erzitterte er, sein Mut sank, eine große Furcht bemächtigte sich seiner und er sprach zu Seiner Majestät: „Mein gütiger Herr, oh großmütiger König, erhabener Beschützer Ägyptens am Tage des Kampfes, wir bleiben allein inmitten der Feinde, denn die Bogenschützen und die Wagen haben uns verlassen. Halte ein, um den Atem in unserm Munde zu bewahren. Rette uns, oh Herr Ramses Miamun!" Und Seine Majestät erwiderte seinem Stallmeister: „Mut stärke dein Herz, mein Stallmeister! Ich werde in ihre Mitte stoßen wie der Sperber auf seine Beute; ich werde

sie töten und niedermetzeln, ich werde sie in den Staub werfen. Was bedeuten denn in deinen Augen diese Niederträchtigen? Amon hat sie meinem Arm überantwortet." Und die Stimme zu dem Gott erhebend, sprach er: „Ich rufe dich an, o mein Vater Amon! Hier bin ich inmitten vieler mir unbekannter Völker; alle Stämme haben sich gegen mich vereint und ich bin ganz allein, niemand ist bei mir. Meine zahlreichen Soldaten haben mich ver-

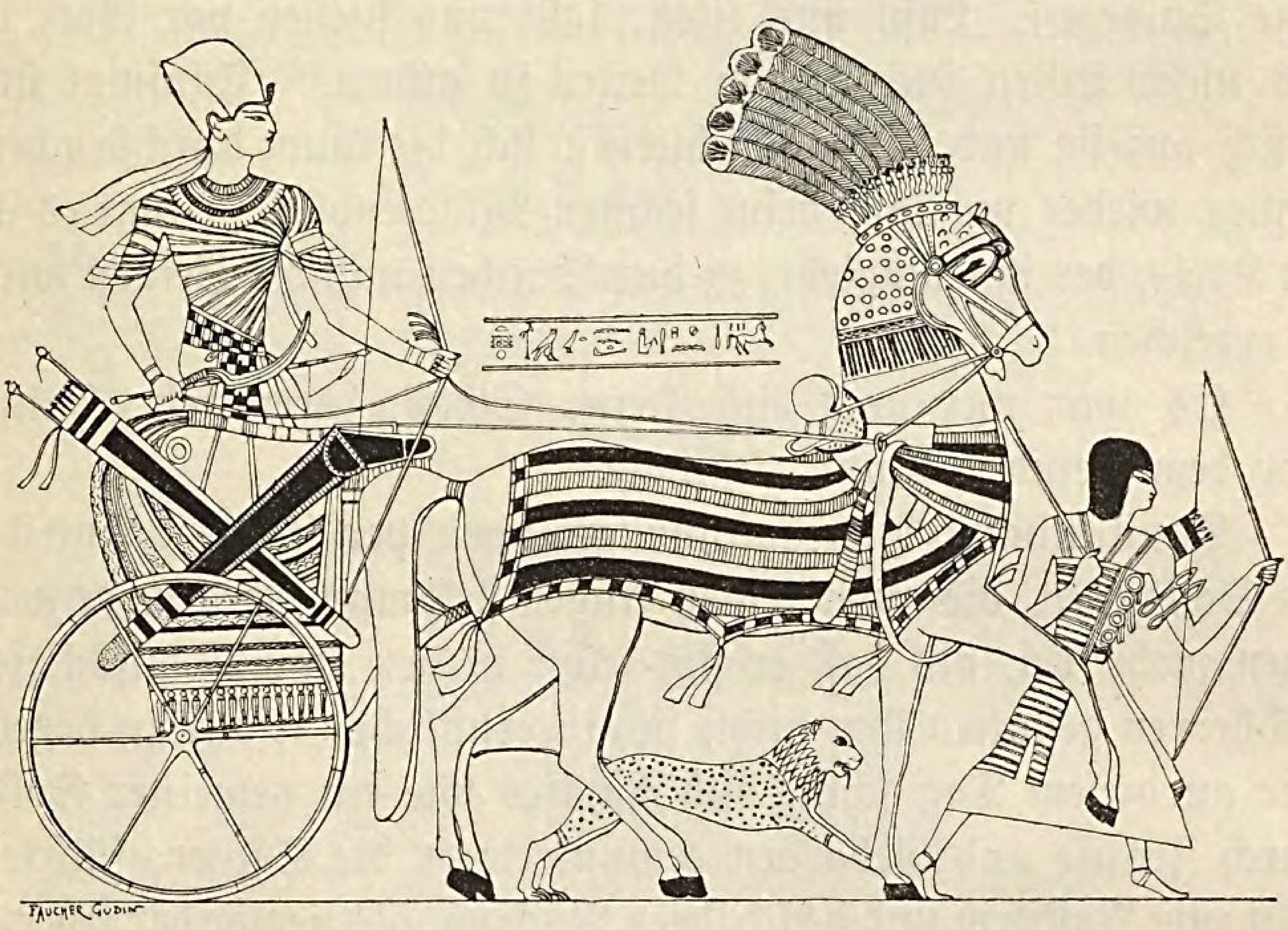


Fig. 105.
Ramses II. auf seinem Wagen; der Löwe des Königs eilt neben den Pferden zum Angriff.

lassen, keiner unserer Pferdelenker hat den Blick nach mir gewendet, und als ich sie rief, hörte nicht einer von ihnen auf meine Stimme. Aber ich denke, daß Amon mehr für mich ist, als eine Million Soldaten, als hunderttausend Pferdelenker, als eine Myriade Brüder oder junger Söhne und wären sie auch alle beisammen! Das Werk zahlreicher Menschen gilt nichts, Amon wird den Sieg über sie davontragen. Ich habe meine Thaten nach dem Rate deines Mundes vollbracht, oh Amon! und ich habe deine Ratschläge nicht

überschritten. Siehe! ich habe dir Ruhm verschafft bis an die Enden der Erde."

Er griff an und „seine Hand verschlang sie im Zeitraum eines Augenblicks" und sie sprachen der eine zum andern: „Das ist kein Mensch, der hier inmitten von uns ist. Das ist Sutechû, der große Krieger, das ist Bâal in eigener Person. Das sind nicht die Thaten eines Menschen, das, was er gegen uns vollbringt, er allein, ganz allein, er schlägt Hunderttausende zurück, ohne Feldherrn, ohne Soldaten. Laßt uns eilen, laßt uns fliehen vor ihm, laßt uns unser Leben suchen, um weiter zu atmen." Fünfmal stürzt er sich auf sie und fünfmal schließen sich die kaum durchbrochenen Reihen wieder um ihn, beim sechsten Male endlich gelingt es ihm, den Kreis, der ihn umgiebt, zu durchbrechen und die Seinen wieder zu erreichen.

Es war nur noch eine kleine Schar, deren feste Haltung aber dem Feind Achtung einflößte.

Sonst nimmt Pharao nur geringen persönlichen Anteil an den Schlachten, die unter seinen Augen gekämpft werden, er wohnt ihnen mehr bei, als daß er sich selbst in den Kampf mischt, seine Feldherren gestatten ihm nicht, sich in ernstliche Gefahr zu begeben, aber an diesem Tag schlug sich Ramses wie ein gemeiner Soldat. Durch Zurufe und Gebärden ermunterte er die Seinen, führte sie selbst zum Ansturm und deckte ihren Rückzug, als sie vor der Überzahl zurückwichen. Vor jedem neuen Angriff rief er mit lauter Stimme Amon an, und es schien, als decke ihn Amon mit einem unsichtbaren Schilde, denn während alle seine Getreuen einer um den andern fielen, blieb sein Wagen unbeschädigt und er erhielt keine Wunde.

Dieser ungleiche Kampf dauerte seit mehreren Stunden und die hart mitgenommenen Ägypter, nahe daran vor Hunger und Durst umzukommen, gedachten nur noch ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen, als plötzlich lautes Geschrei im Rücken des Feindes erscholl. Die Legion des Phtah rückte auf den Kampfplatz (Fig. 106). Der zu ihrer Zurückberufung ausgeschickte Offizier hatte sie etwas nordöstlich von Qodschu getroffen und sie

eilte nun in geordneten Reihen, die Wagen voraus und zu beiden Seiten, das Fußvolk in fester Kolonne, heran. Die Chiti und ihre Verbündeten, schon durch ihren Kampf gegen das königliche Hauptquartier entmutigt, warteten den Angriff nicht ab, sie machten vielmehr Kehrt und zogen sich in Verwirrung in der Richtung auf Qodschu zurück. Ein heftiger Vorstoß hätte zweifels-

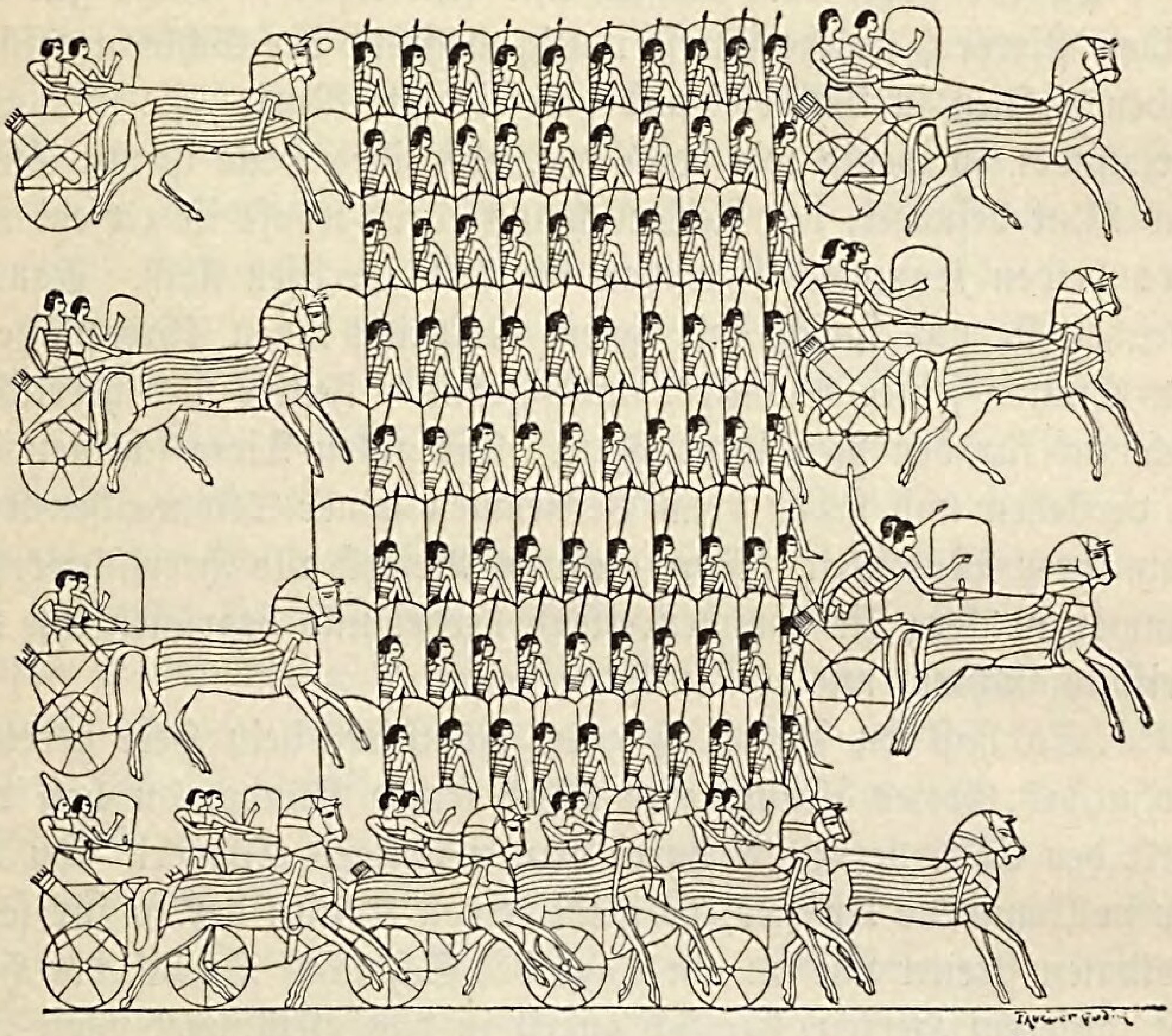


Fig. 106. Die Legion des Phtah greift ins Gefecht ein.

ohne ihren Rückzug in wilde Flucht verwandelt, aber die ägyptischen Truppen, welche den ganzen Tag auf dem Marsche verbracht oder sich geschlagen hatten, waren völlig erschöpft und bezogen deshalb ihr Lager. Die Legion des Sutechu kam bald nach der des Phtah, die des Phrâ erst am späten Abend, denn auch sie war durch einen plötzlichen Angriff der asiatischen Wagenkämpfer überrumpelt und zum Teil über den Haufen gerannt worden; aber die Soldaten,

aus welchen sie bestand, zumeist Veteranen aus den syrischen Kriegen, hatten sich bald von ihrem Schreck erholt und waren nach mehreren Stunden blutigen Ringens Herren des Schlachtfeldes geblieben. Solchergestalt war der gut ausgedachte und gut geleitete Plan des Chitisaru an der unbesiegbaren Tapferkeit Ramses' und an der Festigkeit seiner Truppen gescheitert.

Pharao steigt vom Wagen und sein erster Gedanke gilt den beiden Pferden, welche ihn so mutig während der Schlacht geführt haben: „Sieg in Theben" und „Befriedigte Nurit", sie sind nicht verwundet, so wenig wie der Löwe, aber ihre Decke ist mit Staub und Blut besudelt, der Federnschmuck ihrer Köpfe ist zerfetzt und ihre beiden Kummete schleppen sie halb zerrissen nach. Ramses streichelt sie und spricht mit ihnen, verspricht ihnen Ehrenplätze in den Ställen seines Palastes, unbeschränktes Futter und herrlichen Schmuck für den Rest ihrer Tage. Die guten Tiere scheinen ihn zu verstehen und heben beim Vernehmen seiner Stimme den Kopf trotz ihrer Müdigkeit. Nun giebt er Befehl alle Heerführer zusammenzurufen; sie kommen eilend herbei und begrüßen ihn mit Beifallsjauchzen, wie es die Sitte heischt:

„So hast du denn, oh guter Kämpfer, dein Heer gerettet! Sohn des Gottes Atumu und Werk seiner Hände, du hast das Volk der Chiti vernichtet durch dein mächtiges Schwert. Du bist der vollkommene Krieger, es giebt keinen König, der so für seine Soldaten streitet wie du am Tage der Schlacht. Du bist der Held mit tapferem Herzen, der sich zuerst in das Getümmel wirft und den es nicht ängstigt zu wissen, ob die ganze Welt gegen dich vereint sei. Du bist der Tapferste der Tapferen von deinem Heere und angesichts der ganzen Erde. Niemand kann es leugnen, wie du Ägypten beschützest und die Völker züchtigst. So hast du die Lenden des Chiti zerbrochen für alle Ewigkeit."

Trotz des schmeichelhaften Tones ihrer Rede haben die Befehlshaber aber nichts weniger als ein gutes Gewissen; sie fürchten, daß Pharao sie die Nachlässigkeit, welche fast seinen Untergang zur Folge hatte, teuer büßen lassen wird und seine ersten Worte

sind auch nicht geeignet ihr Bangen zu zerstreuen: „Ach! was für ein Verbrechen habt ihr verübt, ihr, meine Feldherren! meine Fußsoldaten, meine Wagenkämpfer, daß ihr nicht zur Schlacht erschienet! Wird einem Mann nicht Ehre erwiesen in seinem Vaterlande, wenn er Mut bei seinem Herrn zeigte und er den Ruhm eines Kriegers hat? Wahrlich, wahrlich, dem Mann wird Beifall zugerufen wegen seiner Tapferkeit!"

Er erinnert sie nun an die Wohlthaten, mit denen er sie überhäufte und die mehr Dank verdient hätten: „Habe ich denn keinem von euch Gutes erzeigt, daß ihr mich allein ließet inmitten der Feinde? Ihr fürchtet euch und seid noch am Leben, ihr atmet noch und ich blieb durch eure Schuld allein! Konntet ihr euch nicht in eurem Herzen sagen, daß ich euer Wall von Eisen bin? Was wird mein Vater Amonrâ von Theben sprechen, wenn er erfährt, daß ihr mich allein gelassen, ohne Genossen; daß kein Prinz, nicht ein Oberster der Wagenkämpfer oder der Fußtruppen seine Hand mit der meinen verband." Das Andenken an ihre früheren Heldenthaten besänftigt ihn jedoch und da er im Grunde genommen nicht böse darüber ist, daß er einen hervorragenden Beweis seiner Stärke und Tapferkeit geben konnte, will er ihre Schuld vergessen und sich nur die Namen der Getreuen merken, die ihn in der Stunde der Gefahr nicht verließen. „Ich habe gekämpft, ich allein habe Millionen von Völkern zurückgeschlagen. „Sieg in Theben" und „Befriedigte Nurit" waren meine großen Pferde, sie fand ich unter meiner Hand, als ich allein inmitten des wutschnaubenden Feindes war. Ich selbst werde sie täglich von meiner Speise nehmen lassen, wenn ich in meinem Palaste sein werde, denn ich fand sie, als ich allein inmitten des Feindes war mit dem Obersten Menni, meinem Stallmeister, und den Offizieren meines Hauses, die mich begleiteten und meine Zeugen für den Kampf sind; sie sind es, die ich fand. Ich bin als Sieger nach der Schlacht zurückgekehrt und ich habe mit meinem Schwert die versammelten Massen geschlagen."

Ein Sieg ist es, aber ein teuer erkaufter, das Lager über-

fallen und zum Teil geplündert, die halbe Legion des Amon und die Hälfte der fremden Leibgarde vernichtet oder versprengt, der Feind zwar zurückgedrängt, aber nur mit Mühe zurückgedrängt und zum Wiederangriff bereit.

Ramses trifft seine Anordnungen für den folgenden Tag. Die Legionen des Phrâ, Phtah und Sutechu nehmen in derselben Art auf dem linken Flügel, im Centrum und auf dem rechten Flügel Aufstellung, wie am Morgen für den Marsch. Die Überreste der Legion des Amon und der Schardana bleiben als Reserve. Chitisaru seinerseits versammelt alle Streitkräfte, die sich nicht an dem Gefechte beteiligten, um sich, und stellt sie vor Qodschu auf (Fig. 107).

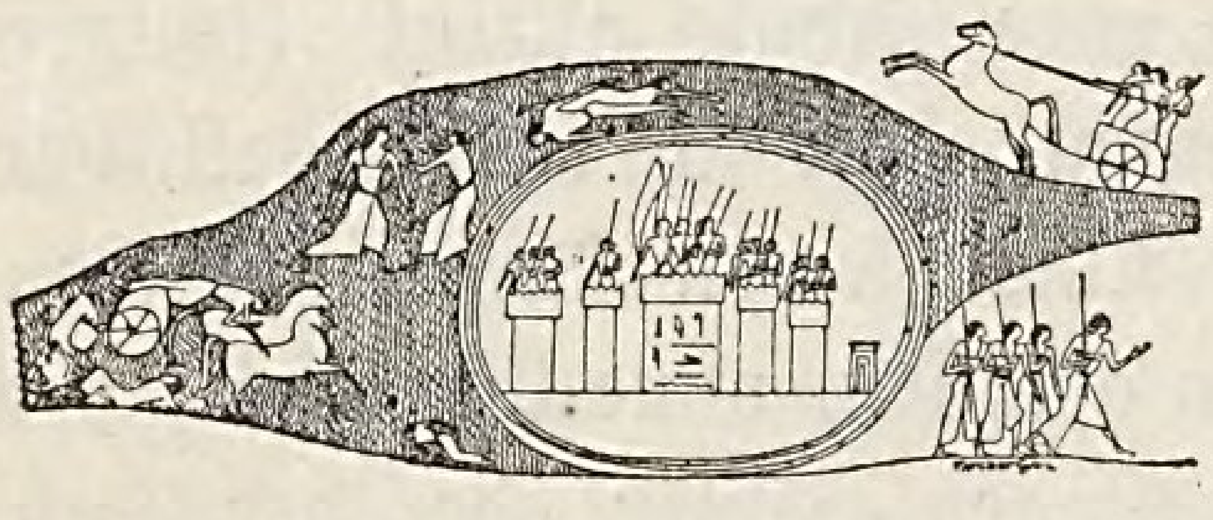


Fig. 107. Die Stadt Qodschu.

Die Stadt nahm ursprünglich eine Landzunge ein, die der Fluß bei seinem Austritt aus einem kleinen See bildet, und ward durch das fließende Gewässer auf drei Seiten beschützt, nur im Osten, wo sie dieser natürliche Wallgraben nicht deckte, war sie einem direkten Angriff ausgesetzt. Einer ihrer früheren Könige durchschnitt, um sie uneinnehmbar zu machen, die Erdzunge, welche die Stadt mit der Ebene verband, durch einen doppelten Kanal, der vom See zum Fluß gegraben ward.

Jetzt bilden die Umfassungsmauern fast einen vollständigen Kreis. Aus großen Blöcken errichtet, sind sie mit Türmen besetzt, von denen die Thortürme höher und fester als die übrigen gebaut sind; Qodschu liegt auf einer Insel, welche zwei über die Kanäle geschlagene Brücken mit dem Festlande verbinden.

Dieselben können nach Belieben weggenommen und wieder hergestellt werden, je nach dem augenblicklichen Bedürfnis. Chitisaru hat noch viertausend Streitwagen, er stellt sie in einiger Entfernung vor der Stadt auf, den rechten Flügel an den Fluß gelehnt, den linken läßt er sich in die Ebene hinein erstrecken; sein Fußvolk hält

er in der Festung versammelt mit dem Befehl, sie nur bei seiner etwaigen Niederlage zu verlassen, um die Ägypter an der Verfolgung zu hindern.

Der Kampf beginnt schon am frühen Morgen durch ein Scharmützel der Bogenschützen, aber sie hatten kaum Zeit einige Pfeile zu wechseln, als Ramses und Chitisaru ihnen befahlen sich zurückzuziehen, um der Reiterei Raum zu geben.

Nach dem Anscheine zu urteilen, war die Truppenstärke sehr ungleich verteilt. Die hohen, schweren, mit drei Kämpfern bemannten Wagen der Chiti mußten, so sollte man meinen, leicht Herr über die leichten ägyptischen Wagen werden, sie schon allein durch ihr größeres Gewicht zum Umschlagen bringen.

Nun setzen sich die beiden Massen in Bewegung, mehr und mehr beschleunigen sie den Lauf, bis sie sich schließlich, von der ganzen Geschwindigkeit ihrer Rosse getragen, mit donnerähnlichem dumpfen Rollen auf einander werfen. Die durch lange Übung an gleichmäßigen Schritt gewöhnten Ägypter gehen so regelmäßig vor, als ob sie auf dem Exerzierplatze in Theben wären, kein Wagen eilt dem andern voraus, und ihre Reihen bilden selbst im Galopp eine gerade Linie. Der Krieger hat die Zügel zusammengebunden um den Leib geschlungen, und je nachdem er sich nun rechts oder links wendet, sich vorwärts- oder zurückbeugt, läßt er die Pferde durch einfache Hüftdrehung umkehren, davon eilen oder halten; so fliegt er dahin, die Sehne des gespannten Bogens bis hinter das Ohr zurückgezogen, den spitzen Pfeil zum Absenden bereit, während der sonstige Rosselenker sich mit einer Hand am Wagenkasten hält und mit der andern den Schild hebt, um seinen Genossen zu decken (Fig. 108).

Die weniger geübten Chiti halten schon nach einigen Minuten Galopp nicht mehr gehörig Distanz, ihre Linie gerät ins Schwanken und wird trotz aller Anstrengungen, sie gerade zu erhalten, immer krummer. Obwohl auch sie wie ihre Gegner mit dem Bogen bewaffnet sind, bedienen sie sich seiner doch kaum, die Mehrzahl derselben nimmt lieber die Lanze, und halten sie diese schon halb ein-

gelegt bereit; um zuzustoßen, sobald sie nur erst in die gehörige Nhäe ihres Gegners kommen. Nur durch zwei Pferdelängen sind die beiden feindlichen Reihen noch von einander getrennt, da ertönt ein kurzes Kommando, alle ägyptischen Pfeile schwirren pfeifend

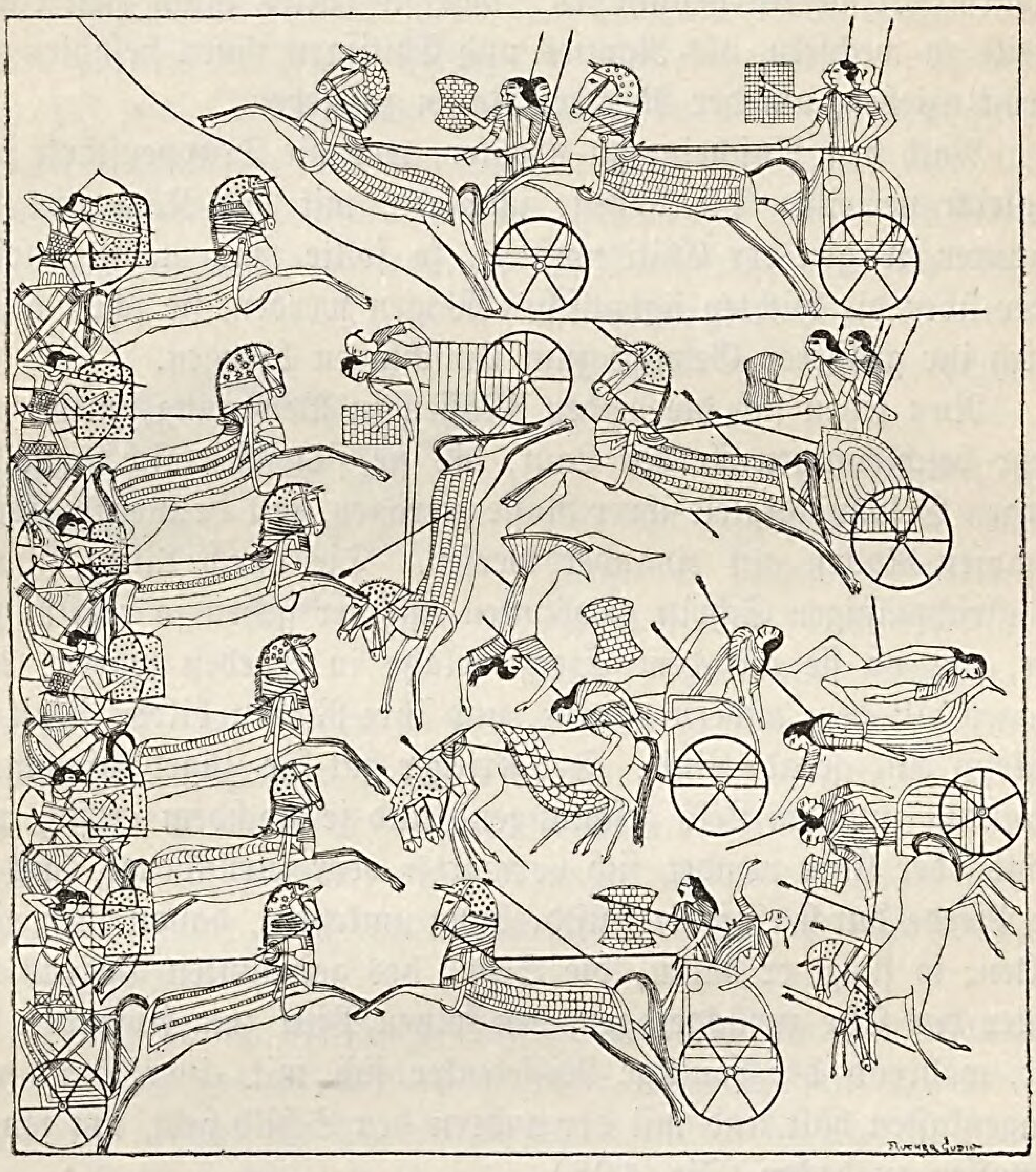


Fig. 108. Aufeinanderprallen der Wagen; die Ägypter sind auf der linken Seite des Bildes, die Chiti zur Rechten.

durch die Luft, einige zwanzig Chiti und Dardaner fallen, ebenso viele Pferde werden getroffen, die herrenlosen Wagen stürzen auf die zunächst befindlichen und auch diese schlagen um. Eine zweite Pfeilsendung steigert die Verwirrung aufs höchste. Die erste Reihe

der Verbündeten löst sich auf, die unbeschädigt gebliebenen Wagen zerstreuen sich. Die von den zerbrochenen Wagen gestürzten Krieger fassen nach den Pferden, schneiden rasch die, die Tiere an die Deichsel bindenden Stränge entzwei, schwingen sich auf und entfliehen blindlings. Chitisaru läßt eine zweite Abteilung vorrücken, welche das Gefecht wieder aufnimmt und mit den Ägyptern ins Handgemenge kommend, diesen empfindliche Verluste beibringt, ihr Zentrum durchbricht und den Rest vor sich her treibt.

Jetzt stellt sich Ramses an die Spitze seines rechten Flügels und wirft sich mit diesem auf die Chiti; diese, vom König in der Flanke gefaßt, werden mehr und mehr gegen den Fluß geschoben und schließlich dort zusammengedrängt. Das Gemetzel ist furchtbar. Chitisaru sieht einen um den andern seiner treuesten Diener fallen: Tirgannasa, den Anführer seiner Reiterei, Agama, den Obersten des Fußvolks, seinen Geschichtschreiber Chalupsaru, Zauazas, den Fürsten von Tonisa, ja seinen eigenen Bruder Mazrima. Von allen Seiten bedrängt, wendet er den Wagen gegen das Wasser, um durch den See nach Qodschu zu entkommen und hinter dessen Mauern Schutz zu suchen; viele seiner Leute, die seinem Beispiel folgen, werden von der Strömung erfaßt und ertrinken, er selbst wird halb tot an den Fuß des Walles geworfen, wo ihn einige Einwohner aufheben. Sie hängen ihn mit dem Kopfe nach unten an den Füßen auf und schütteln ihn, um das geschluckte Wasser aus ihm herauszubringen. Unterdessen verläßt sein Fußvolk die Festung und stürmt den Ägyptern entgegen, eine fest geschlossene Masse von achttausend Mann. Dieser Angriff, wenn auch zu spät erfolgt, um das Ergebnis des Kampfes anders zu gestalten, hält doch den Weitermarsch der Sieger auf und rettet den Rest der Reiterei. Das gestrige Gefecht hat nur den Ansturm Chitisarus abgewehrt. Die heutige Schlacht hat sein Heer in Unordnung gebracht und nahezu vernichtet.

Der Kampf, er weiß es wohl, kann nicht fortgesetzt werden, und noch am selben Abend erscheinen seine Gesandten vor Ramses und bitten um Gnade. Im ägyptischen Lager herrscht Freuden-

taumel. Gleich nach Aufhören der Schlacht durchziehen die Ägypter die Ebene, um die Toten zu plündern und sich ihren Beuteteil zu sichern. Der Ägypter schneidet für gewöhnlich nicht den Kopf seines gefallenen Feindes ab, sondern er begnügt sich mit der rechten Hand oder einem andern Glied, das er den Schreibern überbringt, damit sie dasselbe auf seinen Namen verzeichnen. Pharao geruht von seinem Wagen herab selbst dem Einschreiben der Hände beizuwohnen (Fig. 109). Die Gesandten finden ihn inmitten dieser blutigen Siegeszeichen, doch unterbricht er die Arbeit um sie zu empfangen.

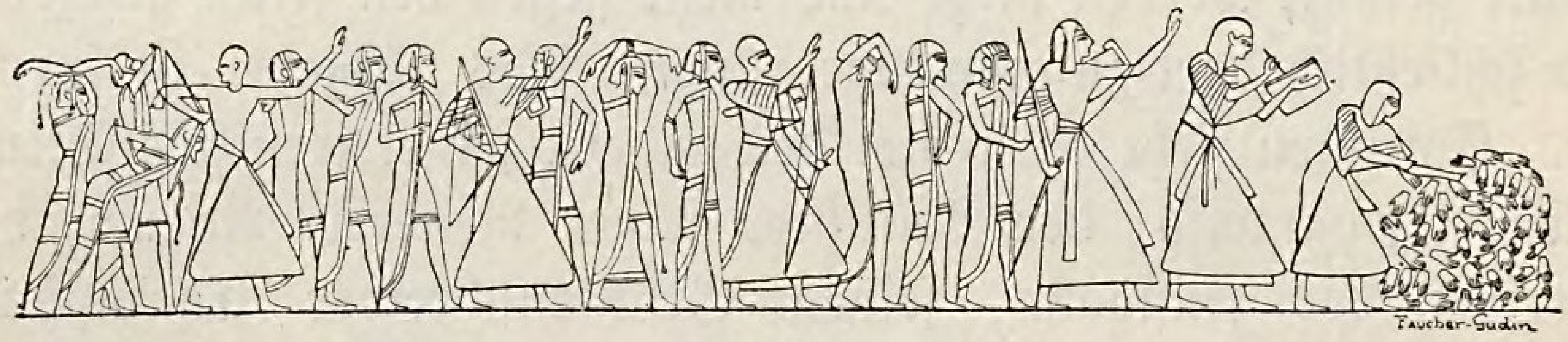


Fig. 109. Verzeichnung der abgeschnittenen Hände und der Gefangenen.

Wenn er nur seinem eigenen Herzenswunsche folgte, würde er den Krieg bis zum Äußersten fortsetzen und ein für allemal mit diesen halsstarrigen Chiti fertig zu werden suchen; aber ist sein Heer nach den erlittenen Verlusten noch stark genug, um sich lange im Felde zu behaupten?

Der Rest der Chiti ist immer noch zu fürchten. Qodschu ist fest und wird sich nur nach langer Belagerung ergeben. Während der Zeit, die man davor zubringt, ist Chitisaru imstande, ein neues Heer zu sammeln; das südliche Syrien kann sich erheben und ein selbst unbedeutender Mißerfolg könnte die eben gewonnenen Ergebnisse in Frage stellen. Ramses ergiebt sich deshalb darein, die von den Feinden gemachten Anerbieten nicht zurückzuweisen, und nimmt den Brief, welchen die Gesandten ihm überbringen, in Empfang.

Er ist von Chitisaru selbst und in den ehrerbietigsten Formen abgefaßt: „Dies diene zur Befriedigung des Herzens Seiner Majestät, des Gottes, welcher seinen Leben gebenden Einfluß je nach

Wunsch verbreitet, des Herrschers, des mutigen Stiers, der die Wahrheit liebt, des erhabensten Königs, welcher seine Soldaten beschützt, des Helden mit dem unbesieglichen Schwert, des Walles seiner Soldaten am Tage der Schlacht, des Königs von Ober- und Unterägypten, Usirmarî-sotpunirî, des Sohnes der Sonne, Ramses-Mîamun.

„Dein Diener Chitisaru spricht zu dir, um dir darzulegen daß, da du der Sohn Amons und aus seinem Wesen hervorgegangen bist und er dir alle Länder zusammen übergeben hat, das Land Ägypten und das Land der Chiti sich vereinen sollen, um ihre Dienste dir zu Füßen zu legen. Râ, dein erhabener Vater, hat dir Macht und Sieg verliehen; bemächtige dich unserer nicht, du, dessen Seelen groß sind! Deine Tapferkeit traf das Volk der Chiti schwer, aber wäre es gut für dich, deine Diener zu töten? Du bist ihr Herr, wird dein Angesicht zornig bleiben und wirst du dich nicht besänftigen lassen? Du bist gestern gekommen und hast hunderttausende getötet, du kommst heute wieder und niemand unter uns wird mehr übrig bleiben, um dein Unterthan zu sein. Vollende nicht die Ausführung deiner schrecklichen Pläne, oh siegreicher König, du Geist, der sich im Kampfe gefällt. Verleihe uns den Atem des Lebens."

Ramses beruft seinen Rat zusammen und macht ihm Mitteilung von der Botschaft des Chitifürsten. Seine Generale beraten um den Schein zu wahren, und, wie er selbst von der Notwendigkeit des Friedensschlusses überzeugt, flehen sie den Monarchen an, sich großmütig zu zeigen: „Das ist sehr gut! Geruhe, oh König, unser Herr, deinen Zorn zu besänftigen. Wenn man Chitisaru nicht gnädig aufnimmt, wem sollte man dann Gnade gewähren? Er betet dich an, geruhe daher, deinen Zorn zu besänftigen."

Am folgenden Tag war der Vertrag geschlossen und Ramses kehrte siegreich nach Ägypten heim.

Weniger ein Friedensvertrag als ein Waffenstillstand war es, den man eingegangen war; so brach der Krieg bald von neuem wieder

aus und ward noch sechzehn Jahre lang meist mit Erfolg für Ägypten geführt. Ramses jedoch wurde alt und zog nicht mehr selbst mit dem Heere aus, so baute er denn Tempel, während seine Feldherren für ihn stritten, gründete neue Städte und stellte den größten Teil der alten Orte wieder her. Endlich wurde nach vielen eifrigen Unterhandlungen der Friede geschlossen und ein Tag zum Austausch der silbernen Tafeln, auf die man feierliche Verträge einzugraben pflegte, bestimmt.

Die Feierlichkeit fand am 21. Tobi zu Pa-Ramses Miamun im Delta statt. Der Bote des Chitifürsten Tartisabu überreichte Pharao feierlich die Tafel, mit der ihn sein Herr geschickt hatte, und empfing diejenige, welche in Hieroglyphenschrift den Wortlaut des Vertrages wiedergab. Derselbe erinnerte an die zwischen den ägyptischen Königen und den Chitifürsten zur Zeit Ramses I. und Seti I. zustande gekommenen Bündnisse. Man bestimmte darin, daß fortan zwischen beiden Völkern ewiger Frieden herrschen solle: „Wenn ein Feind anrückt gegen die, dem großen König von Ägypten unterworfenen Länder und er dem großen Fürsten der Chiti sagen läßt: „Komm, führe mir deine Truppen wider ihn zu, so wird der große Fürst der Chiti handeln, wie es von ihm der große König von Ägypten fordert; der große Fürst der Chiti wird seine Feinde vernichten. Wenn der große Fürst der Chiti es vorzieht, nicht selbst zu kommen, dann wird er senden die Bogenschützen und die Wagenkämpfer aus dem Lande Chiti zu dem großen König der Ägypter, um seine Feinde zu vernichten." Ein ähnlicher Paragraph versichert den Chitifürsten des Beistandes der ägyptischen Heere. Die folgenden Artikel sind bestimmt, den Handel und das Gewerbe bei den verbündeten Völkern zu schützen und die Ausübung der Rechtspflege bei ihnen zu sichern. Jeder Verbrecher, der den Versuch macht, sich dem Gesetze zu entziehen, indem er sich in das Nachbarland flüchtet, wird den Behörden seines eigenen Volkes übergeben; jeder nicht verbrecherische Flüchtling, jeder mit Gewalt entführte Unterthan, jeder von einem nach dem andern Land übersiedelnde Arbeiter wird nach seinem Lande zurück-

geschickt, ohne daß ihm aber seine Auswanderung als Vergehen angerechnet werden könnte. „Ihm, der so ausgeliefert wird, gegen den darf sein Vergehen nicht erhoben werden, man darf ihm nicht das Haus vernichten, noch das Weib, noch die Kinder, man darf seine Mutter nicht töten, ihn weder an den Augen, noch am Munde noch an den Füßen schädigen, noch irgend eine gerichtliche Klage gegen ihn erheben."

Die Vertragsbedingungen wurden treulich von beiden Seiten gehalten. Ramses nahm die Tochter Chitisarus zum Weibe und dieser kam einige Jahre darauf, um seinem Schwiegersohn einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Von nun ab „hatten die Völker Ägyptens nur noch ein Herz mit den Fürsten der Chiti, was seit den Zeiten des Gottes Râ nicht mehr geschehen war".

Ramses lebte noch lange Zeit, er starb erst im siebenundsechzigsten Jahre seiner Regierung, zweiundsechzig Jahre nach der Schlacht von Qodschu, die er durch seinen persönlichen Mut gewonnen hatte.

Man veranstaltete ein großartiges Leichenbegängnis für ihn, und seine Mumie ging in dem Grabe, das er sich selbst bei Lebzeiten im Thal der Könige herstellen ließ, zur Ruhe ein.

Lange war jedoch dort nicht ihres friedlichen Verbleibens, sie mußte zum Schutz vor Dieben nach dem Grabmal Amenhotpu I. gebracht werden, wo sie fast zwei Jahrhunderte lang mit den großen Pharaonen der voraufgegangenen Dynastie, Ahmosu I., Thutmosu I., seinem Großvater Ramses I., seinem Vater Seti I. und den Fürstinnen aus ihren Familien aufbewahrt blieb.

Nach dem Verfall von Theben entledigte sich ein König der XXII. Dynastie dieser unbequemen, Platz versperrenden Toten und bestattete sie bunt durcheinander in einem so sorglich versteckten Gebirgswinkel, daß sie während achtundzwanzig Jahrhunderten verloren blieben.

Gegen 1871 fanden Fellahs beim Suchen nach Altertümern diese Masse Pharaonen, die sie nun zehn Jahre lang regelrecht ausbeuteten, indem sie bald hier einen Skarabäus, da einen Papyrus,

dort Zeugstücke, Schmuckgegenstände oder Totenstatuetten, den ganzen Rest ehemaliger Königsherrlichkeit, verkauften.

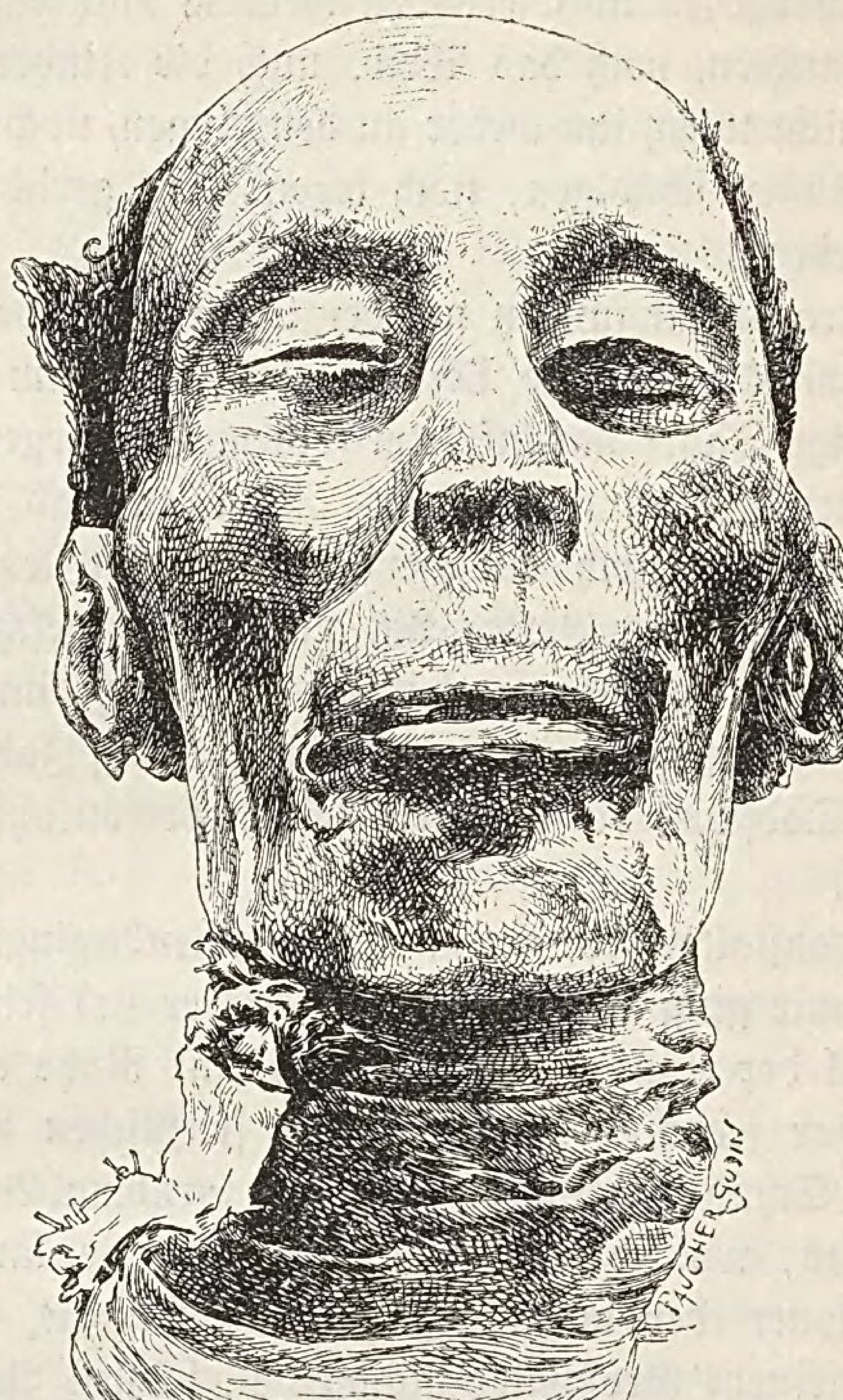


Fig. 110.
Ramses II. nach einer Photographie seiner im Museum zu Gizeh aufbewahrten Leiche.

Was dieser Plünderung entging, ward im Jahre 1881 in das Museum von Bulaq bei Kairo gebracht und Ramses, seiner Binden entkleidet, erblickte nach dreitausend Jahren wieder das Tageslicht.

Jetzt schläft er seinen letzten Schlaf in einem Saale des seither nach Gizeh verlegten Museums unter der Glasscheibe eines Kastens. Er ist für uns nicht mehr das, was er für unsere Väter und Vorväter war: der Held einer unklaren Sage, oder nicht einmal das, sondern ein aller Farbe und Form, aller Deutlichkeit entbehrender Begriff, ein nur in der Einbildung der Gelehrten existierender Name. Er ist groß und wohlgebildet; er hat einen kleinen, länglichen Kopf, einen mit Ausnahme einiger weißer Haarbüschel an den Schläfen und im Nacken kahlen Schädel; die Stirn ist niedrig und schmal, die Brauen dicht, die Augen klein und nahe der Nase, diese selbst ist schmal und gebogen; die Schläfen sind eingefallen, die Backenknochen vorstehend, das Ohr rund und fein gesäumt.

Ramses bewahrt in seiner tausendjährigen Ruhe noch einen Ausdruck von Stolz und erhabener Herrscherwürde. Man hat seine Größe gemessen, die Kapazität seines Gehirns berechnet, ein Verzeichnis seines Totenschatzes aufgenommen; wer ihn sehen will, wie er im Augenblick seines Todes aussah, betrachte hier sein Bild, das wir getreu nach einer Photographie wiedergeben (Fig. 110).

Assyrien.

Elftes Kapitel.

Eine königliche Residenz: Dur-Scharrukin.

Sargon will sich eine Stadt gründen, die nur ihm gehören soll. Die Wahl eines Platzes. Die Götter werden darüber befragt. Die Gründung. Die Herstellung von Ziegeln. Nach Sargons Tod wird Dur-Scharrukin von den Königen verlassen. Die Umfassungsmauer. Die Thore; die geflügelten Stiere. Was an den Stadtthoren geschieht. Straßen, Häuser, Volk. Der Palast und seine Vorratskammern. Der Harem. Die königliche Wohnung und ihre Ausschmückung. Die Priester und ihre Stellung im Staat. Der Stufenturm.

Im zwölften Jahre seiner Herrschaft, an einem dazu besonders geeigneten Tage, gründete Sargon, der große König, der mächtige König, der König der Heerscharen, der König des Landes Assur, eine Stadt und einen Palast nach dem Willen der Götter, wie nach seinem eigenen Herzenswunsch. Alles in den königlichen Städten, die er bisher bewohnte, hatte den Ruhm seiner Vorgänger zu lebhaft in ihm wachgerufen, die Inschriften hatten ihm bis in die kleinsten Einzelheiten die Geschichte ihres Lebens erzählt, die Basreliefs ihm die Bilder ihrer Jagden und Kämpfe vor Augen gehalten; auch daß der alte Tiglathphalasar (Tiglatpilesar) diesen Hauptbau errichtet, einer der Samsirammân zwei Flügel daran gebaut, daß Assurnazirhabal einen Stufenturm erstehen ließ und Salmanasar die Gebäude des Harems ausbesserte, sagten sie ihm, so wollte denn Sargon eine Stadt, die nur ihm gehörte und deren Vergangenheit erst mit ihm begann, haben.

Nachdem er Tag und Nacht darüber gesonnen, und mit gewissenhafter Sorgfalt die sich am besten hierfür eignende Stelle ausgesucht hatte, fiel seine endgiltige Wahl auf die kleine Ortschaft

Magganubba, in geringer Entfernung nordöstlich von Ninive, wo die Landschaft eine weite vom Chusur*) bespülte Ebene bildet, die sich bis zu dem Musriberge hin erstreckt. Der Boden liefert hier jährlich zwei Ernten, weshalb er rings umher im Lande „die Ebene der zwei Frühlinge" heißt. Das Wasser eines der sie durchrieselnden Bäche riecht nach Schwefel und ist durch eine bemerkenswerte Eigenschaft ausgezeichnet. Während nämlich anderwärts im Tigristhale Einheimische wie Fremde im Gesicht von großen schmerzhaften Geschwüren befallen werden, die erst nach Jahresfrist wieder verschwinden und unvertilgbare Narben zurücklassen, bleiben jene, die von diesem Wasser trinken, meistens verschont oder werden doch rasch geheilt.

Trotz der großen Vorteile, die diese Lage augenscheinlich darbot, hatten dennoch sämtliche dreihundertfünfzig Fürsten, die vor ihm auf dem Throne Assyriens gesessen hatten, es unterlassen, Nutzen daraus zu ziehen; erst der besser beratene Sargon faßte den Entschluß, hier seine Residenz zu gründen und unterwarf daher mit einem Schlage sämtliche Bewohner einem Enteignungsverfahren. Die Einen erhielten in Silber und Kupfer den Wert ihrer Grundstücke ausbezahlt, wie dieser im Kaufvertrag ausbedungen worden war. Andere, welche Grund und Boden dem Metallwerte vorzogen, erhielten im Austausch ihres Erbbesitzes anderweitige Ländereien von gleichem Wert. Hierbei mußten indes alle Verhandlungen mit großer Behutsamkeit gepflogen werden, um nicht etwa zu einer gerechten Klage Veranlassung zu geben, denn wenn auch nur einem einzigen der früheren Besitzer ein Unrecht zugefügt worden wäre, hätten seine Verwünschungen der neuen Stadt Unheil gebracht.

Die Gründung einer Stadt ist eine heilige Handlung, bei der sämtliche Vorgänge mit weitläufigen und verwickelten Gebräuchen

---

*) Der Chusur, jetzt Chôsser genannt, ergießt sich bei Mossul in den Tigris; die Berge von Musri bilden die Gebirgskette, zu der der Djebel-Mahlub gehört.

verbunden sind. Es genügt nicht die Umfassungslinie zu ziehen, Straßenzüge anzudeuten, Märkte zu eröffnen und auf gut Glück hin mehreren tausend Familien Unterkommen zu schaffen, sondern es müssen, wenn die Stadt Bestand haben soll, innerhalb ihrer Mauern neben den Menschen auch die Götter wohnen und willens sein in der Stadt zu bleiben und die Sterblichen zu beschützen. Daher beriet sich Sargon in frommer Weise, bevor er nur auch das Geringste unternahm, mit Eâ, dem König der Götter, und seiner Schwester Damku. Er begab sich in den Tempel der Ischtar (Istar), der Herrin von Ninive, und erflehte im Heiligtum aufrechtstehend den Segen der Göttin für sein Werk. Die Bitte fand Gnade vor ihr: sie befahl den sofortigen Beginn der Arbeit und im Vertrauen auf ihr niemals täuschendes Versprechen brachte der König alsbald Arbeiter und Baumaterial zur Stelle.

Die Stadt sollte, auf Grund eines regelmäßigen Planes erbaut, ein fast vollkommenes Viereck bilden und eine Fläche von ungefähr dreihundert Hektaren bedecken. Die Winkel des Vierecks wurden genau nach den vier Himmelsrichtungen gerichtet und die Seiten desselben durch eine 24 m breite Steinbank vorgezeichnet, für welche man Kalksteinblöcke aus dem nahen Gebirge herbeigeschleppt hatte. Zur besonderen Weihe der Unterbauten und behufs Fernhaltung aller schädlichen Einflüsse warf man Figürchen aus gebranntem Thon, welche die großen Götter des Landes darstellten, oder mit Inschriften bedeckte Cylinder und verschieden gestaltete Amulette, besonders an den für die Stadtthore vorgesehenen Plätzen, in dieselben.

Die assyrischen Bauleiter, als ergebene Zöglinge der alten chaldäischen Meister, verwendeten nicht gern Bruchsteine; sobald daher das Mauerwerk eine Höhe von beiläufig 1 m 10 cm erreicht hatte, führten sie den übrigen Teil bis zur Krönung in Ziegeln aus.

Der zu öffentlichen Bauten bestimmte Ziegel gilt sozusagen als heilig; er darf nicht zu jeder beliebigen Zeit hergestellt werden. Man fertigt ihn unter dem Schutze eines besonderen Gottes — des Sivân, des Oberherrn der Gründungen — und auch nur in dem

nach ihm benannten Monat. In den ersten Tagen des Sivân (Mai — Juni) bezog demzufolge der König mit zahlreichem Gefolge in der Ebene bei Magganubba ein Lager. Ein Altar wurde errichtet, auf dem er das Feuer entzündete, dann goß er ein Trankopfer in das geweihte Kupfergefäß, gab Befehl zum Schlachten des Opferstieres und betete mit erhobenen Händen zu Sivân und seinem Vater Bel, dem Erbauer des Weltalls, daß sie gnädig die Leitung der Arbeit übernehmen möchten (Fig. 111).

Nun entnahm man Thon vom Platze, befreite ihn von den darin enthaltenen Steinchen, mischte ihn mit gehacktem Stroh und Wasser und knetete ihn mit den Füßen; den hieraus geformten Ziegel



Fig. 111. Das königliche Opfer.

ließ man an der Sonne trocknen. Ein solcher Ziegel ist nahezu viereckig, etwa 40 cm breit, manchmal 5, manchmal 10 cm dick und auf der Oberseite mit dem Namen und Titel des Königs, unter dem er angefertigt wurde, gestempelt. Zwei Monate später, im Abu, begannen die Bauarbeiten, welche sechs Jahre lang andauerten und erst beendigt wurden, als Sargon von seinem armenischen Feldzuge zurückkehrte. Leider genoß er nicht lange das Vergnügen, in der Stadt, die seinen Namen trug und in der alles von seiner Größe sprach, zu weilen, denn kurz nach ihrer Einweihung starb er, auf Anstiften oder vielleicht gar durch die Hand seines Sohnes Sennacherib (Sanherib) ermordet.

Dur-Scharrukîn,*) durch eine Laune ihres Gründers zur

*) Scharrukîn ist die richtige Lesung des Namens Sargon. Ich habe aber überall, außer in dem Namen der Stadt, die Form Sargon beibehalten.

Hauptstadt erhoben, ist heute nur noch eine der zahlreichen Residenzen des Königs von Assyrien, von der man für gewöhnlich als von einer toten oder wenigstens eingeschlafenen Stadt mit öden Gassen, wenig besuchten Märkten, geringer und lässiger Bevölkerung sprechen darf.

Ein- oder zweimal im Jahre erwacht sie, ihre Paläste thun sich auf, die öffentlichen Plätze beleben sich und lautes Treiben erfüllt sie wieder: das ist zu der Zeit, wenn der von dem Lärm in Ninive ermüdete Assurbanipal mit seinem Harem und dem ganzen Hofstaat eintrifft.

Die Straße, welche nach Dur-Scharrukîn führt, überschreitet den Chusur beim Hinaustreten aus Ninive und folgt fast immer dem linken Flußufer. Wie alle Assyrien durchziehenden Landstraßen ist auch sie gepflastert, hat eine Breite von zwölf Metern und zeigt in unregelmäßigen Abständen Marksteine, welche die zurückgelegten Entfernungen angeben. Nach zahlreichen Windungen endigt sie am Ischtarthore auf der Südwestseite der Stadt. Die Verteidigungswerke von Dur-Scharrukîn sind noch heute ganz dieselben, wie Sargon sie verlassen hat. Die Umfassungsmauer läuft gerade in der Ebene fort. Alle 27 m weit, ist sie durch viereckige, mit Zinnen versehene Türme verstärkt, die um 4 m über den Festungswall vorspringen. Vom Boden aus gemessen, beträgt die Höhe der Mauer 20 m, und der Rundgang, der sie krönt, ist so breit, daß sieben Wagen, ohne sich zu berühren, nebeneinander darauf hinsausen könnten.

Der ganze Bau ist eigentlich nur ein einziger fester Erdklotz: die Ziegel, die ohne Mörtel und ohne Bindemittel in einer Bettung liegen, kitteten sich in noch feuchtem Zustand derartig zusammen, daß sie wie eine einheitliche Masse erscheinen und es keiner noch so starken Kriegsmaschine gelingt, darin die zum Ansturm nötige Bresche zu eröffnen. Die Thore, deren die Stadt acht zählt und zwar zwei auf jeder Seite, befinden sich jeweils zwischen zwei Türmen, deren Entfernung von einander nicht breiter ist als der Eingang selbst; sie sind den Ortsgottheiten geweiht und

tragen auch deren Namen, wie Belthor, Beltisthor, Anuthor, Ischtarthor. Gegen die Feldmark sind sie durch ein Kastell gedeckt, dessen Ecken durch einen niederen, 12 m breiten Turm verteidigt werden (Fig. 112). Fünf dieser Thore sind für Menschen, wie für Tiere zugänglich. Durch dieselben treiben des Morgens Bauern ihr Vieh oder fahren ihre schwer mit Gemüsen und Früchten beladenen Karren. Dabei kommen sie erst an der

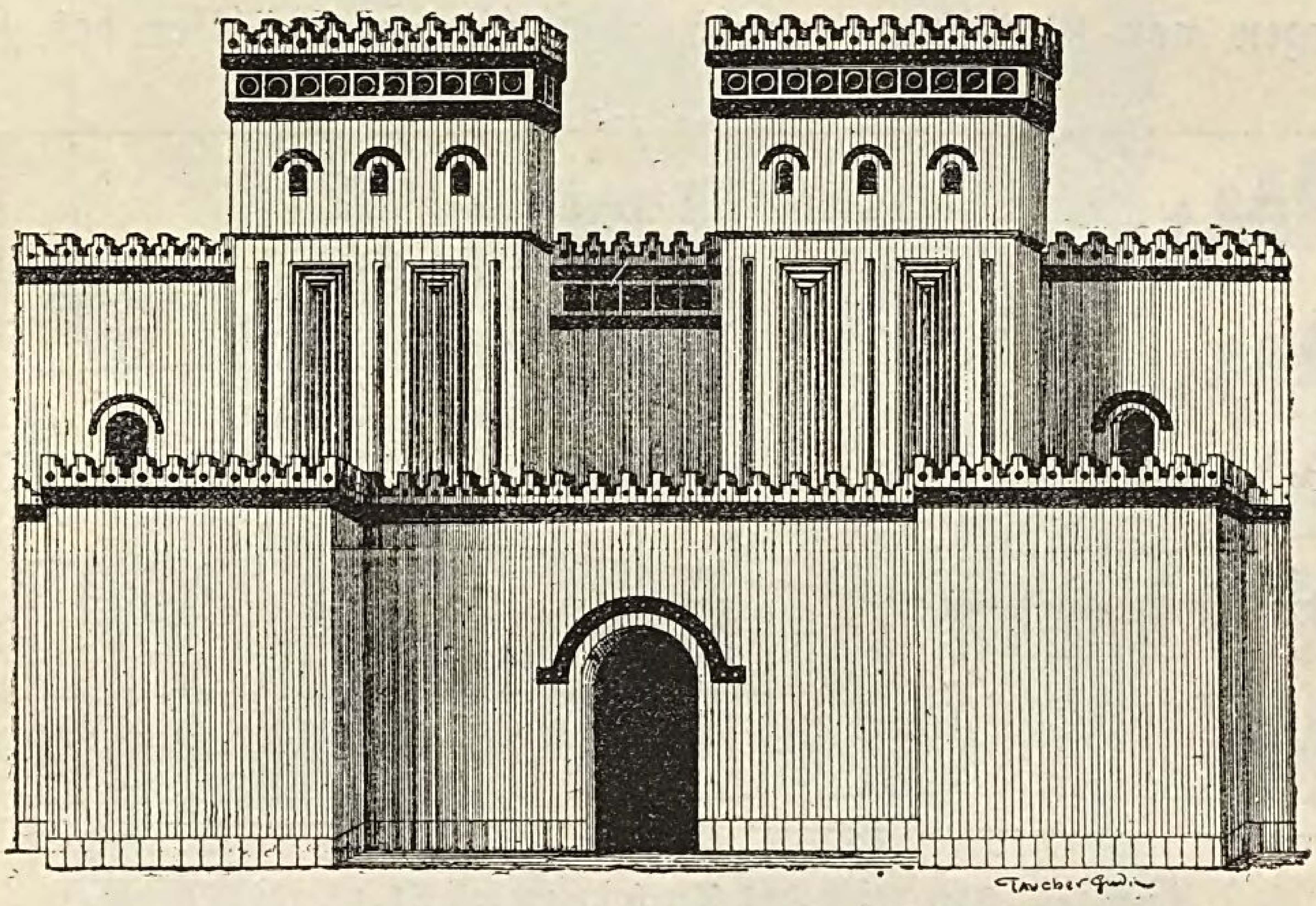


Fig. 112. Eines der Thore von Dur-Scharrukin (nach Place).

Außenwache vorüber, dann überschreiten sie einen großen gepflasterten Hof, dann gelangen sie zwischen beiden Türmen in einen gewölbten, 47 m langen Gang, der in fast gleichen Abständen von zwei querlaufenden Stollen durchschnitten wird. Die drei übrigen Thore sind ganz eigentümlich angelegt. Eine vorn am Hofe befindliche Treppe von elf Stufen verwehrt Tieren und Fuhrwerk jegliche Annäherung. Zwei riesige Stiere mit Menschenköpfen erheben sich am Eingang; Gesicht und Brust nach außen gewendet, den Körper gegen die Innenwand gestellt, hat es den Anschein, als ob sie hier den Feind in Gesellschaft zweier

geflügelter Genien, die sich hinter ihnen verbergen, erwarteten. Das Bogengewölbe, welches von einer Figur zur anderen führt, wobei es sich auf ihre Kronen stützt, ist mit einer Einfassung aus emaillierten Ziegeln verziert, in der andere sich paarweise gegenüberstehende Genien sich über eine vielfarbige Rosette hinüber einen Tannenzapfen reichen.

Diese Steinungeheuer auf ihren bestimmten Platz zu bringen war keine kleine Arbeit. Die Felsblöcke dazu mußten in den Bergen von Kurdistan gesucht, und bis an die Ufer des Zâb

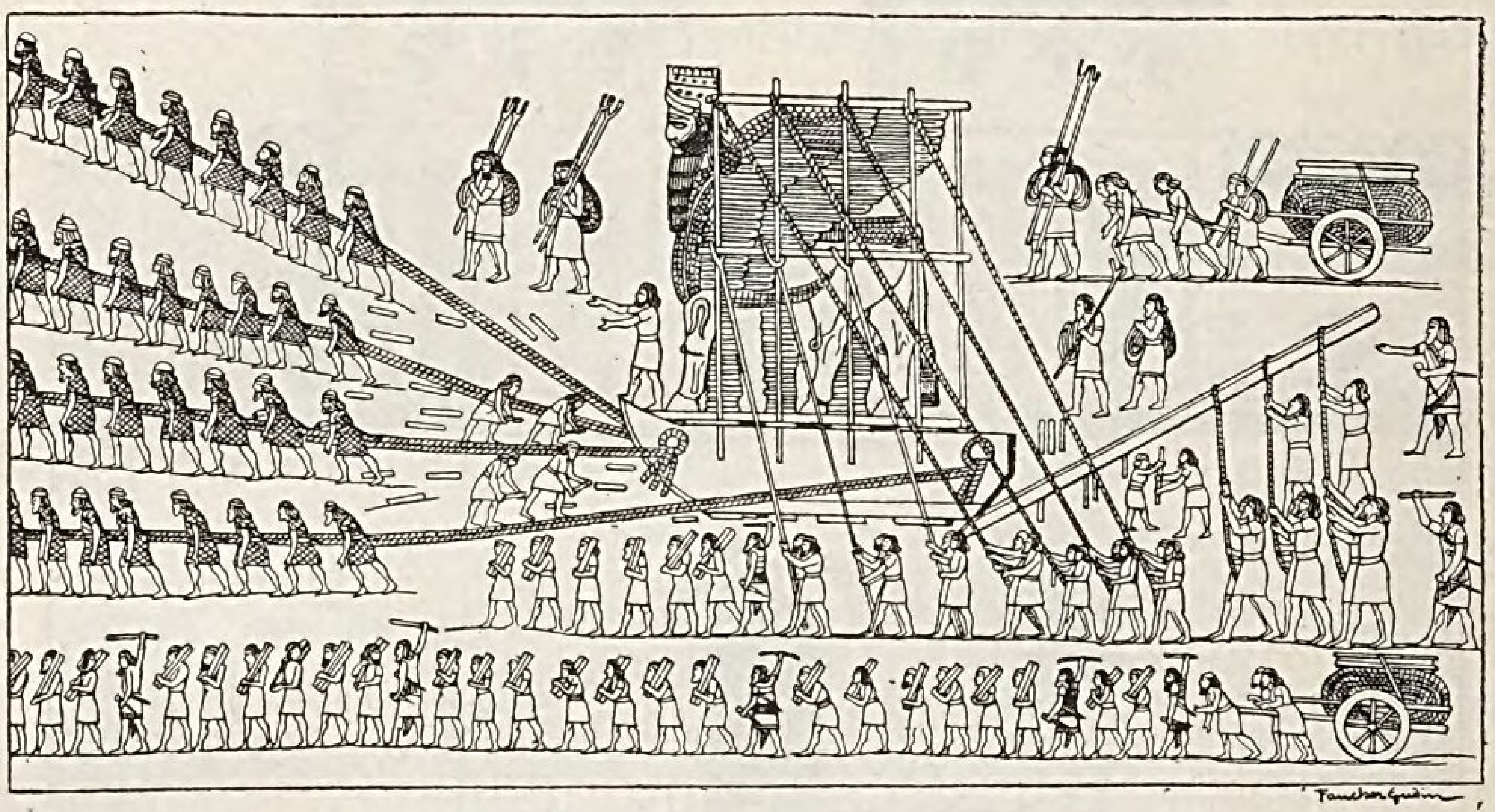


Fig. 113. Das Fortbringen des Stiers.

herabgeschleppt werden. Zuerst wurden sie roh zugehauen, damit sie an Gewicht verlieren sollten, alsdann auf Schlitten geladen, welche Scharen fremder Kriegsgefangener an daran befestigten Stricken ziehen mußten, dann wurden sie unter Anwendung von Hebeln auf die vorbereiteten Sockel gesetzt, wo ihnen Bildhauer schließlich die Vollendung gaben (Fig. 113). Jetzt sind sie die geheimnisvollen Wächter der Stadt, die nicht allein Angriffe seitens der Menschen, sondern auch das Eindringen böser Geister und verheerender Krankheiten von ihr fernhalten (Fig. 114). Täglich sieht man alte Leute oder Müßiggänger sich zu ihren Füßen versammeln; sitzend und stehend, verhandeln sie hier häusliche oder

staatliche Angelegenheiten, woran sie niemand stört. Zur Winterszeit scheint die Sonne vorn in den Vorhof, während es im Sommer unter den Gewölben kühl ist. Zuweilen kommt auch der Richter des Stadtviertels, um daselbst Verhandlungen zu pflegen und Urteile zu fällen; ebenso Kaufleute, die ihren Handel besprechen

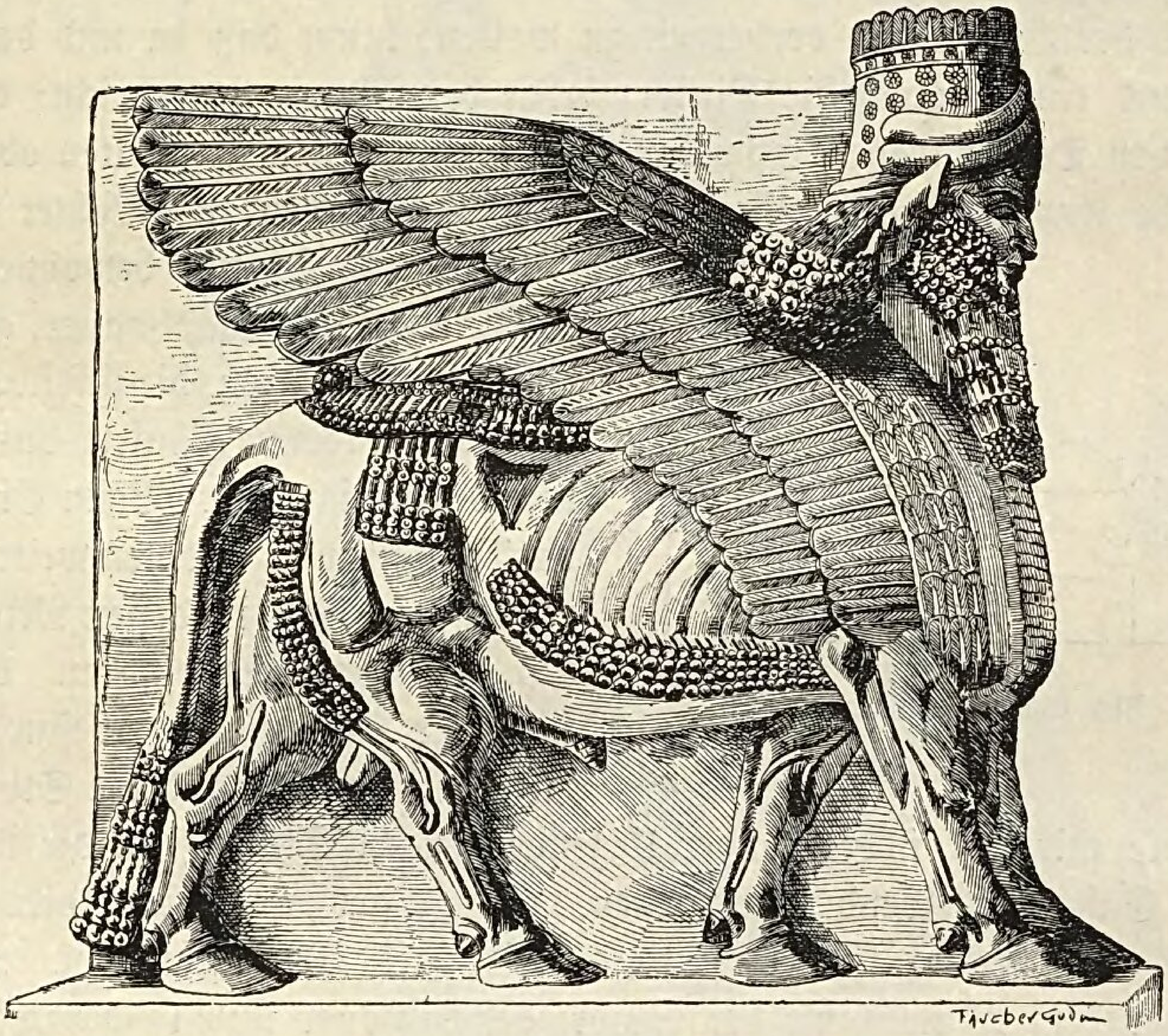


Fig. 114. Ein geflügelter Stier.

und ihre Geschäfte abschließen, oder gut unterrichtete Politiker, welche sich gegenseitig die letzten Nachrichten aus dem Auslande mitteilen: daß der Statthalter von Ägypten Psamitiku (Psammetich), Sohn des Neko (Necho) aus Memphis eine assyrische Garnison vertrieben hat, oder daß die Kimmerer Sardes einäscherten und Gyges den Lydier töteten.

Dur-Scharrukîn, das beinahe auf einmal, wie aus einem Guß entstand, besitzt keine der in alten Städten stets auffallenden

14*

Unregelmäßigkeiten. Die Gassen, welche von den Thoren in das Innere der Stadt führen, behalten dieselbe Breite wie die Straßenzüge, deren Fortsetzung sie bilden; sämtliche sind wie jene gepflastert und entbehren der Fußsteige und Trottoirs; sie kreuzen sich im rechten Winkel. Die daran stoßenden Häuser sind oft nur einstöckig, und ihre schmalen, hohen Thüren scheinen sich in einer Ecke der Vorderseite verbergen zu wollen; kaum daß da und dort irgend ein Guckloch die Einförmigkeit der Mauer unterbricht; die flachen Dächer tragen entweder konisch zulaufende Aufbauten oder halbe Kuppeln, deren offene Wölbung nach Innen zu gerichtet ist (Fig. 115). Fremde bewohnen, in der Nähe der Stadtmauer, geräumige Herbergen, die sich übrigens von anderen Häusern durch nichts unterscheiden. Beim Eintritt kommt man in einen weiten, rechteckigen Hof, in dessen Mitte sich ein von Sykomoren beschatteter Brunnen befindet. Ringsum erheben sich die Stockwerke mit den übereinander liegenden engen Stuben, in die sich die Gäste am Abend zurückziehen. Einige größere Räume dienen teils als Ställe für Saumtiere, teils als Warenschuppen. Je näher dem Mittelpunkt der Stadt, desto schöner und reicher werden die Häuser, desto lebhafter ist der Verkehr, desto größer das Gemisch von Fußgängern und vornehmen Wagen.

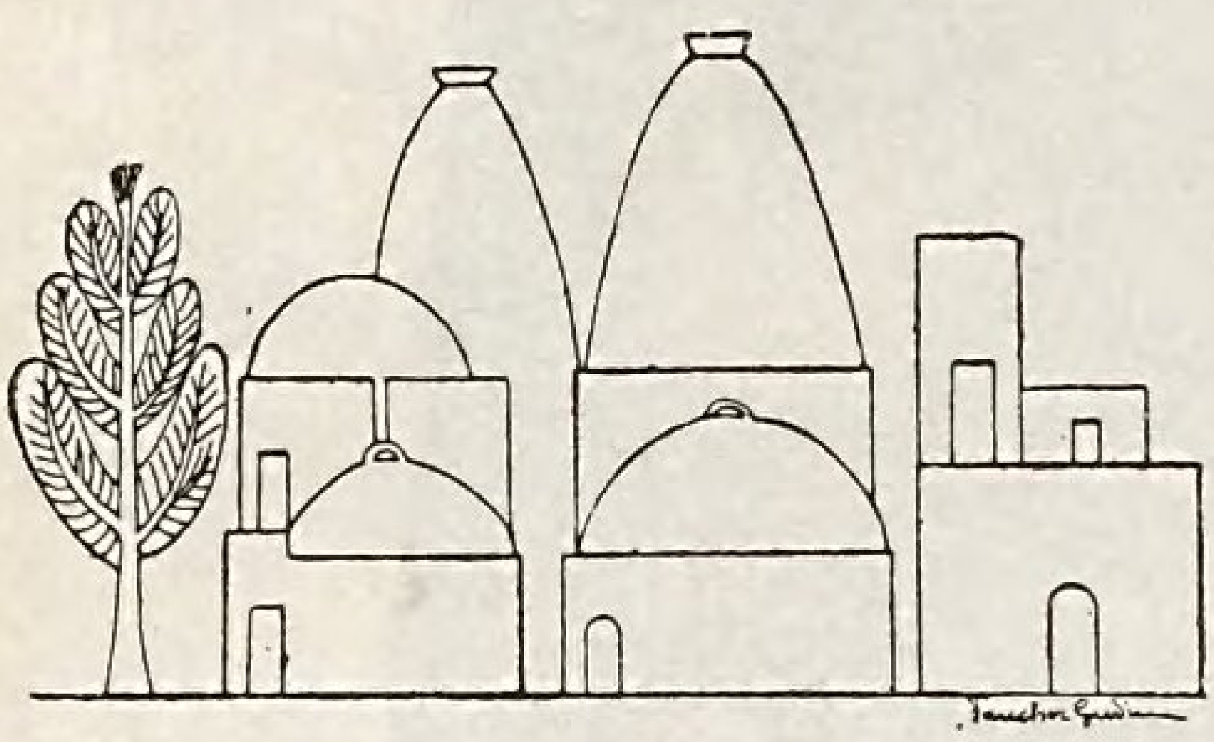


Fig. 115. Assyrische Häuser.

Das niedere Volk und die Bürgerschaft zeigen, was Abstammung und Gesichtsbildung anbetrifft, wesentliche Verschiedenheit. Assyrische Eroberer waren von jeher als gewaltige Durchrüttler der Völker bekannt, ja sie setzten einen gewissen Stolz darein, die verschiedenen Stämme ähnlich wie Bäume zu verpflanzen; die Stämme des Nordens in den Süden und hinwieder die Menschen aus den westlichen in die östlichen Länder zu verschicken.

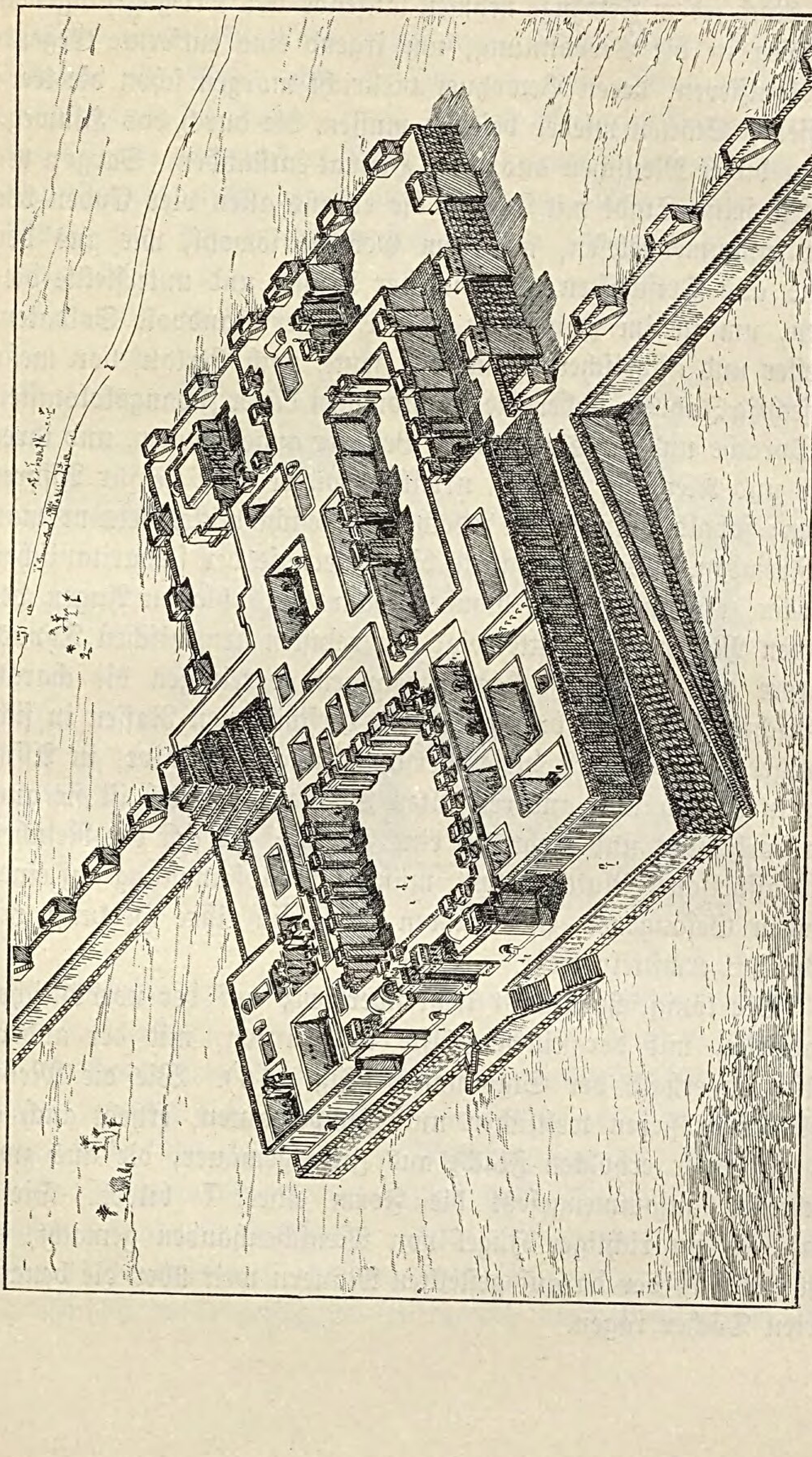


Fig. 116. Der königliche Palast zu Dur-Scharrukîn (nach Perrot und Chipiez).

Nach jedem Feldzuge nehmen tausende von Kriegsgefangenen den Weg in die Verbannung, um irgend eine entfernte Gegend zu kolonisieren, deren Bewohner vielleicht morgen schon die leergelassenen Stätten wieder besetzen müssen, die durch das Hinwegführen dieser Menschen aus ihrer Heimat entstanden. Sargon bevölkerte seine Stadt mit Leuten, die er aus allen vier Enden der Welt zusammengelesen, aus dem Gebirge sowohl, wie aus der Ebene, aus Ortschaften, wie aus der Wüste, und unterstellte dieselben, um sie im Zaume zu halten, einer Handvoll Soldaten, Priester und assyrischer Beamten. Heute, nach Verlauf von mehr als sechzig Jahren, haben die Nachkommen dieser Zwangskolonisten die Sprache und die Sitten ihrer Besieger angenommen, und ihrer Rede und Kleidung nach zu urteilen, würde man sie für Assyrer halten; sobald man ihnen jedoch ins Gesicht blickt, erkennt man die Fremden. Dieser bewahrte die Adlernase der samaritanischen Hebräer, ein anderer die blonden Haare und blauen Augen der arischen Meder, der dritte zeigt den reinsten armenischen Typus; mehrere aus Mischehen hervorgegangene vereinigen die charakteristischen Züge von drei oder vier verschiedenen Rassen in sich. Weniger auffallend ist diese Verschmelzung in Ninive, in Assur oder in Kalach und anderen alten Städten, dennoch ist sie auch dort vorhanden und mehr als eine Familie, die sich der Reinheit ihres assyrischen Blutes rühmt, müßte ihre Abstammung auf einen fremden Gefangenen zurückführen, falls sich ihre Herkunft mit Sicherheit ermitteln ließe.

Der königliche Palast liegt überkreuz auf der nordöstlichen Stadtseite, mit der einen Hälfte im Innern, mit der andern Hälfte außerhalb der Stadtmauer (Fig. 116). Wie die Mehrzahl der größeren weltlichen und Tempelbauten, erhebt auch er sich auf einer erhöhten Fläche aus Ziegelgemäuer, die aus zwei Rechtecken zusammengesetzt die Form eines T bildet. Dieser Platz, — ein richtiger Hügel von Menschenhänden gemacht, — läßt den Fuß der darauf gestellten Mauern weit über die benachbarten Dächer ragen.

Zugänglich ist er nur von der Stadtseite her; für Fußgänger vermittelst einer zweiarmigen Treppe vorn am offenen Platze, für Reiter und Wagen auf einer sanft ansteigenden Rampe, die sich rechter Hand an das Mauerwerk lehnt und an der Ostseite ausmündet. Oben angekommen steht man vor hohen kannelierten, weiß beworfenen Mauern. Der König hat hier seinen Sitz wie in einem Turm, von dem aus er die ganze

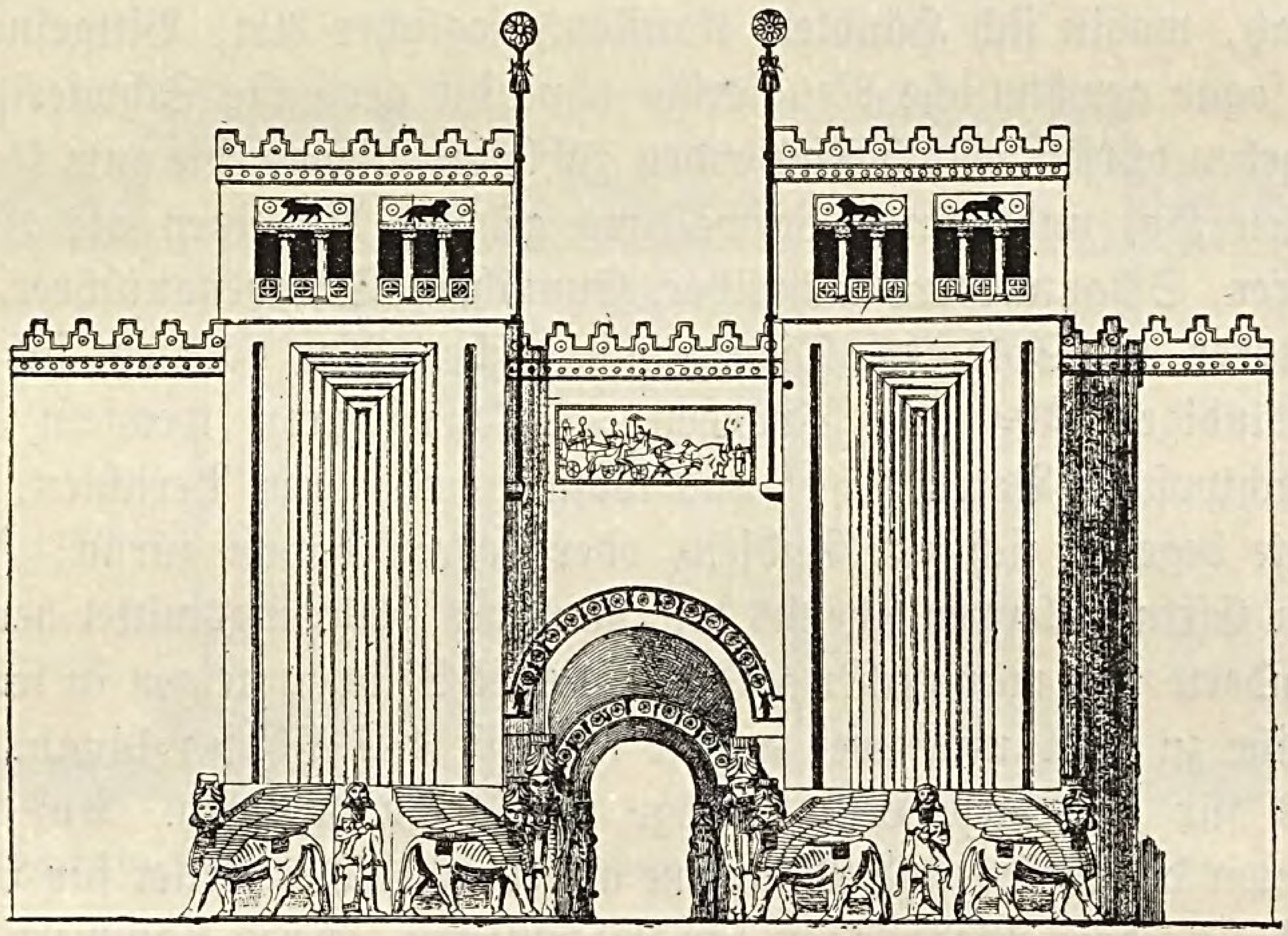


Fig. 117. Siegesthor am Eingang zum Palast (nach Place).

Gegend beherrscht, und wo er sich noch lange halten könnte, wenn das übrige Land schon in den Händen des Feindes wäre. Die beiden Hauptthore stehen in Verbindung mit zwei Zugangswegen, von denen der eine, nordöstliche, geradeaus zur königlichen Wohnung führt, der andere, in der Richtung nach der Stadt, auf die große Doppeltreppe mündet. Zwei hohe Masten mit der königlichen Standarte bezeichnen schon von weitem den Eingang (Fig. 117). Dieser ist zwischen zwei Thürmen eingeschoben, deren Erdgeschoß durch geflügelte Stiere und durch Genien mit Men-

schengesichtern verziert ist. Zwei noch riesigere Stiere stehen rechts und links der Thoröffnung, deren Wölbung ein Band aus glasierten Ziegeln bezeichnet; darüber zeigt dicht unter den Mauerzacken ein glasiertes Bild Sargon in seiner vollen Herrlichkeit.

Der Durchgang durch diese Art von Triumphpforte ist nur dem Herrscher gestattet, während zwei andere, weniger reich geschmückte Seitenöffnungen dem Volke zum Einlaß dienen. Der weite Hof, zu welchem die bezeichneten Thore führen, gilt noch als öffentlicher Platz, wohin sich Händler, Kaufleute jeglicher Art, Bittgesucher, ja sogar gewöhnliche Neugierige ohne die geringste Schwierigkeit begeben dürfen. Nach Tausenden zählt die Menge, die zum königlichen Hof und seiner Verwaltung gehört, die einen als Kämmerer, Schatzmeister, Schreiber, Eunuchen, Truppenanführer, die anderen als Soldaten, Diener und Köche. Hier vollzieht sich ein beständiges Ab- und Zugehen. Söldnerscharen wechseln ihre Wachtposten, Boten gehen und kommen mit ihren Berichten, Beamte begeben sich zur Audienz oder kehren davon zurück; Züge von Eseln schleppen abends wie morgens Nahrungsmittel herbei; hunderte von männlichen und weiblichen Sklaven steigen in langer Reihe zu zwei und zwei an die Zuflüsse des Chusur hinab, um das für alle diese Leute nötige Wasser zu schöpfen. Auf drei Seiten des Hofes sind Magazine angebracht: hier Keller für Wein und Öl, dort Niederlagen für Eisenwaffen, ferner Kammern für Kupfer, für Edelmetalle und kostbare Steine, wie für den Schatz des Königs, in dem die Beute besiegter Völkerschaften oder die regelmäßigen Abgaben seiner Unterthanen aufgestapelt werden. Die Küchen liegen neben der Bäckerei, die Ställe für Pferde und Kamele neben den Wagenschuppen, die Aborte in einem verborgenen Winkel. Weiterhin in den Gebäuden der Südecke haust die ganze Dienerschaft bunt durcheinander; jede Familie in kleinen dunkeln Gelassen, alle werden vom König gekleidet und genährt; es sind dies die Diensträume des Palastes. Eine kleine Pforte nahe der Südecke des Hofraums führt zum Harem. Die Assyrerinnen aus dem Volke erfreuen sich einer fast unbeschränkten

Unabhängigkeit, sie schweifen barfuß mit unverhülltem Kopf und Gesicht in ihren langen wolligen Gewändern ganz nach Belieben umher. Ungehindert gehen sie auf die Märkte, besuchen ihre Freundinnen, erledigen ihre Geschäfte. Sie haben das Verfügungsrecht über ihr Vermögen, sind erbberechtigt, kaufen und verkaufen auf eigene Rechnung und geben Zeugnis vor Gericht; kurz, es fehlt nichts oder doch nur wenig an der Gleichstellung mit ihren Ehegatten. Frauen höherer Stände besitzen vor dem Gesetz die

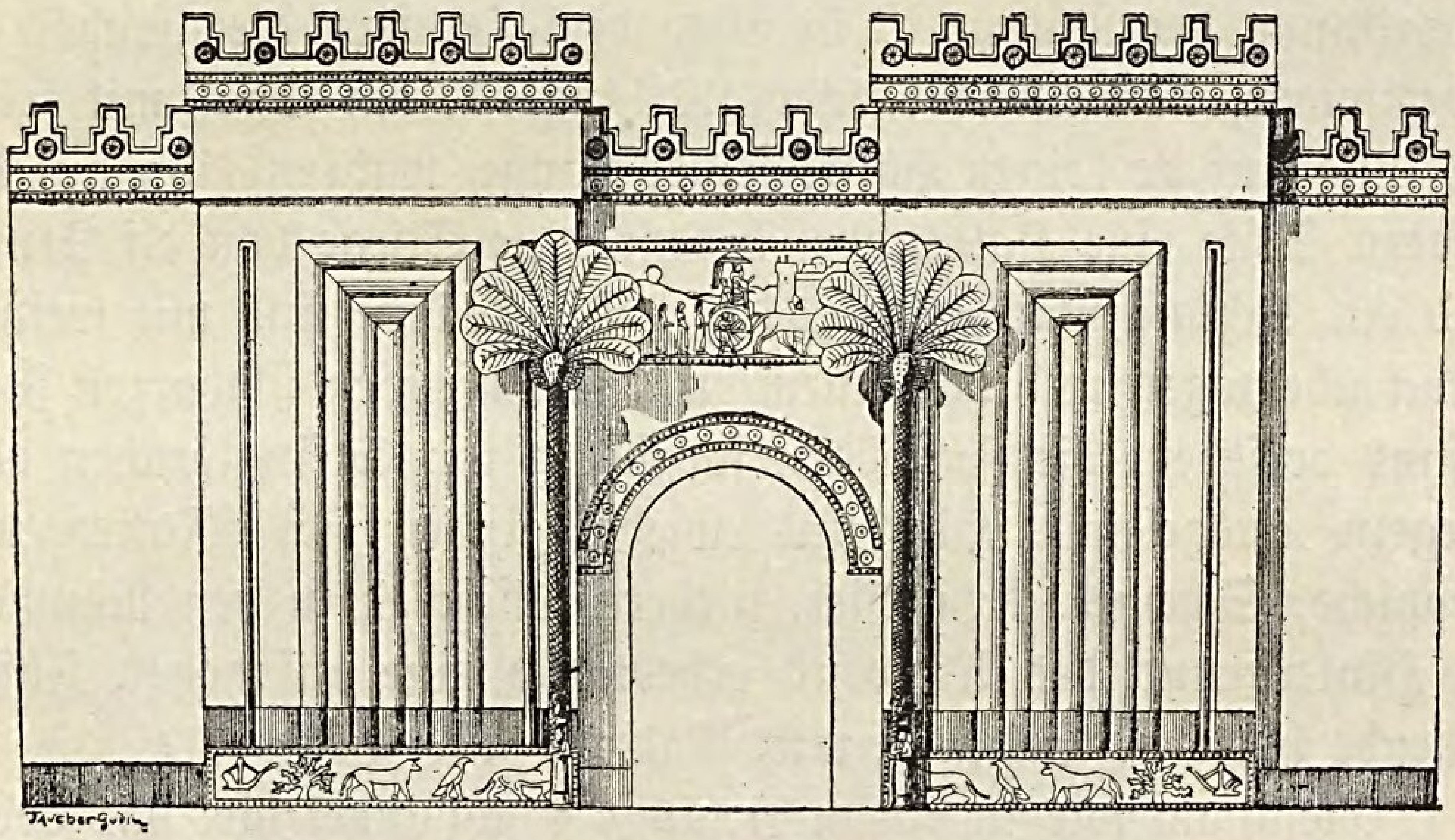


Fig. 118. Eine der Thüren des Harems zu Dur-Scharrukîn (nach Place).

nämlichen Rechte, doch im gewöhnlichen Leben bewilligt man ihnen nur geringe Freiheit. Wohl haben sie alle Pracht und alle Bequemlichkeit, die Reichtum verschaffen kann, aber sie müssen zu Hause bleiben. Gehen sie je einmal aus, so sind sie von einer solch dichten Schar von Dienerinnen, Eunuchen und Edelknaben umgeben, daß ihnen jeder freie Blick in die Außenwelt entzogen wird. Die Königinnen vollends sind Sklavinnen ihrer Würde und bleiben ihr ganzes Leben lang für fast alle unsichtbar, die nicht zu ihrer engsten Familie oder ihrer regelmäßigen Umgebung gehören.

Sargon hatte zur Zeit, als er seine Stadt gründete, drei rechtmäßige Frauen, für welche er je ein besonderes Gebäude bestimmte.

Sein Harem enthielt demnach drei Wohnungen, oder vielmehr drei Häuser. Das erste Haus liegt für sich allein in der Südecke, während die beiden anderen auf einen viereckigen Hof als gemeinschaftlichen Vorplatz zu gehen. Zwei mit glasierten Ziegeln verkleidete Mauerbänke laufen längs der Façaden hin. Zu beiden Seiten des Thores umrahmen vergoldete Bronzepalmen den Eingang. Die Palme ist bekanntlich das Sinnbild der Anmut und Fruchtbarkeit, darum könnte auch keine andere Zierde zur Ausschmückung eines Harems passender sein (Fig. 118). Die innere Anordnung der Räume ist in allen drei Häusern die gleiche: ein Vorzimmer, das etwas breiter als lang ist, ein Saal mit freier Lichtung auf der einen Hälfte seiner Länge, während ihn auf der andern Seite eine Halbkuppel bedeckt, eine Stiege von elf Stufen und ein Schlafgemach (Fig. 119). Die Wände sind mit weißem Stuck überzogen und mit einem rundumlaufenden schwarzen Fußgesims versehen; die Fußböden sorgfältig mit Steinplättchen oder Ziegeln ausgelegt. Hin und wieder finden sich Matten und Teppiche, Schemel, Armsessel, niedere Tischchen in den Räumen; im Hintergrund des Alkovens erhebt sich eine auf hohen Füßen stehende hölzerne Bettstelle mit Matratze und Decke.

Gleichsam wie in einem Gefängnis schwindet hier das Leben der Königinnen nach der Heirat dahin, unter Putz, Stickereien, Nadel- und Hausarbeiten, längeren Gesprächen mit ihren Sklavinnen und, natürlich, gegenseitigen Besuchen, oder Tanz und Gesangsfestlichkeiten, die sie sich bieten. Von Zeit zu Zeit verbringt der König einige Stunden in ihrem Kreis, ladet sie zur Tafel ein, oder fordert sie zum Spaziergang in den hängenden Gärten des Palastes auf.

Die Frauen der Fürsten und Großwürdenträger werden bisweilen zur Aufwartung zugelassen, doch geschieht dies nur sehr selten, aus Furcht, sie könnten zwischen den so streng im Gewahrsam gehaltenen und den außerhalb befindlichen Personen Vermittelungen anbahnen. Trotzdem spielen sich massenhaft Intriguen in dieser Einförmigkeit und scheinbaren Sitteneinfachheit ab.

Mehrere Gemahlinnen, die sich in die Zuneigung eines einzigen Gatten teilen müssen, können kaum wirkliche Freundschaft für einander empfinden. Das geringste Zeichen von Vorliebe, das der

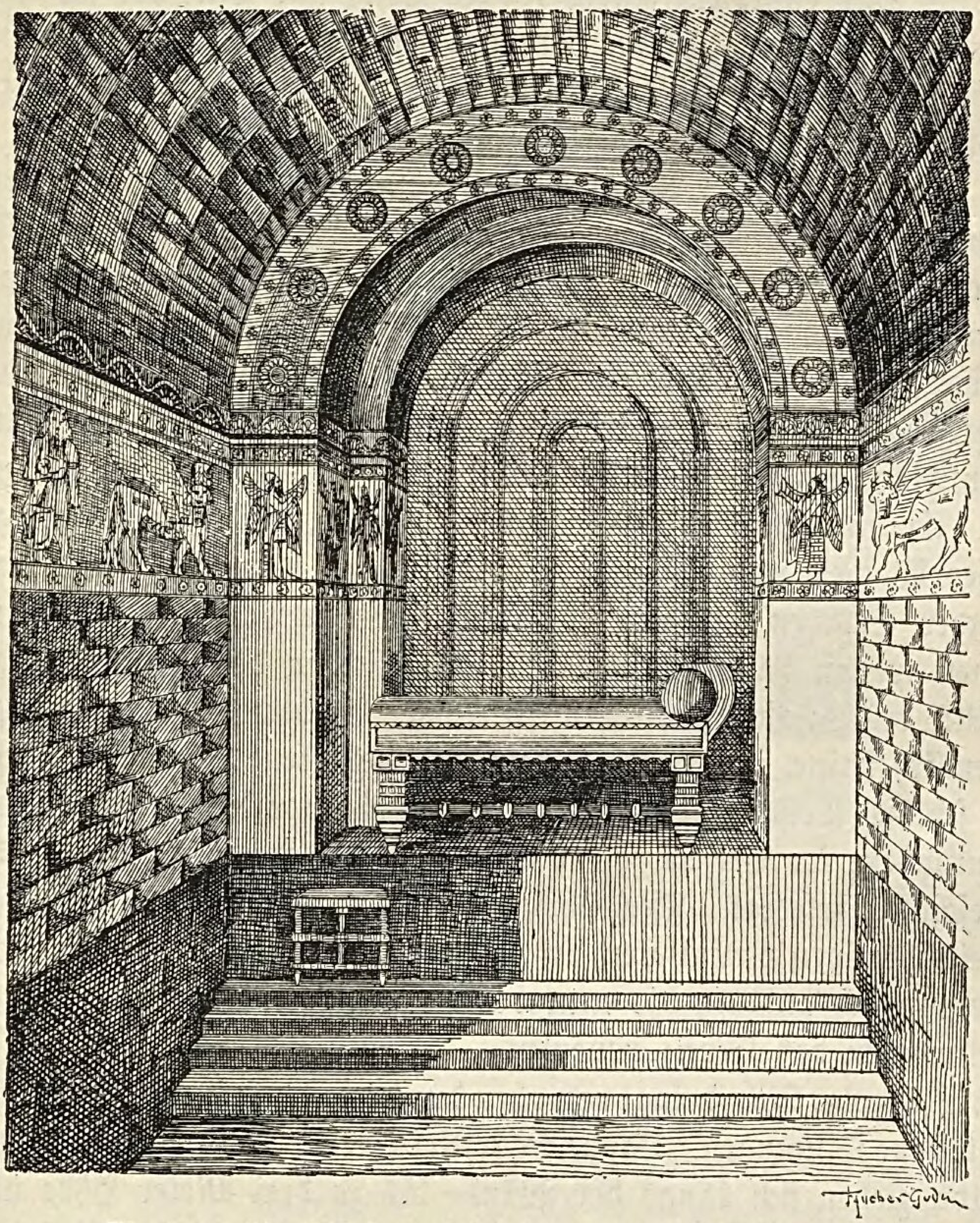


Fig. 119. Ein Schlafgemach des Harems zu Dur-Scharrukin.

Gebieter einer unter ihnen entgegenbringt, giebt sofort Anlaß zur Beunruhigung für die anderen Gefährtinnen; erhöhen sich vollends die Gunstbezeigungen, dann wird die Beunruhigung zur Eifer-

sucht und die Eifersucht verwandelt sich oft in tötlichen Haß. Die Mißachteten vergessen rasch des frühern Haders und verbinden sich gegen die Bevorzugte, Eunuchen mischen sich ein und der Kampf entbrennt; ein Kampf voller Trug und List, der mit dem Verbrechen endet. Einige Tropfen zu dem Zweck beigebrachtes Gift beseitigten häufig die Nebenbuhlerin, welche allzugroßen Einfluß auf den Geist des Herrschers zu gewinnen schien.

Die eigentliche Wohnung des Königs dreht dem Harem und dem großen Hof sozusagen den Rücken. Ihre Front richtet sich nach Südosten gegen den Punkt, bei dem die Auffahrtsrampe auf den Festungswall heraustritt. Der König gelangt vor die Thüre seiner Gemächer ohne vom Wagen oder Pferd zu steigen. Er setzt den Fuß erst zur Erde vor dem Hauptthor, das wie üblich von einer Schar geflügelter Stiere aus bemaltem Gips bewacht ist. Er durchschreitet den Eingang zwischen zwei Reihen regungsloser Wachen und tief gebückter, die Arme über der Brust kreuzender Sklaven, alsdann überquert er einen Vorplatz, geht durch einen weiten Flur und gelangt schließlich in den gerade in der Mitte des Palastes gelegenen Ehrenhof. Er bewohnt etwa zwanzig ziemlich kleine, in sehr einfachem Stil gehaltene Räume, in denen er schläft, speist, arbeitet, empfängt, und unter dem Schutze seiner Eunuchen, im Beisein seiner Schreiber die große Zahl laufender Geschäfte erledigt. Der übrige Teil der Gemächer besteht aus gleichförmigen Prunksälen, in denen die Menge der Höflinge und Veziere sich aufhält, die entweder Privataudienzen oder das Vorbeikommen des Herrn erwarten.

Mattes Licht dringt von oben durch runde, in der Wölbung eingelassene Öffnungen. Lange Basrelief-Streifen aus bunt bemaltem Gips ziehen sich längs der Wände bis zu drei Meter Höhe über dem Boden hin. Sie stellen Vorgänge aus dem Leben des Gründers des Palastes dar; wie Sargon stehend einen seiner Beamten empfängt, der ihm Geräte für Krieg oder Reise anbietet und wie jeder Gegenstand durch die Hände der Eunuchen vorübergetragen wird; Schalen und in Löwenrachen auslaufende Trinkhörner, ein auf

zwei Räder gestellter und wie ein kleiner Wagen angeschirrter Thron (Fig. 120), ein Lehnsessel, ein Eß- oder Opfertisch, ein Streitwagen, ein zweisitziges Ruhepolster, ein Dreifuß; zum Schluß erscheint noch der Mundschenk, der mit beiden Händen die Metallschale hält, in der er den Becher seines Königs, sobald er geleert ist, wäscht. Weiterhin sehen wir Sargon auf der Jagd, wie er die Gazelle oder den Löwen verfolgt; dann wieder, wie er an der Spitze seines Heeres über die syrischen Ebenen oder durch das armenische Gebirge einherreitet. Der Künstler gefiel sich in der Wiedergabe all der Einzelheiten, welche dem jeweiligen Land ein besonderes Gepräge verleihen. Hier sieht man einen mit Fichten und Cypressen bewachsenen Berg, dort eine mit Reben bepflanzte Gegend; die Gewässer der Flüsse müssen sich scheinbar auseinander schieben, um unseren Augen alles darin lebende Getier zu zeigen: die verschiedensten Arten von Fischen, Muscheln, Schildkröten, Krabben, bis zu den Aalen und den Fröschen an ihrem Ufer. Dabei überluden früher die Bildhauer ihre Werke mit langen Inschriften, welche über den Körper der Personen hinweg liefen und dieselben verunstalteten. Die neuere Schule ist weniger verschwenderisch mit Beschreibungen. Einige kurze, auf dem freien Raum eingegrabene Worte bezeichnen allenfalls noch den Gegenstand des Bildes, oder die Einzelnheiten jeder Handlung, aber die langen Texte sind auf die Rückseite der Gipsplatten verwiesen und mit ihrer Schriftseite der Mauer zugekehrt.



Fig. 120. Der bewegliche Thronsessel des Königs wird von zwei Männern getragen.

Das assyrische Reich ist schon alt genug, um die Gefahren, denen selbst die bestgebauten Paläste unterworfen sind, zu kennen.

So fest auch das Werk und so mächtig auch die Dynastie zu sein scheint, es kommt doch notwendigerweise der Tag, an dem neue Städte und neue Königreiche die alten Städte und Königreiche ersetzen werden. Wenn einst für Dur-Scharrukîn die Zeit der Verlassenheit naht, wenn seine Prunkhallen verödet und seine Mauern gestürzt sein werden, dann werden die verborgenen Inschriften ans Tageslicht treten, um künftigen Geschlechtern ihre Geschichte zu erzählen und der Name Sargon wird aus den Trümmern der Stadt, die er gründete, nur noch ruhmreicher hervorgehen. Die Götter hat man auch im Palaste nicht vergessen; sie thronen im Nordosten der Plattform zwischen dem Harem und der königlichen Wohnung, in der Nähe der fürstlichen Gärten. Man bestimmte ihnen einen unregelmäßigen Bau, dessen Zimmer sich übrigens in nichts von den anderwärts vorhandenen unterscheiden: hier wie dort weißgekalkte Wände mit schwarzem Fußgesims und einigen Arabesken, Tiere und sinnbildliche Schutzgötter darstellenden Fresken. In beinahe derselben strengen Abgeschiedenheit, wie die Frauen, verbringen allda Priester und geweihte Sklaven ihre Tage mit Erforschung göttlicher Geheimnisse und Ausübung des Gottesdienstes.

Der König von Assyrien ist nicht wie Pharao in Ägypten der direkte Nachkomme eines Gottes; er ist Mensch, von einem menschlichen Vater erzeugt und so weit zurück er auch seine Abstammung verfolgen mag, immer begegnet er nur Menschen, wie er selbst einer ist. Nichtsdestoweniger ist er aber das Oberhaupt der Landes-Religionen, er opfert im Namen des Volkes, steht feierlichen Festen vor, betritt allein das Heiligtum, sieht die Götter von Angesicht zu Angesicht und redet mit ihnen.

Er unternimmt nichts, ohne sie vorher zu befragen, beginnt keinen Krieg, falls sie ihn nicht durch günstige Orakel dazu ermutigen, erhebt für sie den Zehnten aus der, dem besiegten Feinde abgenommenen Beute, und diese Erkenntlichkeit, die er ihnen im Austausch für ihren Schutz zollt, überträgt er auch auf ihre Priester.

Immerhin macht ihn seine Frömmigkeit dem Priesterstande gegenüber nicht so blind, daß er ihnen einen überwiegenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gewährte. Man weiß, wie Pharao genötigt war, sich vor den Oberpriestern des thebanischen Amon zu beugen und nur mühsam seine Krone behauptete; nie dagegen hat ein ninivitischer Monarch sein Haupt vor der Geistlichkeit des Schamasch oder Assur gesenkt.

Die Abkömmlinge Sargons empfinden eine ganz besondere Verehrung für die Königin Ischtar, die Herrin von Ninive und Arbela. Assarhaddon nannte sie seine Herrin und sah sie im Kampfe vor sich, wie sie den Feind angriff. Assurbanipal ruft sie, nur sie, und keine andere Gottheit bei den allerfeierlichsten Anlässen an. Die hohe Verehrung, die er ihr erweist, bereichert allerdings ihre Priester, aber er fühlt keinerlei Neigung, dieselben an der Regierung teil nehmen zu lassen. Deshalb auch, während man in Ägypten die Tempel gleichsam für die Ewigkeit in Granit, in Kalk oder behauenem Sandstein baute, dagegen Paläste nur aus leichtem Material, welches dem Wandel der Jahre nicht zu trotzen vermochte, behauptet in Assyrien der Palast durch die Größe seiner Anlage und die Schönheit der Verzierungen den Vorrang vor dem Tempel. Der König, seine Beamten, seine Frauen, seine Schatzkammern nehmen mehr als drei Vierteile der ganzen Plattform ein, wogegen die Priester gleichsam auf einen Winkel am äußersten Ende der königlichen Burg beschränkt sind.

Freilich nur die Priester, aber nicht die Götter. Ebenso hoch als sich die mit Zinnen versehenen Terrassen des Palastes über dem Stadtpflaster erheben, ebenso hoch und noch höher ragt die Spitze ihres Tempels über die Mauerzacken des Palastes empor.

Eine alte, allen Völkerschaften des Euphratthales wohlbekannte, von den Juden Jerusalems in ihren heiligen Schriften verzeichnete Sage erzählt, daß nach der Sündflut, in der die Menschheit umkam, im Lande Schumir die Leute zu einander sagten: „Wohlan, laßt uns Ziegel formen und sie im Ofen brennen“, und sie gebrauchten die Ziegel als Steine und Erdpech als Mörtel. Und wieder sprachen

sie: „Wohlan, laßt uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis zum Himmel reicht.“ Aber die Götter erschraken ob dieser Kühnheit, verwirrten ihre Sprache und zerstreuten die Menschen über die ganze Erdoberfläche. Der Turm ward nie

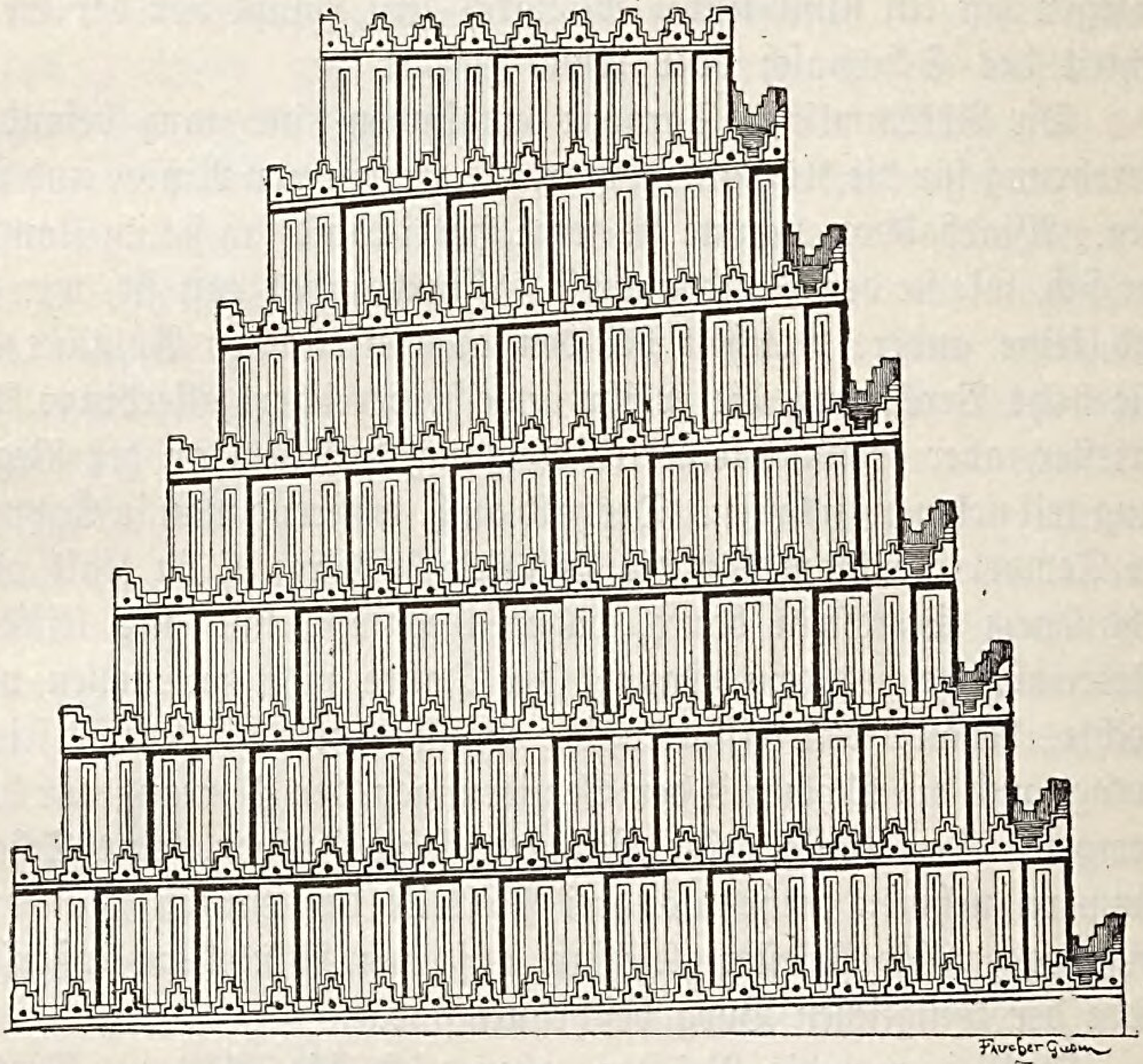


Fig. 121. Der Stufenturm von Dur-Scharrukîn (nach Place).

vollendet und viele behaupten, der große Tempel des Bel zu Babylon sei ein Überrest desselben.

Die ersten chaldäischen Baukünstler suchten, im Gegensatz zu den ägyptischen Bauleitern, die Größe ihrer Heiligtümer nicht in der Entwickelung wagerechter Linien, sondern sie ließen dieselben so hoch, als es ohne Gefährdung der Festigkeit anging, empor streben, als wollten sie den Himmel ersteigen. Ihre Ziggurât — so nannte

man diese Bauten — erinnern aus der Ferne an den Anblick der Stufenpyramiden bei Memphis; es sind in Wirklichkeit Türme, deren Stockwerke man aus würfelförmigen Ziegeln aufführte und bei denen immer ein Geschoß hinter das andere zurücktritt, diese aber sind sämtlich durch eine Rampe verbunden, welche sich als Gesims vom Boden bis zur Spitze des Gebäudes hinzieht. Der Turm von Dur-Scharrukin hat eine Höhe von dreiundvierzig Metern über der Grundfläche (Fig. 121), und sieben, den Gottheiten der sieben Planeten, geweihte Stockwerke, deren jedes in der Farbe seines Gottes bemalt ist: der erste Stock weiß, der zweite schwarz, der dritte purpurn, der vierte blau, der fünfte zinnoberrot, der sechste silbergrau und der siebente golden. Der Turm selbst bildet eine feste Masse und umschließt keinerlei Säle oder Hallen; die letzte Plattform aber trägt als Krönung eine kleine Kuppel mit vergoldetem Beleg.

Zwei Steinaltäre, eine Statue der Ischtar, ein Bett und Opfergerät bilden die ganze Einrichtung dieser Kapelle im kleinen. Es ist das Gemach der Göttin, das nur die Priester und der König, ohne eine Entweihung zu begehen, betreten dürfen. Ihr an der Statue haftender Geist thront darin, wie der Doppelgänger, der in ägyptischen Götterbildern wohnt.*) Sie bewacht von da aus das Volk, das sich zu ihren Füßen tummelt, verkündet ihm drohendes Unheil und giebt ihm durch die Stimme ihrer Propheten die Mittel an, solches abzuschwächen und zu beschwören. Jeden Morgen beleuchtet die Sonne mit ihren Strahlen die Vergoldung der Kapelle und des Obergeschosses, wodurch dieses einem zwischen Himmel und Erde entzündeten Feuer gleicht, dessen Schein den ganzen Tag über glänzt, und das auf weithin die Lage der Stadt bezeichnet.

Der Reisende, der schon danach ausblickte, begrüßt es, sobald er den Schein gewahrt und treibt seine Pferde an, ungeduldig das Ziel zu erreichen; wenn er weiter zieht, begleitet ihn die Glut

*) Für die Erklärung des „Doppelgängers“ siehe Seite 43 ff.

und scheint seinen Weg zu erhellen, nachdem schon längst das Geräusch der Stadt verstummt ist und die Giebel der Paläste am fernen Horizont verschwunden sind.

Zwölftes Kapitel.

Das häusliche Leben eines Assyrers.

Schiffe auf dem Tigris. Gefahren und Mißhelligkeiten beim Handel. Das Haus eines Bürgers: Die Terrassen, der Hausrat, die Küche. Schützende Amulette. Beschwörungen zum Heile des Menschen und seines Hauses. Kauf eines Landgutes. Abfassung und Unterzeichnung des Kaufvertrags. Heirat durch Ersteigerung. Heiratswerbung. Ehekontrakt und Hochzeitsgebräuche. Die Tugenden einer guten Hausfrau.

Der Kaufmann Iddinâ kehrte gestern von Babylon, wohin seine Geschäfte ihn geführt hatten, zurück. Er treibt zwischen letzterer Stadt und dem Lande Naïri*) Handel, was ihn zu beständigen Reisen zwingt. Jedes Jahr macht er sich auf den Weg, um die Ernte einiger Winzer, die er bei Amidi kennt, zu kaufen und in eigener Person den Bau der Fahrzeuge zu leiten, auf welchen er dieselbe verschifft. Ihre Form ist ganz eigenartig: runde Körbe, die aus einem Rumpfe von Weidengeflecht mit einem Überzug aus zusammengenähten Tierhäuten gefertigt sind; manche davon sind sehr groß und können eine Ladung bis zu 5000 Talenten tragen.**) Auf den Schiffsboden wird eine Lage Stroh gebreitet, die Weinkrüge werden in regelmäßigen Reihen darauf gestellt und werden mit einer zweiten Lage Stroh bedeckt. Die Ausrüstung besteht aus mindestens zwei Ruderern, zu der ein oder

*) Das Naïri ist das im oberen Tigrisbecken zwischen dem Vansee und dem Euphrat gelegene Land.

**) Etwa 130 000 kg in runder Zahl.

mehrere Esel kommen. Am Ziel der Reise angelangt, verhandelt der Kaufmann Wein und Stroh, nimmt alsdann die Barke auseinander, weil er der heftigen Strömung wegen nicht auf dem Tigris nach Naïri zurückfahren kann, verkauft den Weidenrumpf so gut als möglich, lädt die Häute auf seine Tragtiere und kehrt zu Lande in die Heimat zurück.

Dieser Handel birgt viele Gefahren, denn die Fluten des Tigris sind launisch und reißend und mehr als ein Schiff kentert, in einen unvorhergesehenen Strudel gezogen, mit seiner Ladung, oder es wird dergestalt aufs Trockene geworfen und beschädigt, daß es der gründlichsten Ausbesserung bedarf. Die Uferbewohner sind größtenteils Diebe und schlechtes Gesindel, sie halten die Warenzüge an, berauben sie oder lassen den freien Durchzug nur durch reiche Geschenke erkaufen. Überdies sind die assyrischen Statthalter und babylonischen Beamten habgierig und wenig gewissenhaft, ihre Gewogenheit muß durch Geld oder sonstige Gaben erworben werden, so daß ein gut Teil Waren in ihren Händen bleibt. Alles das vermindert den Gewinn des Kaufmanns und vermehrt das Wagnis, immerhin ist der Reinertrag derart, daß sich viele Leute dieser Schiffahrt widmen und reich dadurch werden.

Auch die Landstraßen sind nicht viel besser, und wer, um Handel zu treiben, warten wollte, bis hier völlige Sicherheit herrschte, der müßte sein ganzes Leben lang daheim bleiben und hätte nie Gelegenheit zum Reisen. Im eigentlichen Assyrien kann man freilich unangefochten seines Weges ziehen, von Ninive nach Arbela oder von Arbela nach Kalach und El-Assur, denn die Könige halten daselbst strenge Polizei und wenn nicht gerade ein Bürgerkrieg herrscht, hat ein Mann, der allein reist, nichts von Dieben zu fürchten. Aber sobald man sich nur ein wenig vom Mittelpunkt des Reiches entfernt, vermindert sich die Sicherheit und die Kaufleute wagen es nur truppweise durch die syrischen Provinzen und andere fremde Länder zu ziehen, sind doch selbst starke Karawanen nicht vor Unheil geschützt. Nicht nur, daß Nomaden und berufsmäßige Räuber fortwährend um sie herum streifen und sie zur

beständigen Vorsicht zwingen, auch Dorfbewohner, kleine Grundherren, ja sogar Könige, die mit den regelmäßigen Gebühren, die sie beim Durchmarsch gesetzmäßig erheben, noch nicht zufrieden sind, machen sich gar kein Gewissen daraus, Karawanen unterwegs anzugreifen. Die Waren werden von den Räubern unter sich verteilt oder sie bereichern den königlichen Schatz; die Männer werden niedergemacht oder als Sklaven verkauft. Der Händler schwebt unaufhörlich zwischen Glück, Knechtschaft oder Tod.

Das Wohnhaus des Kaufmanns Iddinâ liegt nicht weit vom Ischtarthore entfernt; es ist breiter und höher als die umliegenden Häuser, unterscheidet sich aber sonst äußerlich nicht von diesen. Von der Straße aus gewährt eine kleine gewölbte Thüre Einlaß in einen engen düstern Gang, der durch die Dicke des Bauwerks hindurchführt und auf einen ziemlich geräumigen Hof ausläuft, um welchen die einzelnen Gelasse verteilt sind. Rings herum führt eine Art Säulengang, d. h. in den Boden eingerammte Pfosten tragen ein leichtes, sich an die Mauer anlehnendes Schirmdach. Die Zimmer sind länglich, schmal, einige davon gewölbt, andere mit flachen, von Palmstämmen gestützten Decken. Der größte Teil derselben dient als Vorratskammern, in denen man Lebensmittel und die verschiedensten Dinge des reichen Haushaltes verwahrt, nur die kleinste Anzahl ist bewohnt; das Ganze ist von einer Terrasse überdacht, zu der man mittelst einer sehr steilen Backsteintreppe gelangt und die einen Ausblick auf die benachbarten Häuser gewährt.

Die Assyrerinnen leben viel auf ihren Dächern. Am Morgen sind sie so lange oben, bis des Tages Hitze sie vertreibt, und am Abend steigen sie wieder empor, sobald die Sonne sich zum Untergange neigt. Sie verrichten dort, während sie Gespräche von einem Dach zum andern austauschen, ungehindert die verschiedensten Geschäfte ihres Haushalts, kneten Brot, besorgen die Küche, reinigen und trocknen Wäsche, oder wenn sie Sklaven haben, welche ihnen diese gröberen Arbeiten abnehmen (Fig. 122), lassen sie sich auf Kissen nieder und nähen oder sticken im Freien.

Während der heißen Tagesstunden kommen sie herab und flüchten sich in das Innere des Hauses. Am kühlsten ist es hier meist in einem kellerartigen Gewölbe im Hofe, wohin nur wenig Licht dringt. Der Boden ist mit polierten Gipsplatten ausgelegt, die schönem grau und weißem Marmor gleichen, und die Wände sind mit einem feinen, angenehm zu berührenden und dem Auge wohlthuenden Stuck überzogen. Im Sommer gießt man hier tagsüber öfters Wasser aus, damit die verdunstende Flüssigkeit die Luft erfrische.

Das Zimmergerät ist höchst einfach, selbst bei der reicheren Bürgerschaft. Der Hauptsache nach besteht es aus Stühlen und Schemeln in den verschiedensten Formen, die einen mit geraden, die andern mit gekreuzten Füßen. Meistens schläft man nur auf Matten, doch stehen in den Stuben des Hausherrn und der Hausfrau hölzerne, auf vier Löwentatzen ruhende Betten mit einer Matratze und zwei Decken.*)



Fig. 122. Ein Sklave, der Brotteig knetet.

In einer Ecke des Hofes ist ein Backofen angebracht, an den Pfosten des Rundganges hängen Weinschläuche und zur Erfrischung mit Wasser gefüllte Krüge; über einem Herd, der hier im Freien steht, brodelt in einer gewaltigen Pfanne ein ganzes Fleischviertel, denn die Assyrer essen viel und trinken noch mehr. Die armen Leute freilich müssen sich mit ein wenig Brot, etwas in Salz und Öl angemachtem Gemüse und Fischen, deren es in den Flüssen die Menge giebt, begnügen; Reiche hingegen genießen eine ebenso mannigfaltige und üppige Mahlzeit, wie die vornehmen Ägypter. Sie pflegen beim Essen auf Betten von Elfenbein oder kostbarem Holze zu liegen und besprengen sich vor der Mahlzeit gehörig mit wohlriechenden Essenzen. Bei feierlichen

*) Siehe die Zeichnung des Bettes Fig. 119 auf Seite 219.

Gelegenheiten wird den Männern und den Frauen besonders gedeckt; im gewöhnlichen Leben vereinigen sie sich täglich um denselben Tisch oder besser um dieselbe Schüssel.

Man kann im Hause keinen Schritt machen, ohne irgend einem Amulett zum Schutze der Bewohner gegen den bösen Blick oder gegen übelwollende Geister zu begegnen. Die Assyrer glauben nämlich, die Welt sei voller Dämonen, die sich nur damit beschäftigten, dem Menschen Fallstricke zu legen. Zu sehen bekommt man sie nie oder nur selten, aber man fühlt sie in der Luft, auf der Erde, im Wasser und zwar so zahllos wie Sonnenstäubchen. Man verscheucht sie nur mit Hilfe von Beschwörungen und Talismanen; das sicherste Mittel, um sie fern zu halten, ist, an einem sofort in die Augen springenden Platze eine kleine Bildsäule anzubringen, welche sie selbst darstellt. Über dem Bilde spricht man die bezügliche Zauberformel aus oder zeichnet dieselbe auch auf die Statuette und hält die Dämonen dadurch fern. So hängt man über den Thüren und auf den Terrassen das Bild eines der gefürchtetsten Dämonen, des Südwestwindes, auf, dessen heißer Atem die Ernten verdorrt und durch Fieber Mensch und Tier hinwegrafft. Iddinâ besitzt diesen Talisman in allen Größen und Arten, aus Bronze, aus rotem Jaspis, aus gelbem Stein und aus gebranntem Thon. Seine liebliche Persönlichkeit besteht aus einem aufgerichteten Hundekörper auf Adlerbeinen, mit Löwenkrallen an den Armen, einem Skorpionschwanz, zwei Paar Flügeln und einem halbentfleischten Menschenkopf mit Ziegenhörnern: sie ist so häßlich, daß schon ein einziger Blick auf sein Abbild den Dämon in die Flucht jagt (Fig. 123). Außerdem sind andere Götzenbilder ähnlicher Art unter der Thürbank vergraben, um den verderbenbringenden Geistern jeden Zugang zu verwehren. Meistens haben sie Köpfe von verschiedenen Tieren und stellen unserer heutigen Welt unbekannte Gestaltungen dar. Manche vertreten nur die Landesgottheiten, die man durch eine Formel zwingt, eine Privatperson unter ihren Schutz zu nehmen, etwa den mit Tiara und

Hörnern gekrönten Bel, Nergal mit dem Löwenmaul, Nebo, Merodach oder Ischtar.

Wie man sieht, bedarf es keiner allzukleinen göttlichen Heerschar, um die bösen Geister, die das arme Menschengeschlecht ängstigen, zu bekämpfen. „Sie sind Geschöpfe der Hölle, die großen Würmer, die der Himmel herunterschickte, die Schrecklichen, deren Geheul sich durch die Stadt verbreitet, die mit den Wassern des Himmels herabfallen, die dem Schoße der Erde entstiegenen Söhne. Sie ringeln sich um hohe Pfosten, um breite Balken wie eine Krone. Sie bewegen sich von Haus zu Haus, denn die Pforte schließt sie nicht aus, der Riegel hemmt ihr Eintreten nicht, sie gleiten wie Schlangen unter dem Thore hindurch, sie dringen wie ein Lufthauch durch das Gelenke der Thürangel. Sie entfernen den Gatten aus den Armen der Gattin, sie verjagen das Kind von den Knieen des Mannes, sie vertreiben den Freien aus seinem Geburtshaus und sie sind die drohende Stimme, die ihm von hinten her folgt.“*)



Fig. 123.
Der Südwestwind (Bronzestatuette).

Die Götter, denen es obliegt, die bösen Geister zu bannen, haben ihre eigenen Kampfposten, wo sie letztere erwarten. Nergal auf den Mauerzinnen und unter der Thürschwelle, Eâ und

*) Dies ist eine Anspielung entweder auf geheimnisvolle Stimmen, welche sich manchmal in der Nacht hören lassen, oder auf die Stimme des Zauberers, deren Wirkung den Menschen, gegen den man eine Beschwörung richtet, unabläſſig verfolgt.

Merodach im Hausflur rechts und links von der Thüre, Narudi in der Erde, nächst dem Bett. Da jede Mühewaltung eine Belohnung verdient, bietet man ihnen in einer Ecke des Hauses jeden Morgen und Abend Nahrungsmittel und gefüllte Trinkschalen dar, indem man sie einlädt, es sich recht gut schmecken zu lassen: „Oh ihr Erhabenen, Kinder des Eà, esset und trinket tüchtig, um eure Wache abzuhalten, damit kein Unheil in unsere Mitte eindringen könne.“

Von einer langen Reise heimgekehrt, spricht Iddinâ alsogleich eine Beschwörungsformel, um von seiner Behausung alles Verderbliche fernzuhalten, das er mitgebracht haben könnte: „Die Pest, das Fieber, das meine Leute hinwegraffen, Krankheit und Abzehrung, die mein Land verwüsten könnten, dem Fleische schaden-, dem Körper verderbenbringend, der böse Alp, der böse Dämon, der böse Kobold, der böse Mensch, das böse Auge, der böse Mund, die böse Zunge, oh möchten sie fernbleiben dem Menschen, dem Sohne seines Gottes, vertrieben werden aus seinem Körper und vertrieben aus seinen Eingeweiden. Möchten sie nie gegen meinen Leib kommen, nie mein Auge verletzen, nie hinter meinen Rücken kommen; möchten sie nie in mein Haus eindringen, nie über die Balken meines Daches gelangen, nie in das Haus meiner Wohnstätte herabsteigen. — Doppelgänger*) des Himmels, beschwöre sie! Doppelgänger der Erde, beschwöre sie!“

Sobald die Esel in den Stall geführt und die Warenballen in die Magazine gebracht sind, setzt seine Gattin Nubtâ ihn von allem in Kenntnis, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen; sie erzählt von dem Verhalten der Mägde, von der Menge Stoffe, die diese inzwischen gewebt und gefärbt haben, daß der Weber Musîdnu fünfsechstel Silbermine entlehnte, die ihr Sohn Zamamânadin ihm gegeben habe, daß er sie in einem Jahre wieder zurückerstatten wolle und daß die Zinsen so

*) Das Wort „Doppelgänger“ ist hier in demselben Sinne wie weiter oben, Seite 43 dieses Buches, gebraucht.

berechnet seien, daß das Kapital sich in dieser Zeit verdoppeln könne.

Iddinâ zeigt sich höchst befriedigt von der Geldanlage, die sein Sohn zu machen gewußt. Dieser ist jetzt etwas über zwanzig Jahre alt, stark und schön gebaut, wohl unterrichtet und nahe daran, das Geschäft ebenso gut zu verstehen wie sein Vater. Schon seit zwei Jahren vertraut ihm Iddinâ die Verwaltung seines Vermögens an, so oft er auf der Reise nach Naïri abwesend ist, und hat sich in diesen Fällen Zamamânadin schon mehr als einmal geschickt aus einem schwierigen Handel gezogen. Er gedenkt nun zu heiraten und sucht deshalb in der Umgegend von Dur-Scharrukîn ein Landgut zu kaufen, dessen Ertrag, verbunden mit dem Gewinnanteil, den ihm sein Vater bewilligt, groß genug ist, um eine Familie anständig zu ernähren. Wirklich glaubt er jenseits des Chusur, halbwegs des Dorfes Saïri, ein recht passendes Besitztum gefunden zu haben, für welches auch der Eigentümer nicht zu viel fordert. Das Ackerfeld ist ziemlich ausgedehnt, fünfunddreißig Scheffel tragend, wie man sagt, und es ist ja leicht zu erfahren, ob die Zahl stimmt; es ist guter Getreideboden und schon seit lange in der Hand des Nabuirib, der es nur veräußern will, weil er zu alt wird, um es selbst zu bebauen, und seine Verwandten in der Stadt alle Gewerbe treiben, die einträglicher sind als das eines Bauern. Anfänglich verlangte er sieben Minen, doch hat er von seiner Forderung einiges nachgelassen und Zamamânadin zweifelt nicht, den Handel für fünf Minen abzuschließen. Iddinâ nimmt alles dies wohl zur Kenntnis und verspricht den Kauf selbst ins reine zu bringen, sobald seine eigenen Geschäfte geordnet seien. Er hatte Gelegenheit gehabt, auf dem Markte zu Babylon mehrere Ballen in tyrischem Purpur gefärbter Wollstoffe sehr billig zu erstehen, die ein sidonischer Kaufmann, dem es mit der Rückreise eilte, um jeden Preis losschlagen wollte. Es sind Gewebe von unvergleichlicher Schönheit und Feinheit, und wenn der Oberste der Eunuchen sich herbeiläßt mit der Königin davon zu sprechen, kann man das Dreifache von dem, was sie an Kaufpreis

und Fracht bis Dur-Scharrukin gekostet haben, erlösen. Die Hälfte des Preises soll alsdann Zamamânadin gehören und wird reichlich zum Ankauf des Gutes, nach welchem er strebt, genügen.

Der Eunuchen-Oberst, für die tyrischen Purpurstoffe durch ein Geschenk, ein fein graviertes Amulett, auf dem man Eâ, den Fischgott, zwischen zwei Anbetenden sieht, gewonnen, verfährt so geschickt, daß die Königin sämtliche Ballen ankauft. Gleich Tags darauf reist Iddinâ nach Saïri, um das seinem Sohne angebotene Gut näher in Augenschein zu nehmen. Die Lage ist gut, der Boden ausgezeichnet. Es wird von einem Bach in zwei ungleiche Teile geteilt, von welchen der kleinere füglich in einen Gemüsegarten verwandelt werden kann, für den eine oder zwei am Bache aufgestellte Pumpen alles dazu nötige Wasser liefern werden; der Kauf zieht sich noch einige Tage hin, kommt aber doch schließlich unter Abmarkten und gegenseitigem Nachgeben zustande. Der Preis wird auf fünf Minen festgesetzt und der Tag für die Ausfertigung des Vertrags vor dem Richter Nabusakin bestimmt. Am Morgen des fünfundzwanzigsten Tebet begeben sich beide kontrahierende Parteien, eine jede mit ihrem Schreiber (Fig. 124) und ihren Zeugen, zum Ischtarthor. Der Titel „Schreiber“ ist in Assyrien nicht so allgemein, wie in Ägypten: Offiziere, Edle, hohe Angestellte verachten ihn meist und überlassen ihn den berufsmäßigen Schreibern, die die Akten der Staatsverwaltung und die zwischen Privatleuten abgeschlossenen Verträge abfassen. Diese Schreiber tragen mehrere flachgepreßte Thonplatten bei sich, die noch so weich sind, daß der Eindruck eines Gegenstandes haften bleibt, aber dabei doch schon so hart, daß das aufgedrückte Zeichen sich nicht mehr verwischt oder gar verschwindet. Jeder derselben nimmt ein solches Täfelchen, legt es platt auf die linke Handfläche, erfaßt mit der Rechten einen dreieckigen Griffel, der in eine schrägkantige Spitze ausläuft und beginnt zu schreiben. Die Schriftzüge, welche er damit zuwege bringt, haben das Aussehen eines Keils*) oder

*) Aus diesem Grunde haben unsere neueren Gelehrten auch dieser Schriftform den Namen Keilschrift gegeben.



Fig. 124.

Ein Schreiber (nach der von Hrn. Heuzey für die Ausstellung des Jahres 1889 wiederhergestellten Figur).

eines Metallnagels. Am obern linken Rande des Täfelchens fängt er an und beschreibt nun beide Seiten mit auffallender Geschicklichkeit. Die beiden Schreiber der Parteien sowohl, wie der des Richters schreiben gleichzeitig die Verträge nieder, denn jedes öffentliche Aktenstück muß mindestens dreifach ausgefertigt werden. Früher geschah es nur in zwei Exemplaren, welche den beiden Kontrahenten eingehändigt wurden, indes gab es zuweilen geschickte aber unredliche Leute, welche die Schrift zu ihrem Vorteil abzuändern verstanden. Zur Verhütung derartiger Betrügereien haben die Chaldäer ein sinnreiches Mittel erdacht. Sie umhüllten das beschriebene Täfelchen mit einer zweiten Thonlage und fertigten auf dieser eine, dem ursprünglichen Text genau entsprechende Abschrift aus. Dem Original selbst konnten also die Fälscher nicht mehr beikommen; entstand nun eine Streitigkeit und man schöpfte Verdacht wegen irgendwelcher Veränderung des sichtbaren Wortlautes, so brach man das Doppeltäfelchen vor Zeugen entzwei und prüfte, ob die untere Schrift mit der oberen übereinstimme. Heutzutage fertigt man wichtige Aktenstücke lieber gleich dreifach aus, händigt jedem der Beteiligten eine Abschrift ein und hinterlegt die dritte bei einem königlichen Notar. Sind die Schriftstücke fertig, dann vergleichen sie die Schreiber, um sich zu vergewissern, daß in keinem etwas vergessen sei, worauf der Richter dieselben laut vorliest:

„Ein Grundstück von solcher Ausdehnung, daß es fünfunddreißig Scheffel Korn zur Einsaat braucht, bei der Stadt Saïri gelegen, angrenzend an das Eigentum des Irsisi, angrenzend an das Feld des Schamasschumuzir, angrenzend an das Feld des Schamassalim, angrenzend an die Wiesen der Ortsweide, hat Iddinâ für den Preis von fünf Minen Silber erworben.

„Der Kaufschilling wurde endgiltig festgesetzt, das Gut bezahlt und der Käufer hat den Besitz angetreten, so daß eine Aufhebung des Kontraktes nicht mehr zulässig ist. Wenn irgend jemand zu irgend einer Zeit diesen Kauf anfechten will, sei es Nabuirib oder seine Söhne, oder seine Brüder und er leitet gegen

Iddinâ, seine Söhne oder die Söhne seiner Söhne einen Prozeß ein, um eine Aufhebung des Kontraktes zu fordern, so wird er zehn Minen Silber und eine Mine Gold an den Schatz der Göttin Ischtar, die zu Ninive wohnt, bezahlen, und überdies dem Käufer das Zehnfache des erlegten Preises zurückvergüten; er kann wohl einen Prozeß anstrengen, doch kann er keinen Gewinn davon haben."

„So geschehen vor Madie, Binschumedîr, Nabuschumidin, Musezibîl, Habaslê, Belkaschdur, Irsisi, Kannunaï, Bahe: Nabusakin, Richter."

„Im Monat Tebet, am fünfundzwanzigsten, unter dem Eponymos Scharnuri."

Nach der Verlesung unterzeichnen beide Parteien samt den Zeugen an der üblichen Stelle und in vorgeschriebener Weise. Iddinâ und seine Zeugen machen auf einer der Tafelseiten einen Eindruck mit dem Fingernagel und dies Zeichen mit der Vor- oder Nachschrift „Nagel des Iddinâ, Nagel des Binschumedir" ist ihre Unterzeichnung.

Nabuirib und die Schreiber drücken ihre Siegel oben und hinten auf das Täfelchen, und eine darüber oder daneben angebrachte Beischrift nennt den Siegelinhaber.*) Die Petschafte bestehen aus hartem Stein beliebiger Art, aus rotem oder grünem Jaspis, Achat, Kornalin, Onyx, Bergkristall, andere auch aus Ambra oder Metall.

Öfters haben sie die Form eines Cylinders, manchmal auch die eines abgestumpften, am Fuße schwach gewölbten Kegels. Sie tragen eingeritzte Bilder von Göttern oder Göttinnen, entweder als Einzelpersonen oder zusammen mit einem sie verehrenden

---

*) Obiges Aktenstück ist erhalten und datiert aus der Zeit der Herrschaft Asarhaddons (Dezember 673 v. Chr.). Ich habe es wörtlich in die Zeit des Assurbanipal übertragen und nur den Namen des wirklichen Käufers in den des Iddinâ verwandelt; desgleichen habe ich die assyrischen Maße in neuere, mit diesen etwa übereinstimmende umgerechnet.

Beter. Häufig ist der Name des Eigentümers des Siegels neben der Darstellung zu sehen (Fig. 125).

Jeder Zeuge rollt seinen Cylinder oder drückt sein Petschaft auf den Thon und der Richter beglaubigt zuletzt die Unterschriften. Nachher werden die beschriebenen Thonplättchen in den Brennofen gebracht, in welchem sie sich rasch zu festem Ziegel erhärten.

Iddinâ übergiebt nun seinem Sohn nach einer weiteren Reihe von Verhandlungen das Feld, welches er eben gekauft hatte. Die Mitgift des Zamamânadin ist fortan unanfechtbar: Mutter Nubtâ kann sich jetzt daran machen und eine Schwiegertochter suchen.

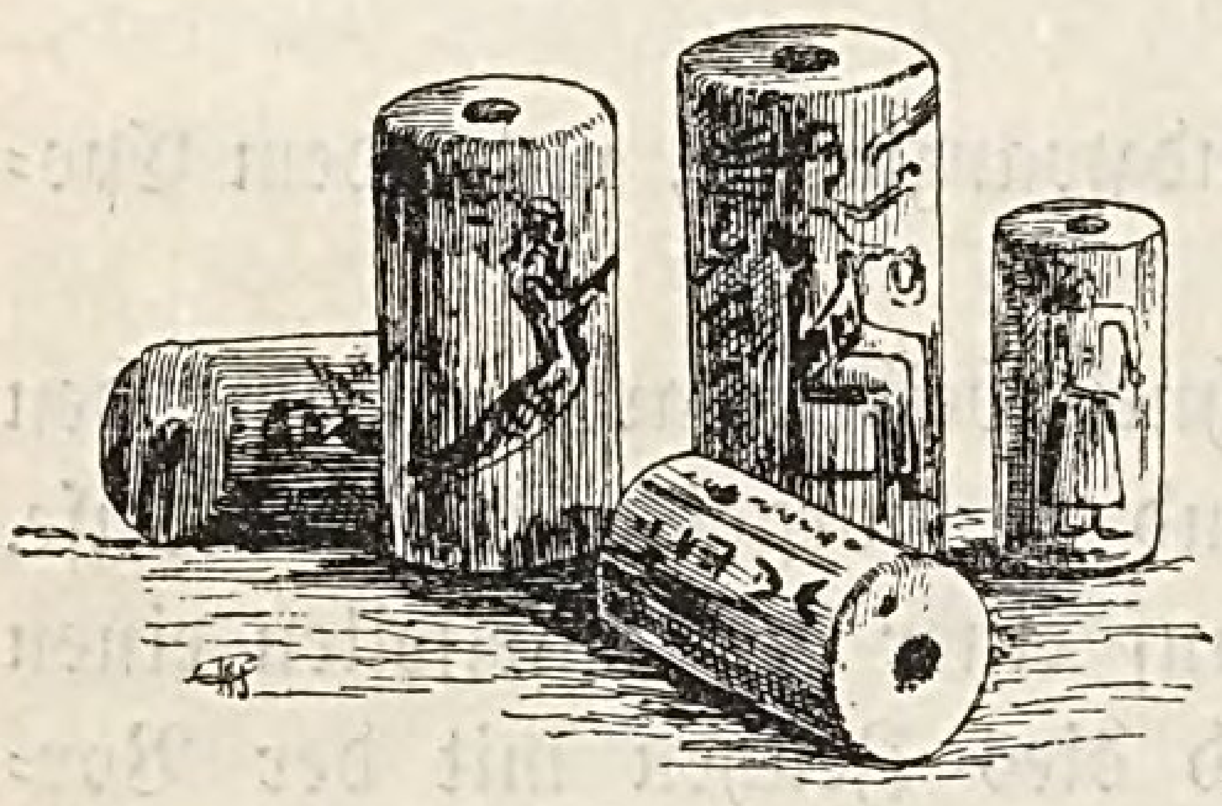


Fig. 125. Assyrische Cylinder.

Die Heirat ist ebensowohl Rechtsakt, wie häusliche gottesdienstliche Feier. Sie erfolgt auf Grund eines Übereinkommens beider Parteien, welches durch einen oder mehrere formelle Verträge festgelegt wird, die ein Schreiber abfaßt, Zeugen mit ihren Siegeln gegenzeichnen und von welchen man eine beglaubigte Abschrift bei einem Notar der Stadt niederlegt.

Frau Nubtâ ist nicht in Verlegenheit für Zamamânadin eine Frau zu finden: ein junger, gewandter Mann, der ein anständiges Geschäft betreibt, hat so gut wie freie Wahl unter den jungen Mädchen des Stadtviertels, wohl schwerlich fände sich eine Familie, die ihn zurückweisen würde. Nubtâ schwankt nur zwischen den verschiedenen gebräuchlichen Heiratsarten und frägt sich, welche wohl für ihren Sohn wie für sie die beste wäre? Soll sie die künftige Schwiegertochter kaufen? Man sagt, daß einst auf einem der Marktplätze Babylons Mädchenmesse abgehalten worden sei, wobei ein öffentlicher Ausrufer, mit den Schönsten anfangend, eine nach der andern an den Meistbietenden versteigerte. Die Heiratslustigen erstritten sich dieselben zu hohem Preis. Die

Häßlichen kamen später an die Reihe, aber statt Bezahlung für sie zu verlangen, gab man denen, die sie annehmen wollten, im Verhältnis zu ihrer Häßlichkeit noch Geld dazu und zwar vom Erlös aus dem Verkauf der Schönen. Nach Beendigung dieses Verfahrens wurden die Paare auf Grund regelrechter Ehepakten zusammen gegeben und die Frauen folgten ihrem Gebieter in das neue Heim.

Jetzt haben sich diese Sitten geändert, man kauft die Frauen nicht mehr öffentlich, sondern auf privatem Wege, von Eltern zu Eltern. Nichteqarrau, eine Nachbarin Nubtâs, hat auf diese Weise für ihren Sohn Zichâ eine Gattin, die junge Tavas-Hasina, erworben. Diese war hübsch, fleißig, geschickt, aber arm; ihre Eltern waren überglücklich, Tavas-Hasinas Zukunft durch eine Kaufehe zu sichern. In solchem Fall ist der Preis nie sehr hoch; Nichteqarrau hat für ihre Schwiegertochter achtzehn Silberdrachmen*) bezahlt, was sie wohl wert ist. Der Färber Nabuachidin, der an der Straßenecke wohnt, hat es noch besser angefangen; er gab für die Musikantin Banatsaggîl gar nichts, und schob nur im Ehekontrakt eine Klausel ein, laut welcher er sich zu einer Entschädigung von sechs Minen Silber**) verstehen will, falls er sie verstoßen sollte, um eine zweite Frau zu heiraten.

Sechs Minen sind allerdings eine große Summe, dafür hat er aber auch seine Vorsichtsmaßregeln so ergriffen, daß er sich derselben nur aus zwingendsten Gründen zu begeben braucht; er bemerkte in einem Zusatze, daß, wenn Banatsaggîl ihre Pflichten je einmal versäumte, sie mit einem eisernen Schwert umgebracht werden solle. Der Tod ist für gewöhnlich keine Strafe, die man über eine ungetreue Gattin verhängt; man begnügt sich damit, ihr die Kleider zu nehmen und sie auf die Straße zu jagen, wo sie fürderhin leben mag, wie sie kann.

---

*) Dem Gewicht nach etwa 67 Frcs. 50 Cent. = 54 Mk. heutigen Geldes.

**) Sechs Minen Silber betragen dem Gewicht nach beiläufig 1350 Frcs. = 1080 Mk. unseres Silbergeldes.

Die Erwähnung der Todesstrafe ist nur angefügt, um Nabuachidin von der Verbindlichkeit zu befreien, die sechs Minen bezahlen zu müssen an dem Tage, an dem es ihm beliebt, sich von Banatsaggîl zu scheiden; er läßt ihr Gnade wiederfahren, wenn sie auf ihr Pflichtteil verzichtet.

Nubtâ ist nicht so besorgt für möglicherweise künftig sich einstellende Mißhelligkeiten; ihr scheint eine Heirat durch Kauf beträchtliche Vorteile zu bieten. Ein gekauftes Mädchen hat nie die Ansprüche und Anmaßungen, die eine Schwiegermutter nur allzu oft zur Verzweiflung treiben. In ihrem Vorteil liegt es, sich sanft und gefällig zu zeigen und die Gewohnheiten der neuen Familie zu achten; ein Bruch mit den Eltern ihres Mannes würde unausbleiblich die Scheidung herbeiführen und sie ins Elend stürzen. Sie ist in der That nichts als eine Sklavin, eine dem Manne gehörige Sache und auch das Gesetz betrachtet sie dergestalt als Sklavin, daß, wenn zufällig ihr Vater oder sonst jemand von den Ihrigen sie wieder zurückverlangte, ihn die nämliche Strafe träfe, welche diejenigen ereilt, die überführt werden, die Giltigkeit eines Kaufvertrags ohne Grund angefochten zu haben. Was Tavas-Hasina betrifft, so ist in ihrem Fall die Strafe von zehn Minen Silber*) gleich im Vertrag vorgesehen. An billig zu kaufenden Schwiegertöchtern mangelt es nicht. Bevor Nubtâ aber zwischen ihnen wählt, möchte sie gerne wissen, ob es nicht vielleicht bei ihren Freundinnen oder den Freundinnen ihrer Freundinnen ein so wohlhabendes Mädchen gäbe, das Zamamânadin zur Frau nehmen könnte, ohne dafür gleich bar bezahlen oder ihr einen Pflichtteil aussetzen zu müssen.

Es trifft sich ausgezeichnet, daß Nichteqarrau in Besuchs-beziehungen zu der Frau eines Kaufmanns Namens Sulaï steht, der nächst dem Schamaschthore wohnt und mehrere heiratsfähige

---

*) Zehn Minen Silber sind dem Gewicht nach etwa 2250 Frcs. oder 1800 Mk.

Töchter hat. Die älteste, Bilitsunu, ist bald dreizehn Jahre alt, groß, schlank, weiß mit lebhaft roten Lippen, großen länglichen Augen und schwarzen, dichten, über der Nase zusammenlaufenden Brauen. Sie kann einem Hause vorstehen, singen, Harfe spielen, ohne Vorzeichnung sticken, geläufig schreiben und lesen; sicher giebt es kein Edelfräulein, welches eine bessere und vollständigere Erziehung erhalten hätte, als sie. Ihr Vater ist ein braver, ehrenwerter, für seine Rechtlichkeit im ganzen Viertel bekannter Mann, überdies führt er ein sehr gut gehendes Ladengeschäft mit Kleiderstoffen, und seine Mutter, die noch lebt, besitzt beträchtliche Ländereien, die sie ihm hinterlassen wird. Nubtâ läßt sich in Sulaïs Harem einführen, das junge Mädchen gefällt ihr, die Frauen bringen die Ehe zustande und bald fehlt nur noch die feierliche Brautwerbung.

Iddinâ schminkt sich und salbt sich mit Wohlgerüchen, legt sein schönstes, mit Fransen versehenes Kleid an und begiebt sich zu Sulaï, wo er nach einigen höflichen Redensarten sofort die Sache zur Sprache bringt: „Gieb deine Tochter, Jungfrau Bilitsunu, meinem Sohn Zamamânadin zur Ehe."

Sulaï willigt ein, und ohne Zögerung regelt man gegenseitig die Bedingungen wegen der Mitgift.

Beide Väter sind freigebig und reich, aber gewohnheitsmäßige Händler. Der eine fordert anfangs zu viel, und der andere bietet zu wenig, erst nach einigen Stunden Hinundherfeilschens kommen sie überein und bestimmen das, was jeder von ihnen schon von vornherein als vernünftige Mitgift erkannt hatte, nämlich eine Mine Silber, drei Dienerinnen, Kleider, Wäsche und Hausgeräte, mit der Berechtigung seitens jedes Vaters, das Bargeld durch Gegenstände von gleichem Werte zu ersetzen.

Die Hochzeit soll in acht Tagen, am zehnten Adar stattfinden. Lange Vorbereitungen sind dazu nicht nötig; das junge Mädchen hat schon im vergangenen Jahr selbst die Stoffe gewebt und gestickt, die sie für Kleidung und Zimmerschmuck braucht. Die drei ihr bestimmten Sklavinnen sind im Hause geboren und kennen ihre

Herrin schon von frühester Kindheit an. Bett, Stühle, Truhen, Geschirr, alles was zur Ausstattung eines Harem gehört, findet sich auf dem Markte vorrätig. Das Wichtigste für die Braut ist, sich schön zu machen, damit sie Gnade vor ihrem Gatten findet, wenn sie sich am Hochzeitstage vor ihm entschleiert und er zum erstenmal ihr Gesicht erblickt. Sie badet sich, salbt häufig Körper und Haare, färbt ihre Handflächen und Nägel mit Henna rot, schminkt die Wangen und schwärzt die Brauen. Ihre Freundinnen helfen ihr abwechselnd dabei und geben ihr Ratschläge, aber ganz besonders plaudern sie lärmend vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Diese Tage des Harrens zählen im Leben der Frauen zu den glücklichsten, die es für sie giebt.

Nachdem am zehnten morgens sich die Freunde beider Familien im Hause der Braut versammelt haben, erscheint der, mit der Abfassung des Ehekontraktes beauftragte Schreiber. Die beiden Väter und der Bräutigam tragen Festgewänder und sorgen für die Gäste. Der zu Rate gezogene Astrolog hat den Tag für glücklich und die Vorbedeutungen für günstig erklärt. Die Männer finden sich im Empfangssaal zusammen, die Frauen scharen sich im Harem um die Braut, es naht der Augenblick, um die übliche Feierlichkeit zu begehen.

Iddinâ erhebt sich und spricht laut die Bewerbung aus, Sulaï willigt ein und bekundet unter zustimmendem Gemurmel der Versammlung, was er seiner Tochter zur Mitgift bestimmte.

In diesem Augenblick tritt Bilîtsunu in Begleitung ihrer Freundinnen und der weiblichen Familienmitglieder herein. Man setzt sie an die Seite ihres Bräutigams. Iddinâ ergreift ihre Hand nebst der Zamamânadins, legt beide Handflächen auf einander und bindet sie mit einem Wollfaden zusammen als Zeichen des Bandes, das künftig den Gatten mit der Gattin verbindet. Sodann ruft er den Doppelgänger Nebos und Merodachs und ebenso den Doppelgänger des Königs Assurbanipal an mit der Bitte, dem neuen Paar lange glückliche Jahre zu schenken.

Nur ein freier Mann hat das Recht, diese symbolische Feier-

lichkeit vorzunehmen und die Götter als Zeugen der Verehelichung, die sich in ihrem Namen vollzieht, aufzurufen. Nachdem Iddinâ geendigt hat, fügen alle Anwesenden ihre Segenswünsche den seinen hinzu, wobei sie sorglich darauf Bedacht nehmen, diejenigen Formeln einzuflechten, die von den jungen Leuten am sichersten die Einwirkungen des bösen Blicks oder sonstige böswillige Einflüsse fern zu halten vermögen, welche durch zu warme Lobreden leicht heraufbeschworen werden. Inzwischen beginnt der Schreiber, der dem ganzen Vorgang mit den Blicken folgte, um sich zu überzeugen, daß alles regelrecht verlaufen sei, die endgiltige Eheschließung auf einer Thontafel zu verzeichnen. Der Inhalt ist einfach und klar. „Iddinâ sprach zu Sulaï und sagte: „„Gieb deine Tochter, Jungfrau Bilîtsunu, meinem Sohne Zamamânadin zum Weibe."" Sulaï willigte darein und gab seiner Tochter Bilîtsunu eine Mine Silbers und drei Dienerinnen: Latubaranu, Illasillabîtinizig und Taslimu, sowie eine vollständige Einrichtung und acht Ruten Feldes als Mitgift der Bilîtsunu für Zamamânadin. Als Gewährleistung für die Mine Silber, die er später bezahlen wird, gab er Zamamânadin die Dienerin Nanâkischirat, welche zwei Drittel Mine wert ist, für das schuldig bleibende dritte Drittel fügt er nichts hinzu; wenn er die Mine Silber bezahlt hat, wird ihm Nanâkischirat zurückgegeben werden."

Die Zeugen drücken ihren Nagel oder ihr Petschaft auf das Täfelchen, doch die Großmutter der Braut, Frau Etillitu, giebt, um auch ihre besondere Zufriedenheit über diese Verbindung zu äußern, noch zwei Sklavinnen zu den dreien, die Sulaï seiner Tochter bestimmte, was einen Nachtrag zu dem Kontrakt veranlaßt, der übrigens in derselben Form wie dieser abgefaßt wird: „Frau Etillitu schenkt aus eigenem Antrieb der Frau Bilîtsunu, Tochter ihres ältesten Sohnes Sulaï, ihre beiden Dienerinnen Banitlumur und Bâzit noch zu den drei Mägden, die Sulaï, ihr Vater, ihr schon gegeben hat. Wenn jemand klagen wollte, um diese Schenkung rückgängig zu machen, so mögen Merodach und Zarpanit sein Verderben anordnen, so

möge Nebo, der Schreiber von Esaggil, seine künftigen Tage verkürzen."*)

In dem Gebet, welches der Handbindung folgt, wird der Segen des Himmels auf das Ehebündnis der jungen Leute herabgerufen, nur hierin tritt bei der Heirat die Religion ins Spiel.

Sobald die Verlesung der Aktenstücke beendet ist, läßt Sulaï Tische hereinbringen und ladet die Anwesenden ein, mit ihm zu essen und zu trinken; der Rest des Tages vergeht beim Schmause und der Unterhaltung durch Tänzerinnen, Sänger, Flöten- und Harfenspieler, Possenreißer, die Kraftstücke vorführen, und Erzähler, die Fabeln und lustige Geschichten zum besten geben.

Das sonst so fest verschlossene Haus öffnet an diesem Tage seine Pforten und bietet Gastfreundschaft jedem, der sie annehmen will: die ganze Nachbarschaft strömt herbei, um den Eltern der jungen Eheleute Glück zu wünschen und an den Vergnügungen teilzunehmen.

Es naht der Abend und mit ihm der Augenblick, wo Bilitsunu das Vaterhaus für immer verlassen soll. Sie weint, klammert sich an ihre Mutter, verzögert den Weggang, wie es sich für jede wohlerzogene Tochter geziemt. In Begleitung ihrer Gefährtinnen verläßt sie aber doch schließlich zu Fuß ihr bisheriges Heim und zieht bei Fackelschein und unter dem schrillen Geschrei, in welches die Frauen gewöhnlich ausbrechen, wenn sie bei fröhlichen Begebenheiten ihre Freude äußern wollen, von dannen. Eine Menge Volks sammelt sich, um den Vorbeimarsch des Zuges mit seinen Musikanten und Spaßmachern, mit der Prozession von Sklaven mit Hausgeräten und Kasten, die der jungen Frau vorausgehen, anzusehen.

Zamamânadin, von seinen Brautführern umgeben, erwartet

---

*) Diese Kontrakte sind verbürgt; ich habe mich darauf beschränkt, einige Namen und Einzelheiten zu ändern, um den einen mit dem anderen, wie auch mit den allgemeinen Angaben meiner Erzählung in Übereinstimmung zu bringen.

sie und empfängt sie auf der Schwelle seines Hauses. Nun beginnt das Hochzeitsfest von neuem mit Essen, Trinken und Musik und wird selbst dann noch fortgesetzt, nachdem sich die jungen Eheleute schon in den Harem zurückgezogen haben. So dauern die Festlichkeiten einige Tage, dann aber treten beide Häuser wieder in ihr alltägliches Geleise.

Bilitsunu gewöhnt sich rasch an ihre Stellung als Hausfrau und Nubtâ wünscht sich Glück zu der für ihren Sohn getroffenen Wahl; sie ist in der That die tugendhafte Frau, deren Eigenschaften von den Weisen aller Länder gepriesen werden: „Das Herz ihres Mannes darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leids sein Leben lang. Sie geht mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie steht des Nachts auf und giebt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dirnen; ihre Leuchte verlischt des Nachts nicht. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger drehen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen; sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider. Sie macht sich reiche Kissen; weißes Linnen und Purpur ist ihr Kleid. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brot nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, und ihr Mann liebt sie, indem er spricht: Viele Töchter bringen Reichtum, du aber übertriffst sie alle."*)

---

*) Dieses Bild ist den hebräischen „Sprüchen Salomos" (Kap. 31) entnommen. Da dasselbe das Ideal nicht nur der jüdischen, sondern jeder orientalischen Frau im allgemeinen vorführt, so habe ich mir erlaubt, es hier auf eine Assyrerin anzuwenden.

Dreizehntes Kapitel.

Tod und Leichenbestattung.

Der Mensch und sein Schutzgott. Gebet an den Schutzgott gegen Krankheit. Der Gott „Kopfweh“. Der Geisterbanner: Beschwörungen zur Vertreibung des Gottes „Kopfweh“. Heilbringende Beratung auf einem öffentlichen Platze. Der Tod und das Begräbnis. Das Schicksal der Seelen nach dem Tode. Chaldäische Gräber. Allât und die Hölle. Die zu den Göttern aufgenommene Seele.

Einige Wochen sind seit der Hochzeit verflossen, da wird Iddinâ von Krankheit befallen; unmerklich beschleicht ihn ein Gefühl der Schlaffheit und des Trübsinnes, dessen Ursachen weder er, noch die andern zu entdecken vermögen. Jeder Mensch steht von Geburt an unter dem Schutze eines Gottes und einer Göttin, deren Diener, ja gleichsam deren Sohn er ist, und die er stets seinen Gott und seine Göttin nennt, ohne sie anders zu bezeichnen. Sie bewachen ihn Tag und Nacht, weniger, um ihn vor sichtbaren Gefahren zu schützen, als vielmehr um ihn gegen die unsichtbaren Wesen, die unablässig die Menschen umschwärmen und von allen Seiten gegen sie anstürmen, zu verteidigen. Ist der Mensch fromm und den Gottheiten seines Landes treu ergeben, befolgt er genau alle vorgeschriebenen Gebräuche, spricht er die Gebete und spendet er die Opfer, thut er mit einem Wort das Gute, dann fehlt ihre Hilfe ihm nie; dann bewilligen sie ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft, ein glückliches Alter und ein langes Leben bis zu dem, von vornherein vom Schicksal bestimmten Augenblick, in dem er das Erdenlicht verlassen muß. Ist er aber im Gegenteil gottlos, gewaltthätig, ungläubig, dann „bricht ihn sein Gott wie ein Rohr“, vernichtet seine Nachkommen, kürzt seine Tage und überliefert ihn den bösen Geistern, die sich in seinem Körper einnisten und ihn mit Krankheit quälen, bevor sie ihn tödlich treffen. Iddinâ fragt sich, welches unbewußte Verbrechen er wohl begangen haben könnte, da sein Gott sich von ihm zurückzuziehen scheint. Er

richtet sein Gebet an die Göttin Ischtar und malt ihr den elenden Zustand aus, in dem er sich befindet: „Mein Tag ist ein einziger Seufzer, meine Nacht ein Strom von Thränen, mein Monat nur eine Bedrängnis, mein Jahr nur ein ewiger Schrei; meine ganze Kraft ist gefesselt in meinem Körper, meine Beine stolpern und lassen mich fallen, als wären sie mit Ketten beladen; ich liege da, ich brülle wie ein Stier, ich blöke wie ein Lamm in meiner Not! .... Und kein Gott ist mir bisher zu Hilfe gekommen, keiner hat mir eine rettende Hand gereicht, kein Gott hat Mitleid mit mir gehabt, keine Göttin hat sich mir zugesellt."

Assyrien hat nicht wie Ägypten eine geweihte Schule der Heilkunde, in der man die vernünftigen Mittel lehrt, vermittelst deren man die schwierigsten Krankheiten unterscheiden und heilen kann. Hier giebt es nur Zauberer und Beschwörer, welche geschickt im Aufspüren der eingeschlichenen Dämone sind, deren Gegenwart im lebenden Körper Unordnungen verursacht und den Tod nach sich zieht. Das Allgemeinaussehen des Leidenden, sein Benehmen während der Krisen, die im Fieberwahn gesprochenen Worte sind für diese wohlerfahrenen Persönlichkeiten lauter Anzeichen, die ihnen Eigenschaft und manchmal auch Namen des zu bekämpfenden Feindes offenbaren. Die schrecklichsten dieser bösen Geister heißen Fieber und Pest: glücklicherweise gehören die Symptome, welche Iddinâ zeigt, nicht zu denen, welche diese beiden hervorrufen. Den größten Teil seiner Nächte verbringt er in tiefster Schlafsucht, aus der er nur zeitweise erwacht, dann ist sein Verstand getrübt, die Augen angeschwollen, in den Ohren hört er ein Sausen und einen Lärm, wie wenn man mit Hämmern an seinen Schädel schlüge.

Es ist der Gott „Kopfweh", von dem er besessen ist und den zu verjagen man sich anschickt. Die gegen ihn angewandten Zaubersprüche sind sehr alte; sie stammen aus Chaldäa und stehen in alten Büchern verzeichnet, deren geheimnisvolle Sprache und Schrift nur noch wenige Gelehrte richtig verstehen.

Der Magier, den Nubtâ zur Behandlung ihres Gatten her-

beiholen läßt, bringt einige solcher Bücher mit, von denen der Ruf sagte, daß sie die, gegen die Krankheit, die man ihm beschrieb, wirksamsten Formeln enthalten. Lange prüft er Augen und Gesicht, läßt sich sowohl den Anfang, als auch den seitherigen Verlauf des Übels mitteilen und erklärt, daß der Fall noch bedenklicher sei, als er geglaubt habe. Iddinâ ist das Opfer eines Zaubers, der von einem Menschen ausgeübt wird, den er beleidigt haben muß und der sich nun dadurch rächt, daß er ihn langsam durch inneren Brand tötet. Die Verwünschung, die jener gegen ihn durch die Stimme eines Magiers aussprechen ließ, giebt ihm nicht Ruhe noch Rast; sie würde ihn töten, wenn man ihre Wirkung nicht durch eine Gegenbeschwörung bekämpfte, welche die Allgewalt des Eâ, des obersten Gottes, und des Merodach ihm dienstbar macht.

Die heilkräftigen Beschwörungen sind thatsächlich gottesdienstliche Handlungen, die nur innerhalb der Tempelmauern ausgeübt werden sollten; da jedoch Iddinâ durch die voraufgegangenen Schmerzenstage schon zu schwach geworden ist, willigt der Magier ein, die Behandlung im eigenen Hause vorzunehmen. Er versieht sich mit seinen Büchern, einem Pack Kräuter, die er sorgfältig selbst sammelte, und mit den zur Bereitung eines Zaubers nötigen Gegenständen; dann zieht er die Schuhe aus, reinigt sich und betritt das Zimmer, in dem der Kranke liegt, und in welchem er nun auf dem Boden mit Kräutern und wohlriechenden Pflanzen ein Feuer entzündet, das mit heller Flamme fast rauchlos brennt. Der erste Teil des von ihm gesprochenen Gebets erinnert an die Art der Verzauberung, an der der Erkrankte leidet: „Die Verwünschung,“ sagt er mit fester, wohlgemessener Stimme, „die Verwünschung hat sich wie ein böser Dämon auf den Menschen gestürzt, die Stimme des Magiers fiel wie eine Geißel auf ihn nieder, die böse Stimme hat sich auf ihn geworfen, die schadende Verwünschung, der Zauber, das Kopfweh. Dieser Mann, die schadende Verwünschung erwürget ihn wie ein Lamm, denn sein Schutzgott hat sich aus seinem Körper zurückgezogen, denn seine

Schutzgöttin ist von ihm gewichen und die Stimme, die ihn geißelt, hat sich wie ein Kleid über ihn gebreitet und lähmt ihn."

Das Böse, was der Magier verübt hat, ist schrecklich, aber die Götter können es wieder gut machen und schon rührt sich Merodach, schon richtet Merodach seine Augen auf den Kranken. Merodach ist in das Haus seines Vaters Eâ eingetreten und spricht: „Oh mein Vater, die böse Verwünschung hat sich auf den Menschen geworfen, wie ein Dämon." Zweimal spricht er zu ihm und sagt: „Ich weiß nicht, was dieser Mann thun soll, womit kann er geheilt werden?" Eâ antwortet seinem Sohne Merodach: „Mein Sohn, was weißt du nicht und was könnte ich dir sagen, was du nicht schon wüßtest? Oh Merodach, was weißt du nicht schon und was könnte ich dir sagen, was du nicht schon wüßtest? Das, was ich weiß, weißt auch du: gehe also, mein Sohn Merodach, führe den Menschen in das Bad, das reinigt und nimm ihm den Zauber ab, der auf ihm lastet. Vertreibe den Zauber, das Böse, das seinen Körper quält, möge es herkommen vom Fluch seines Vaters, oder vom Fluch seiner Mutter, oder vom Fluch seines älteren Bruders, oder vom verderblichen Fluch eines Unbekannten. Dieser Fluch soll von ihm genommen sein durch die Wunderkraft Eâs, wie eine Knoblauchzinke, die man abschält, wie eine Dattel, die man in Stücke schneidet, wie ein Blütenzweig, den man abreißt. Den Zauber, oh Doppelgänger des Himmels, beschwöre ihn! oh Doppelgänger der Erde, beschwöre ihn."*)

Die Götter rüsten sich zu Gunsten des Kranken und Eâ, der Weltherrscher, ist es, der geruht, das Heilmittel anzugeben: der Kranke soll nacheinander eine Zinke Knoblauch, eine Dattel und einen Blütenzweig nehmen und sie Stück für Stück ins Feuer werfen, unter dem Hersagen eines gewissen Zauberspruchs; und so gewaltig, auch die Verwünschung gewesen, ihre Wirkungen werden vernichtet sein.

---

*) Doppelgänger ist hier, wie schon früher, in demselben Sinne verwendet, den ihm die Ägypter beilegten. Siehe Seite 43.

Unterdessen hat sich Iddinâ, wie Eâ es verlangt, gereinigt, sich Hände, Füße und Gesicht gewaschen und den Körper mit wohlriechendem Wasser besprengt. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen stellt sich der Magier mit dem Kranken vor das Kohlenbecken, schält den von dem Gotte verlangten Knoblauch und verbrennt ihn unter dem Gemurmel des Zauberspruchs: „Ebenso wie diesen geschälten und in das Feuer geworfenen Knoblauch die glühende Flamme verzehrt, wie er nicht mehr in den Garten verpflanzt und nicht mehr in das Wasser eines Teiches oder eines Grabens getaucht werden kann, wie seine Wurzeln sich nicht mehr in die Erde verpflanzen werden und sein Stengel nicht mehr wachsen und die Sonne schauen wird, wie er nicht mehr zur Nahrung für die Götter oder für den König dienen wird, ebenso möge Merodach, der Oberste der Götter, den Zauber von Iddinâ verjagen und die Bande des verzehrenden Übels, der Sünde, der Missethat, der Verderbtheit, des Verbrechens lösen."

Und nach ihm spricht Iddinâ mit schwacher Stimme: „Die Krankheit, die in meinem Körper, in meinem Fleische, in meinen Muskeln steckt, könnte sie doch wie dieser Knoblauch geschält und an dem heutigen Tage durch die verzehrende Flamme vertilgt werden; möge der Bann weichen, damit ich noch länger das Licht erblicken kann."

Darauf schneidet der Magier eine Dattel in kleine Stücke, und während sie verbrennt, nimmt er seinen eintönigen Gesang wieder auf: „Ebenso, wie diese zerschnittene und in das Feuer geworfene Dattel von der glühenden Flamme verzehrt wird, wie der, welcher sie pflückte, sie nicht mehr auf ihren Stiel setzen wird, und sie nicht mehr zur Nahrung des Königs dienen wird, ebenso möge Merodach, der Oberste der Götter, den Zauber von Iddinâ vertreiben und die Fesseln des verzehrenden Übels, der Sünde, der Missethat, der Verderbtheit, des Verbrechens lösen." Und auch diesmal spricht Iddinâ wieder: „Die Krankheit, welche in meinem Körper, in meinem Fleisch, in meinen Muskeln steckt, möge sie doch wie diese Dattel zerschnitten und an dem heutigen

Tage durch die verzehrende Flamme vertilgt werden; möge der Bann weichen, damit ich noch länger das Licht erblicken kann."

So dauert die Handlung fort und das Feuer verschlingt nach einander den Blumenzweig, eine Wollflocke, Ziegenhaare, einen Strang bunten Fadens und eine Bohne.

Jedesmal wiederholt der Magier seinen Spruch, indem er zwei oder drei Sätze einschaltet, welche die Eigenschaften der Opferspende deutlich erklären. Die Blätter des Zweiges werden nie wieder mit dem Baume vereinigt werden, sie können nie mehr bei der Arbeit des Färbers Verwendung finden; die Wolle und Haare werden nie wieder auf den Rücken des Tieres, welche sie getragen, zurückkommen und nie wieder zur Herstellung von Kleidern gebraucht werden können.

Iddinâ hält ungeachtet seiner Schwäche bis zum Ende aus, aber kaum ist das letzte Wort gesprochen, sinkt er ganz erschöpft auf sein Lager zurück und ist einer Ohnmacht nahe. In solchem Falle werden die Schwächezustände des Erkrankten als gute Vorzeichen gedeutet, sie beweisen, daß der Zauber wirkt. Der im Körper zwischen den wohlthuenden Göttern und dem bösen Geiste entbrannte Kampf ist so lebhaft, daß ihn nur wenige, ohne darunter zu leiden, ertragen können.

Man sieht dann, wie der Besessene unruhig wird, an allen Gliedern zittert, Seufzer oder jämmerliche Schreie ausstößt, sich mit solcher Gewalt auf der Erde wälzt, daß er kaum zu halten ist: tiefe Mattigkeit folgt dieser Raserei und kennzeichnet den augenblicklichen Sieg des Kranken gegen sein Leiden. Der Magier spricht nun ein letztes Gebet, in dem er noch einmal Eâ, Merodach und schließlich auch den Gott des Feuers anruft, der sich bei Verrichtung der heiligen Handlung freundlich erwiesen hat: „Oh Feuer, bewegende Kraft, welche sich im Lande erhebt, Held, Sohn der Tiefe, der du im Lande hochgepriesen bist, oh Gott des Feuers, der du durch deine heilige Flamme Licht in das Haus der Finsternis brachtest, du bist es, der das Geschick von allem, was Namen trägt, bestimmst; du, der du Kupfer und Zinn beim Schmelzen

mischest; du, der du Silber und Gold reinigest; du, der du die Schlechten bei Nacht erzittern lässest, du bist es. Mache du, daß die Glieder des Menschen, der wieder zum Sohn seines Gottes geworden ist, von Reinheit glänzen, daß der Mensch rein sei, wie der Himmel, daß er leuchte, wie auf Erden, daß er strahle, wie die Mitte des Himmels, und daß die böse Zunge, die ihn verzauberte, keine Macht mehr über ihn habe."

Zwei Tage vergehen, und die morgens wie abends wiederholte Beschwörung hat nicht nur keinen Erfolg, sondern scheint im Gegenteil eher noch zur Erschöpfung des Erkrankten beizutragen. Iddinâ wird nicht wieder zum „Sohn seines Gottes", vielmehr könnte man annehmen, daß sein Gott sich von ihm entferne und ihn ohne Widerstand dem Tode überliefere.

Altem Herkommen gemäß bringt man in Babylon die Kranken auf den Marktplatz und setzt sie den Blicken der Vorübergehenden aus. Diese nähern sich alsdann und fragen nach den Krankheitserscheinungen, sowie den dagegen angewandten Mitteln; hatten sie oder haben sie etwa selbst jemand unter ihren Angehörigen, der an demselben Übel gelitten hat, dann raten sie die Mittel an, welche jenem halfen. Diese Sitte hat sich, wie viele andere chaldäische Gepflogenheiten, über ganz Assyrien verbreitet, und auch Nubtâ entschließt sich endlich, Gebrauch davon zu machen. Sie hüllt Iddinâ in seine Wolldecken, legt ihn auf ein Bett und läßt ihn durch zwei Sklaven langsam bis zum Ischtarthor tragen. Hier halten die Richter Sitzungen, die Müßiggänger des ganzen Viertels stehen im Vorhof herum, Bauern und Fremde gehen in die Stadt oder kommen daraus heraus; wenn es das Glück will, daß ein guter Rat verlaute, so ist dies der einzig richtige Platz dafür. Iddinâs Anblick erregt verschiedenartige Gefühle bei der Menge. Einzelne fürchten, seine Krankheit sei ansteckend, der eingenistete Dämon könne ihn verlassen wollen, um sich auf sie zu werfen; andere zeigen mehr Neugierde als Furcht oder Mitgefühl; die Bekannten erbarmen sich ob seines elenden Aussehens und tauschen rührende Betrachtungen über die Unbeständigkeit des

Lebens. Willfährige Menschen drängen sich ans Bett, fragen ihn nach seinem Leiden, stellen allerlei Vermutungen an, machen Vorschläge für Arzneien, die die Familie in Herzensangst anhört: „Also die Beschwörungen waren vergebens? Welche? Hat man denn den Spruch der sieben Geister gesprochen? Wurde mit dem Bann des Eridu ein Versuch gemacht! Man nimmt die Wolle eines jungen unangetasteten Schafes und läßt sie durch eine Zauberin — eine Zauberin, ja keinen Zauberer — auf die Schläfe des Kranken, zur Rechten und zur Linken, binden. Die Schleife muß je siebenmal nach einander in zwei verschiedenen Wiederholungen geknüpft werden; dann windet man eine Schnur um den Kopf, eine andere um den Hals und eine dritte um jedes Glied des Leidenden, um seine Seele zu fesseln, falls sie entweichen wollte, dann gießt man die Zauberwasser über ihn aus."

Wieder ein anderer behauptet, er sei durch ein Bildnis geheilt worden: man habe eine ihm ähnliche Figur aus Erde gemacht, eine Weinspende darüber gegossen, einen Spruch dabei hergesagt und das Übel sei verschwunden. Oder man solle sechs verschiedene Holzarten nehmen, sie mit einem Stück von einer Schlange zusammen zerstoßen, Wein darauf gießen und rohes Fleisch darunter mischen, vom Ganzen dann einen Teig machen und denselben schlucken.

Dieses Mittel hat eine Kraft, die über alles geht: man findet es in einem alten, sehr geschätzten Buch, das König Assurbanipal für seinen eigenen Gebrauch abschreiben ließ.

Anfänglich haben frische Luft, Sonne und Lärm den kranken Iddinâ ein wenig belebt, doch bald fühlt er sich dadurch beengt und seine Erschöpfung nimmt zu. Kaum nach Hause zurückgebracht, verfällt er in eine tiefe Betäubung, aus der ihn weder Zaubersprüche, noch Heilmittel, noch die verzweifelten Rufe seiner Gattin und Kinder mehr wecken können. Noch zwei Tage lang lassen leichtes Röcheln, Schüttelfröste und zuckende Bewegungen seiner Glieder erkennen, daß das Leben nicht gänzlich erloschen sei, am Abend des dritten Tages aber, kurz vor Sonnenuntergang,

haucht er den letzten Seufzer aus, und Sched, der Gott des Todes, bemächtigt sich seiner für immer.

Gleich den Ägyptern drücken auch die Völker am Euphrat und Tigris ihren Schmerz auf laute, wilde Art aus. Sobald ein Mensch stirbt, zerreißen seine Angehörigen und alle die sich zur Familie rechnen, besonders aber die Frauen, ihre Kleider, zerkratzen sich Wangen und Brust, bestreuen das Haupt mit Staub und Asche, stoßen anhaltendes Trauergeheul aus, welches die Nachbarschaft in Aufregung versetzt und sie auch ihrerseits zur Teilnahme an dem ihnen wiederfahrenen Unglück nötigt.

Wenn nun aber auch die äußerlichen Trauerkundgebungen dieselben sind, so ist die Behandlungsweise der Leiche doch eine völlig verschiedene.

Gewiß ist man auch hier zu Lande der Ansicht, daß mit dem Ende des Lebens nicht alles im Menschen aufhöre, man weiß, daß nur ein Teil der Stoffe, aus denen er besteht, für diese Welt abstirbt und daß andere Teile im Jenseits weiter leben, wenigstens eine Zeit lang. Jedoch glaubt man nicht, wie in Ägypten, daß die Schicksale des Überlebenden vom Menschen unlösbar mit dem, was auf der Erde verbleibt, verbunden seien und daß die des Fleisches entkleidete Seele vergehe oder fortbestehe, je nachdem der Leib, der sie umhüllte, im Grabe vergehe oder fortbestehe. Zweifelsohne verhält sich die Seele nicht gleichgiltig gegen das, was mit der von ihr verlassenen Hülle ferner geschieht; man vermehrt den Schmerz, den sie beim Tode fühlt, wie auch die Kümmernisse ihres neuen Zustandes, wenn man den Leichnam verbrennt, oder ihn verstümmelt, oder ihn ohne Begräbnis den Raubvögeln überläßt. Doch ist in Assyrien dieses Empfinden nicht so maßgebend, daß man es als eine Notwendigkeit erachtete, der Zersetzung ganz zu entgehen, ein Gefühl, welches die Ägypter dazu treibt, sich in Mumien zu verwandeln. Man unterwirft die Leiche nicht all diesen Einspritzungen, diesen wiederholten Bädern in Fäulnis verhütenden Flüssigkeiten, diesem umständlichen Einwickeln, welche sie unzerstörbar machen. Hier besprengt man sie mit Wohl-

gerüchen, kleidet sie oberflächlich an und bringt sie, sobald die Verwesung beginnt, oft schon wenige Stunden nachdem das Leben entfloh, fort.

Während die Familie weint und jammert, waschen ein paar alte Frauen, die den traurigen Dienst der Totenwächterinnen versehen, die sterblichen Reste Iddinâs, gießen duftendes Öl über ihn aus, bekleiden ihn mit einem Festgewand, schminken seine Wangen, machen um die Augen einen schwarzen Strich, hängen ihm eine Kette um den Hals, stecken ihm Ringe an die Finger, legen ihm die Arme auf die Brust und bringen ihn alsdann auf sein Bett, wo sie zu seinen Häupten einen Altar errichten, auf dem man die üblichen Opfer an Wasser, Weihrauch und Kuchen spendet.

Die Leichen werden beständig von bösen Geistern umschwärmt, welche sich entweder von ihnen nähren oder sie zur Ausübung ihrer bösen Absichten verwenden: ein Toter, in den sie sich im geeigneten Augenblick einschleichen, kann sich in einen Vampir verwandeln und später aus dem Grabe kommen, um den Lebenden das Blut auszusaugen. Deshalb werden auch gutgesinnte Geister und Gottheiten eingeladen, über ihn zu wachen. Ihrer zwei stellen sich unsichtbar zu Häupten und zu Füßen des Lagers auf und strecken ihre Hand segnend über ihn (Fig. 126), es sind Gestaltungen Eâs und wie Eâ mit der Fischhaut bekleidet. Drei andere stellen sich in der Totenkammer auf und halten sich bereit, auf jeden, der eindringen wollte, loszuschlagen: der eine hat ein Menschenantlitz, die andern beiden tragen Löwenköpfe auf menschlichem Körper. Wieder andere schweben über dem Hause, um die Gespenster, die allenfalls von oben her durch das Dach einzudringen versuchten, zu verscheuchen. Die letzten Stunden, welche die Leiche noch auf der Erde verbringen muß, verweilt sie somit unter der Obhut einer Heerschar von Göttern.

Der Trauerzug verläßt am frühen Morgen das Haus. Die Leiche ist der Länge nach auf ein Bett gelegt, welches von mehreren Männern getragen wird. Ihr voran schreitet eine Gruppe Klageweiber und Musikanten, und eine Gruppe Klageweiber und Musi-



Fig. 126.
Der Tod und die Hölle: Im Mittelfelde liegt der Tote auf seinem Sterbebette und wird von Göttern bewacht; die Hölle und ihre Gottheiten befinden sich in der unteren Reihe.

kanten folgt ihr nach, dann kommen die Verwandten, in engen, faltenlosen Säcken aus grobem Zeug, weiterhin Freunde, Bekannte und Leute aus dem Stadtviertel, die ihrem Nachbar die letzte Ehre erweisen wollen. Das Schreien ist dasselbe, wie in Ägypten, ebenso wie dort ertönen von Pausen unterbrochene Ausrufe wie: „Ach Iddinâ! ach Herr! ach mein Vater!“ Dazwischen tauschen Freunde die bekannten Redensarten über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, die in solchen Fällen stets und überall den unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen für die Überlebenden liefern. „Was sind wir denn?“ — „Die Tage des Todes sind niemandem bekannt.“ — „So geht es in der Welt: wer heute Abend noch lebt, morgen früh ist er schon tot.“ — Der Zug begiebt sich langsam aus der Stadt und wendet sich zu einem der Friedhöfe, auf denen die Einwohner Dur-Scharrukîns zur letzten Ruhe gebettet werden.

In Assyrien darf man keine monumentalen Totengrüfte oder Pyramiden suchen, wie in Ägypten. Hier liegen nicht rechts und links vom Flusse Berge, deren Gestein so weich ist, daß ganze Galerien und Totensäle hineingehauen werden können, während es doch auch wieder solche Festigkeit hat, daß die ausgemeißelten Kammern nicht in sich zusammenstürzen. Ninive und die Mehrzahl der größeren Städte Assyriens und Chaldäas sind von breiten Tiefebenen umgeben, wo alles, was beerdigt wird, sich unter dem Einfluß von Hitze und Feuchtigkeit rasch zersetzt: in den Boden gegrabene Grüfte würden durch eindringendes Wasser, ungeachtet der aufgeführten Mauern, bald zerstört, Malereien und Bildhauereien durch Salpeter zerfressen, und bewegliche Gegenstände und Särge würden verfallen. Die Wohnung des toten Assyrers oder Chaldäers kann deshalb nicht, wie die des Ägypters, ein „Haus für die Ewigkeit“ sein. Trotzdem wohnt er darin und seine Seele mit ihm, und ist man darum auch bestrebt, ihm, im Augenblick, da er aus unserem Leben scheidet, Nahrung, Kleidung, Schmuck und Gerätschaften mitzugeben, deren er bedarf, um sich auch fernerhin zurechtzufinden. Wer von seinen Kindern oder Erben solcherart gut behandelt wird, behütet sie dafür auch wieder

so viel in seinen Kräften steht und hält die schädlichen Einflüsse von ihnen fern.

Verlassen oder vergessen sie ihn, dann rächt er sich, indem er sie in ihrer Wohnung als Gespenst beunruhigt, Krankheiten gegen sie entfesselt und sie durch seinen Fluch zerschmettert. Würde er etwa um das Begräbnis gebracht, dann würde er nicht nur für die Seinen, sondern für das ganze Land gefährlich. Die Toten, unfähig sich selbst das zum Leben Nötige zu besorgen, kennen kein Mitleid für einander: wer ohne Grab, ohne Trank und Speiseopfer zu ihnen kommt, den nehmen sie nicht bei sich auf und geben ihm von ihrem allerdings geringen Unterhalt kein Brot als Almosen. Der Geist einer nicht beigesetzten Leiche, der dergestalt weder Unterkunft noch Nahrungsmittel hat, irrt durch Stadt und Land und erhält sich nur von Raub und Verbrechen, die er an Lebenden verübt.

Er ist's, der sich nachts in die Häuser schleicht, den Insassen mit den fürchterlichsten Fratzen erscheint und sie vor Schreck wahnsinnig macht. Immer auf der Lauer, erfaßt er sein Opfer, sobald er es überfallen hat „Kopf an Kopf, Hand an Hand, Fuß an Fuß", und würde ihm dasjenige, das er auf diese Weise bestürmt, sei es Mensch oder Tier, nicht entrinnen, wenn die Zauberei ihm nicht mächtige Waffen böte, um den Angriffen des Geistes Widerstand zu leisten. Der Vampir zählt neben den Gespenstern und Gulen zu den Dämonen, gegen deren Wut man die Doppelgänger des Himmels und der Erde anruft.

Die ältesten Chaldäer errichteten ihre Gräber aus Ziegeln, wie ihre Häuser und Paläste. Es waren große, in einen Vorsprung ausgewölbte Keller, in welche man einen oder mehrere Tote zusammen einmauerte; oder es waren einfache Töpfe aus gebranntem Thon, in welchen man den Toten kauernd beisetzte, oder auch zwei cylindrische Krüge, in die man ihn der Länge nach ausstreckte und welche dann mit Erdpech zusammengekittet wurden (Fig. 127). Oder es waren endlich kleine rundliche oder ovale Bauten, die man auf eine Ziegelsohle stellte und mit einer Kuppel

oder einem flachen Dache versah (Fig. 128). Die Behausung war nicht geräumig und der Bewohner gelangte manchmal nur mit Mühe und wie zusammengefaltet hinein. In den kleinsten Gräbern

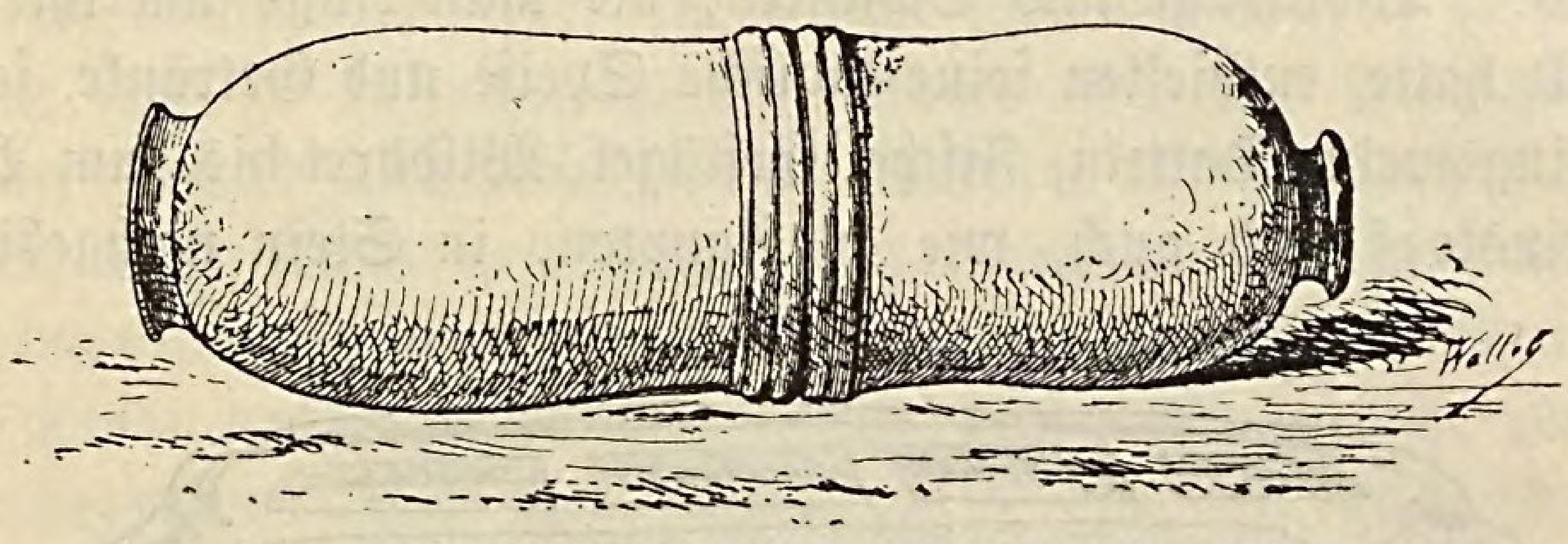


Fig. 127. Chaldäischer Sarg aus gebranntem Thon.

hat er nur seine Kleidung, seinen Schmuck, Bronzepfeile und ein kupfernes oder sonstiges Metallgefäß bei sich, während andere Gräber auch Hausrat bergen, weniger vollständig zwar als der,

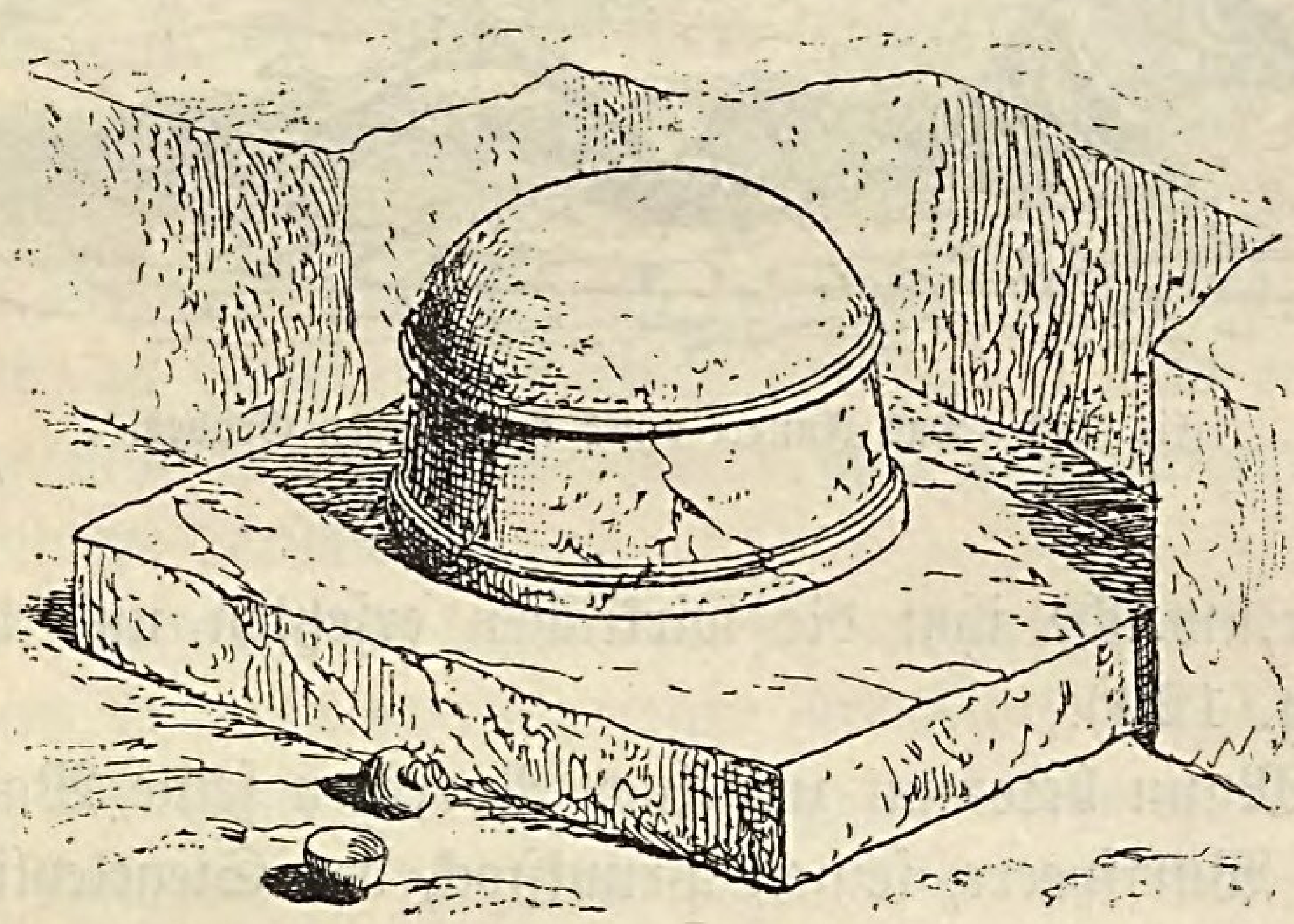


Fig. 128. Chaldäisches Grab in runder Form.

welchen die Ägypter in ihren Gruftbauten aufhäuften, aber immerhin ausreichend für die Bedürfnisse eines Geistes. Der gänzlich angekleidete Körper liegt ausgestreckt auf einer mit Erdpech getränkten Matte, den Kopf gegen ein Kissen oder einen flachen Ziegel gestützt, die Hände auf die Brust gelegt, das Leichentuch mittelst Gurten um Schenkel und Knöchel befestigt. Manchmal

wendete man ihn auf die linke Seite, bog die Beine ein wenig ein und ließ die rechte Hand über die linke Schulter hinweg in eine Schale greifen, als wolle er dieselbe erfassen und zum Munde führen. Thonkrüge und Schüsseln, die man rings um ihn aufgestellt hatte, enthielten seine tägliche Speise und Getränke, seinen Lieblingswein, Datteln, Fische, Geflügel, Wildbret bis zum Wildschweinskopf und auch, wie in Ägypten, in Stein nachgebildete

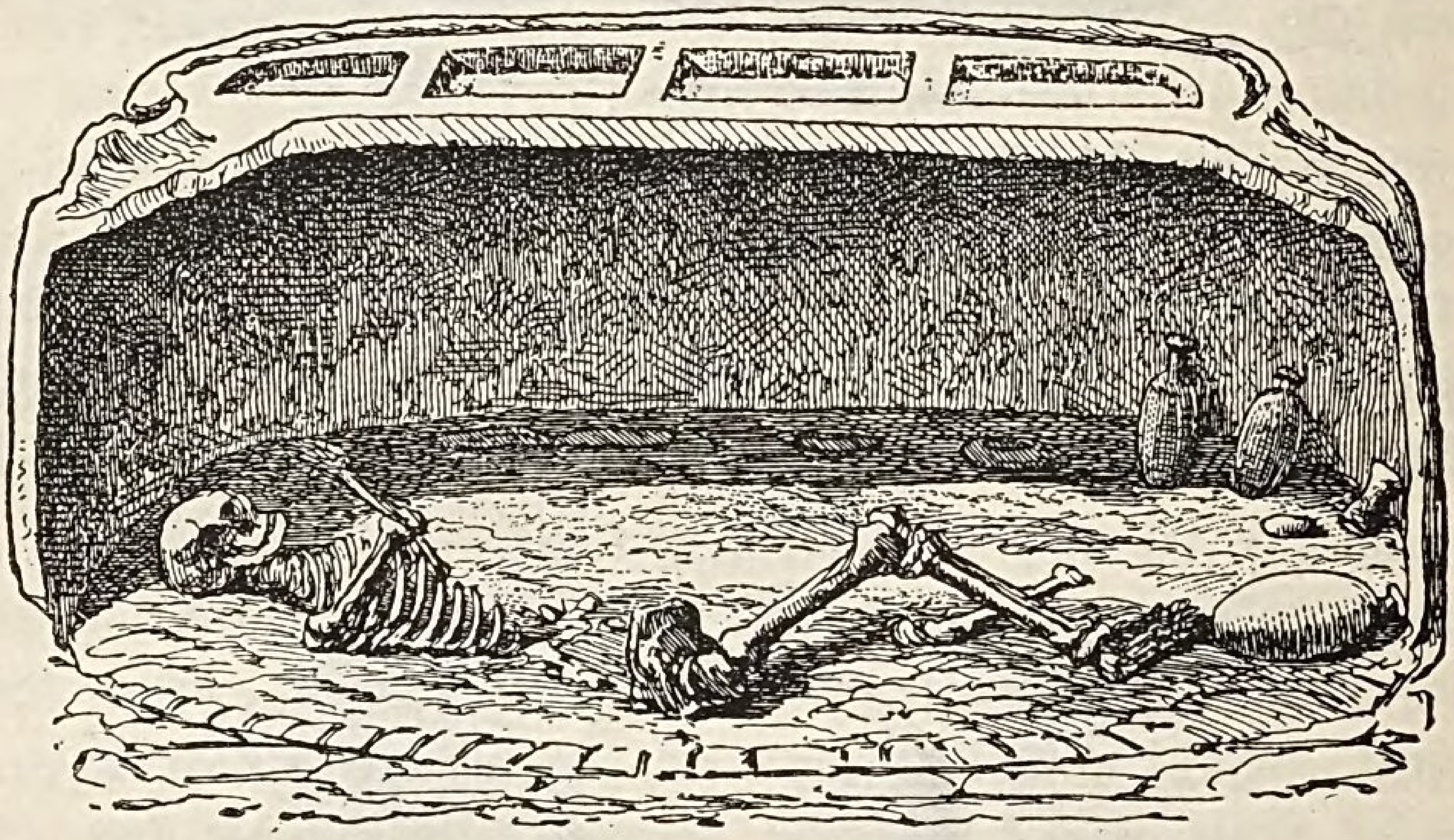


Fig. 129. Das Innere eines chaldäischen Grabes.

Speiseopfer, welche ihm die wirklichen ersetzten und dauernder waren (Fig. 129).

Der Mann bekommt zu seinen Vorräten seine Waffen, eine Lanze und Wurfspeere, seinen Prunkstock, den Siegelcylinder, mit dem er im Leben seine Urkunden gezeichnet hatte, ins Grab; die Frau ihren Kleiderputz, verschiedenen Schmuck, Blumen, Töpfe mit Wohlgerüchen, Kämme, Schmucknadeln und kleine Klümpchen des bekannten schwärzlichen Teiges, mit dem sie Brauen und Wangen zu färben pflegte.

Die Gräber, die dicht aneinandergereiht im Laufe der Jahre mit Sand oder Schutt überdeckt und später mit neuen Gräbern überlastet wurden, bildeten schließlich in Uruk und vielen anderen

Orten Chaldäas förmliche Hügel, die noch von Tag zu Tag anwachsen und höher werden. In Assyrien sind sie nicht sehr nahe beisammen und auch wenig fest gebaut, sie verschwinden meist ziemlich bald, ohne über dem Boden etwelche Spuren zu hinterlassen: wer sie aufsuchen wollte, müßte viel, viel Erde hinwegräumen, ehe er ihre Reste fände. Nur die Könige besitzen Denkmäler, deren Stelle man kennt. Der königliche Palast umschließt, wie man sagt, das Grab des Ninus, des sagenhaften Gründers von Stadt und Reich.*) Der Stufenturm ist darüber errichtet und bezeichnet schon von weitem die Stätte. Möglich ist, daß diese volkstümliche Überlieferung darin recht hat, wie in noch manch andern Dingen, die sie behauptet und für die man ihr keinen Glauben schenkt. Bestimmt weiß man, daß die Könige zumeist in den Städten beigesetzt sind, in denen sie regierten und in denen sie unter dem Schutze der Götter ihrer Stadt ruhen. Babylonische Chroniken geben stets sorgfältig hinter dem Namen jedes Fürsten die Bezeichnung des Palastes, in dem er begraben wurde; und was die assyrischen Herrscher betrifft, erinnern sich denn die alten Niniviten nicht noch der Feste, die Senacherib (Sanherib) zu Ehren seiner Vorgänger feierte, als er ihre durch die Kriege und die Aufstände des vorigen Jahrhunderts zerstörten Gräber wieder herstellte?

Heutzutage glaubt kaum noch jemand, daß der Ruheplatz aus gebranntem Thon, in dem die Leiche ihre Stätte hat, für immer die Wohnung der Seele sei. Man nimmt vielmehr an, daß es weit, weit weg von uns — die einen sagen unter der Erde, die andern an dem östlichen oder nördlichen Ende der Welt — ein finsteres Land gebe, in dem alles, was von den voraufgegangenen Geschlechtern übrig ist, zusammen unter dem Joche des Gottes Nergal und der

*) Ctesias erzählt, daß Semiramis den Ninus im Innern des Palastes von Ninive begraben habe. Die Überlieferung, auf die er Bezug nimmt, ist sicher älter als der Zeitpunkt, in dem er schrieb, und daher glaube ich nicht allzuviel zu wagen, wenn ich sie in die Zeit der Sargoniden verlege.

Göttin Allât lebe. Ein Fluß mündet dort aus, der seine Fluten von den Urgewässern des Oceans, in dessen Mitte unsere Erde getaucht scheint, herleitet. Es ist von sieben Mauern umgeben und mit sieben Thüren geschlossen, an welchen ein unerbittlicher Hüter Wache hält. Die Totenschatten haben nur mit besonderer Zustimmung der Göttin Einlaß; man entkleidet sie von allem, was sie mitbringen und führt sie nackt vor Allât, welche sie richtet und ihnen einen Platz in ihrem Reiche anweist. Diejenigen, welche ihr mißfallen, sind den gräßlichsten Qualen unterworfen; sie müssen Hunger und Durst erleiden, der Aussatz frißt an ihnen bis zum jüngsten Tage, sie werden von allen Krankheiten gepeinigt, die an ihnen zehren, ohne sie jemals zu töten. Diejenigen, welche den Strafen entgehen, führen ein trauriges, freudloses Dasein. Sie empfinden Hunger und Durst, und finden nur Staub und Schmutz, um sich damit zu sättigen und ihren Durst zu löschen. Sie frieren, und man giebt ihnen als Decke nur ein Federgewand: die großen Flügel der Nachtvögel, mittelst deren sie fortwährend unter ächzendem Geschrei umherflattern. Sind sie einmal in das Jammerreich aufgenommen, dann gelangen sie nur noch ausnahmsweise daraus hervor, auf Befehl der Götter von oben, um den Lebendigen Schrecken und Furcht einzujagen. Sie behalten keine Erinnerung von dem, was sie auf Erden thaten. Familienbande, Freundschaft, Gedächtnis für geleistete Dienste, alles verwischt sich ohne Spur in ihrem schwachen Sinn; es bleibt ihnen nur eine große Trostlosigkeit darüber, daß sie das irdische Licht verlassen mußten und der glühende Wunsch zu demselben zurückzukehren. Allât könnte ihn wohl erfüllen, wenn es ihr beliebte.

Die Schwelle ihres Palastes liegt über einer Quelle, deren Wasser jedem das Leben wiedergiebt, der sich darin badet oder davon trinkt. Es springt hervor, sobald man den Fassungsstein emporhebt. Aber die Erdgeister, die Annunas, überwachen sie mit eifersüchtiger Sorgfalt. „Sieben sind sie, sieben sind sie, sieben sind sie in der Höhle des Abgrunds, sie sind weder männlich noch

weiblich, aber sie sind wie Ströme, welche sich ausbreiten; sie nehmen keine Frauen, sie haben niemals Kinder, sie kennen weder Mitleid noch Wohlthat, sie hören weder bitten noch flehen; sie mehren den Haß im Innern der Berge, sie sind die Feinde von Eâ, die Vorboten des Todes und die Geschäftsträger der Allât." Bald verbreiten sie sich über die Welt in Gestalt vergifteter Winde und wehen Unwetter heran; bald stürzen sie sich ins Schlachtengetümmel und mähen unbarmherzig die Helden nieder. Eâ allein ist mächtig genug, ihnen einige Tropfen des Lebenswassers zu entreißen, und auch ihm geben sie es nur widerwillig, indem sie sich selbst gegen den Wunsch des höchsten Gottes auflehnen.

Diese düstere und finstere Vorstellung von einem gemeinsamen Leben in einem Reiche ist noch schlimmer, als der Glaube an ein verlängertes Dasein im Grabe, dem sie folgte.

Im Grabe war wenigstens die Seele mit dem Körper, an den sie gebunden, allein; in der Behausung der Allât ist sie, inmitten der aus der Nacht geborenen Geister, wie verloren. Um sich her erblickt sie alle die schrecklichen Gestalten, welche kaum im Traume deutlich, sie schon auf der Erde verfolgt haben. Keiner dieser Dämone hat eine einfache, dem Menschen ähnliche Gestalt, vielmehr erscheinen sie als ein Gemisch von Mensch und Tier, oder von Tieren untereinander, bei denen die abstoßendsten Züge einer jeden Gattung kunstvoll zusammengepaßt sind. Löwenköpfe sitzen auf Schakalleibern mit Adlerklauen und Skorpionsschwänzen und alles das brüllt, heult, zischt und verlangt unablässig widerspenstige Seelen, um sie zu quälen oder zu vernichten. Die Obersten dieser Ungeheuer, die Minister der Allât, heißen: die Pest, das Fieber, der Südwestwind.

Allât selbst ist womöglich noch häßlicher als das Volk, über das sie herrscht. Sie hat den Körper eines Weibes, aber zottig und ungestaltet, ein grinsendes Löwenmaul und Flügel und Krallen eines Raubvogels. Sie schwingt in jeder Hand eine dicke Schlange, einen lebendigen Wurfspieß, der den Feind unbarmherzig beißt und

vergiftet. Als Kinder hat sie zwei Löwen, die sie mit ihrer Milch nährt. Sie durcheilt ihr Reich nicht auf einem Pferde reitend, sondern auf seinem Rücken stehend oder knieend, und erdrückt das Tier unter ihrer Last. Zuweilen macht sie sich auf, um selbst den Fluß, der von der Welt der Lebenden herunterfließt, zu erforschen; dann schifft sie sich mit ihrem Pferde auf einem Geisterschiff ein, das sich ohne Segel und Ruder fortbewegt, dessen Hinterteil in einen Stierkopf und dessen Spitze in einen Vogelschnabel ausläuft (Fig. 126). Nichts entrinnt, nichts widersteht ihr, nicht einmal die Götter können ihr Reich betreten, außer unter der Bedingung, daß sie wie Menschen sterben und sich unterthänig als ihre Sklaven bekennen.

Endlich kommt aber doch der Tag heran, an dem sich das menschliche Bewußtsein gegen diesen rohen Glaubenssatz, der alle Geschlechter zu ewigem Elend in der Finsternis verdammt, auflehnt. Wie? Die Könige, die ihre Völker mild und gerecht regieren, die Helden, die Ungeheuer vernichten, die Soldaten, die ohne Zaudern auf dem Schlachtfelde ihr Leben opfern, sollten mit Tyrannen, Sklaven und Feiglingen in dieselbe Nacht hinabgestoßen werden! Ihre Macht, ihr Mut, ihre Tugenden würden höchstens nur dazu dienen, ihr Verbleiben in unserer Lichtwelt abzukürzen und sie vorzeitig in den Abgrund der Hölle zu schleudern? Man kam zu dem Glauben, die Götter würden sie vom gewöhnlichen Volke trennen und auf einer fruchtbaren Insel, die von der Sonne beleuchtet und vom Aufenthalte der Menschen durch den unüberschreitbaren, zur Hölle führenden Fluß geschieden ist, aufnehmen. Allda wächst der Baum und fließt die Quelle des Lebens; einige besonders begnadete Menschen gelangen zuweilen schon vor dem Tode dahin und kehren gesund und kräftig, wie in den Tagen ihrer Jugend, davon zurück. Anfänglich hatte man dies glückliche Land in die Sümpfe des Euphrat, gegen die Mündung des Flusses zu, verlegt, dann als man das Land besser kennen lernte, über das Meer hinaus: in dem Maße, wie durch handelsmännische Entdeckungen und Eroberungskriege sich die

Grenzen des Horizonts, durch den sich ehemals die ersten Chaldäer eingeschlossen glaubten, erweiterten, rückte diese geheimnisvolle Insel allmählich immer mehr gegen Osten, dann gegen Norden vor und verschwand schließlich fast ganz in der Entfernung. Zuletzt nahmen die gastfreundlich gewordenen Himmelsgötter die heldenmütigen Seelen in ihr eigenes Reich auf, oben auf dem Gipfel des „Berges der Welt“.

Dieser Berg umfaßt das nördliche Gebiet des Weltalls. Das gestirnte Firmament stützt sich mit einer Seite auf seinen Gipfel, die Sonne entweicht an jedem Morgen im Osten seinem Schoße, um im Westen in denselben zurückzukehren. Wenn ein Held stirbt, erhebt sich sein Geist von der Erde gleich einer Staubwolke, die der Wind vor sich her trägt; sobald er das Gebiet der Wolken erreicht, eilen die Götter herbei und begrüßen ihn, wie wenn er einer der ihren wäre. „Komme,“ sagen sie zu ihm, „wasche deine Hände, reinige deine Hände, die Götter, deine Vorfahren, werden sich mit dir die Hände waschen und die Hände reinigen,“ um beim Mahle der Unsterblichkeit Platz zu nehmen. Und nun „iß die reine Speise aus reinen Schüsseln, trink' reines Wasser aus reinen Schalen, bereite dich zum Genuß des Friedens der Gerechten“.

Eà selbst, der Herrscher der Götter, geruht seinem Gast einen Platz in den heiligen Stätten anzuweisen und ihn eigenhändig hinzutragen; er reicht ihm den Honig und das Fett und träufelt ihm das Wasser des Lebens in den Mund, das ihm die vom Tod geraubte Sprache wiedergiebt. Auf einem Prunklager ruhend, überblickt er jetzt von oben herab die Erde samt all ihrem Elend.

Was anfangs das Vorrecht der Helden gewesen war, ist später Allgemeingut geworden. Es genügt fortan, daß ein Mensch überhaupt rechtschaffen gelebt habe — unter rechtschaffenem Leben verstehe ich: Ergebenheit gegen die Götter, regelmäßiges Feiern ihrer Feste, vieles Beten und Darbringen häufiger Opferspenden — damit er jenseits des Grabes Aufnahme finde. Merodach und seine Gemahlin Zarpanit „lassen ihn wieder aufleben“, er geht, kommt, redet, ißt und trinkt nach Belieben, freut sich der Sonne

und des Lichtes. Allâts Reich beherbergt nur noch die vergangenen Geschlechter, solche, die in der ersten Zeit der Welt gelebt haben und gestorben sind. Sie allerdings weilen noch dort im Reiche der Schatten, wo sie um die Throne stehen, auf denen die alten Könige sitzen, um Ner, Etana und all' die alten Helden aus der vorsündflutlichen Zeit.

Die heutigen Menschen sind glücklicher daran. Die Jahre, während deren sie unter uns leben, werden nicht mehr, wie einst die ihrer Vorfahren, durch den steten Ausblick auf die ewige Nacht getrübt. Durch Frömmigkeit machen sie sich des Himmels würdig, durch Reue wird ihre Schuld getilgt und die Götter nehmen sie zu sich auf.

Iddinas Grab ist mit Nahrung und Geräten versehen. Es geschah dies mehr aus Achtung für herkömmliche Gebräuche, als aus wirklichem Glauben an die Begriffe, denen sie einst Ausdruck verliehen. Ohne Zweifel bilden sich jetzt noch viele Leute aus dem Volke und selbst aus den höheren Gesellschaftsklassen ein, die Seele weile bei der Leiche und ernähre sich von der ihr gespendeten Speise. Iddinas Angehörige teilen aber diesen Volksglauben nicht. Sie wissen, daß die Seele ihres vielgeliebten Toten während des Leichenbegängnisses gen Himmel flog. Sie haben die Gewißheit, daß die wohlwollenden Götter ihren Ausflug beschützten und sie der Böswilligkeit der schlimmen Geister entzogen. Wenn auch für sie der Tag kommt, an dem sie die Erde verlassen müssen, dann hoffen sie dieselbe dort oben wieder anzutreffen, dort auf dem Gipfel des Berges der Welt in dem Gebiet der „silbernen Wolken".

Vierzehntes Kapitel.

Die königliche Jagd.

Assurbanipal: sein Geschmack an Vergnügen und an der Jagd. Die elamitischen Angelegenheiten: Die Neffen des Königs Tiummân flüchten nach Assyrien. Auszug zur Löwenjagd: Gazellen, Damhirsche, wilde Esel. Der Flußübergang. Das Lager, das königliche Zelt. Der Auerochse und die Jagd auf Auerochsen. Das Opfer bei der Rückkehr von der Jagd. Der assyrische Löwe und die Löwenjagd in den Sümpfen. Jagd auf einen gefangenen Löwen im königlichen Park. Tiummâns Gesandtschaft.

Assurbanipal bestieg jung den Thron. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als sein Vater Assarhaddon ihn unter seinen Söhnen auserwählte und ihn in Ninive in Gegenwart seiner Armee und der Großen des Reiches zum Erbprinzen ernannte: ein Jahr später war er König. Er ist von großer, kräftiger, wohlgebauter Gestalt, mit breitem Gesicht, kühnen, offenen Augen, einer geraden Nase, einem harten, stolzen Mund und langem, krausem Haar. Seine Vorgänger waren leidenschaftliche Krieger und Eroberer; sie lebten und starben, wie z. B. Assarhaddon im Felde. Assurbanipal dagegen legt ungern den Harnisch an, und überläßt für gewöhnlich die Ausführung kriegerischer Pläne seinen Feldherren, und da diese aus einer guten Schule hervorgegangen sind, steht es um die Angelegenheiten des Landes nicht schlechter. Nicht daß er gelegentlich nicht auch befehligen und sich so gut wie ein anderer schlagen könnte, aber er ist von Natur aus lässig, wollüstig, fromm und ein Freund von Kunst und Pracht, übrigens ein unerschrockener Reiter und ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Jetzt hat er sich für einige Wochen nach Dur-Scharrukîn begeben, um der Politik mit ihren beständigen Verdrießlichkeiten zu entgehen; indes vergebens, denn in Dur-Scharrukîn wie in Ninive lastet die Ausübung der Pflichten seines königlichen Amtes schwer auf ihm, und die Eilboten, die morgens und abends aus allen

Teilen des Reiches ankommen, hören nicht auf ihn in seiner Ruhe zu stören und durch die überbrachten Nachrichten von seinen Vergnügungen abzulenken. In Babylon gährt es im geheimen, Urarti rührt sich und bedroht die nördliche Grenze; Ägypten schmiedet unablässig Ränke und bearbeitet im stillen die kleinen Fürsten von Juda, Moab und vom Philisterland; die durch Ardys, den Sohn des Gyges, und seine Lydier besiegten Kimmerer machen Anstalten in Cilicien einzufallen, die Meder haben einen ihrer Herrscher getötet, der Assyrien ergeben war, und durch einen seiner Vettern ersetzt, dessen Feindseligkeit erwiesen ist; Elam rüstet offenkundig und sein König wartet nur auf einen Vorwand zur Kriegserklärung. Tiummân ist ein „eingefleischter Teufel", dessen Hochmut und Grausamkeit keine Grenzen kennt. Kaum auf den Thron gelangt, wollte er die Kinder seiner Brüder Urtaku und Ummanaldâsch, die vor ihm regiert hatten, ergreifen und ermorden. Diese, durch treue Freunde von der Gefahr in Kenntnis gesetzt, flohen mit ihrer Dienerschaft, und ganze Scharen von Elamiten begleiteten sie nach Assyrien. Assurbanipal nahm sie gut auf, teils aus natürlicher Großmut, mehr aber noch aus Eigennutz. Diese jungen Leute mit ihren barbarischen Namen und ihrer fremden Aussprache: Ummanigâsch, Ummanappa, Tammaritu, Kudurru, Parru sind die rechtmäßigen Erben der susischen Krone: sie haben zahlreiche Anhänger im Lande, die sicher zur Empörung schreiten würden, falls sie Unterstützung fänden und die im Kriegsfalle eine für Assyrien günstige Entscheidung herbeiführen könnten.

Einstweilen gewährt ihnen Assurbanipal die weitestgehende Gastfreundschaft und behandelt sie mehr als Prinzen seiner Familie, denn als Fremde. Er weist ihnen Wohnungen an, ein Gefolge, reichliche Einkünfte, eine fast königliche Lebensweise; er zieht sie häufig zur Tafel und morgen nimmt er sie mit auf die Löwenjagd jenseits des Zâb, in der Richtung auf das Medische Gebirge.

Der Löwe ist nicht mehr, wie ehedem, in der Nähe großer Städte zu finden; man muß ihn schon weit im Lande aufsuchen

und die Treibjagden, die man dazu unternimmt, gleichen weniger einer Jagd, denn einem Feldzug in Feindesland. Der König, von einem Teil seiner Leibwache begleitet, bricht mit Sonnenaufgang auf. Dur-Scharrukîn ist von Landhäusern und Gärten umgeben, in denen die aus dem Chusur abgeleiteten Kanäle beständige Frische verbreiten. Der, zwischen den, die Straßen begrenzenden Mauern, eingeengte Jagdzug dehnt sich in die Länge und scheint endlos; doch bald verschwinden die Häuser, die Baumreihen lichten sich, das bebaute Feld hört auf, unabsehbares Weideland tritt an seine Stelle, und das kleine Heer der Jäger kann sich wie in Schlachtordnung ausdehnen.

Von hier bis zum Ufer des Zâb ist die Strecke äußerst lieblich, wenn überall frisches Gras hervorsprießt und die Sonne die Fluren erwärmt, noch ohne sie zu versengen. Die grünende, duftende Ebene zieht sich bis zum Horizont hin. Die Blumen stehen stellenweise so üppig und dicht beisammen, daß der Boden einem ausgebreiteten farbigen Teppich gleicht. Die Hunde, die man darüber hinjagen läßt, kommen ganz gelb-, rosa- und blaugescheckt wieder zurück. Alle Augenblicke fahren verscheuchte Hasen oder Ketten von Feldhühnern fast unter den Hufen der Pferde auf. Rudel von Gazellen und wilden Ziegen, die in der Ferne weiden, werden unruhig, man sieht sie den Kopf in die Höhe recken, den Wind wittern, rasch um sich blicken und mit einem Mal davonstieben, um am Horizont zu verschwinden. Diese Tiere haben solch schnellen, andauernden Lauf, daß es den besten Hatzrüden nicht gelingt, sie einzufangen. Dennoch koppelt man einige Windspiele los, die aber statt ihrer zufälligerweise eine Herde wilder Esel aufjagen (Fig. 130).

Der wilde Esel ist ein sehr schönes Tier, mit grauer glänzender Behaarung und von so raschem Lauf, daß er leicht das Pferd überholt. Er stößt ein Geschrei aus, schlägt mit den Hinterbeinen, flieht außer Schußweite, hält an und dreht sich um, wie wenn er sehen wollte: was kommt nun? rennt wieder davon, hält abermals an, springt von neuem und beginnt ohne Unterlaß das-

selbe Treiben, solange man ihn verfolgt. Einige zwanzig Reiter stürzen der Fährte nach, wohl weniger in der Absicht etwas zu erreichen, als um ihre Pferde in rascheren Gang zu bringen und

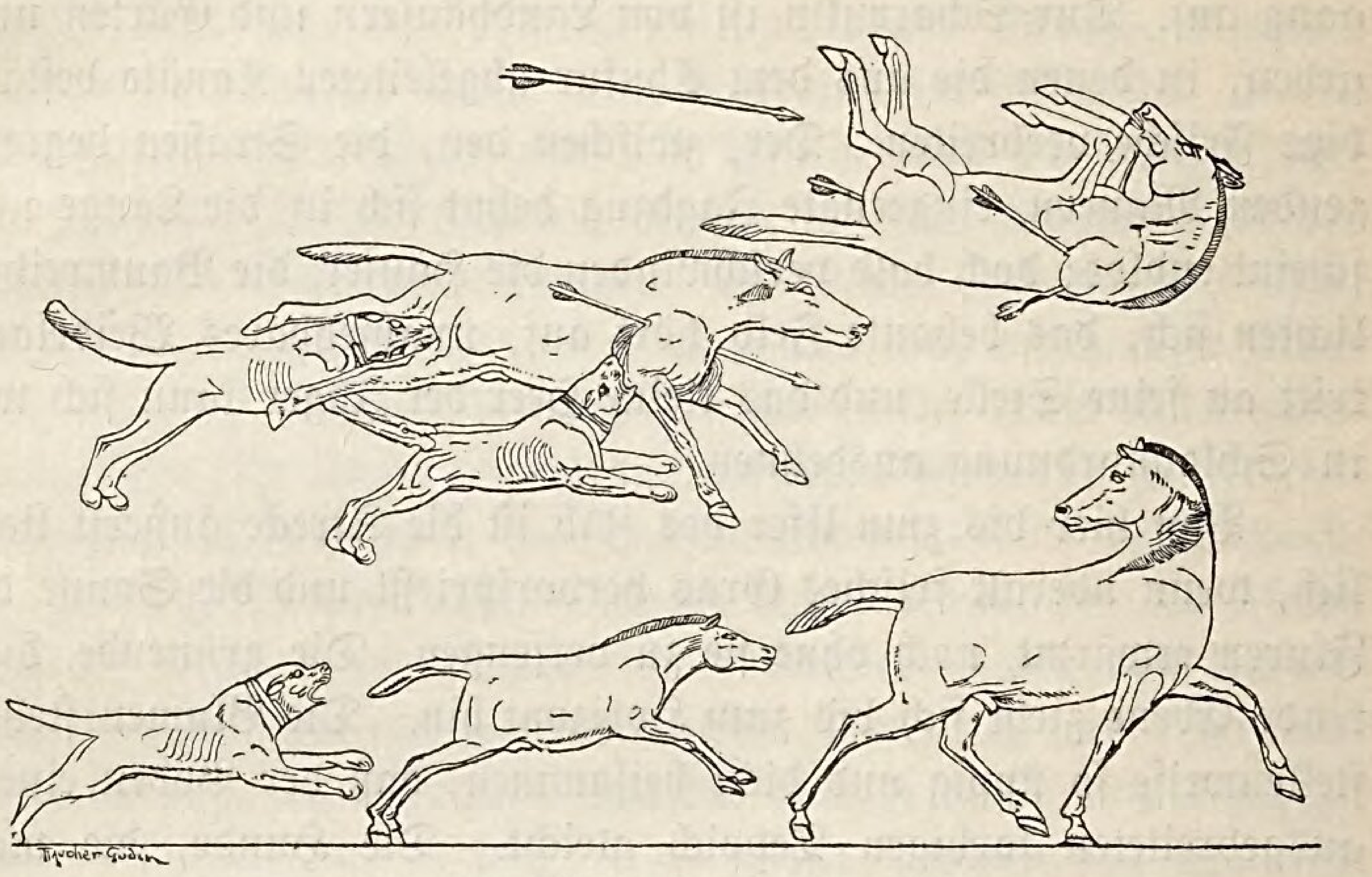


Fig. 130. Die Jagd auf wilde Esel.

sich das Vergnügen zu machen querfeldein zu sausen. Sie hatten bei der Rückkehr das Glück, ein Rudel Damhirsche zu treffen, die arglos in einer Erdfalte ästen: ein alter, von zwei Pfeilen an-



Fig. 131. Der Zug Assurbanipals.

geschossener Bock hielt tapfer gegen die Hunde aus und sein hartnäckiger Widerstand ließ den Jungen Zeit zum Entfliehen.

Assurbanipal geruht nicht, sich auch nur einen Augenblick mit solch geringfügigem Wild aufzuhalten. Er fährt aufrecht und unbeweglich auf seinem Prunkwagen stehend (Fig. 131) langsam

durch die Ebene hin. Ein großer Sonnenschirm von rot- und blaugesticktem Stoffe bedeckt ihn mit seinem Schatten. Der rechts befindliche Rosselenker zügelt den Schritt der Tiere, um soviel als möglich Stöße des Wagens zu vermeiden; zwei mit je einer Hand sich am Rand des Wagenkastens anklammernde Eunuchen bewegen fortwährend Fliegenwedel. Die Wagen der susischen Prinzen folgen gleich hinter dem Könige, sodann die der Veziere, darauf eine Truppe Lanzenreiter, dann Fußgänger, die Meute mit ihren Wärtern, und Dienstleute; die mit Lebensmitteln und Gerätschaften bepackten Maultiere bilden den Schluß des Zuges. Mittags wird



Fig. 132. Der König setzt in der Barke über den Fluß, die Pferde folgen schwimmend.

eine Stunde Rast gemacht und abends ein rasch aufgeschlagenes Lager in der Nähe eines von geschmolzenem Schnee angeschwollenen Gebirgsstromes bezogen. Folgenden Tags gegen Sonnenuntergang erreicht der Zug den Zâb, fast ohne seiner ansichtig zu werden, so tief ist dieser Fluß in seine Ufer eingebettet, inmitten dieser einförmigen Ebene, in der nichts seine Gegenwart verrät.

Ausgesandte Kundschafter haben alles für den Übergang vorbereitet. Assurbanipal mit den susischen Prinzen schifft sich auf zwei Barken ein. Seine Großen drängen sich in Fischerbooten zusammen, die von Bereitern am Zügel gehaltenen Pferde werden ins Schlepptau genommen oder an Bord angebunden (Fig. 132). Die Fußsoldaten haben immer einen leeren Schlauch von großem

Umfang bei sich, diesen blasen sie auf (Fig. 133), binden das Mundstück zu und stürzen sich dann mit dem Schlauch ins Wasser; halb getragen, halb schwimmend, gelingt es ihnen auf diese Weise rasch über einen Fluß zu setzen ohne die Waffen abzulegen (Fig. 134). In einer halben Stunde war fast der ganze Übergang bewerkstelligt. Das Lager wurde in nächster Nähe, auf einem trockenen, sandigen Platze bezogen, und mit Wachen und Vorposten wie im Kriege versehen. Der größere Teil der Truppen schlägt leichte Zelte auf oder richtet sich sonst so gut es geht im Freien ein. Etwas trockenes von Dur-Scharrukin mitgenommenes Holz, eilig in der Nähe zusammengerafftes Gras, und der Herd ist im Umsehen fertig. Der Kochtopf siedet bald darauf unter dem aufmerksamen Auge eines Kameraden oder einer der Frauen, die den Soldaten begleiten, und gruppenweise, zu höchstens drei oder vier, läßt sich die Mannschaft, die keinen Dienst hat, bei fröhlichem Geplauder Essen und Trinken schmecken. Von den Vornehmen hat jeder sein eigenes Zelt, die zusammen um das königliche Zelt herum aufgeschlagen sind. Letzteres ist



Fig. 133.
Die Fußsoldaten blasen ihre Schläuche auf.

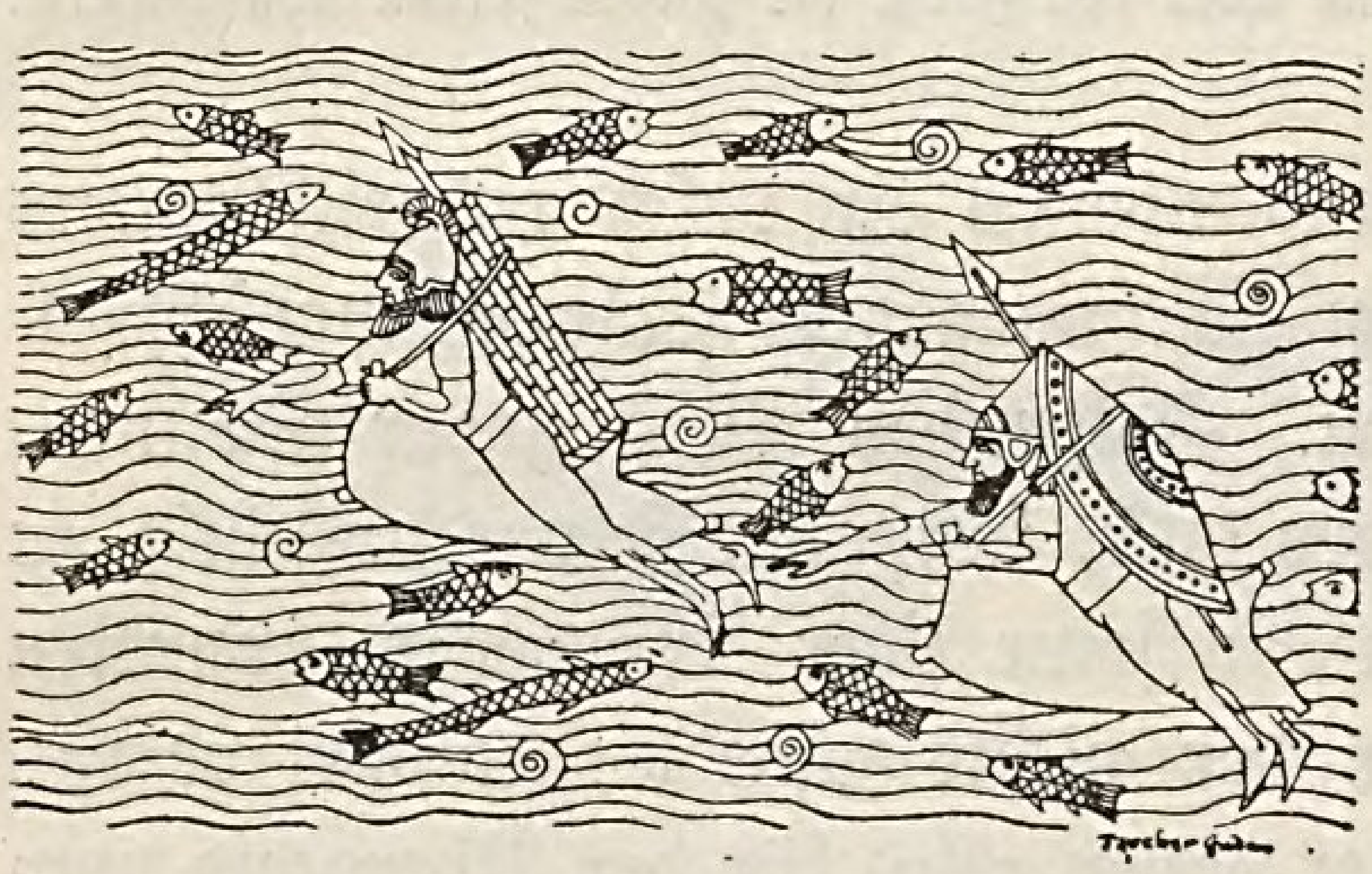


Fig. 134.
Der Flußübergang mittelst der aufgeblasenen Schläuche.

gewissermaßen ein kleiner zeitweiliger Palast von ziemlich umständlicher Bauart.

Auf zwei gleichlaufenden Linien werden zehn Pfähle in die Erde eingerammt, die oben auf ihrer Stirnfläche mit Querhölzern verbunden sind, und unten über dem Boden mit Stricken befestigt werden; über dieses Gerüst läuft zu beiden Seiten grobes Tuch hin, oder hängen auch Filzbahnen als Wandung herab (Fig. 135). Der Innenraum hat die Gestalt einer abgeplatteten Ellipse. Der mittlere Teil, da wo auf dem Herd das Feuer brennt, bleibt nach oben offen, damit der Rauch leicht entweichen kann; beide Halbkreise sind gegen die Endpunkte hin mit ungleich hohen Halbkuppeln von Tuch oder Filz bedeckt, die durch Streben gestützt werden.

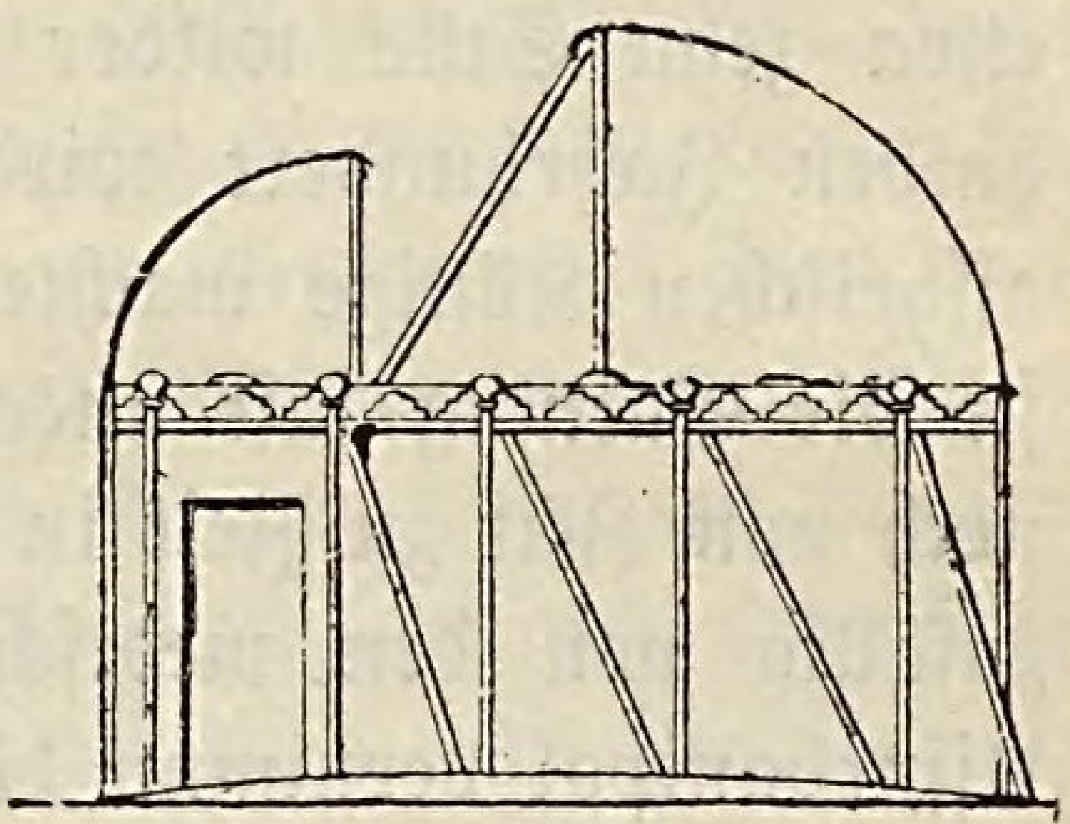


Fig. 135.
Das königliche Zelt.

Die Thüre ist unter der niederern Kuppel in einem der unteren Gefache angebracht. Das Geräte ist das eines richtigen Hauses: ein Klapptisch mit Gazellenfüßen, Schemel, ein Lehnsessel und ein vollständiges Bett; Eß- und Trinkgeschirre hängen an den Vorsprüngen der Stützpfosten. Ein Altar für die Götter ist außerhalb des Zeltes errichtet, neben dem Stall für die Pferde, in dem die Tiere gefüttert werden und Schutz gegen die nächtliche Kälte finden (Fig. 136). Eine hinter dem Stalle eingepferchte Herde Ochsen, Schafe und Ziegen liefert morgens und abends der königlichen Tafel Milch und frisches Fleisch. Assurbanipal

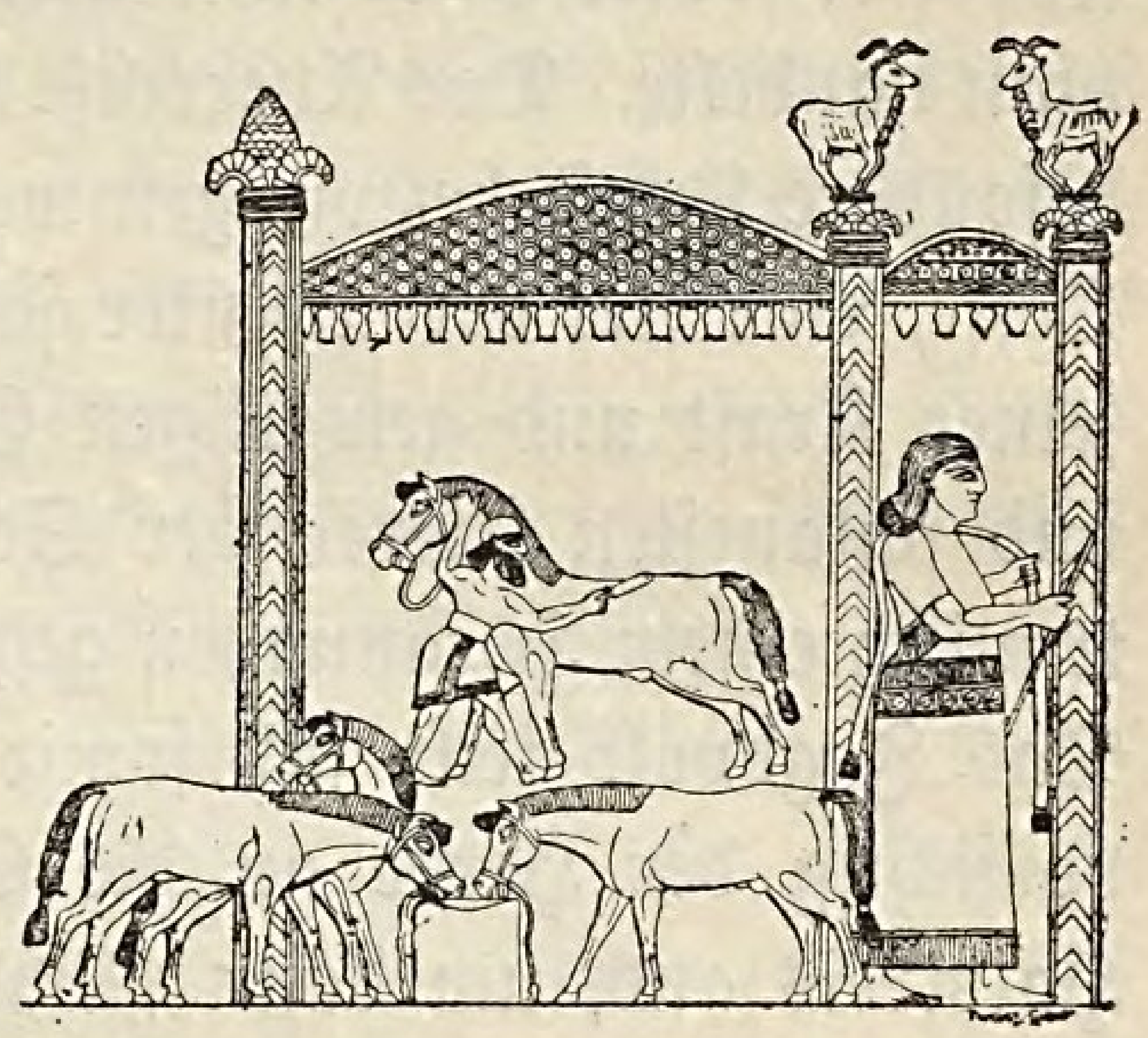


Fig. 136.
Der königliche Stall.

will wohl sein Leben aufs Spiel setzen, doch hat er keine Lust die Bequemlichkeiten, an die er von Kindheit an gewöhnt ist, zu entbehren.

Bis jetzt konnten die Jäger keine Spur eines Löwen ermitteln: dagegen behaupten sie in einiger Entfernung, nordöstlich, etwa zehn Stück wilder Ochsen gesehen zu haben. Seit einem halben Jahrhundert wird der Auerochse immer seltener. Die assyrischen Könige machten stets so wütend Jagd auf ihn, daß sie die Gattung fast ausgerottet haben. Die wenigen, die man noch von Zeit zu Zeit in der Ebene truppweise antrifft, kommen zufällig von den medischen oder armenischen Bergen herunter. Assurbanipal vernimmt die Meldung mit um so größerer Freude, als er noch niemals Gelegenheit hatte, sich wie seine Vorgänger in Heldenthaten auf der Auerochsenjagd hervorzuthun. Er versammelt mehrere alte Offiziere, die in ihrer Jugend noch mit seinem Großvater Sanherib gejagt hatten, zum Rate um sich, und bespricht mit ihnen seine Absichten für den morgigen Tag, wobei er soviel Eifer entwickelt, als ob es sich um einen Schlachtenplan handelte. Der Auerochse kann allerdings auch nur durch ganz besondere Kunst bezwungen werden. Er ist nicht, wie der gezähmte Ochse, eine Art verdummter sanfter Träumer, im Gegenteil, außer seiner Kraft und gewaltigen Größe zählt er auch zu den flinksten und schlauesten Tieren der Schöpfung und zeigt sich ebenso mißtrauisch einem Herannahen gegenüber, wie gefährlich beim Angriff. Das Jagdvolk teilt sich somit in zwei Scharen, die eine schleicht vorsichtig der Herde an die Seite und breitet sich hinter ihr im Halbkreis aus, um dann plötzlich aufzutauchen und dieselbe unter großem Geschrei auf den Punkt zuzutreiben, an dem der König mit seinen Gästen Aufstellung genommen hat. Assurbanipal hat seinen schweren, mit Dienern überladenen Prachtwagen im Lager zurückgelassen. Er besteigt allein mit seinem Rosselenker einen niederen, leichten, mit Lanze, Bogen und Köcher versehenen Streitwagen: ein Reiter in voller Waffenrüstung führt hinter ihm ein Ersatzpferd am Zügel. In der That ist der Wagen auch nicht

überall zu gebrauchen; auf sumpfigem Boden sinkt er ein, an Steinen zerbricht er, auf holperigen, unebenen Wegen fällt er um, oder stößt zum mindesten so hart, daß der Soldat, um sein Gleichgewicht besorgt, sich seiner Waffen nicht bedienen kann: das Pferd ersetzt in solchem Falle höchst vorteilhaft den Wagen.

Die Auerochsen, durch das Geschrei und das plötzliche Auftauchen des Feindes verwirrt, zaudern einen Augenblick, bevor sie etwas unternehmen. Einer von ihnen, ein ungeheures Tier von fürchterlichem Aussehen, beugt mit Wutgebrüll den Kopf und stürzt mit so rasender Wucht auf den nächsten Reiter los, daß diesem zur Rettung keine Zeit mehr bleibt; mit einem einzigen Hornstoß schleudert er Roß und Reiter in die Luft, mit so viel Leichtigkeit, als ob es ein Heubündel gewesen wäre; dann durchbricht er im Galopp die Linie der Treiber und flieht in der Richtung gegen das Gebirge, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn daran zu hindern. Der Rest der Herde stürzt sich nach der entgegengesetzten Richtung, wo ihr die Ebene frei erscheint und gerät zwischen die Jäger. Assurbanipal hat es auf den größten abgesehen, von dem er fast sicher glaubt ihn hinter dem Schulterblatt verwundet zu haben; durch seine Geschwindigkeit holt er ihn auch wirklich ein, lenkt den Wagen geschickt dem Tiere an die Seite, ohne nur im mindesten die Gangart zu verlangsamen, und zieht, seinen Bogen ablegend, einen der Dolche, die er im Gürtel trägt. Mit einer Hand packt er im Flug eines der Hörner des Ochsen, mit der andern stößt er ihm die Waffe ins Genick: die kurze und breite Klinge schneidet das Rückenmark zwischen Hals und Schultern durch und der Stier sinkt als wäre er vom Blitz getroffen mit einem Schlage in sich zusammen (Fig. 137). Eine Ladung Pfeile trifft die Flüchtlinge, bevor sie Zeit hatten, sich ins Wasser zu stürzen: von der ganzen Herde blieb nichts übrig, als der zu Anfang der Jagd entwichene alte Stier.

Die Rückkehr ins Lager ist ein wirklicher Siegeszug. Sobald die Wachen die Ankunft des Zuges melden, eilen Soldaten, Sklaven, Frauen, überhaupt alle, die nicht durch Hofdienst oder

Heeresbefehl gebunden sind, herbei und stellen sich in zwei Reihen auf, um den Vorbeimarsch mit anzusehen. Der Anblick der sieben, jeder von fünf bis sechs Leuten getragenen Ochsen läßt sie fast die gebührende Achtung gegen die königliche Majestät vergessen. Sie schreien laut auf bei der Besichtigung ihrer Größe, ihrer starken Hörner, ihres, durch die Mähne verursachten wilden Aussehens. Sie neigen sich vor der Tapferkeit ihres Herrschers und preisen laut die Götter, die ihn mit solch seltener und so fürchter-

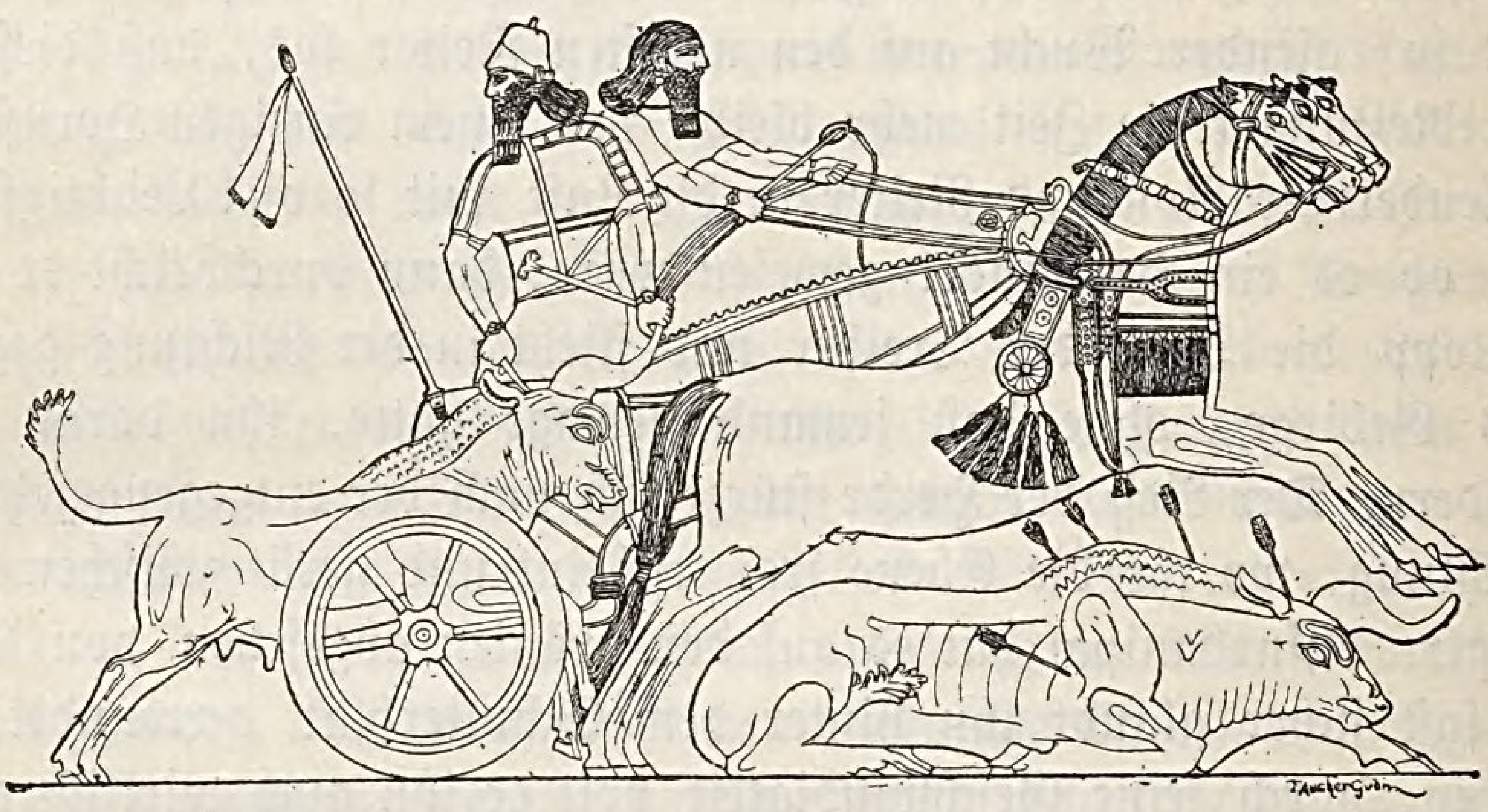


Fig. 137. Der König tötet den Auerochsen mit einem Dolchstoß.

licher Jagdbeute beglückten. Vor seinem Zelte angekommen, steigt Assurbanipal vom Wagen und schickt sich an dem Gotte Assur und der hehren Ischtar von Arbela den Dank für seinen Sieg darzubringen (Fig. 138). Zwei Priester, die Harfen in Bereitschaft, die Hand auf den Saiten, harren nur des rechten Augenblicks, um ein Loblied anzustimmen. Die Träger legen die Auerochsen neben einander in einer Reihe auf den Boden nieder.

Der König, von dem Träger seines Fliegenwedels und dem seines Sonnenschirmes begleitet, stellt sich, den Bogen in der linken Hand, rechts daneben auf. Er nimmt die mit dem vorschriftsmäßigen Wein gefüllte Schale, die ihm der Vezier darbietet, benetzt die Lippen und gießt sie dann unter Musikbegleitung

zum Teil auf den Kopf seiner Opfer aus. Noch am nämlichen Tage wird ein Eunuche nach Ninive abgeschickt, um die neue Heldenthat bildlich auf Stein darstellen zu lassen. Man wird den Auszug, die Verfolgung, die Tötung, die feierliche Rückkehr betrachten können, und eine über der letztern Darstellung eingegrabene Inschrift wird künftigen Geschlechtern den Namen des Triumphators verkünden: „Ich Assurbanipal, König der Heerscharen, König des Landes Assur, dem Assur und Beltis Macht verliehen, ich habe sieben Auerochsen getötet; ich habe auf sie den gewaltigen

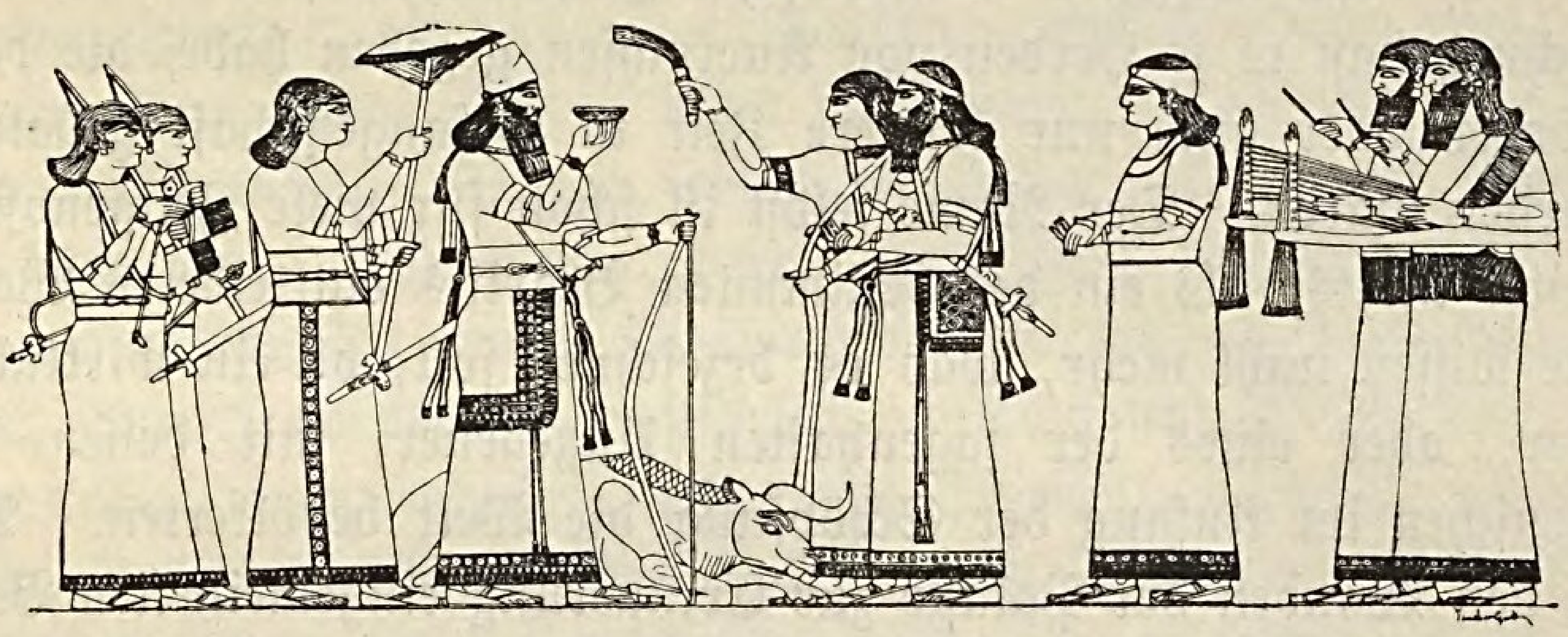


Fig. 138. Der König bringt der Göttin Ischtar ein Dankopfer für seine Jagd.

Bogen der Ischtar, der Göttin der Schlachten gespannt, ich habe über sie das Opfer gespendet und habe Wein über sie gegossen.“*)

Fleisch und Fett dieser Tiere sind von sehr geringem Werte, besonders, wenn das Tier alt ist, dagegen trennt man Kopf und Haut ab, die man sorgfältig herrichtet und in der Schatzkammer aufbewahrt. Schon die alten assyrischen Könige schätzten diese Art von Siegeszeichen sehr hoch. Tiglathphalasar I. rühmte sich vor nunmehr bald sechshundert Jahren, aus Syrien eine be-

*) Bis jetzt kennt man keine Jagd auf Auerochsen auf den Denkmalen Assurbanipals. Alle oben erwähnten Einzelheiten sind den Jagdbildern des Sanherib entlehnt; der Text der Inschrift ist den Basreliefs, die unsern König auf Löwen jagend darstellen, entnommen. Ich habe darin das Wort „Löwe“ durch das Wort „Auerochse“ ersetzt.

deutende Anzahl, zugleich mit Elefantenzähnen und einem Krokodil aus dem Nil, das Pharao ihm zum Geschenk gemacht, heimgebracht zu haben: „Ich fing,“ fügt er hinzu, „sogar junge Auerochsen und bildete Herden aus ihnen.“

Diese sollten ihm später als Jagdtiere dienen, denn sicher dachte er nicht daran, diese Riesen unter das Joch zu spannen und sie zu Haustieren zu machen. Seine Nachfolger versuchten wie es scheint dieselben auch zu zähmen, oder doch wenigstens sie in ihren Tiergärten zu haben, indes scheint keiner dieser Versuche gelungen zu sein, denn nirgends in assyrischen Jahrbüchern finden wir verzeichnet, daß es je Herden von Auerochsen gegeben habe, die dort geboren oder auch nur längere Zeit in Gefangenschaft gehalten worden wären. Der Name selbst ist schon für viele Zeitgenossen weiter nichts, als ein des bestimmten Begriffs entkleidetes Wort. Sie wissen nicht mehr, was es bezeichnen soll, ob ein wirkliches Tier, oder eines der sagenhaften Ungeheuer, mit denen die Menschen im Anfang der Schöpfung die Welt bevölkerten. Die an den Wänden der Paläste zur Erinnerung eingemeißelten Basreliefs werden wohl bald einzig und allein uns noch die wahre Gestalt dieser Tiere vor Augen führen.*)

Unter vergeblichem Nachforschen vergehen zwei Tage; am dritten, gerade als der König überlegt, ob er nicht das Lager aufheben solle, kommt, noch am ganzen Leibe zitternd, ein Fellah mit der Nachricht, daß am heutigen Morgen am Rande des von ihm bewohnten Dorfes zwei Löwen ihm ein Schaf fortgeschleppt hätten. Der assyrische und chaldäische Löwe ist kleiner und weniger wild als der afrikanische. Jung läßt er sich willig zähmen und bleibt auch herangewachsen seinem Herrn, der ihn füttert und gut behandelt, treu. Stets halten sich die Könige zu ihrem Vergnügen einige derselben in ihrem Palast, indes kommt es hier nicht vor,

---

*) Der Name rîmu, hebräisch rêm, wurde in der That vor Entzifferung der Keilschrifttexte an einigen Stellen der Bibel, an denen er vorkommt, mißverstanden und mit „Einhorn“ übersetzt.

daß sie die Löwen dazu abrichten, sie in den Krieg zu begleiten und gegen den Feind zu kämpfen, wie es die ägyptischen Pharaonen so häufig thun.*) Im wilden Zustand bewohnt er die Sümpfe an Fluß- oder Kanalufern. Bei Tage schleicht er im Gebüsch umher und verläßt dieses nur im äußersten Notfall; zur Nachtzeit geht er auf Raub aus und sucht eine Gazelle oder einen Waldesel zu überraschen. Wenn es ihm an Wild mangelt, streicht er um die Wohnungen der Menschen und alles was ihm in den Weg gerät: Schaf, Ochse, Pferd, Hund, ist ihm gut genug; auf den Menschen wirft er sich selten. Man macht Jagd auf ihn mit großen Hunden, die von guten Reitern unterstützt sind; übrigens müssen Hunde und Pferde schon im voraus gut darauf dressiert sein, sonst würden sie vor seinem Aussehen und seinem Geruch zurückweichen. Die Hunde, deren man sich zu diesem Zweck bedient, sind eine Art großer Schäferhunde mit rauhem, verworrenem Fell, schwarz am Körper, rostfarben am Kopf und an den Beinen. Sie haben einen aufwärts gebogenen Schwanz, hängende Lippen und ein breites Maul (Fig. 139); wenn sie sich in ihre Beute verbissen haben, lassen sie sich, sagt man, eher in Stücke zerreißen, als daß sie dieselbe wieder loslassen.

Assurbanipal, hocherfreut über diesen unverhofften Fund, heißt unverweilt den Sumpf, in dem die herumstreichenden Löwen mit ihrer Beute Zuflucht gefunden, umstellen, und macht einen kurzen Halt, um sich die Gegend anzusehen, ehe er weiter vordringt. Zuerst kommt schwammiger Boden, der sich in der Tiefe der Ebene weit hinzieht, dann einzelne zerstreute Pfützen mit stehendem Wasser, weiterhin Dickichte von Binsen und Wasserpflanzen und ein förmlicher Wald von riesigem Schilf, das zwölf bis fünfzehn Fuß hoch aufragt. Ein oder zwei von den Fischern, welche sich in diese gefährlichen Striche wagen, getretene Pfade winden sich durch das Pflanzengewirr, das von einem Flusse durchschnitten ist, der sich in etwa

*) Siehe Seite 182 ff., was dort über den zahmen Löwen Ramses' II. und seinen Anteil an der Schlacht von Qodschu erzählt worden ist.

zehn Arme teilt, von denen mehrere, die sich in einiger Entfernung in den Zâb ergießen, schiffbar zu sein scheinen. Assurbanipal läßt quer über den breitesten Flußarm ein Schiff voll Soldaten auffahren, mit dem Befehl, dem Löwen den Rückzug abzuschneiden, falls er entwischen und durch Schwimmen den jenseitigen Sumpf oder die darüber hinaus liegende Ebene erreichen wollte. Er stellt selbst die Linie der Treiber auf, steigt sodann, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand, zu Pferd und befiehlt die Hunde, die bis dahin von den Rüdknechten an der Leine gehalten wurden, loszulassen. Die wackern Tiere dringen ohne Zaudern in die Pflanzenwildnis ein, unmittelbar gefolgt vom Könige und seinen Knappen, die seine Waffen tragen und das Ersatzpferd nachführen.



Fig. 139. Der Hund, welcher den Löwen jagt.

Der Lärm des Hundegebells wird durch zwei oder drei Stoßlaute übertönt: es ist das rauhe, kurze Gebrüll des in Wut versetzten Raubtieres. An das Ende einer ziemlich weiten Lichtung vorrückend, bemerkt der König auf der andern Seite zwei Löwen, die langsamen Schritts zurückweichen, ehrfurchtsvoll aus der Ferne von einem halben Dutzend Hunde geleitet. Ein erster im Galopp abgeschossener Pfeil (Fig. 140) trifft das Weibchen in die Seite; wie es sich zum Sprunge aufrafft, trifft ein zweiter Pfeil die Schulter und ein dritter fährt über den Lenden in die Rücken-

markſäule. Es fällt, richtet ſich auf den Vordertatzen wieder auf, und den gelähmten Hinterkörper mit Anſtrengung nachſchleppend,

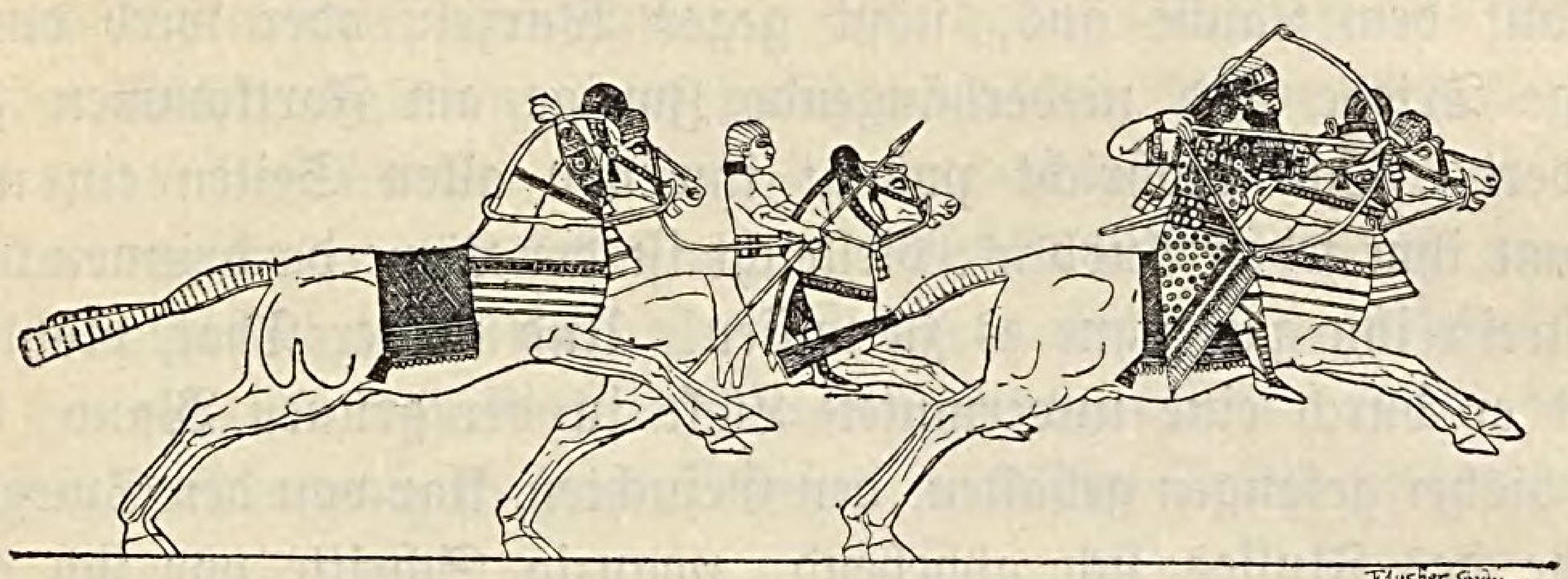


Fig. 140. Der König ſendet im Galopp einen Pfeil gegen den Löwen.

erwartet es mit vorgeſtrecktem Hals und drohendem Kopf den Todesſtoß (Fig. 141): ein Lanzenſtich in den offenen Rachen macht ihm den Garaus. Zuerſt ſtellt ſich ſein Genoſſe, als wolle er es verteidigen, aber bei dieſer plötzlichen Niedermetzelung fehlt ihm der Mut und vier Pfeile, die ihn in demſelben Augenblick treffen, machen ihn vollends verwirrt (Fig. 142); er wirft ſich mit einem Sprung ins Dickicht und verſchwindet darin, während die Hunde ſeiner Fährte folgen. Aſſurbanipal eilt ihnen nach, doch nur zu bald verliert er den Boden unter den Füßen, das Pferd ſinkt bis zum Sprunggelenk ein und kann ſich nur mühſam herausarbeiten; raſch reißt er es zurück, übergiebt es einem Knappen und ſucht, nur mit der Lanze bewaffnet, zu Fuß bis zum Fluſſe vorzudringen. Das vorhin

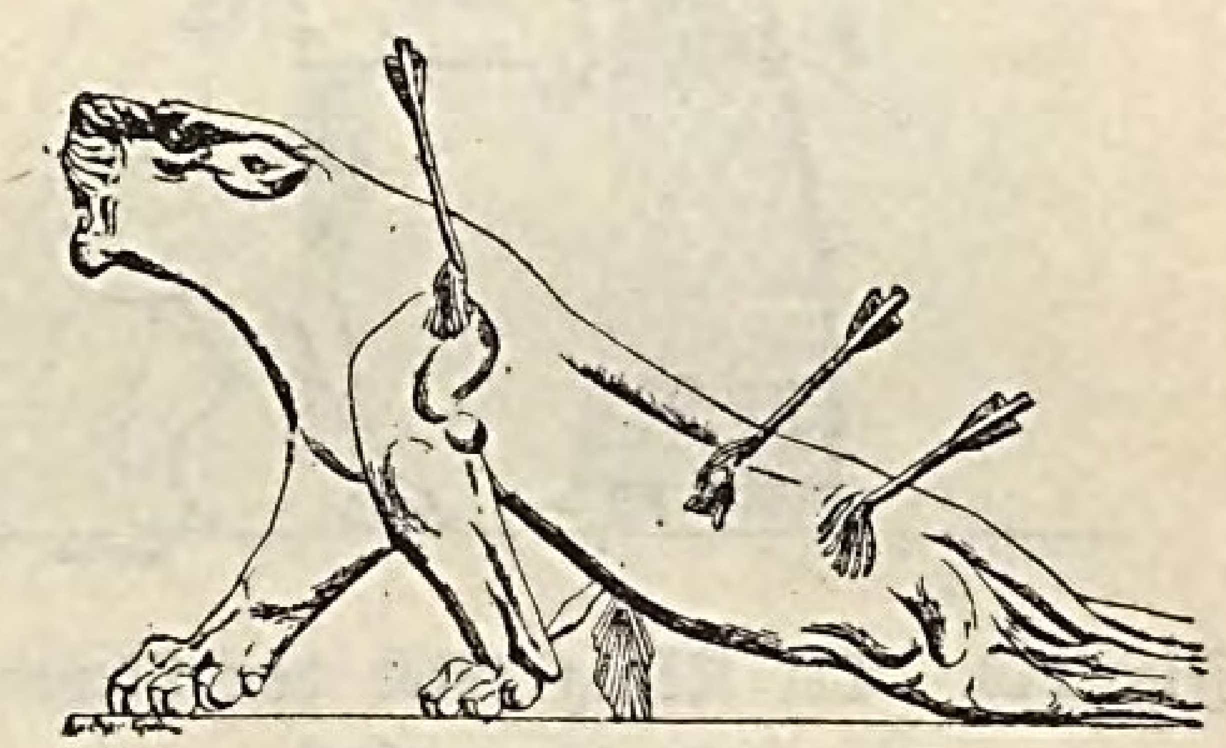


Fig. 141. Tod der Löwin.

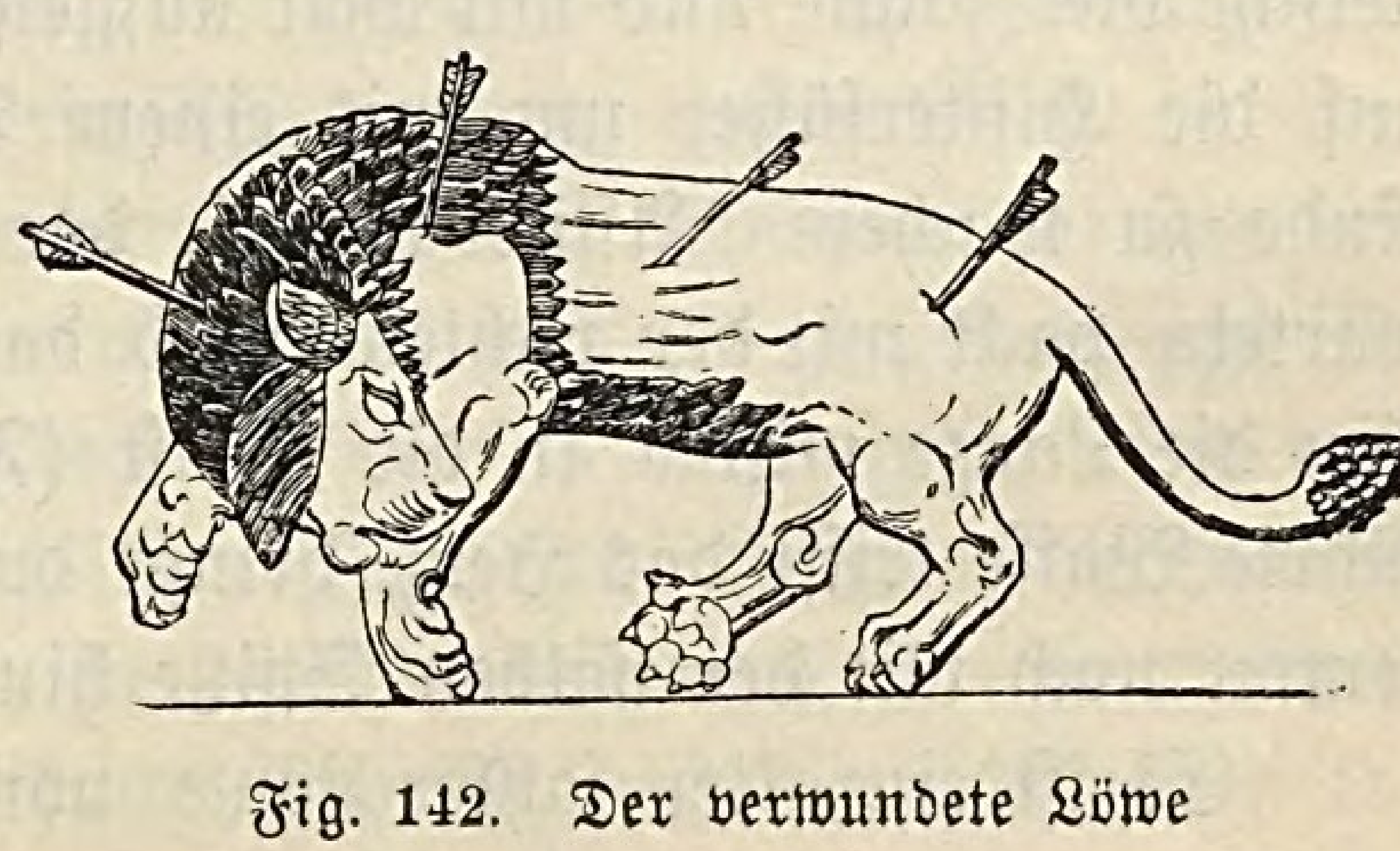


Fig. 142. Der verwundete Löwe

noch so laute Hundegebell wird im Dickicht unhörbar, nichts mehr bietet dem König einen Anhaltspunkt. Bei jedem Schritt gleitet er auf dem Laube aus, stößt gegen Wurzeln oder wird durch junge Triebe und niederhängende Zweige am Fortkommen gehindert. Das Röhricht zwängt ihn von allen Seiten ein und nimmt ihm jeden Ausblick: vielleicht ist der Löwe da drinnen und er streift ihn gar, ohne es zu wissen! Und in der That, plötzlich sieht er durch eine unvermutete Lücke in der grünen Wand, die ihn bisher gefangen gehalten, den Gesuchten, klar von der Spiegelfläche des Flusses sich abhebend, zwanzig Schritte vor sich am Ufer stehen, wie wenn er in Betrachtungen über das Schiff, das ihm den Weg versperrt, versunken wäre. Offenbar fragt er sich in seinem Löwenhirn, was wohl besser sei, ein Treffen auf dem Wasser zu liefern, um den Durchgang zu erzwingen, oder nochmals die Flucht zu ergreifen und in die Tiefe des Sumpfes zu tauchen. Die Ankunft des Königs entscheidet die Frage, und läßt ihm nur noch die Wahl zwischen zwei Feinden. Die Wut, in die er im Bewußtsein dieser engen Umzinglung gerät, belebt seine Fassung. Er schlägt sich mit dem Schweif in die Flanke, runzelt die Stirn, schüttelt die Mähne, fletscht die Zähne und mit weit aufgesperrtem Rachen stellt er sich auf die Hinterfüße, um mit einem Tatzenschlag der Sache ein Ende zu machen. Assurbanipal, der nur auf diesen Augenblick wartete, packt mit der rechten Hand das Ohr des Löwen und stößt ihm die Lanze mitten in die Brust (Fig. 143). Die kräftig geführte Waffe trifft das Herz, dringt durch den ganzen Körper und kommt noch mit der halben Spitze hinter der Schulter heraus.



Fig. 143. Der König tötet den Löwen mit einem Lanzenstoß.

Es ist ein alter fahler Löwe, von ungewöhnlicher Größe; er

mißt beiläufig sechs Fuß in der Länge vom Maul bis zur Schwanzwurzel und man hätte zu thun gehabt, wenn man ihn durch den Sumpf hätte schleppen müssen. Zum guten Glück ist das Schiff in der Nähe; man trägt ihn dorthin, hängt ihn an den Tatzen wie einen Pack an das Hinterteil des Fahrzeugs, wo er mit dem wackelnden Kopfe und dem langen Schweife in das Wasser taucht, dann schifft sich der König ein und erteilt Befehl, nach dem Zâb zu steuern, um von dort ins Lager zurückzukehren. Das Fahrwasser, stellenweise so breit, daß es förmliche Teiche bildet, ver-

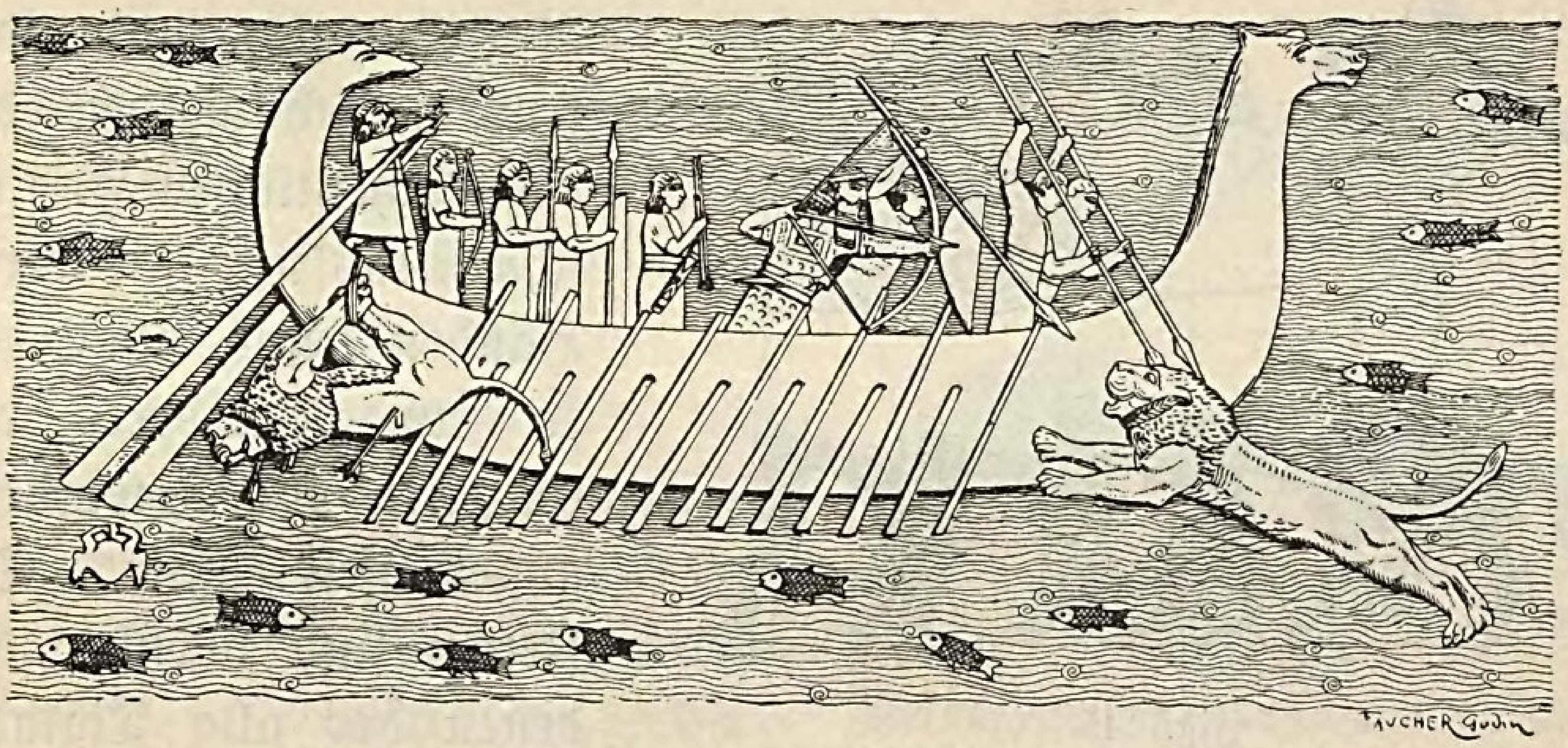


Fig. 144. Der Löwe greift die königliche Barke an.

engt sich anderorts ganz beträchtlich. Beim Herausgleiten aus solcher Enge ertönt Hundegebell, ein großer verwundeter Löwe springt mitten aus dem Schilf und setzt mit einem Sprung über die zehn Fuß, die ihn vom Schiffe trennen, und schlägt sich mit seinen Krallen in die Planken ein (Fig. 144). Der König hat ihn aber zur Begrüßung im Fluge mit einem Pfeil in den Bauch getroffen, die Mannschaft stürzt mit Spießen auf ihn los und im Nu ist er getötet, hinaufgezogen und als Gegengewicht für den ersten Löwen am Hinterteil des Bootes angehängt. Die drei im Lager eingebrachten Tierleichen (Fig. 145) wurden der Göttin Ischtar unter den nämlichen heiligen Gebräuchen, die man schon bei den Auerochsen gefeiert hatte, geweiht, und die Bildhauer er-

hielten Befehl, den Kampf Brust an Brust zwischen ihrem Herrscher und seinem wilden Gegner darzustellen. „Ich Assurbanipal, König der Völker, König des Landes Assur, ich habe allein zu Fuß in meiner Majestät einen gewaltigen Löwen der Wüste am Ohr ergriffen und habe durch die Gnade von Assur und Ischtar, der Gebieterin der Schlachten, ihm mit meinen eigenen Händen die Seite mit meiner Lanze durchbohrt."

Freilich fallen die Jagden nicht immer so glücklich aus und gar manches Mal im Laufe der letzten Jahre zog der König in feierlichem Pompe von Ninive aus, und kam trotz vierzehntägigen oder dreiwöchentlichen Herumschweifens nur mit leeren Händen heim, ohne daß er etwas anderes als Gazellen oder Steinböcke angetroffen hätte. Die Zeiten sind vorüber, in denen der alte Tiglathphalasar sich rühmen konnte, mit eigener Hand zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen hundertundzwanzig erwachsene Löwen getötet zu haben. Das ganze Mesopotamien enthält deren vielleicht im ganzen nicht mehr so viele, und man ist auf allerlei Auskunftsmittel angewiesen, um sie sich in genügender Anzahl zu verschaffen. Man trachtet sie aus Gegenden einzuführen, die vom Himmel so gesegnet sind, daß es noch mehr Löwen dort giebt, als die Fürsten zu besitzen wünschen: aus Chaldäa, aus Arabien, aus Elam, selbst aus Afrika. Die damit betrauten Lieferanten ersannen verschiedene sehr einfache Mittel, die Tiere lebend einzufangen. Eines der einfachsten ist folgendes. Man gräbt eine weite, tiefe Grube, deren Rand von einer mittelhohen Mauer aus losen Steinen so eingefaßt wird, als ob es sich um einen gewöhnlichen



Fig. 145.
Der Löwe wird ins Lager getragen.

Tierpark handele, dann rammt man inmitten der Grube einen starken Pfosten ein, der mit dem oberen Ende ein wenig darüber hinausragt und an welchen ein lebendes Lamm gebunden ist. Der Löwe, durch das klägliche Blöken des armen Tieres angelockt, schätzt die Mauer mit dem Blick ab, setzt mit Leichtigkeit darüber hinweg und purzelt zu seinem großen Erstaunen in die Tiefe eines Lochs. Die nicht weit davon im Hinterhalt befindlichen Jäger eilen herbei, lassen ihn seine ärgste Kraft austoben, recht hungrig werden und bald nachher lassen sie an Stricken einen offenen Käfig hinab, worin ein großes Stück gebratenes Fleisch liegt. Sobald er hineingeht, um zu fressen, schließen sie den Käfig zu und ziehen ihren wütenden und über sein Mißgeschick verdutzten Gefangenen in die Höhe.

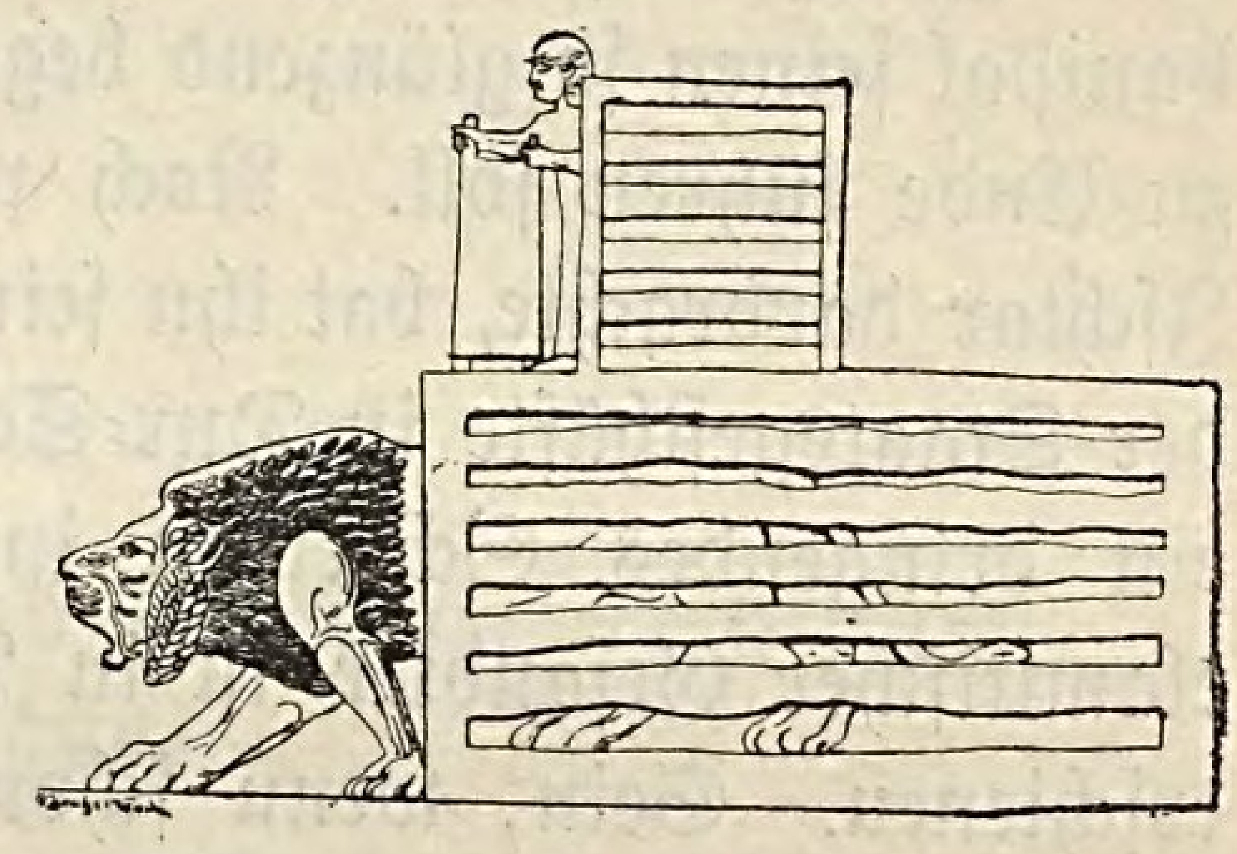


Fig. 146.
Der Löwe kommt aus seinem Käfig hervor.

Auf dem kürzesten Weg nach Assyrien verbracht, werden die wieder freigelassenen Löwen in weiten, großen, ummauerten Parken gehalten, in denen sie eine verhältnismäßige Freiheit genießen und ganze Herden von Ziegen zu ihrer Nahrung finden. Von Zeit zu Zeit gönnt sich der König auf ihre Kosten ein Jagdvergnügen im umhegten Feld. In andern, häufigen Fällen wird der Käfig mit seinem Insassen inmitten einer von einem Soldatenspalier umgebenen Ebene abgesetzt. Auch diese ist jetzt ein Park, aber nur ein zeitweiliger und sind seine Mauern aus Menschen und nicht von Ziegeln oder Steinen gebildet. In dem so hergestellten Geviert zieht der Wächter den Käfig auf und flieht eilends in ein besonders für ihn über der Decke desselben angebrachtes Balkenhäuschen (Fig. 146). Das Tier kommt mit einem Mal heraus, reckt sich, sieht umher, erkennt seinen Feind und begreift, um was es sich handelt.

Diese Nachahmung einer Jagd geht in der gleichen Weise vor sich, wie die wirklichen Jagden, mit denselben Waffen und in

derselben Angriffsweise: mit Pfeilschüssen und Lanzenstichen, zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen, doch kann sich der Löwe dabei nicht aus dem Staube machen, und jedesmal, wenn er die Linie zu durchbrechen versucht, wird er von Soldaten zurückgetrieben und gezwungen, dem Angriff des Herrschers standzuhalten. Gerade wie es sich mit dem Auerochsen verhält, wird es auch mit dem Löwen geschehen, und man kann fast den Zeitpunkt vorausbestimmen, da allein noch die Inschriften und gemeißelten Bildnisse von der sorglosen Tapferkeit Zeugnis ablegen werden, mit der die assyrischen Könige ihn bis in seine Schlupfwinkel verfolgten.

Zweifelsohne steht es im Buche des Schicksals, daß Assurbanipal seinen so glänzend begonnenen Zug nicht in derselben Weise zu Ende führen soll. Noch während er seine Löwen der Göttin Ischtar darbrachte, bat ihn sein Großvezier, der wegen Erledigung der Staatsgeschäfte in Dur-Scharrukîn zurückgeblieben war, durch ein dringendes Schreiben inständig, sofort heimzukehren. Ein elamitischer Gesandter ist in Tiummâns Auftrage an der Grenze erschienen. Sein, wenn schon in den höflichsten Ausdrücken abgefaßtes Gesuch, vor den König geführt zu werden, läßt doch keinerlei Ungewißheit über die Ursache seines Besuches zu; niemand zweifelt daran, daß er nur mit dem Befehl komme, die Auslieferung der Prinzen zu fordern, und seine Begleiter machen gar kein Hehl daraus: „Tiummân,“ sagen sie, „kennt die Freundschaft, die Assurbanipal für die Neffen des Urtaku hegt, und er wäre trostlos, wenn er sie trübte. Er verlange auch nicht, daß man ihm dieselben ganz ausliefere, die Leiber könne man behalten, ihre Köpfe genügten ihm, und wenn man ihm diese zusenden wolle, überlasse er Assyrien das übrige.“ Die Audienz verweigern, käme einem sofortigen Ausbruch des Krieges gleich, diese schwere Verantwortung will der Großvezier nicht auf sich nehmen. Assurbanipal ist durch die Botschaft, die ihn zurückruft, weniger verstimmt, als man hätte voraussetzen können: Das große Jagdglück begeistert ihn und ein Krieg mit Elam schreckt ihn nicht mehr als der Kampf mit Löwen. Er nimmt in derselben Marschordnung den Weg zur

Stadt zurück, wie bei seinem Auszuge. Die susischen Prinzen, die wohl wissen, daß ihr Schicksal in der Wagschale liegt, beobachten ängstlich sein Gesicht und bemerken mit Freude, daß es keinerlei innere Erregung verrät. Die Soldaten, denen der Krieg nur als gute Gelegenheit zum Rauben und zu rascher Bereicherung gilt, freuen sich beim Gedanken an einen Feldzug, dessen Ausgang ihnen nicht zweifelhaft erscheint, und das treue Volk von Dur-Scharrukîn, welches dem König bei seinem Auszuge zujubelte, jubelt noch weit lebhafter bei der Rückkehr, als es die Löwen und Auerochsen vorüberführen sieht.

Fünfzehntes Kapitel.

Die königliche Audienz und die Vorbereitungen zum Kriege.

Der assyrische Hof: Sein Luxus und der Unterschied zwischen diesem und dem ägyptischen Prunke. Kleidung des Königs. Die Stickereien und wie durch sie die assyrischen Kunstformen über die Landesgrenzen hinaus Verbreitung finden. Die Juwelen. Die Minister des Königs und ihre Ämter: Der „Turtanu“ und der „Limmu“. Die elamitische Gesandtschaft: Die verschiedenen Rassen in Elam. Die Kriegserklärung. Das assyrische Heer: Seine Art Krieg zu führen. Die Gefahren eines Bündnisses und die aufgewendeten Mittel, um ihm vorzubeugen. Die an die Statthalter und Heeresbefehlshaber abgeschickten Eilbriefe.

Der Tag für die Audienz ist herangekommen; Assurbanipal hatte den Willen kundgegeben, daß die elamitische Gesandtschaft mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit behandelt werden sollte und daher ist auch der ganze Hof zu ihrem Empfang in Bewegung. Das assyrische Königtum ist vielleicht das prachtliebendste, welches in unserm Jahrhundert besteht. Seine seit einem Jahrhundert ununterbrochenen Siege und Eroberungen haben es mit der Kriegsbeute von zwanzig Völkern bereichert. Sargon hatte alles, was

noch von den Hittitern übrig geblieben war, an sich genommen. Sanherib warf Chaldäa nieder und die babylonischen Reichtümer wanderten in seine Schatztruhen. Assarhaddon und Assurbanipal selbst haben Ägypten und seine großen Städte, Sais, Memphis und das hundertthorige Theben geplündert. Die fremden Götter, der armenische Chaldia, der tyrische Melkarth, der moabitische Kamosch, Israels Jahveh (Jehovah), wie Phtah und Amon nebst ihren Herden heiliger Tiere, sie alle mußten sich vor Assur beugen, und die geweihten Gefäße ihrer Tempel sind in den Sälen ninivitischer Paläste bunt durcheinander angehäuft. Der Handel folgte der Spur, die die Waffen angebahnt hatten.

Heutigentags strömen auswärtige Kaufleute nach Ninive und bringen die köstlichsten Dinge aller Länder dahin: Gold und Wohlgerüche aus dem südlichen Arabien, Elfenbein aus Afrika und vom chaldäischen Meere, Leinwand und Glaswaren aus Ägypten, Zellen-Email und Goldschmiedearbeiten, Zinn, Silber, Purpur aus Phönizien; Cedernholz, welches dem Wurmstich widersteht, vom Libanon; Pelzwaren und Eisen von Kleinasien und Armenien. Der geringste unter den Edlen, welche des Königs Umgebung bilden, besitzt in seinem Palaste und an seiner Person die Natur- und Kunsterzeugnisse der ganzen Welt.

Gerade so war es einst an den Ufern des Nil; allein das verfeinerte Ägypten trug seine Üppigkeit nicht so sehr zur Schau, Pharao samt seinen Großen liebten und lieben weit mehr Zierlichkeit und Feinheit, Vollkommenheit von Schmuck und Geräten, als strotzenden Reichtum. Sie bekleiden sich wenig und nur mit einfachen weißen Linnengewändern, deren Gewebe freilich so leicht und so fein ist, daß Form und Farbe des Körpers hindurchscheinen und welche die Glieder gleichsam nur kosend berühren.

Im Gegensatz hierzu streben die Assyrer nach schweren, steifen, filzigen Stoffen, die mit Fransen behangen und mit buntfarbigen Mustern und Stickereien überladen sind. Ihre Anzüge hüllen den Leib vom Hals bis zu den Knöcheln gänzlich ein, aber sie haben keinen schönen Faltenwurf und legen sich fast glatt um

Büste und Hüften. Selbst die Frauen scheinen den Kleiderschnitt, der ihre Gestalt möglichst einwickelt und verbirgt, am meisten zu bevorzugen. Die ausgestopften Futterale, in die sie sich hineinzwängen, geben ihnen ein steifes, gezwungenes Aussehen, welches sehr zu ihren Ungunsten von der geschmeidigen Grazie und dem freien Gang der Ägypterinnen absticht.

Assurbanipal hat sich sorgfältig geschminkt. Seine von Wohlgerüchen duftenden Haare und sein Bart sind zierlich gekämmt und in Locken übereinander geordnet, sie fallen breit über Schulter und Brust herab, auch legte er für die heutige Gelegenheit eines seiner prachtvollsten Gewänder an. Er trägt eine hohe Mitra von weißem, blaugestreiftem Wollstoff in Form eines abgestumpften Kegels, die an Stirn und Schläfen genau angepaßt ist. Sie wird auf der Stirn von einem mit Rosetten aus Goldfäden übersäeten Bande festgehalten, dessen beide hinten geknüpfte Enden über den Nacken herabfallen.

Das kurzärmelige Kleid ist von tiefem Blau, mit in rotem Faden darauf eingestickten Rosetten, es wird durch einen, in drei ganz gleichmäßige Falten gelegten Gürtel über den Hüften zusammengezogen und ist am Saume mit einer Franse behangen, deren einzelne Troddeln mit vier Reihen Glasperlen besetzt sind. Eine Weste, die über das Gewand gezogen wird, bedeckt die Schultern und reicht bis zur Mitte des Rückens; der Stoff selbst verschwindet beinahe unter der Überladung mit Stickereien. Einfassungen von Blumen und Palmetten laufen längs des Randes hin und religiöse Darstellungen füllen den übrigen Teil aus; man sieht wie der König den heiligen Baum anbetet, oder gegen einen Löwen, oder gegen zwei geflügelte Sphinxe kämpft, oder wie er Pfeil und Bogen verschiedenen Gottheiten darreicht (Fig. 147).

Sämtliche Zeichnungen sind sehr sorgfältig und kräftig ausgeführt und wenn auch das Ganze überladen ist, zeigen doch die Einzelheiten eine Verschiedenheit und einen Geschmack, welche alle in Erstaunen setzen muß, denen die Geschicklichkeit assyrischer Frauenhände noch unbekannt ist; denn sie sind es in der That, die

mit der Nadel solch vergängliche Bilder auszuführen oder richtiger zu malen verstehen.

Ihr Ruhm hat sich aber auch im ganzen Ausland, und nicht allein bei den alten Kulturvölkern, wie den Syrern oder Ägyptern, sondern auch bei den halbwilden Bewohnern von Hellas oder dem

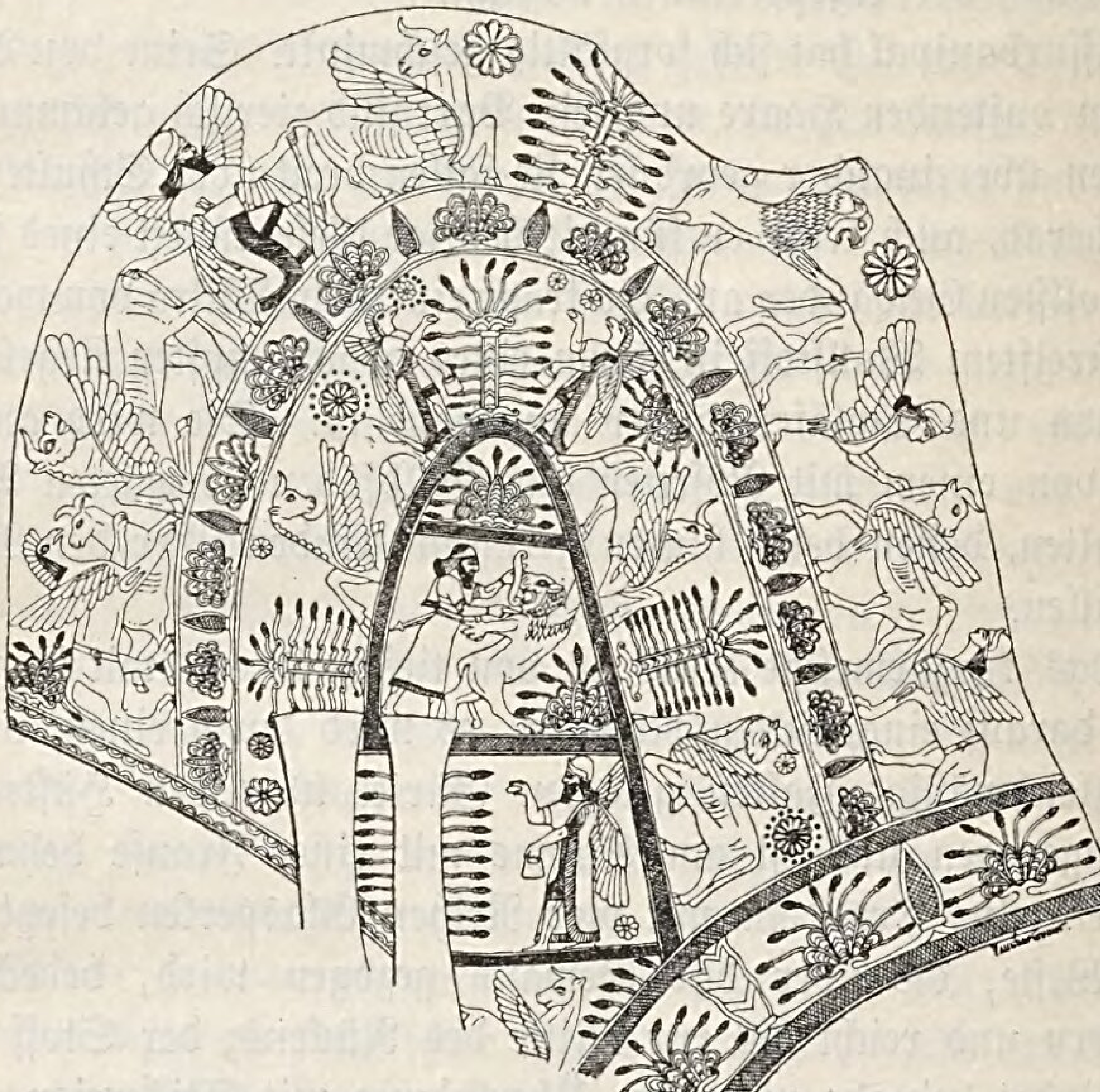


Fig. 147.
Teil einer assyrischen Stickerei nach einem von Layard veröffentlichten Basrelief.

weitentlegenen Etrurien verbreitet, sie alle zollen diesen Arbeiten höchste Anerkennung.

Die gestickten Stoffe von Ninive und Babylon gehören nämlich zu den Waren, welche von Phöniziern mit dem ansehnlichsten Gewinn ausgeführt werden, und die sowohl Assyrien als Chaldäa selbst in den Gegenden, in die nie ihr Waffenruhm gedrungen war, berühmt gemacht haben. Die naturgetreuen oder

phantastischen Darstellungen von Göttern und Tieren, die man darauf erblickt, wurden dann von den Künstlern der verschiedensten Länder auf ihren selbstgefertigten Stoffen, auf Töpfen, Juwelen, steinernen und Metallgeräten nachgebildet. Da sie indes deren Sinn nicht verstehen, stellen sie dieselben ganz willkürlich zusammen, einzeln oder in Gruppen, ohne andern Gedanken als den, eine harmonische Verzierung damit zu erreichen. Ja sie bringen sogar andern Völkern, besonders den Ägyptern, entlehnte Typen dazwischen an, wodurch die gegensätzlichsten Elemente zum Vorschein kommen, was die Heiterkeit oder den Zorn der gebildeten Assyrer erregt, wenn ihnen zufällig solch wunderliche Arbeit in die Hände fällt. Man behauptet sogar, daß manche dieser Barbaren geglaubt hätten, das Bild ihrer eigenen Götter und Helden in jenen ninivitischen Gottheiten und Königen wiederzufinden. Auf solche Weise haben sich die Hellenen die herrliche Gruppe angeeignet, die den Riesen Izdubar darstellt, wie er einen Löwen mit einem Arme festhält und davonträgt. Sie sehen darin Herkules, den Sohn des Zeus, der einst in gleicher Weise einen riesenhaften Löwen erwürgt hatte, und das Bild des alten chaldäischen Helden ist das ihres Volkshelden geworden. In der That haben wir hier eine der eigentümlichsten und überraschendsten Nachwirkungen des Handels zwischen den verschiedenen Völkern, von einer Nation zur andern, vor uns: die äußere Form hatte sich von dem Gedanken, der ursprünglich die Veranlassung zu ihr gegeben, losgetrennt, um am andern Ende der Welt sich mit einem ganz verschiedenen Begriff zu decken, und ihm den Körper zu leihen, der ihm fehlte.

Das Geschmeide steht im Verhältnis zur Kleidung. In Assyrien hat sich für die Männer der Gebrauch, Ohrringe zu tragen, erhalten, eine Gewohnheit, der die Ägypter schon seit Jahrhunderten nicht mehr huldigen. Die Ohrgehänge, die der König gegenwärtig zu tragen pflegt, sind ziemlich einfach und nach einem alten Muster, welches aus der Zeit Sargons stammt, hergestellt; sie bestehen aus einem glatten Goldreif mit drei kleinen Kugeln an den Seiten, und einem Anhängsel in Form einer

Spindel mit wulstigen Verzierungen. Die Armbänder sind in der Zeichnung weit kunstreicher. Gewöhnlich legt man deren zwei an jeden Arm. Das eine, ganz oben an die Schulter geschobene, besteht aus einer in sich selbst aufgerollten Goldspange: zwei Löwenköpfe bilden die Enden der Spirale; der andere, am Handgelenk befestigte Armring ist ein goldener Reif, den eine aus zehn Blumenblättern gefertigte Rosette schließt. In der Zusammensetzung dieser Juwelen liegt etwas Schwerfälliges. Man merkt stets, daß der Besitzer von seinem Reichtum überzeugt ist, und vom Künstler die Verwendung von viel Gold verlangte, doch zeugt die Arbeit von großer Geschicklichkeit; die Löwenköpfe sind ausdrucksvoll, die Einzelteile der Rosette von bestem Geschmack und die Art, in der die verschiedenen Motive angeordnet sind, sehr sinnreich. Die assyrischen Goldschmiede würden zweifellos ebenso Gutes leisten, wie die ägyptischen, wenn sie nicht für Kunden arbeiten müßten, die den Wert des Schmuckes nach Umfang und Gewicht abschätzen.



Fig. 148.
Das Halsband des Königs.

Das Halsband spielt bei der assyrischen Kleidung nicht die wichtige Rolle wie bei der ägyptischen; es besteht aus einem goldenen Rundstab, an dem allerhand göttliche Sinnbilder befestigt sind, wie die leuchtende Mondsichel Sins, die vierstrahlige Scheibe, die Schamasch den Sonnengott darstellt, der dreizackige Blitz Adars, des Donnerers (Fig. 148). Das Halsband ist mehr ein Amulett als ein Schmuckstück, und die Notwendigkeit, die stets gleiche Form dieser Zeichen zu wahren, hat ihm beinahe unverändert seine uralte Gestaltung erhalten; wie wir es auf Bildnereien am Halse der frühesten Könige sehen, so liegt es um den Hals Assurbanipals. Die Pracht des Schwertes gleicht indes einigermaßen die Einfachheit des Halsbandes aus. Es wird beinahe in der Höhe des Ellbogens, fast wagerecht getragen und liegt die Linke während der Ruhe meist auf dem Schwertknauf. Der

ziemlich kurze Griff aus gedrehtem Elfenbein ist mit vier goldenen Löwenköpfen an der Stelle besetzt, an der er mit der Klinge verbunden ist (Fig. 149).

Die Scheide besteht aus mit Gold eingelegtem Holz, vorn an der Spitze ist sie mit goldenen Löwen verziert, die sich auf

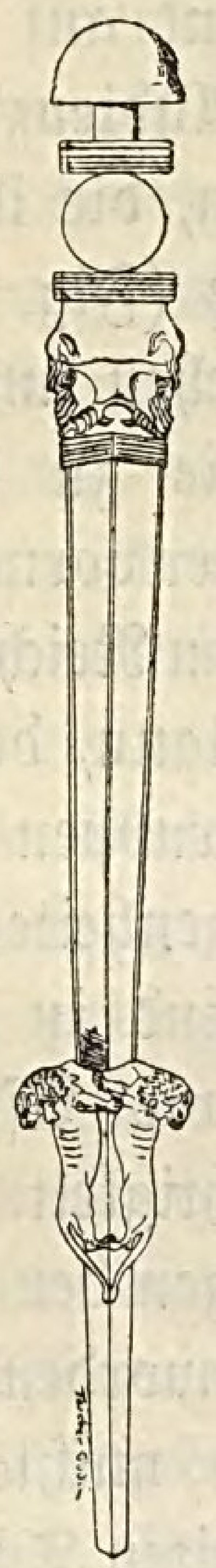


Fig. 149.
Assyrisches Schwert.



Fig. 150.
Der König im Staatskleide.

den Hinterfüßen erheben und mit einander zu spielen scheinen. Hier macht die Überladung von Gold übrigens keineswegs den schlechten Eindruck, den man vermuten könnte. Die gelbe, etwas matte Färbung des Metalls schwächt die schreiende Lebhaftigkeit der roten, blauen und weißen Farbe der Kleiderstoffe wohlthuend ab.

Der mit solchem Schmucke ausgestattete König (Fig. 150) erscheint jetzt als das, was er sein will: das Ebenbild der Götter auf Erden; und Fremde sowohl, wie seine eigenen Unterthanen, denen es zum erstenmal gestattet ist, ihn solchergestalt in seinem

ganzen Glanze zu schauen, können sich vorstellen, wie Assur aussehen würde, falls er geruhte zu uns herabzusteigen und sich lebend unsern Augen zu offenbaren.

Nachdem der König sich in seinen Wohnräumen angekleidet hat, durchschreitet er unter dem Schatten eines Sonnenschirmes, den ein Diener über ihn hält, den Hof und nimmt auf einem großen, geschnitzten Sessel im Hintergrund des Audienzsaales, zwischen zwei Eunuchen, die ihn beständig befächeln, Platz (Fig. 151).



Fig. 151. Der König auf dem Throne.

Minister und Edle stehen mit den Prinzen seiner Familie zu beiden Seiten des Thrones. Der vornehmste unter diesen, der Erste im Reiche nach dem König ist der Turtanu, der den Oberbefehl über die Truppen führt. Die dienstlichen Obliegenheiten, die er zu versehen hat, sind in einem militärischen Staat, wie Assyrien, stets von großer Wichtigkeit. Sie sind seit den Eroberungen der letzten Jahre so schwierig geworden, daß Assurbanipal sie teilen mußte. Er setzte deshalb einen zweiten Turtanu mit der gleichen Macht wie den ersten ein, aber natürlich nur für eine Hälfte des Reichs. So hat denn dieser, der Turtanu der Linken, die Gewalt über Kommagene und die nordwestlichen Provinzen, während der alte Turtanu, der von der Rechten, seinen Sitz beim Herrscher selbst einnimmt und den Oberbefehl über die südlichen und östlichen Provinzen führt. Er wird dabei von vier Vezieren geringeren Ranges unterstützt: dem Palastvorsteher, dem das königliche Hoflager unterstellt ist, dem Eunuchenobersten, der die Frauen überwacht, dem Tukulu, der an der Spitze der Priesterschaft steht, und endlich dem Reichsverwalter, dem sämtliche Kassen- und Verwaltungsbeamte untergeordnet sind.

Die Assyrer haben von altersher die Gepflogenheit, jedes ablaufende Jahr mit dem Namen einer hervorragenden Persönlichkeit zu bezeichnen, welche in ihm als der Leiter der Begebenheiten galt und die sie „Limmu“ nennen.

So sagen sie z. B., daß diese oder jene Stadt zerstört, oder dieses oder jenes Volk unterjocht wurde, während Schamsi-ilu, Adar-malik oder Atar-ilu Limmu war.

Der regierende Herrscher ist immer in dem seiner Thronbesteigung folgenden Jahre Limmu; nach ihm erhalten die Großwürdenträger des Reichs denselben Titel und zwar in der Reihenfolge, die ihrem Rang und ihrer Stellung entspricht, zuerst der Turtanu, dann der Vorsteher des Palastes, später der Eunuchenoberste und so der Reihe nach, bis die Liste der hohen Beamten erschöpft ist, worauf nach geheiligter Sitte der Namen des Königs zum zweiten Male erscheint und nach ihm wieder der seiner Minister.

Die große Menge von Höflingen und dienstthuenden Beamten geringern Ranges stellen sich in mehreren Reihen längs den Wänden des Saales auf. Ihre Kleidung gleicht ganz der des Königs. Dasselbe befranste, um die Hüften eng anschließende Gewand, dasselbe kurze Schwert, dieselben goldenen Armreife und Ohrgehänge, nur der Kopfputz ist verschieden. Die wenigst Hochgestellten haben das Haupt gänzlich unbedeckt, andere wieder tragen über der Stirn ein im Nacken geknüpftes Band; die Binde der Veziere ist breiter über der Stirn und mit Goldrosetten besäet. Sämtliche haben einen vornehmen und stolzen Gesichtsausdruck, scharfe Züge, eine thatkräftige Haltung. Die meisten sind von mittlerer Größe, doch gedrungen und stark; ihre Arme, die sie entblößt tragen, zeugen, durch das Hervortreten der Muskeln, von einer außergewöhnlichen Kraft, und so viel man unter der Bekleidung von ihrem Körper erraten kann, wird der vorteilhafte Eindruck der Stärke, den ein Blick auf die Arme gewährt, bestätigt. Es ist ein Volk von Soldaten, wie zum Kampfe geschaffen; durch die Mühseligkeiten und Gefahren der Jagd geübt und gestählt, für die Gefahren und Drangsale des Kriegs, so daß es bei ihrem An-

blick leicht verständlich ist, daß es diesem Volke, trotz seiner geringen Zahl und trotz der unbedeutenden Ausdehnung seines Landes, gelang, alle Völkerschaften Asiens zu unterjochen und die pharaonischen Heere zu schlagen.

Die elamitische Gesandtschaft steht unter der Führung von zwei am Hofe von Susa hochangesehenen Persönlichkeiten: von Umbadarâ und Nabudamiq. Die Sitte und Kultur der Susaner sind der assyrischen und chaldäischen ähnlich, nur etwas altertümlicher und roher. Die Kleidung der beiden Gesandten ähnelt in auffallender Weise der der Höflinge Assurbanipals. Wie diese tragen sie einen langen befransten Rock in schreienden Farben, Schwert und Armringe. Umbadarâ hat nur eine Binde um die Stirne gelegt, Nabudamiq trägt eine an den Schläfen durch ein Band befestigte Mütze (Fig. 152).



Fig. 152.
Ein elamitischer Fürst.

Die Leute ihres Gefolges lassen hinsichtlich des Gesichtsausdrucks wie auch in der Kleidung ziemliche Verschiedenheit wahrnehmen. Die einen tragen sich wie ihre Anführer, nur etwas einfacher und sehen fast wie Assyrer aus, mit starker, gebogener Nase, großen Augen, länglichem Gesicht und mittlerer Größe. Andere wieder haben wolliges Haar, eine platte Nase, einen vorstehenden Mund, dicke aufgeworfene Lippen, einen kurzen und krausen Bart: man könnte sie für Neger halten, wenn ihre Hautfarbe nicht weiß wäre. Sie stammen aus den Gebieten, die ans Meer grenzen. Endlich befinden sich auch große, schlanke Männer darunter mit gerader Nase, blauen Augen und — wenigstens bei einzelnen — blonden Haaren. Sie gehören zu den, jenseits von Susa im Gebirge wohnenden, unabhängigen Stämmen: Verwandte der Perser und jener Meder, die sich selbst die tapferen Arier nennen, und die in letzter Zeit versuchten aus ihren zerstreuten Stämmen ein geeintes

Volk unter einem alleinigen König zu bilden. Für Assyrien wäre es eine große Gefahr, falls dies ihnen gelingen sollte, denn es sind besonders zahlreiche, kühne und unternehmende Menschen. Wer es verstände, ihre inneren Streitigkeiten zu beenden, sie um sich zu scharen und Manneszucht unter ihnen einzuführen, dem könnte auf die Dauer nichts widerstehen; selbst die Völker, welche ihnen in Kriegskunst, Bewaffnung und Selbstvertrauen überlegen wären, würden sie durch die Masse ihrer Soldaten erdrücken.

Der Prunk dieser buntfarbigen Schar ist übrigens bei weitem nicht so in die Augen fallend, wie die Pracht in der Umgebung des assyrischen Königs. Wohl sind die Farben ebenso lebhaft, jedoch die Stickereien nicht so fein und die Vergoldung und das Geschmeide weniger reich; nicht als ob die Elamiten das Gold nicht ebenso hoch schätzten, nein, sie haben nur weniger davon. Das Gefühl ihrer verhältnismäßigen Armut drückt sie nieder und reizt sie zu gleicher Zeit. Der hundertjährige Haß, den ihr Volk gegen die assyrische Rasse hegt, vermehrt noch ihre natürliche Dreistigkeit, und die Höflichkeiten, die man ihnen erweist, seit sie die Grenze überschritten haben, bestärkten sie in ihrer Vermutung, daß man in den Ratssitzungen des allgewaltigen Ninive Furcht vor ihnen hege. Sie möchten fast wünschen, daß ihr gesandtschaftlicher Auftrag scheitere, denn ein Krieg würde ihnen all diese Schätze von Pracht und Herrlichkeit, die nun wie zum Spott vor ihren Augen entfaltet sind, überliefern.

Umbadarâ und Nabudamiq schreiten, von einem Eunuchen eingeführt, mit gesenktem Blick und über der Brust gekreuzten Händen, langsam durch beide Reihen von Höflingen. Beim Throne angelangt, werfen sie sich nieder, küssen den Boden zu Füßen des Königs, erheben sich alsdann auf ein Zeichen und bleiben unbeweglich stehen. Für gewöhnlich verharren die Abgesandten fremder Fürsten, so lange die Audienz dauert, in knieender Stellung. Assurbanipal, der den Stolz dieser Susaner schonen will, enthebt sie dieses Teils der Hofsitte und gestattet ihnen, fast von Angesicht zu Angesicht mit ihm zu reden.

Vor einem Herrscher erscheint man nie mit leeren Händen, und so hat auch Tiummân gegen dieses Gesetz der internationalen Höflichkeit nicht verstoßen wollen. Umbadarâ und Nabudamiq überreichen, nachdem die ersten Begrüßungsformeln gewechselt sind, die zur Ablieferung bestimmten Geschenke: goldene und silberne Gefäße, Edelsteine und kostbare Stoffe. Hierauf erst berühren sie den Gegenstand, der zu ihrer Sendung Veranlassung gab, und setzen Assurbanipal von den Vorschlägen ihres Herrschers in Kenntnis. Zwischen Elam und Assyrien besteht Friede, sollte man ihn nicht durch alle möglichen Mittel zu erhalten suchen? Tiummân ist geneigt nichts außer acht zu lassen, um seinem Bruder Assurbanipal gefällig zu sein. Letzterer jedoch habe gewisse elamitische Unterthanen bei sich aufgenommen und sie mit Auszeichnung behandelt und zwar Söhne früherer Könige, die, nachdem sie sich gegen ihren gesetzmäßigen Herrn aufgelehnt hatten, entflohen seien, um der ihnen drohenden gerechten Strafe zu entgehen. Wenn nun Assurbanipal in ihre Vertreibung oder in ihre Auslieferung an die Gesandten willige, dann würde er sicher keinen treuern Bundesgenossen haben, als den König von Elam; wenn nicht, dann gäbe es Krieg.

Der Schluß dieser Rede war vorhergesehen, ebenso kannte man Assurbanipals Antwort: er ist entschlossen, die Prinzen, die seiner Hochherzigkeit vertrauten, nicht zu verraten. Nicht ohne Zögern kamen seine Räte, wie er selbst, zu dieser Entscheidung. Elam ist eine militärische Macht ersten Ranges, viel stärker als Armenien, stärker als Chaldäa, stärker als Ägypten, und seine Könige hatten auch den furchtbarsten Angriffen stand gehalten. Die Assyrer behaupten in ihren Staatsjahrbüchern, Sargon habe Ummanigasch, der zu seiner Zeit in Susa regierte, geschlagen und ihm den Frieden auferlegt, aber die Jahrbücher von Elam und Chaldäa erzählen eine andere Geschichte: thatsächlich wurde Sargon geschlagen, Assyrien vom Feinde besetzt und ungestraft verwüstet. Sanherib rühmt sich der Vernichtung von Minanus Streitkräften bei Chaluli, dagegen behauptet Minanu seinerseits,

daß er die assyrische Armee in dieser Schlacht beinahe gänzlich aufgerieben habe, und wenn man die Sache kühl betrachtet, kann man nur sagen, daß Minanu recht habe, denn nach diesem angeblichen Sieg war Sanherib zur Heimkehr gezwungen, auch unternahm er mehrere Jahre lang nichts mehr gegen Elam: es war dies ein Sieg, dessen Nachwirkungen in seltsamer Weise denen einer Niederlage gleichkamen.

Ein Krieg mit Elam ist deshalb gewagtes Spiel, die Assyrer können dabei wenigstens ebenso viel verlieren, als gewinnen. Trotzdem entscheiden sie sich für den Krieg. Assurbanipal erklärt, er könne Tiummâns Vorschläge nicht annehmen. Er kennt die Tapferkeit seiner Soldaten, die Geschicklichkeit seiner Feldherren und mit Hilfe von Assur und Ischtar, hauptsächlich aber mit der Ischtars, der Schlachtenlenkerin, hofft er die Oberhand zu gewinnen. Umbadarâ und Nabudamiq, welche gewagt hatten, ihm die Herausforderung seines Feindes zu überbringen, sollen nicht nach Susa zurückkehren; sie müssen mitsamt ihrem Gefolge so lange als Gefangene in Ninive verbleiben, bis die Götter zwischen ihrem König und dem assyrischen entschieden haben. Auf Befehl des Turtanu werden sie, ohne daß sie es versucht hätten Widerstand zu leisten, ergriffen und hinweggeführt, nur der Geheimschreiber und zwei oder drei seiner Diener bleiben in Freiheit und werden an die Grenze zurückgeschickt, um Tiummân von dem Ergebnis der Gesandtschaft Bericht zu erstatten, und ihm einen Brief zu übermitteln, in dem Assurbanipal ihm den Rat erteilt, von seinem übeln Vorhaben abzustehen, falls er nicht den Zorn der Götter heraufbeschwören wolle.

Nachdem der Krieg beschlossen und thatsächlich erklärt ist, beeilt sich Assurbanipal die nötigen Maßregeln zu ergreifen, um ihn mit Nachdruck führen zu können. Belnahid, der Turtanu von der Rechten, beginnt sogleich nach der Audienz mit Absendung der bezüglichen Befehle, und die Nacht ist noch nicht eingebrochen, als auch schon nach allen Richtungen hin Boten mit geheimen Briefen an die Befehlshaber der Provinzen und an verbündete Mächte abgegangen sind. Die ganze Verwaltungsmaschine

ist auf den Krieg eingerichtet, denn der Krieg ist seit Jahrhunderten der gewöhnliche Zustand in Assyrien. Das Heer ist deshalb auch beim ersten Zeichen marschfertig und bereit, sich von einem Ende des Reiches zum andern zu begeben. Es ergänzt sich beinahe ausschließlich aus dem eigentlichen Assyrien und denjenigen mesopotamischen Bezirken, welche schon von Alters her den ninivitischen Herrschern unterthan sind. Einige, aber unbedeutende Abteilungen begleiten die Provinzstatthalter in ihre Residenzen; es ist ein Truppenkern, auf dessen Treue sie bauen können und um den sie, sobald es nötig ist, die Soldaten scharen, welche sie aus ihren jeweiligen Unterthanen an Ort und Stelle ausheben, ebenso wie die Streitkräfte, welche Vasallenfürsten ihnen zuführen. Die Hauptmasse steht um die königlichen Residenzen, Ninive und Kalach, geschart oder in den stets bedrohten Bezirken an der elamitischen und chaldäischen Grenze. Die Einrichtung des Heeres ist derart, daß die Regimenter binnen wenigen Tagen marschbereit sind, um sich nach den Gegenden zu verfügen, wohin der König den Kriegsschauplatz verlegen will, dort vereinigen sie sich mit dem Truppenkörper, dem die Grenzbesetzung oblag und bilden so eine ziemlich ansehnliche Streitkraft, deren Stärke, wenn sie auch die feindliche Macht nicht übertrifft, ihr doch möglichst gleich kommt.

Die in die übrigen Provinzen verteilten Scharen bleiben einstweilen nahezu unthätig. Da ihr Abmarsch aus dem Landesteil, in dem sie liegen, fast immer das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand giebt, ruft man sie nur in der äußersten Not herbei, wenn es gilt eine Niederlage auszuwetzen, oder die nach einer mörderischen Schlacht in den Reihen entstandenen Lücken auszufüllen. Überdies bedroht jeder Krieg, der sich in die Länge zieht und viele Leute kostet, das Reich mit innerer Auflösung. Der Assyrer, der das recht gut weiß, ist unbarmherzig gegen die Städte, die er unterworfen und gegen die Völker, die er bezwungen hat. Er begnügt sich nicht damit Häuser zu plündern und Felder zu verwüsten, er mordet ganze Familien und keine Strafe scheint ihm grausam genug, um die Unglücklichen, die ihm standzuhalten

wagten, zu züchtigen. Die einen pfählt er, den anderen zieht er bei lebendigem Leibe die Haut ab, sticht ihnen die Augen aus, oder schneidet ihnen die Lippen ab, ohne von den Kindern und jungen Mädchen zu reden, die er in die Sklaverei mitschleppt. Seine auf Gewalt gestützte Herrschaft erhält er sich nur durch Gewalt. Sobald sie sich an irgend einem Punkte etwas schwächer zeigt, bricht der im Grunde des Herzens zusammengepreßte Haß von neuem hervor; die Länder, die in der Knechtschaft die ergebensten zu sein schienen, zaudern keinen Augenblick sich zu empören, sobald sich Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer Freiheit bietet.

Die Sendboten, welche den Statthaltern von der Kriegserklärung gegen Elam Anzeige erstatten, überbringen ihnen daher gleichzeitig den Befehl zur größtmöglichen Achtsamkeit auf die ihnen anvertrauten Provinzen; sie sollen jeder feindseligen Bewegung zuvorkommen, und den geringsten Versuch zur Auflehnung unnachsichtlich unterdrücken. Assyrien kann thatsächlich nur ein Héer ins Feld stellen und daher auch nur einen einzigen Feind bekriegen; wenn es genötigt wäre seine Streitkräfte zu teilen, und gleichzeitig gegen ein fremdes Volk und gegen seine widerspenstigen Unterthanen zu streiten, wäre es der Zahl nach viel zu schwach, um den Kampf jahrelang fortzusetzen, es müßte zuletzt erliegen.

Die Furcht vor einem fest abgeschlossenen Bündnis zwischen ganz entfernt wohnenden Völkerschaften behufs eines gleichzeitigen Unternehmens gegen Assyrien, welches ehedem ein bloßes Hirngespinst war, ist heute nur zu gerechtfertigt. Wenn Pharao an der Spitze seiner Bogenschützen und Kriegswagen in Syrien eindrang, wenn sich zufällig die Äthiopier gegen den ägyptischen Vicekönig erhoben, so war dies ein leidiger Zwischenfall, nichts weiter. Die Völker, welche damals das Becken des Orontes bewohnten, hatten so wenige unmittelbare Beziehungen mit denen des oberen Nilthales, daß in ihnen kein Gedanke an eine Vereinigung gegen den gemeinsamen Feind erwachen konnte. Auf-

stände, welche die ägyptische Macht gestürzt hätten, wenn man mit vereinter Anstrengung Pharao zu gleicher Zeit an den Nord- und an den Südgrenzen seines Reiches zum Kampfe gezwungen hätte, scheiterten kläglich: Pharao hatte immer Zeit, sein Heer marschieren zu lassen und die Gegner, die sich gegenseitig nicht unterstützten, zu vernichten. In derselben Weise verfuhren die alten assyrischen Eroberer: Tiglathphalasar, Assurnazirhabal, Salmanasar II. Es fiel Elam, Urarti, Chaldäa, den Königen von Damaskus und den Hittiterfürsten, die nach einander angegriffen wurden, nicht ein, sich gegen Assyrien zu verbünden. Jedes Volk verteidigte sich im eigenen Lande so tapfer und so lange es konnte, höchstens daß einmal die unmittelbaren Nachbarn daran dachten, gemeinsame Sache zu machen, die von Susa mit denen von Babylon, die Hittiter mit den Phöniziern und den Königen von Damaskus, letztere mit den Hebräern und die Hebräer mit den Ägyptern. Alle diese Nationen, unbesiegbar, wenn sie ihre Streitkräfte vereinigt hätten, wurden geschlagen, weil sie jede für sich bleiben wollten.

Allein, seit einem Jahrhundert sind die Verbindungen zwischen den verschiedenen Teilen der Welt so rasche und leichte geworden, daß die Könige und Städte angesichts der gemeinsamen von Assyrien her drohenden Gefahr sich verständigten, um gemeinsamen Widerstand zu leisten.

Als Sanherib Judäa überfiel, schloß der König Hiskia von Jerusalem ein Bündnis mit Merodach-Baladan: die Ablenkung der assyrischen Streitkräfte, welche die Chaldäer erzielten, rettete die Juden wenigstens ein paar Jahre lang. Diese Lehre ging für niemand verloren. Seitdem haben die Völkerschaften immer das Bündnis gegen Assyrien im Sinn, während Assyrien natürlich darnach trachtet, irgend welche Verbindung um jeden Preis zu hintertreiben. Nach allen Richtungen hin folgen sich geheime Gesandtschaften, heimliche Bundesbeschlüsse, Versprechungen gegenseitiger Unterstützung zwischen den verschiedenen Ländern und Fürsten. Gyges von Lydien verhandelt mit Psamitiku (Psammetich)

von Ägypten und sagt ihm Hilfe zu; Psamitiku seinerseits treibt ein Ränkespiel mit den kleinen Herrschern des südlichen Syrien, diese wieder stehen in fortwährenden Beziehungen zu Chaldäa, und Chaldäa neigt dazu, Partei für Elam gegen Assyrien zu ergreifen. Die Verbindung so vieler Völker ließe gar keinen Widerstand zu, wenn sie überhaupt zustande käme: aber das ist es, was ihnen bis jetzt mit dem besten Willen nicht gelang. Die Entfernungen zwischen den Ländern sind so beträchtliche, die Ungeduld der einen so groß, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der andern so hervortretend, und sagen wir es offen, die Achtsamkeit der Assyrer so wach, daß auch die bestersonnenen Pläne scheitern.

Elam beginnt, bevor Babylon kriegsbereit ist; Ägypten will nur mit triftigem Grunde ins Feld ziehen; Juda, Moab, Ammon, die Philister, die Nabatäer, die Araber warten ab, daß Pharaos Bogenschützen Syriens Boden betreten haben. Indessen rücken die Assyrer nach dem bedrohtesten Punkte, unterdrücken Elam, oder Chaldäa, machen einige hundert Araber nieder, plündern etliche syrische Städte: der immer vorsichtige Pharao verschanzt sich in seinem Afrika. Damit ist die Gefahr beschworen, allein sie besteht dennoch fort: der Bund erneut sich bald, und an dem Tage, an welchem er seine Marschbewegungen mit solcher Genauigkeit einrichten wird, daß alle seine Streitkräfte mit einem Mal in Schlachtlinie treten können, wird Assyrien viel Glück und ganz besondere Kraftanstrengung brauchen, wenn es seinem Untergange entgehen will.

Boten eilen auf allen Straßen. Die Berichte, die sie den Statthaltern einhändigen, sind in kurzen, klaren Worten abgefaßt, ohne sprachliches Flitterwerk und ohne Wiederholungen. Hier möge ein Beispiel folgen, um zu zeigen, in welchen Ausdrücken sich der König an Belibni, den Befehlshaber einer Truppenabteilung im Lande der Pukudu*), nächst der Euphratmündung wendet: „Wort

*) Die Pukudu waren ein aramäischer Stamm, der die Sümpfe an den Mündungen des Tigris und des Euphrat, nächst einem aus dem Tigris abgeleiteten Flusse, dem Charru, bewohnte.

des Königs an Belibni, möge der Gruß, den ich dir sende, deinem Herzen wohlthun! Was deine Berichte über die Pukudu an den Ufern des Charru betrifft, gerade so soll ein jeder, der Anteil an dem Hause seines Herrschers nimmt, künftig seinem Herrn berichten, was er gesehen und gehöret hat. Fahre nunmehr fort mir mitzuteilen, was du auf sie Bezügliches erfahren wirst.“*)

Ändern wir die Eigennamen, so haben wir die Form oder wenigstens den Sinn aller der Eilbriefe, die der König teils noch am Abend des Tages, an dem die Audienz stattgefunden hatte, teils in den nächsten Tagen an seine Generale abschickte. Sie sollten ja ihre Achtsamkeit verdoppeln, keine Bewegung unbeachtet lassen, welche sich unter dem, ihrem Befehl unterworfenen Volke zeigen könnte, vielmehr auf dem kürzesten Wege auch die unbedeutendsten Nachrichten, die sie zu sammeln imstande wären, in den Palast gelangen lassen. Ihre Rolle ist weniger glänzend, als die ihrer Kameraden bei dem Hauptheere, doch kaum weniger wichtig. Wenn sie alle in ihren Provinzen den Frieden sichern, den Aufständen zuvorkommen oder dieselben unterdrücken, bevor sie rechten Fuß fassen und sich ausbreiten können, dann ist es dem auf sich selbst angewiesenen Tiummân nicht möglich, Assurbanipal standzuhalten, und Assyrien wird wieder einmal Elams Herr werden.

---

*) Dieses Sendschreiben ist thatsächlich vorhanden, nur bezieht es sich auf einen der Kriege Assurbanipals gegen Chaldäa und Elam, der einige Jahre nach dem Kriege stattfand, den ich hier zum Gegenstand meiner Erzählung gewählt habe.

Sechzehntes Kapitel.

Assurbanipals Bibliothek.

Die alte chaldäische Litteratur. Assurbanipal läßt deren Hauptwerke für seine Bibliothek abschreiben. Die königlichen Jahrbücher: Schilderung des Todes Gyges' des Lydiers. Lydisches Geld. Die Göttin Ischtar. „Ischtars Höllenfahrt.“ Das Gedicht von der Schöpfung. Das Gedicht von Isdubar. Isdubar im Kampfe gegen die Ungeheuer. Sein Traum. Wie er Eabâni greift. Sein Kampf gegen Ischtar. Eabânis Tod. Isdubars Genesung.

So vertrauensvoll Assurbanipal auch einen endgiltigen Erfolg erwartet, so beunruhigt ihn doch die Sorge um die Wechselfälle des Kampfes, und diese Unruhe raubt ihm den Schlaf. Er ruft einen der Eunuchen, die an der Thüre seines Schlafgemachs Wache halten und befiehlt ihm den Bibliothekar des Palastes herbeizuholen: er will sich die Tafeln, auf denen die hauptsächlichsten Begebenheiten seiner Regierung verzeichnet sind, bringen lassen, und die Berichte seiner früheren Siege wieder lesen, um sich dadurch Hoffnung auf fernere Erfolge zu machen.

Die Assyrer können schreiben, und zwar mit einem zugeschnittenen Rohr, auf hergerichteten Häuten, auf Holztafeln, ja selbst auf Papyrus, der durch Karawanen aus Ägypten gebracht wird. Sie wenden hierzu eine aus dem phönizischen Alphabet abgeleitete Kursivschrift an, und ihre Schreiber verzeichnen auf diese Weise die während des Krieges gemachte Beute, Abgaben, Steuern oder laufende Verwaltungssachen, deren Aufzeichnung keiner längeren Aufbewahrung bedarf. Wenn es sich um geschichtliche oder litterarische Dinge handelt, um gerichtliche Schriftstücke oder staatliche Urkunden, die in den Archiven niedergelegt werden sollen, dann greifen sie jedoch zur alten chaldäischen Schrift und zu den Thontafeln zurück.*) Dieses Verfahren hat wohl manchen

*) Siehe Kapitel 12 die genaue Beschreibung dieser Tafeln.

Nachteil, dafür aber auch viele Vorteile. Die Bücher aus gebranntem Thon sind unbequem zum Halten, schwer zu handhaben und die Schrift hebt sich schlecht vom gelblichen Grund der Ziegelmasse ab, hingegen läuft ein eingeritztes, in dem Thon gewissermaßen verkörpertes Werk weniger Gefahr, als ein mit Tinte auf Papyrusblätter geschriebenes. Feuer kann ihm nichts anhaben, Wasser nur nach langer Zeit, und selbst wenn es zerbricht, so bleiben doch die Stücke noch brauchbar: so lange sie nicht zu Pulver zerstoßen werden, gelingt es meist, sie zusammen zu fügen und den Text in seiner Vollständigkeit wieder herzustellen, höchstens daß einige Buchstaben oder Satzglieder fehlen. Die Inschriften, die man in den Fundamenten der ältesten Tempel findet, von welchen manche zwanzig oder dreißig Jahrhunderte zählen, sind zum größten Teil so deutlich und leserlich wie in dem Augenblick, da sie aus den Händen des Schreibers, der sie einritzte, oder des Töpfers, der sie brannte, hervorgingen. Lobgesänge, Zaubersprüche, Verzeichnisse von Königen, Jahrbücher, Dichtungen, die nahezu im Anfang der Geschichte vor tausenden von Jahren, bevor noch von einem assyrischen Reiche die Rede gewesen, verfaßt, dem Zufall von zwanzig Eroberungen, der vernichtenden Wut der Menschen und den Angriffen der Zeit ausgesetzt gewesen waren, haben dies alles überdauert und sind unversehrt auf uns gekommen, was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihre Verfasser sie dem Papyrus anvertraut hätten, wie die ägyptischen Schreiber. Für sie liegt die Hauptgefahr darin, in irgend einem Winkel vergessen oder unter den Trümmern eines Gebäudes begraben zu bleiben: aber dort schlafen sie nur — so zu sagen — jahre- oder auch jahrhundertelang, bis zu dem Tage, an dem sie eine zufällige Nachgrabung oder die Nachforschung eines Gelehrten wiedererweckt und ans Licht bringt.

Assurbanipal interessiert sich für alte Bücher, namentlich für alte heilige Schriften. Er ist eifrig damit beschäftigt, die in den Hauptstädten seines Reiches zerstreuten Werke zu sammeln; er hält sogar in Chaldäa, in Uruk, Barsippa und Babylon besoldete

Abschreiber, welche die in den dortigen Tempeln befindlichen Tafeln für ihn abschreiben.

Seine Hauptbibliothek ist zu Ninive, in dem Palaste, den er sich am Ufer des Tigris erbaute und an dessen Ausschmückung er jetzt die letzte Hand anlegt. Sie enthält mehr als dreißigtausend Tafeln, die alle methodisch geordnet samt ihren zur Erleichterung des Aufsuchens angelegten Katalogen in mehreren Sälen untergebracht sind. Viele dieser Werke bedecken mehrere Tafeln und bilden dergestalt Serien, deren jede als Titel die ersten Worte des jeweiligen Textes enthält. So benennt man z. B. die Schilderung der Schöpfung, welche mit dem Satze anfängt: „Einst das, was oben ist, das hieß noch nicht Himmel," als „Einst das, was oben ist"; jede der einzelnen Tafeln, welche den Bericht enthielten, trug dann eine bestimmte Ordnungsnummer: „Einst das, was oben ist Nr. 1"; Einst das, was oben ist Nr. 2" und so fort bis ans Ende.

Assurbanipal ist nicht weniger stolz auf seine Vorliebe für das Schrifttum, wie auf seine politische Thätigkeit; er will, daß die Nachwelt erfahre, was er für die Litteratur that.

Man liest seinen Namen auf allen Exemplaren alter und neuer Werke, die seine Bibliothek enthält.

„Palast des Assurbanipal, des Königs der Heerscharen, Königs der Völker, Königs des Landes Assur, welchem der Gott Nebo und die Göttin Tasmit achtsame Ohren und offene Augen gegeben haben, damit er die Erzählungen der Schriftgelehrten meines Reiches, die die Könige, meine Vorgänger, verwendet haben, auffinde. In meiner Verehrung für Nebo, den Gott des Verstandes, habe ich diese Tafeln gesammelt, ich habe sie abschreiben lassen, ich habe sie bezeichnet mit meinem Namen und ich habe sie niedergelegt in meinem Palaste."

Die Bibliothek von Dur-Scharrukin ist, obgleich nicht so reichhaltig, wie die von Ninive, dennoch gut bestellt. Der Schreiber Nabuschumidin, der die Aufsicht darüber führt, hat bald die Tafeln, welche die Jahrbücher enthalten, gefunden, und sie dem

diensttuenden Eunuchen übergeben. Was Assurbanipal sich ausführlich vorlesen lassen will, ist weniger die Geschichte dieses oder jenes seiner Kriege, als den Text der Orakelsprüche, durch die die Götter ihn zu solchen Unternehmungen ermutigten, und die Aufzählung der Wunder, die sie zu seinen Gunsten vollbrachten.

Diese Auffrischung der Erinnerung an das, was sie für ihn in der Vergangenheit gethan haben, wird seine Sorgen zerstreuen und ihm gewissermaßen eine Vorbedeutung dafür sein, daß sie ihm auch in der Zukunft ihrer Hilfe nicht ermangeln lassen können.

„Nimm die Tafel, auf der die Thaten des Gyges des Lydiers verzeichnet sind,“ sagt er dem Vorleser, „und wiederhole mir, was auf ihr geschrieben steht.“

Die Begebenheit mit Gyges ist in ganz Assyrien berühmt; der Schreiber beginnt sie mit lauter Stimme zu berichten:

„Gyges, der König von Lydien, einer Gegend jenseits des Meeres, eines fern entlegenen Landes, von dem die Könige meine Väter nicht einmal den Namen gehört, Assur, mein göttlicher Erzeuger, offenbarte ihm meinen Namen im Traum, indem er sprach: „„Assurbanipal, der König von Assyrien, ihm lege dich zu Füßen und du wirst deine Feinde durch seinen Namen besiegen!““ Denselben Tag, als er diesen Traum gehabt, sandte er seine Edlen zu meiner Begrüßung und meldete mir den Traum, den er gehabt hatte, durch Vermittlung seines Boten. Als dieser an den Grenzen meines Reiches angelangt war und Leute aus meinem Reiche antraf, sagten sie ihm: „„Wer bist du denn, Fremdling? dessen Land noch nie von einem unserer Boten besucht ward?““ Sie sendeten ihn nach Ninive, dem Sitze meines Königtums, und brachten ihn vor mich. Die Sprachen des Ostens und des Westens, von denen Assur mir händevoll gespendet, niemand von allen, welche sie kannten, kannte seine Sprache, und niemand von all denen, die mich umgaben, hatte je so reden gehört. In meinem ganzen Reiche fand ich endlich einen, der ihn verstand, und er erzählte mir den Traum.

„Von demselben Tage an, da er sich mir zu Füßen gestellt hatte, mir, dem Könige Assurbanipal, besiegte er die Kimmerier, die die Völker seines Landes bedrückten, die meine Väter nicht gefürchtet und sich nicht mir, dem Könige, zu Füßen gestellt hatten. Durch die Gnade Assurs und Ischtars, der Götter, meiner Herren, nahm er von den Führern der Kimmerier, die er besiegt hatte, zwei Häuptlinge, welche er stark fesseln ließ mit eisernen Handschellen und eisernen Ketten, und welche er mir mit einem reichen Geschenk überbringen ließ. Indessen unterließ er bald mir seine Edlen zu schicken, die er zuvor regelmäßig zu mir sendete, um mir seine Ergebenheit zu bezeugen. Da er nicht länger die Befehle Assurs, meines göttlichen Erzeugers, achtete, sondern sich in thörichter Weise auf seine eigene Stärke und auf die Eingebung seines Herzens verließ, sandte er seine Streitkräfte Psamitiku, dem König von Ägypten, der mit Verachtung das Joch meiner Herrschaft abgeschüttelt hatte, zu Hilfe. Ich erfuhr es, und ich betete zu Assur und Ischtar: Seine Leiche möge vor seinen Feind geworfen und seine Gebeine zerstreut werden.

„So wie ich zu Assur gebetet, so erfüllte es sich: Seine Leiche wurde vor seinen Feind geworfen und seine Gebeine wurden zerstreut. Die Kimmerier, die er in meinem Namen unterdrückt hatte, erschienen und unterwarfen sein ganzes Land, und sein Sohn setzte sich nach ihm auf seinen Thron. Von der Züchtigung, welche die Götter, die meine Stärke ausmachen, auf meine Bitte verhängten über den Vater, der ihn erzeugte, gab er mir Kunde durch seine Boten und legte sich mir, dem König, zu Füßen, indem er sprach: Du bist ein König, den die Götter kennen; du fluchtest meinem Vater und das Unglück traf ihn. Gebe mir deinen Segen, mir, deinem Diener, der dich fürchtet, und möge ich dein Joch tragen."

In einem Augenblick zieht dieser ruhmreiche Vorgang aus seiner Geschichte wieder vollständig an den Augen des Königs vorüber: er erblickt wieder die Ankunft der fremden Gesandten, ihre eigenartige Kleidung, ihre und des Hofes Verlegenheit, den

Augenblick, da er auf Gyges den Zorn der Götter herabbeschworen, und den, da die Gesandten des Ardys*) ihm Kunde gebracht, daß die Götter ihn erhöret hätten. Lydien war ihm fortan treu ergeben, seine Edlen ziehen alljährlich durch Asien, um ihm den Tribut ihres Herrschers zu überbringen. Derselbe ist nicht beträchtlich, was man leicht entschuldigt, wenn man den weiten Weg berücksichtigt, den sie zurückzulegen haben; er besteht aus Pferden, Stoffen und hauptsächlich aus Gold, welches ihr Land vielfach hervorbringt. Sie haben eine sehr sinnreiche Weise erfunden, sich desselben auf den Märkten zu bedienen. Sie formen es in den königlichen Werkstätten in kleine rundliche Stückchen von bestimmtem Gewicht, auf die sie mittelst eines Stempels das Bild eines Pferdekopfes, oder einer Blume, oder eines galoppierenden Fuchses prägen. Wer die Marke und die Größe des so ausgeprägten Stückchens sieht, erkennt auch sogleich seinen Wert, was ihn des üblichen Abwägens enthebt, und ihm die Ausübung der Handelsgeschäfte sehr erleichtert.**) Der Gebrauch dieser Münze verbreitet sich, wie man sagt, in den Nachbarländern Lydiens, vielleicht wird er eines Tages bis nach Assyrien kommen.

Assurbanipal ließ sich seine Kriege in Ägypten, seine Feldzüge gegen Baal von Tyrus und gegen die Phönizier vorlesen, und allenthalben erkennt er die Wirkung des Schutzes, den Assur und Ischtar ihm angedeihen lassen. Ischtar, welche die Kananäer und Phönizier unter den Namen Astoreth und Astarte verehren, war in Assyrien nicht immer die allmächtige Gottheit, die sie jetzt ist. Die frühesten Könige wollten in ihr nur „die Herrin des Krieges und der Schlachten" sehen, „die allgewaltige Frau, die das Angesicht des Soldaten verschönt"; ein Stamm von Eroberern konnte nur eine Schlachtengöttin anbeten. Sie hatten ihr zwei Heiligtümer errichtet, die rasch berühmt wurden, das eine in Ninive,

---

*) Ardys ist der Sohn und unmittelbare Nachfolger von Gyges auf dem Throne Lydiens.

**) Vergleiche hierzu, was Seite 22 dieses Buches gesagt worden ist.

das andere in der kleinen Stadt Arbela, jenseits des Zàb, fast an der Ostgrenze ihres Reiches. Wohl beteten sie fromm zu ihr, aber sie kam immer erst in zweiter Reihe, weit hinter Assur, Sin und den übrigen Göttern. Erst Assarhaddon zog sie aus der Dunkelheit, in der man sie bis dahin gehalten, hervor und ernannte sie zu seiner Schutzgöttin. Jedesmal, wenn er auf einen neuen Feldzug auszog, befragte er sie und jedesmal antwortete sie ihm durch die Stimme ihrer Priesterinnen, und nie war die Begebenheit ihren Verheißungen widersprechend. Die Vorliebe, die Assurbanipal für sie hegte, ist demgemäß ein väterliches Erbteil, wie seine Krone und wendet er sich instinktmäßig an die Göttin, sobald er die geringste Veranlassung zu Freude oder Trauer empfindet: ihr vertraut er seine Erfolge, gesteht er seine Besorgnis, und nichts ist ihm lieber, als sich die Bücher vorlesen zu lassen, die von ihr und ihren geheimnisvollen Abenteuern handeln. So unterbricht er die Vorlesung des Eunuchen mitten zwischen der Erzählung, von einem gegen Armenien gerichteten Überfall und einem Angriff gegen die Bewohner des Taurus, und befiehlt ihm von Nabuschumidin „Ischtars Höllenfahrt“ zu holen. Es ist dies eines der rührendsten Ereignisse aus dem Leben der Göttin. Ihr Gemahl Tammuz ist getötet worden, und obgleich wirklicher Gott, war er dennoch gezwungen mit anderen Toten unter die Erde hinabzusteigen, in das finstere Reich der Allât. Nur ein Mittel blieb noch übrig, um ihn wieder ans Tageslicht zu bringen: man mußte ihn waschen und tränken an der wunderthätigen Quelle, deren Wasser denen das Leben wiedergiebt, die davon genießen.*)

Ischtar entschloß sich daraus zu schöpfen, allein niemand kann je in die Hölle kommen, der nicht tot ist, und Ischtar ist wie alle anderen diesem verhängnisvollen Gesetze unterworfen. „Nach dem Lande, aus dem niemand heimkehrt, nach dem Lande des Dunkels, richtete Ischtar, die Tochter des Sin, ihren Sinn; ja die Tochter des Sin richtete ihren Sinn nach dem Hause der

*) Über diese wunderthätige Quelle siehe Seite 262 dieses Buches.

Finsternis, nach dem Throne des Gottes Irkalla, nach dem Hause, aus dem, der eintrat, nicht mehr heraustritt; nach dem Pfade, den man nicht wieder geht, nachdem man ihn das erste Mal gegangen; nach dem Hause, dessen Bewohner niemals wieder das Licht sehen, nach dem Orte, an dem es statt Brot nur Staub giebt, wo es als Speise nur Schlamm giebt; man sieht dort kein Licht mehr, man wohnt dort in Finsternis und ist gekleidet wie die Vögel in ein Gewand von Federn; auf dem Thor und dem Schloß, überall ist Staub ausgebreitet."

Ischtar ist an der Umwallung der Hölle angelangt, pocht an dieselbe und spricht zum Wächter in gebietendem Tone: „Wächter der belebenden Wasser, öffne deine Pforte! öffne deine Pforte, damit ich eintreten könne! Wenn du dein Thor nicht öffnest, damit ich hineinkommen könne, werde ich den Thürflügel zerschlagen, werde ich den Riegel zerbrechen, werde ich die Schwelle zerschlagen und werde ich den Eingang durchschreiten. Ich werde die Toten sich erheben lassen, damit sie die Lebenden verschlingen, und zahlreicher als die Lebendigen werden die Toten sein."

Der Wächter öffnet den Mund, er spricht und sagt zu Frau Ischtar: „Halt, oh Frau! zertrümmere nicht das Thor, aber gestatte, daß ich gehe und daß ich deinen Namen Ninkigal*), der Königin der Hölle, melde." Der Wächter stieg hinab und meldete den Namen der Ischtar der Ninkigal: „Oh Göttin, deine Schwester Ischtar ist gekommen, um das belebende Wasser zu holen; indem sie an den mächtigen Riegeln rüttelte, drohte sie die Thore einzudrücken."

Als Allât dieses vernahm, öffnet sie den Mund und spricht: „Wie ein Gras, das man abmäht, ist Ischtar zur Hölle herabgestiegen; wie ein Schilfrohr, das sich beugt und welkt, hat sie um die Wasser des Lebens gefleht. Wohlan denn, was kümmert mich ihr Verlangen, was kümmert mich ihr Zorn? Sie spricht:

---

*) Die Göttin der Toten wird im Laufe dieser Erzählung ohne Unterschied bald Allât bald Ninkigal genannt.

„Dieses Wasser, von ihm möchte ich mich mit meinem Gatten sättigen, wie von einer Nahrung, mir damit den Durst löschen als mit einem Getränk, das wieder Leben giebt!“ Wenn ich weinen sollte, würde ich nicht um ihretwillen weinen, sondern um der Helden willen, die ihre Gattinnen verlassen mußten, ich würde weinen um die Gemahlinnen, die du, oh Wächter, von der Brust ihrer Männer gerissen hast, über die kleinen Kinder würde ich weinen, die du geraubt hast, ehe ihr Tag gekommen war. Geh deshalb, oh Wächter, und öffne ihr das Thor, aber entkleide sie, nach den alten Gesetzen.“ Die Sterblichen treten nackt in die Welt und nackt sollen sie aus ihr hinaus gehen, aber die Frömmigkeit ihrer Verwandten oder Freunde giebt ihnen Kleidung und Schmucksachen, die sie mitzunehmen beabsichtigen. Das Gesetz der Hölle gestattet ihnen jedoch nicht, irgend etwas davon zu behalten und die Dämonen nehmen es ihnen ab, ehe sie die Toten ihrer Königin vorführen.

Der Wächter ging, er öffnete die Pforte: „Trete ein, oh Frau! und wie die Stadt Kutha sich deinetwillen freut, so möge sich der Höllenpalast deinetwegen erfreuen!“ Er ließ sie durch das erste Thor eingehen, verschloß es hinter ihr und warf ihr die mächtige Krone herab, die sie auf dem Haupte trug. „Warum, oh Wächter, hast du die mächtige Krone meines Hauptes hinabgeworfen?“ — „Trete ein, oh Frau, denn so lauten die Befehle der Allât.“ Und von Thor zu Thor nimmt er ihr je eins ihrer Kleinodien ab: ihre Ohrgehänge, ihr Halsband aus Edelsteinen, den Schleier, der ihren Busen bedeckt, den emaillierten Gürtel, ihre Armreife und Fußringe; am siebenten Thor nimmt er ihr das letzte Kleidungsstück. Nachdem Ischtar nun zur Hölle hinabgestiegen war, erblickte Allât sie und behandelte sie mit Verachtung. Ischtar aber verlor die Geduld und überhäufte Allât mit Schmähungen. Um sie zu strafen, rief Allât Namtar, den Dämon der Pest, ihren Todesboten herbei und übergab ihm die Widerspenstige: „Gehe Namtar, ergreife Ischtar und führe sie fort aus meiner Gegenwart. Sechzigmal schlage sie mit Krankheit, und

gieße ihr die Krankheit der Augen in die Augen, die Krankheit der Seiten in die Seiten, die Krankheit der Füße in die Füße, die Krankheit des Herzens in das Herz, die Krankheit des Kopfes in den Kopf, in sie, in sie in ihrer Gesamtheit und in jedes ihrer Glieder gieße Krankheit.“ Während Ischtar aber so die Pein der Hölle erduldete, war die Natur in Trauer über ihren Verlust; Tiere, Menschen, die Götter selbst siechten dahin, und die Welt würde sich entvölkert haben, hätte man nicht ein Mittel gefunden, um Ischtar aus dem Grabe, in das sie hinabgestiegen war, herauszuziehen.

Eâ, der höchste Gott, der König des Weltalls, der allein die Gesetze, die er der Schöpfung auferlegte, verändern darf, entschloß sich, ihr das, was sie in Allâts Reiche gesucht hatte, zu gewähren: das Leben spendende Wasser, das Tammuz wieder erwecken sollte.

„Eâ in der Weisheit seines Herzens bildete einen Mann, er schuf Assusunamir den Eunuchen: „„Geh Assusunamir, wende dein Gesicht zu den Pforten der Hölle, lasse vor dir öffnen die sieben Thore der Hölle, auf daß Allât dich erblicke und sich deiner Gegenwart erfreue. Wenn ihr Herz beruhigt und ihr Zorn besänftigt sein wird, dann beschwöre sie bei dem Namen der großen Götter, dann wende dein Haupt und begebe dich zum Sitz der stürmischen Winde, gebiete der Behausung der stürmischen Winde, wo die klare Quelle eingeschlossen ist, und lasse Ischtar Wasser daraus trinken.““

Allât wagte nicht den Befehlen des Herrschers der Götter ungehorsam zu sein, sie rief Namtar und trug ihm auf, alles vorzubereiten, um der Göttin das Leben zurückzugeben. Die Quelle liegt tief unter der Schwelle des Palastes verborgen. Um sie zu Tage treten zu lassen, muß der Deckstein zertrümmert werden; auch übt ihr Wasser seine vollständige Wirkung nur dann aus, wenn die Anunnas, die sieben geheimnisvollen Geister, welche der Erhaltung der Erde vorstehen, zugegen sind.

„Namtar ging und schlug an den festgebauten Palast, er zerbrach die Schwelle, er berief die Geister der Erde und setzte sie auf einen goldenen Thron, sodann goß er Wasser über Ischtar

aus, und brachte sie zurück an das Tageslicht." Von Thor zu Thor erstattete er ihr ihre Kleider und den Schmuck wieder, und als sie am Eingang angelangt war, verkündete er ihr, daß das Leben ihres Gemahls fürderhin ihr gehöre. „Wenn Allât dir das noch nicht gegeben, was du so schwer erkauft, so komme wieder zu ihr, und verlange von ihr Tammuz, den Gemahl deiner Jugend. Gieße die belebenden Wasser auf ihn, salbe ihn mit kostbaren Wohlgerüchen, bekleide ihn mit einem Purpurgewand!" Mit Tammuz erwacht die Natur wieder: Ischtar hat den Tod besiegt.

Die Form des Werkes ist neu, der Grundgedanke dagegen und seine Durchführung sind sehr alt: man sang Ischtars Höllenfahrt schon in der Sprache der frühesten Herrscher Chaldäas, dieses nebst vielen andern Werken, die man noch heute mit Bewunderung liest. Dichter und Priester verstanden es, großartige religiöse Dichtungen zu verfassen mit einer Geschicklichkeit und einem Reichtum an Phantasie, den die Schriftsteller späterer Geschlechter nicht erreichten. Ganz natürlich, daß es so gewesen. Die Erde war zu ihrer Zeit eben erst erschaffen und sie fühlten die Götter näher bei sich, als wir sie bei uns fühlen. Wenn sie vor ihren Zuhörern die Geschichte der ersten Tage der Welt zu erzählen begannen, bedurften sie nicht, wie wir, einer besondern Anstrengung, um sich das vorzustellen, was sich am Anfang der Zeiten zugetragen hatte; sie wußten es aus sicherer Kunde, durch eine unmittelbare Offenbarung der Götter, die am Werke mitgearbeitet hatten. „Zur Zeit, als der Himmel da oben noch keinen Namen hatte, und keinen Namen die Erde, die sich unter ihm ausdehnt, wurden sie von dem uranfänglichen Abgrund erzeugt, und Mummu-Tiamât, das Meer des Chaos ward ihnen allen Mutter. Die Wasser bildeten nur eine Masse, die Getreidefelder waren unfruchtbar, und Weiden gab es noch nicht. In dieser Zeit waren die Götter noch nicht erschienen, keiner von ihnen; sie hatten noch keine Namen und ihr Schicksal war noch nicht bestimmt." So ist denn alles aus dem Wasser hervorgegangen, die Erde und der Himmel und die Menschen.

Ein alter begeisterter Sänger erzählt von den aufeinander-

folgenden Geschlechtern der Götter und von den Kämpfen, durch welche sie über Tiamât siegten. Merodach von Babylon, die herrschende Sonne, war ihr Kämpe.

„Geh! sagten sie zu ihm, mache den Tagen Tiamâts ein Ende, und wirf ihr Blut in alle Winde.

„Der Bogen war vorhanden, er bereitete ihn zu, um sich eine Waffe daraus zu machen; er schwang die Keule und hing sie an seine Seite, er ergriff den Bumerang und hielt ihn in seiner rechten Hand. Als er Bogen und Köcher über die Schulter gehängt hatte, schleuderte er einen Blitzstrahl vor sich her und sogleich erfüllte eine ungestüme Schnelligkeit seine Glieder. Er bestieg den Wagen des Schicksals, der keinen Nebenbuhler fürchtet und stand fest darauf, und seine Hand band die vier Paar Zügel an den Rand.“ So bewaffnet stürzte er sich auf Tiamât und griff sie an. „Er schwang die Keule und zerschmetterte ihren Leib, er spaltete ihr die Brust, er riß ihr das Herz aus, band sie, machte ihren Tagen ein Ende, dann warf er die Leiche hin und stand stolz auf ihr. Nachdem Tiamât, die vor ihnen her schritt, niedergeschlagen war, zerstreute er deren Soldaten, sprengte ihre Schlachtreihen, und die Götter, ihre Verbündeten, welche an ihrer Seite gingen, zitterten, erschraken, kehrten den Rücken und flohen, um ihr Leben zu retten, und sie drängten sich einer an den andern auf ihrer rasenden Flucht. Aber er verfolgte sie und zerbrach ihre Waffen.“

Das längste dieser alten Gedichte ist das, welches die Heldenthaten Isdubars erzählt. Er ward zu Uruk in Chaldäa, als der Sohn eines Königs geboren, und wäre selbst König geworden, wäre sein Vater nicht durch die Elamiten entthront worden, da er noch als kleines Kind in der Wiege lag. In der Verbannung aufgezogen, ergab er sich leidenschaftlich der wahrhaft königlichen Kunst der Jagd. Die Erde war zu jener Zeit noch nicht so bevölkert wie jetzt, und die wilden Tiere führten einen grausamen Krieg gegen die Menschen, nicht nur die Löwen, Tiger und Auerochsen, die zu bezwingen heutzutage den Königen ein Vergnügen ist, sondern Ungeheuer, bei denen sich menschliche Gestalten mit

denen der gefürchtetsten Tiere vereinigten. Stiere mit Menschenköpfen, denen man jetzt nur noch in Stein an den Pforten der Paläste begegnet, gab es damals in Fleisch und Bein, sie durchwanderten beständig die Landschaft. Skorpionmenschen, Satyrn, Greife bewohnten die Wüste und das Gebirge, stets bereit, jeden, der ihnen in den Weg kam, zu verschlingen. Isdubar hatte schon eine große Anzahl derselben vernichtet, als die Götter, welche das Ende der zu seiner Verbannung bestimmten Tage herannahen sahen, ihm einen Traum gaben. „Nun enthüllte er seinen Traum und sprach zu seiner Mutter: Einen Traum habe ich in meinem Schlaf geträumt, denn mir schien, als ob die Sterne des Himmels vom Himmel fielen, und vom Himmel herab auf meinen Rücken aufschlügen, und siehe, während ich schaute, stand ich plötzlich unbeweglich still, und ich sah ein Wesen sein Gesicht mir zuwenden, ein Wesen, dessen Gesicht fürchterlich ist, und scharf wie die Klauen eines Löwen waren seine Klauen.“ Ihm schien sodann, als kämpfe er mit diesem Ungeheuer und mache es nieder, worauf er erwachte.

Träume kommen dem Menschen nicht von ungefähr. Sie sind die Boten der Götter, durch welche sie demjenigen die Zukunft andeuten, der sie zu verstehen weiß, aber Isdubar fand niemand, der ihm seinen Traum auslegen konnte. Zuletzt sprach man ihm von einem riesenhaften Geist Eabâni, dessen Weisheit ohnegleichen sei, der aber für sich abgeschieden im Gebirge lebte. Er hat Oberkörper und Gesicht eines Menschen, Beine und Schwanz eines Stieres und trägt Hörner auf dem Kopfe. „Des Nachts weidet er zusammen mit Gazellen, des Tags bleibt er verborgen mit den Tieren des Feldes, und sein Herz erfreut sich am kriechenden Gewürm der Gewässer.“

Isdubar sandte seinen Oberjäger Zaïdu dahin, um zu versuchen Eabâni einzufangen, aber Zaïdu erschrak beim Anblick des Ungeheuers und kehrte zurück, ohne daß er es gewagt hätte, sich ihm zu nähern. Hierauf nahm der Held Zuflucht zu einer List: er suchte zwei schöne Frauen aus, Hakirtu und Upasamru, die Eabâni durch ihre Reize aus der Höhle, in der er sich verborgen hielt,

heraus lockten. Er näherte sich Hakirtu und lauschte ihrem Gesang und er ward aufmerksam, dann wendete er sich zu ihr und setzte sich zu ihren Füßen nieder. „Hakirtu neigte ihr Antlitz, sie sprach und er lieh ihrer Rede Gehör. Nun sagte sie zu ihm: „„Eabâni, du Berühmter, Gottähnlicher, weshalb wählst du dir die Tiere der Wüste zu Genossen? Ich wünsche, daß du mir folgest bis mitten nach Uruk hinein, zu dem Tempel Elli-Tardusi, dem Sitze von Anu und Ischtar, der Wohnung des Isdubar, des starken Riesen, der sich wie ein Stier über alle Fürsten erhebt."" Sie sprach und vor ihrer Rede floh alle Klugheit seines Herzens und verschwand." Er folgte ihr nach Uruk und zeigte, daß der Traum den Sieg des Helden über seine Feinde bedeute. Darauf erhielt er eine der Frauen, die ihn zum Verlassen seiner Einsamkeit bewogen hatten, zur Ehe. So gewann Isdubar die Zuneigung seines Dieners Eabâni, welchen er immer liebte.

Nun zog Isdubar ins Feld und der Elamite fühlte zu allererst die Stärke seiner Waffen. Humbaba, der seinem Vater den Thron von Uruk entrissen hatte, „er tötete ihn, seine Waffen lud er auf seine Schulter, er plünderte ihn aus und legte sich die königlichen Abzeichen an, er schnitt ihm den Kopf ab und band sich Diadem und Krone um, ja, Isdubar schmückte sich mit der Krone und band das Diadem um". Ischtar, die Göttin von Uruk, richtete ihre Augen auf ihn, und als sie ihn so schön und kräftig erblickte, beschloß sie ihn zu heiraten. „Höre mich an, Isdubar, und sei mein Gemahl. Ich werde für dich die Weinranke sein und du wirst für mich der Zaun, an den man mich heftet, du wirst mein Gatte sein und ich dein Gemahl. Ich werde dir einen Wagen aus Kristall und Gold geben, dessen Deichsel von Gold und dessen Verzierung von Glas ist, um an ihn jeden Tag deine kräftigen Pferde zu spannen. Trete ein in unser von Cedern beschattetes Haus, und wenn du in unser Haus eingetreten sein wirst, wird der Euphrat deine Füße küssen, werden Könige sich unter dir beugen, die Fürsten und Herrscher, und sie werden dir als Weihespende den Zoll der Gebirge und der Ebene bringen. In deinen Parks werden deine

Schafe stets nur Zwillinge zur Welt bringen, in deinen Ställen wird das Maultier selbst nach seiner Last verlangen; deine Pferde werden den Wagen immer im schnellsten Laufe ziehen und dein Stier im Joch wird seines Gleichen nicht haben." Isdubar hört sie an, stößt sie aber mit einem Gemisch von Verachtung und Schrecken zurück, und fragt sie, was sie aus den sterblichen Gatten gemacht hat, die sie in ihrem langen Leben als Göttin gehabt; aus Tammuz, den sie so sehr beweint, aus Alala, dem Adler, dessen Flügel sie gebrochen, aus dem mächtigen Löwen, dem sie die Klauen und die Zähne, je sieben zumal, ausgerissen, aus dem ungezähmten Pferde, das sie in die Schlacht getragen, aus Tabulu, dem Hirten und aus dem Gärtner Isullanu: alle sind vor der Zeit gestorben „und ich, ich will nicht zu dir hinaufsteigen, um nachher zu fallen; denn du liebst mich nur, um mich ebenso zu behandeln, wie du sie behandelt hast."

Verschmäht, wirft sich Ischtar zu Füßen ihres Vaters Anu, des Herrschers der Götter, und ruft ihn um Rache an gegen den Helden, der sie beleidigt: „Mein Vater, erschaffe einen göttlichen Stier und lasse ihn gegen Isdubar los." Anu erhörte die Bitte der Göttin, und schuf den Stier; allein Isdubar vertraute dem treuen Eabâni die Sorge um den Kampf mit diesem Gegner an.

„Er sammelte auch dreihundert Helden als Ersatz für Eabâni, falls dieser getötet werden sollte und bildete daraus zwei Linien für die Schlacht, und eine Linie, um gegen den göttlichen Stier standzuhalten. Gegen diese dritte Linie stieß der Stier mit seinen Hörnern, Eabâni jedoch überwand seine Kraft. Eabâni durchbohrte den Leib des Stieres, faßte ihn oben am Kopf und stieß ihm seinen Dolch unten ins Genick. Eabâni öffnete den Mund, er sprach und sagte zum Helden Isdubar: „„Freund, es ist uns gelungen, wir haben den Feind vernichtet, aber Freund, erwäge die Folgen und fürchte Ischtars Macht. Zerstückle die Glieder des Stiers!"" Und Ischtar erstieg die Mauer von Uruk, zerriß ihr Gewand und sprach einen Fluch aus: „„Ich verfluche Isdubar, der mich beleidigte und der den göttlichen Stier getötet hat.""

Aber Eabâni vernahm Ischtars Rede, er zerschnitt die Glieder des göttlichen Stiers und warf sie vor die Göttin: „„Dies die Antwort auf deinen Fluch, ich nehme ihn gegen dich auf und so wie ich ihn gehört, richte ich ihn gegen dich."" Ischtar versammelte ihre Dienerinnen und klagte mit ihnen über den Gliedern des Stiers."

Isdubar weihte Hörner und Haut dem Sonnengott.

Indes ließ Ischtars Haß nicht ab, ihn zu verfolgen: daran verzweifelnd einen fähigen Feind zu seiner Besiegung im ehrlichen Kampfe zu finden, ruft sie die Krankheit zu Hilfe und die Krankheit wird Herr über den Helden. Der Aussatz bedeckt seinen Körper und die Todesfurcht, „dieser letzte Feind des Menschen", befällt ihn. Noch einmal legen sich die Götter zu seiner Rettung ins Mittel, sie offenbaren ihm im Traum, daß er durch Vermittelung Chasisadras geheilt und selbst unsterblich werden könne.

Chasisadra, Sohn des Ubaratutu, ist der letzte der zehn Könige, welche Chaldäa unmittelbar nach der Welterschaffung beherrschten; als die Götter die Menschen zur Strafe für ihre Sündhaftigkeit vernichteten, entging er allein in seiner Arche der Sündflut und bevölkerte die Erde wieder durch seine Nachkommen; dann wurde er auf Geheiß des Schicksals lebend fortgeführt und in die geheimnisvollen Gärten verbracht, in denen die seligen Toten ihren Aufenthalt haben, jenseits der Mündungen des Euphrat.*)

Isdubar zieht aus ihn zu suchen; allein sein bisheriges Glück verläßt ihn: er verirrt sich unterwegs und sein treuer Eabâni erliegt den Klauen eines noch viel schrecklicheren Ungeheuers, als die waren, die er bisher angetroffen. Eabânis Seele war schon auf dem Wege zu den Seelen der gewöhnlichen Sterblichen in Allâts Behausung, doch Eâ, der Schöpfer, empfand Mitleid mit ihr, und befahl seinem Sohne Merodach sie zu

---

*) Siehe Seite 264 dieses Bandes, was dort über das chaldäische Paradies gesagt worden ist.

befreien. Sie erhebt sich wie eine Staubwolke von der Erde und steigt zum Himmel, die Götter nehmen sie auf und bereiten ihr festlichen Empfang: auf ein herrliches Lager gebettet, trinkt sie reines Wasser und betrachtet von oben das Schauspiel menschlichen Thuns.

„Wer in der Schlacht fällt, den sehe ich, wie du mich siehst. Sein Vater und seine Mutter stützen trauernd sein Haupt und seine Gattin hält Reden an seine Leiche; seine Freunde stehen in der Ebene und er sieht sie, wie ich dich sehe, und seine Waisen verlangen nach Brot, aber andere essen die Speise, die in seinen Zelten aufgestellt war."

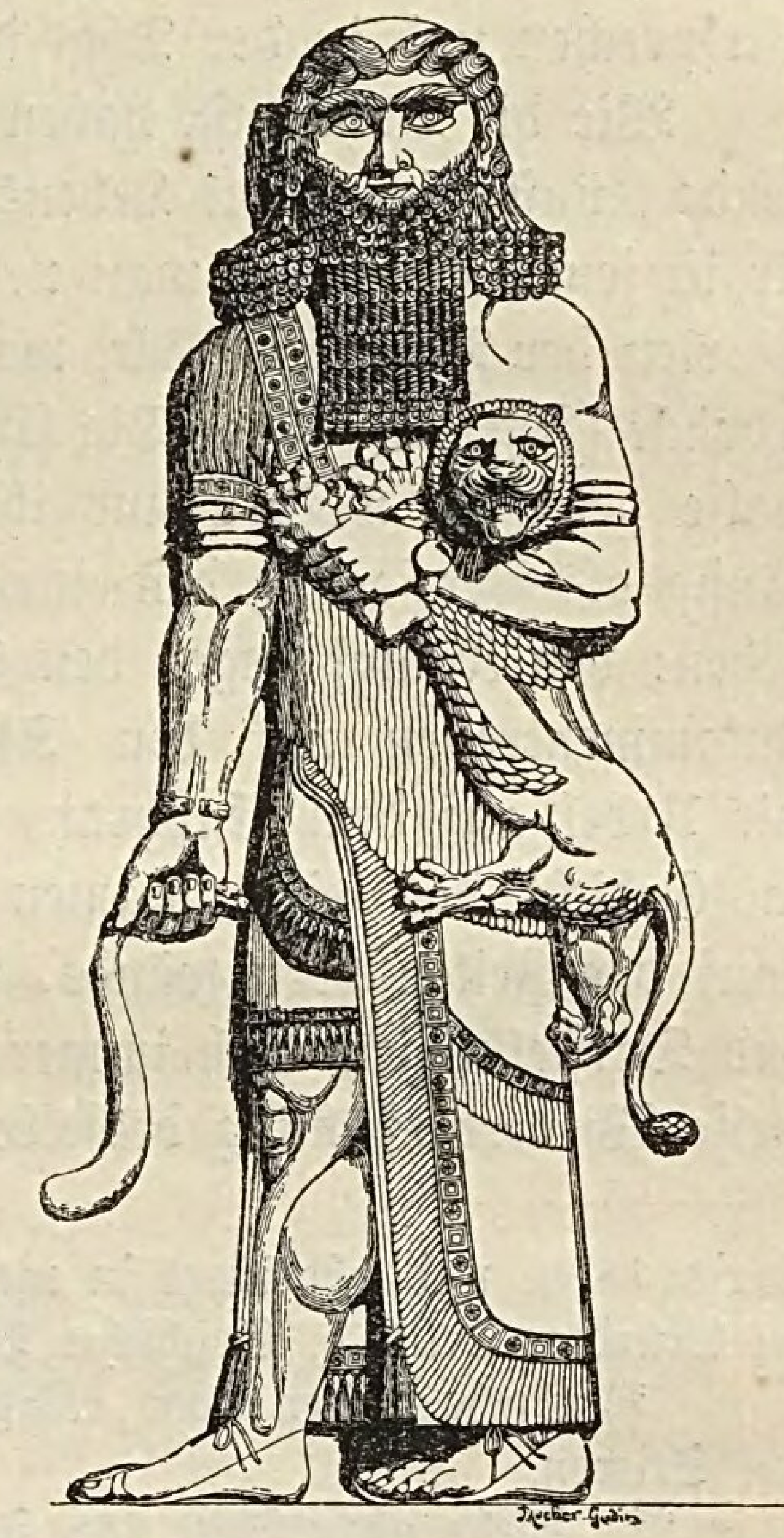


Fig. 153. Isdubar erwürgt einen Löwen in seinen Armen.

Isdubar begiebt sich wieder auf den Weg, jetzt allein, und erreicht nach langen Irrgängen das Gebirge von Mas, wo die Sonne sich allmorgens erhebt und allabendlich untergeht unter der Obhut von Skorpionmenschen: sie schicken ihn zum Fährmann Urbel, der ihm ein Schiff bauen läßt und ihn binnen sechs Wochen zu Chasisadras Wohnstätte bringt. Hier muß er Halt machen, denn die Sterblichen können nicht lebend den Fluß, der den Garten umgiebt, überschreiten; doch Chasisadra, von seinem Elend gerührt, erzählt ihm die Geschichte von der Sündflut*)

*) Dieser Sündflutbericht findet sich vollständig wiedergegeben in meinem Werke Histoire ancienne des peuples de l'Orient. 4. Aufl.

und giebt ihm ein sicheres Heilmittel für seine Leiden an: nicht nur, daß er nicht sterben wird, sondern die Götter werden ihn nach vollbrachten Prüfungen zu sich rufen und auf ihn ihre Unsterblichkeit übertragen. Das Gedicht endigt mit diesem tröstlichen Versprechen und in der That ist Isdubar jetzt ein Gott.

Wie die Dichtkunst, haben auch Bildhauerei und andere bildende Künste sich seines Lebens und seiner Abenteuer bemächtigt. Er ist jener Riese, den man neben den geflügelten Stieren an den Pforten der Paläste erblickt, wo er einen Löwen in seinen Armen erdrückt (Fig. 153).*) Die Cylinder, die von den Assyrern am Halse getragen werden und ihnen als Siegel dienen,**) zeigen häufig als Verzierung den einen oder andern Vorgang aus seinem Leben: den Kampf gegen den Stier oder gegen den Löwen, das Zusammentreffen mit den Skorpionmenschen, seine Schiffahrt mit Urbel auf dem Euphrat, seinen Streit mit Ischtar. Wenn das Gedicht, das seinen Namen so volkstümlich machte, jemals im Lauf der Zeiten verschwände, so würden jene vielfältigen Bilder und Darstellungen doch immer noch den Wißbegierigen eine teilweise Wiederherstellung desselben ermöglichen.

Paris 1886, und abgekürzt in meiner Histoire de l'Orient, oder auch bei Mürdter-Delitzsch, Geschichte Babyloniens und Assyriens.

*) Siehe weiter oben, Kapitel 11, die Gestalt Isdubars neben den Stieren.

**) Siehe oben Seite 238 Fig. 125 die Abbildung mehrerer dieser Cylinder.

Siebzehntes Kapitel.

Die Wahrsagekunst.

Chaldäische Astrologie. Einfluß der Gestirne auf das menschliche Geschick. Die genaue Beobachtung der Gestirne giebt den Sterndeutern das Mittel zum Voraussehen künftiger Ereignisse an die Hand. Was die Sterne hinsichtlich des Kriegs mit Elam sagen. Die Bücher der Wahrsagungen und die Tafeln Sargons des Alten. Assurbanipal ruft Ischtar von Arbela an und die Göttin antwortet ihm. Die Seher und die Traumdeutung. Ischtar erscheint einem ihrer Seher. Die Götter von Elam weissagen wie die Götter Assyriens.

Die Unruhe, die Assurbanipal am Schlafen hindert, drängt ihn auch zur Befragung der Gestirne und Orakel, um die Geheimnisse der Zukunft zu erfahren. Die Chaldäer wußten schon von altersher die Menschenschicksale aus dem Buch des Himmels zu lesen. So weit auch die Gestirne von unserer Erde entfernt sind, bleibt ihnen doch nichts von allem, was auf derselben vorgeht, unbekannt. Sind es doch lauter mit guten oder schlechten Eigenschaften beseelte Wesen, deren Strahlen sich über den ganzen Weltraum ausgießen und aus der Ferne auf alles, was sie berühren, einwirken. Ihre Einflüsse mildern sich, setzen sich neu zusammen oder lösen sich gegenseitig auf, je nach der Kraft, mit der sie sich äußern, je nach der Stellung, die sie am Himmel in Bezug aufeinander einnehmen, je nach der Stunde der Nacht und des Monats im Jahr, in welcher sie auf- oder untergehen. Jeder Teil der Zeit, jedes Stück des Raumes, jede Art von Wesen und in jeder Art jedes Einzelwesen, Tier, Pflanze oder Stein steht unter ihrer Herrschaft und erleidet ihre unabwendbare Macht. Das Kind wird als ihr Sklave geboren und bleibt bis zum letzten Atemzuge ihr Sklave: der Stern, der im Augenblick seiner Geburt die Oberhand hat, wird sein Stern und regelt sein ganzes Schicksal.

Ganze Völker und Königreiche sind ebensowohl, wie die Einzelnen, gewissen bestimmten Gestirnen unterworfen oder solchen

Sternen, die das Dasein ihrer Könige lenken. Sie vergrößern oder verringern sich unter einem beständig erneuten Anstoß, den sie von oben erhalten; die Geschichte ihres Unglücks oder verschwundenen Glücks ist auf dem Himmelsgewölbe eingetragen, und die Geschichte ihres künftigen Unglücks oder Glücks ist für den, der es abzulesen versteht, deutlich darauf geschrieben. Das ist es auch, an was die Sternkundigen seit Jahrhunderten arbeiten, und ihre, von Zeitalter zu Zeitalter, vermehrten Beobachtungen gestatten uns jetzt sowohl die Wesenheit, als auch die ganz besondere Kraft von jedem dieser leuchtenden Punkte, die unsere Nacht erhellen, zu kennen; die vielfachen Stellungen, die sie untereinander einnehmen, ohne allzuviele Irrtümer zu berechnen, und aus ihnen diejenigen herauszubestimmen, welche die meiste Macht auf menschliche Dinge ausüben, oder zu welcher Zeit diese Macht am stärksten ist, zu welch anderen Zeitpunkten sie erlischt oder verschwindet.

Zeichen, die sich am Himmel außer den regelmäßig beobachteten Himmelserscheinungen kundgeben, spielen auch ihre Rolle in der Kunst, aus dem Spiel der Himmelskörper die Zukunft zu deuten. Nicht ohne Grund hüllen sich Sonne und Mond in blutroten Dunst oder verbergen ihr Antlitz hinter Wolken, verfinstern sich oder erglühen plötzlich in einem unerträglichen Lichtglanz; nicht ohne Grund entzünden sich Feuer am Rande des Dunstkreises, und scheinen in manchen Nächten die Sterne vom Himmel sich loszulösen und auf die Erde herabzuregnen.

Dergleichen Wunder sind Zeichen, welche die Götter den Völkern und Königen vor großen Entscheidungen geben: Glücklich der, dessen Auge hell genug ist, um sie wahrzunehmen, dessen Verstand klar genug, um sie zu verstehen, der Kaltblütigkeit und Klugheit in so hohem Grade besitzt, daß er sein Leben auf ihre Vorbedeutungen hin einzurichten versteht!

Von der Höhe der Stufentürme aus beobachten allnächtlich die Sternkundigen den Himmel, um an ihm die Zeichen zu erkennen, die über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes zwischen Assyrien und Elam Aufschlüsse geben könnten; aber man

wäre fast versucht zu sagen, daß der Himmel ihnen sein Geheimnis verhüllen wolle. Die Berichte, die von allerwärts an den König gelangen, stellen fest, daß die Beschaffenheit des Dunstkreises bisher nicht gestattete, irgendwelche entscheidende Beobachtungen zu machen. Ischtarnadinschum, Vorsteher der Sternkundigen zu Arbela, schreibt: „Friede und Glück dem König, meinem Herrn, möge es ihm noch lange wohlergehen. Am 29. habe ich den Knoten des Mondes beobachtet, jedoch haben die Wolken das Beobachtungsfeld verdunkelt, so daß wir den Mond nicht sehen konnten." Nabuâ von El-Assur und Nabuschumidin von Ninive drücken sich in fast gleichlautenden Worten aus. Der letztere sogar, der die Eilsendungen seiner Amtsgenossen, behufs Überreichung an den König, zusammenfaßte, muß zugeben, „daß der Mond am 27. verschwunden ist, daß er am 29. unsichtbar geblieben, daß man am 28., 29. und 30. den Verdunkelungsknoten der Sonne fortwährend beobachtete, aber die Finsternis nicht eingetreten sei".

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Himmel zu reden sich weigert, ängstigt viele Leute und die traurigsten Gerüchte beginnen sich im Volke zu verbreiten. Gar manche empfinden sogar eine Art bitterer Freude an der Sammlung und Verbreitung recht aufregender Prophezeiungen. Sie machen sich ein Geschäft daraus, eine Beobachtung des Sternkundigen Nabomusessi zu erzählen, nach welcher: „sobald eine Wolke das Herz des Sternbildes vom großen Löwen verdunkelt, das Herz des Landes trauert und der Stern des Königs sich verfinstert." Nun ist gerade vergangene Nacht eine Wolke vor dem großen Löwen vorübergezogen und hat ihn zum Teil verschleiert: die Gestirne verurteilen also das Land zur Trübsal, und weshalb traurig sein, wenn der Krieg mit Elam gut ausginge? Andere wieder erzählen, daß in vorvergangener Nacht der aufgehende Mond von Gewölk halb verdunkelt und nur der untere Teil der Scheibe sichtbar gewesen sei. Jedermann weiß aber, was diese Erscheinung am Himmel bedeutet: ein Einfall des Feindes auf

assyrisches Gebiet und große Betrübnis für den Fürsten. Manche bekräftigen auch noch das Zeugnis von Mond und Löwen durch das der Venus. Die Venus ist vorgestern, am 5. Tammuz, gerade zu der Zeit, als die Sonne sank, am Firmament erschienen, was soviel wie eine gute Ernte und feindliche Truppen im Lande heißt: Gewiß ist die erste Weissagung sehr willkommen, allein auf was für Feinde spielt das Gestirn an, wenn es nicht die Elamiten sind?

Derlei Trübes reden die Leute, die vom Kriege beunruhigt werden, oder deren Vorteile er schädigt; andere nähren weniger düstere Gedanken, sie haben sich glückliche Prophezeiungen verschafft, die sie den unseligen Vorbedeutungen der erstern entgegenhalten. Seit Beginn des Monats hat sich Sin der Mondgott dreimal hintereinander am frühen Morgen, vor Aufgang der Sonne, verfinstert, und dreimal am Abend, beim Untergang der Sonne, sich in Wolken gehüllt und geweigert, die Erde zu beleuchten. Dies ist ein seltenes Zeichen, aber von gewaltiger Kraft, vor dem die gewöhnlicheren Zeichen ihre Bedeutung nicht aufrecht erhalten können. Es verkündet das Ende von Tiummâns Herrschaft und den Untergang seines Reiches, denn solcherart erklären es die königlichen Sternkundigen von Ninive und Dur-Scharrukîn, und Assurbanipal selbst ist mit ihrer Auslegung voll und ganz einverstanden. Auch schmeicheln diese Voraussagungen dem Volksstolze viel zu sehr, um nicht im Sinne der Leute gegenüber den Deutungen anderer Sternkundigen den Sieg davonzutragen. Alsbald verbreitet sich das Gerücht im ganzen Lande, daß Sin sich zu Gunsten Assyriens erklärt habe, und von nun an stimmen sämtliche Berichte, die dem König über Himmelsbewegungen erstattet werden, in der Ankündigung eines vollständigen Sieges überein. Am 11. Tammuz zeigte sich ein grünlicher Schimmer: das Land von Elam wird verwüstet werden; am 14. waren Mond und Sonne gegen Abend gleichzeitig sichtbar und hielten sich, sozusagen, an beiden Enden des Horizonts das Gegengewicht: Beweis, daß die Götter auf günstige Absichten zum Heile Assurs sinnen. Am 16.

erscheint Jupiter glänzend mitten in der Nacht: das ist das Anzeichen einer Schlacht, in welcher viele Feinde umkommen und ihre Leichen unbeerdigt liegen bleiben. So bringt jeder Tag und jede Nacht neue Weissagungen, die die vorausgegangenen bestätigen und dadurch noch verstärken.

Die tiefe Kenntnis, welche jedermann in Assyrien und selbst Leute aus dem Volk von dieser Wissenschaft besitzen, setzt die Fremden in Erstaunen und bringt sie auf den Gedanken, daß es an den Ufern des Euphrat wohl fast eben so viele Sterndeuter oder Zauberer, als Einwohner gäbe. Es gehört jedoch nicht allzuviel dazu, um es zum Verständnis der Sternsprache zu bringen, denn Bücher sind im Überfluß vorhanden, aus denen man sie ohne Schwierigkeit zu deuten lernt. Assurbanipals Bibliothek beherbergt mindestens einige vierzig und doch befinden sich daselbst nur die Hauptwerke, die Klassiker auf diesem Zweig der Wissenschaft; denn es giebt deren weit mehr, welche, wenn schon sie von geringerem Ansehen sind, doch vom gewöhnlichen Volk viel gelesen und aufmerksam erklärt werden. Die einen handeln von den Mondfinsternissen und den Ereignissen, die sie, je nach dem Monat oder dem Tag im Monat, an dem sie eintreten, verkünden. Andere befassen sich mit den Bewegungen eines jeden Planeten im besonderen und mit den Einflüssen, die sie einzeln auf die Erde ausüben, oder wenn sie zu zweien oder dreien bei einander am Himmel erscheinen. Sodann giebt es ein Verzeichnis der Vorbedeutungen, die man dem Gewitter entnehmen kann. Wenn es am 27. Tammuz donnert, wird die Ernte im Lande gut und das Erträgnis sehr reich; donnert es sechs Tage später, am 2. Abu, dann giebt es Überschwemmungen und Regengüsse, der König wird sterben und sein Reich geteilt werden; Donner am 3.: eine Seuche richtet allenthalben Verheerungen an, und am 4. bedeutet Donner, daß ein Erdbeben die Städte bedrohe. Ein für ein Volk von Soldaten sehr nützlicher Kalender zeigt den günstigen oder ungünstigen Charakter eines jeden Monats für kriegerische Unternehmungen an. So z. B. ist der Tammuz ein günstiger Monat,

wenn es sich darum handelt, in den Krieg zu ziehen oder eine Stadt zu befestigen; dagegen ungünstig für die offene Feldschlacht, oder den Sturm auf eine Feste. Der Iyâr bietet umgekehrte Eigenschaften: er ist glückverheißend für Treffen oder Belagerungen, aber man muß vermeiden in ihm einen Krieg zu beginnen oder Festungen anzulegen.

Es sind dies Zauberbücher für den täglichen Gebrauch, in denen der erste Beste, der sich Rats daraus erholen will, sich bei einiger Aufmerksamkeit sogleich auskennt. Aber es giebt auch solche, die ein langjähriges fleißiges Studium erfordern und nur Gelehrten von Beruf zugänglich sind. Sich ihrer mit Nutzen zu bedienen, geht nur dann an, wenn man selbst die Gestirne beobachtet und ihrem Lauf auf den Himmelsbahnen folgen gelernt hat. Das tiefere Eindringen in diese Wissenschaft ist langsam und schwierig, allein diejenigen, die es unternommen, werden gleichsam die Herolde der Götter auf Erden. Durch ihren Mund spricht das Schicksal zu den Menschen und offenbart ihnen allnächtlich einen Teil der Zukunft. Manchmal kann dies für sie aber auch eine gefahrvolle Ehre werden. Die Könige unternehmen nichts ohne ihren Rat und verlassen sich auf sie bezüglich der Angaben des günstigsten Zeitpunktes, um ihre Pläne zur Ausführung zu bringen. Ein Augenblick der Ermattung während der Beobachtung des Himmels, eine einzige ungenaue Zahl in der Berechnung, ein Irrtum beim Lesen der Gestirne oder in der Auslegung der Zeichen kann möglicherweise den Untergang des Herrschers, der sein ganzes Vertrauen auf sie setzte, herbeiführen. Mancher erklärte den Krieg und wurde geschlagen oder getötet, der ruhig zu Hause geblieben wäre, wäre sein Sterndeuter aufmerksamer oder geübter gewesen. Die Gestirne hatten vom Unternehmen abgeraten und einen unseligen Ausgang angekündigt, aber der Sterndeuter hatte ihre Sprache falsch verstanden und geglaubt Ermutigungen zu sehen, wo er hätte Drohungen vernehmen sollen, und die Unwissenheit oder Dummheit des Dieners gereichten seinem Herrn zum Verderben.

In Ägypten sind die meisten Schriften wissenschaftlichen Inhalts heilige, von den Göttern selbst verfaßte und geoffenbarte Bücher.*) Die Assyrer räumen den Werken, aus welchen sie den Lauf der Gestirne erlernen und sich ihre Einflüsse erklären, keinen so hohen Ursprung ein; sie schreiben die Vaterschaft derselben Gelehrten zu, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben und ihr Wissen von unmittelbarer Beobachtung des Himmels ableiteten. Ihre ältesten Sterndeuter glaubten, auf Grund ihrer allnächtlichen Betrachtung des Sternenheers, daß einer jeden Bewegung der Gestirne, und einer jeden Zusammenstellung derselben auf der Erde, eine Reihe stets gleicher Erscheinungen und Ereignisse entsprächen. Wenn Jupiter z. B. bei seinem Aufgehen so hell wie Tageslicht glänzte und seine Scheibe, infolge der Anordnung der düstern Bänder, die über ihn hinliefen, den Anblick einer zweischneidigen Schwertklinge bot, so regierten Reichtum und Überfluß im ganzen Land, Uneinigkeiten wurden geschlichtet und Recht siegte über Unrecht. Der erste, der solches Zusammentreffen beobachtete, war darüber erstaunt und schrieb es auf; diejenigen, welche nach ihm kamen, bestätigten, daß seine Beobachtung richtig war und leiteten schließlich ein allgemeines Gesetz gestützt auf Jahre lang zusammengetragene Thatsachen daraus ab.

Der Glanz und die eigenartige Stellung des Jupiter, die sie beschrieben, galt künftig: „für eine günstige Vorbedeutung, welche allen Grundeigentümern und allem Erdboden, der ihnen gehört, Glück bringt. In den Zeiten, in denen er sich so zeigt, kann es in Chaldäa keinen fremden Herrn geben, vielmehr wird die Tyrannei sich mit sich selbst entzweien, es herrscht Gerechtigkeit und ein starker Monarch regiert. Die Landeigner und der König sitzen fest in ihren Gerechtsamen und überall im Reiche walten Gehorsam und Ruhe."

Die Zahl dieser Beobachtungen mehrte sich so sehr, daß sie

---

*) Siehe weiter oben, Kapitel 7, was über den göttlichen Ursprung der ägyptischen medizinischen Bücher gesagt worden ist.

ordnungsmäßig eingereiht werden mußten, damit sie nicht in der großen Menge verloren gingen. Bald wurden deshalb Tafeln aufgestellt, auf denen man an der Hand von Anzeichen, die den Stand des Himmels in der und der Nacht, zu dieser und dieser Stunde wiedergaben, die Ereignisse verzeichnete, die in diesem Augenblick oder kurz nachher in Assyrien, Chaldäa oder fremden Ländern eingetreten waren.

Auf diese Weise überzeugte man sich, daß: „wenn z. B. der Mond am 1. und 28. des Monats die gleiche Erscheinung zeigt, dies für Syrien eine schlechte Vorbedeutung ist, und daß, wenn er am 20. sichtbar ist, dies als Voraussagung eines Glücksfalls für Chaldäa gilt, aber als Unglück für Assyrien. Bietet sich dieselbe Erscheinung am 1. und 27. dar, so muß Elam alles befürchten; wenn aber gar die Sonne beim Untergang das Doppelte des gewöhnlichen Umfanges zu haben scheint und drei Bündel bläulicher Strahlen zeigt, so ist der König verloren."

Nach und nach wurden alle diese Beobachtungen gesammelt, die unbestimmten auf Thatsachen näher geprüft, die falschen ausgeschieden und von dem, was übrig geblieben, wurde dann gleichsam ein Gesetzbuch über die Anzeichen, die das menschliche Schicksal verkünden und lenken, verfaßt. Der alte Sargon von Agane, der vor mehr als zwei Jahrtausenden*) lebte, trug ordnungsgemäß alle bis dahin erlangten Ergebnisse in einem großen Werk zusammen, welches Assurbanipal für seine Bibliothek abschreiben ließ und das nicht weniger als siebenzig Thontafeln umfaßt. Dieses Buch wurde unter seinem Sohn Naramsin verbessert, mehrfach umgearbeitet und auf die Höhe der fortgeschrittenen Wissenschaft gebracht. Heutzutage gilt dasselbe als klassisches Werk über den einschlägigen Gegenstand, als dasjenige, dessen Ansehen man am höchsten achtet und das allen streitigen Ansichten ein Ende macht. So oft einer der königlichen Sterndeuter nach der Erklärung einer

*) Man darf nicht vergessen, daß die in der Erzählung angeführten Thatsachen sich um das Jahr 650 v. Chr. zugetragen haben.

regelmäßigen Erscheinung oder eines himmlischen Wunders befragt wird, ist es sein erstes, aufzusuchen, was die Tafeln Sargons darüber sagen; wenn er das Gesuchte darin findet — und das geschieht neunundneunzigmal in hundert Fällen — dann begnügt er sich damit, die der Frage entsprechende Stelle auszuziehen, seinen Namen darunter zu setzen und sie, meistens ohne auch nur ein einziges Wort hinzuzufügen, zu überreichen. Man ist ganz starr bei dem Gedanken an diese Schätze von Geduld, Mut und Erfindungsgabe, welche die alten Meister aufwendeten, um all den Stoff für ihr großes Werk zu sammeln und es auf eine feste Grundlage zu stellen. Die heutigen Gelehrten haben ihre Gelehrsamkeit wohlfeiler. Ihnen genügen gute, richtig eingeübte Augen, um am Himmel die Zusammenstellung der im Sargonschen Buche beschriebenen Sterne aufzufinden, und ein gutes Gedächtnis, um unverzüglich diejenige Stelle auf ihre Beobachtungen anzuwenden, an der die Prophezeiungen, die sie daraus herauszulesen haben, des langen und breiten aufgezählt sind.

Der Monat Tammuz verfloß vollständig teils mit thatsächlichen Kriegsrüstungen, teils mit geheimnisvollen Vorbereitungen zum Kampfe; man rief viele Leute zum Heere und fragte viele Götter um Rat. Die Armee wäre jetzt zum Abmarsch bereit, allein man will sie noch nicht in Bewegung setzen, denn der Monat Abu, der soeben beginnt, ist für Truppenzüge einer der ungünstigsten. So wird demnach der Krieg erst im folgenden Monat, im Ulul, beginnen, den die Kalender als einen der zweckdienlichsten zur Einleitung militärischer Unternehmungen bezeichnen. Überdies werden im Monat Abu alljährlich zu Ehren Ischtars große Feste in dem Heiligtum von Arbela gefeiert. Dahin begiebt sich nun Assurbanipal in großem Pomp mit seinem ganzen Hofstaat. Täglich opfert er selbst der Göttin; in jeder Nacht untersuchen von der Höhe des Stufenturmes aus seine Sterndeuter die Tiefen des Himmels und entdecken immer von neuem Anzeichen für den Sieg. Die ersten Nachrichten aus Elam bestätigen ihre Weissagungen. Tiummân ist plötzlich erkrankt: sein Augenlicht hat sich getrübt, seine Lippen sind bläulich

geworden und heftige Krämpfe haben sein Herz befallen. Dies ist die letzte Mahnung, die Assur und Ischtar ihm zugehen lassen, bevor ihn der Tod trifft. So versteht jedermann in Assyrien das Zeichen, während er selbst sich am wenigsten darum kümmerte; denn kaum hergestellt, verließ er Susa und begab sich zur Armee. Durch geheime Späher, welche seine verbannten Neffen um ihn herum unterhielten, wurde bekannt, daß er gewisse gotteslästerliche Worte gegen Ischtar ausgesprochen hatte, als er die Verhaftung seiner Gesandten vernahm, ebenso auch seinen Entschluß, sich durch nichts mehr zurückhalten zu lassen, bis er die Assyrer gänzlich geschlagen haben würde. „Dieser unglückliche König," sagte er, „den Ischtar zum Narren gemacht hat, ich werde ihn nicht mehr ruhen lassen, ehe ich nicht gegen ihn herangerückt sein werde und mich mit ihm gemessen habe."

Die Vorliebe Assurbanipals für seine Göttin ist bekannt, Tiummâns Frechheit erfüllte ihn mit Grausen. Die Botschaft, die ihn von den gottlosen Worten seines Gegners unterrichtete und ihm gleichzeitig das Einrücken des elamitischen Vortrabs auf assyrischem Gebiet meldete, war spät abends nach Sonnenuntergang eingetroffen. Er will aber nicht bis zum nächsten Tag zögern, seine Schutzgöttin wegen der Beleidigung um Verzeihung zu bitten, die sie wegen ihrer Zuneigung zu ihm hat erdulden müssen. Inmitten der Nacht eilt er zum Tempel, dringt in ihr Heiligtum und geht sofort auf das weissagende Götterbild zu. Eine einzige Lampe, deren zweifelhaftes Licht die unbewegliche Gestalt nur verschwommen beleuchtet, brennt vor ihr und läßt den übrigen Teil des Raumes in undurchdringlichem Dunkel. Weinend kniet er nieder und erhebt die Hände: „Oh Frau von Arbela! ich bin Assurbanipal, das Geschöpf deiner beiden Hände und das Geschöpf deines Vaters Assur, der dich gezeugt hat, und ihr habt mich erschaffen, damit ich Assyriens Heiligtümer wieder erneuern und die großen Städte des Landes Akkad in höchster Vollkommenheit vollenden solle. Ich kam deshalb hierher in deine Wohnung, um dich aufzusuchen und deine Gottheit anzubeten, als dieser Tiummân,

König von Elam, welcher die Götter nicht verehrt, sich gegen mich erhob, um mich zu bekriegen. Du bist die Frau der Frauen, die Königin der Schlachten, die Fürstin der Kriege, die Herrin der Götter, du, welche in Gegenwart Assurs stets zu meinen Gunsten gesprochen hast, damit die Herzen Assurs und deines Genossen Merodachs wohlwollend für mich gestimmt würden. Wohlan, Tiummân, der König von Elam, hat schwer gesündigt gegen Assur, den König der Götter, den Vater, der dich gezeugt hat, und gegen Merodach, deinen Bruder und Genossen, ja selbst gegen mich, Assurbanipal, der ich mich immer bemüht habe, die Herzen von Assur und Merodach zu erfreuen; er hat seine Soldaten versammelt, er hat sein Heer in Bewegung gesetzt und hat sich kriegsbereit gezeigt; er hat seine Waffen verlangt, um gegen Assyrien zu ziehen. Du, die du die Bogenspannerin der Götter bist, die du mit deiner ganzen Macht den Ausschlag giebst inmitten der Schlacht, schlage ihn nieder und stürze dich auf ihn wie ein Wirbelwind im verderblichen Gewitter." Wie in Ägypten,*) sind auch in Assyrien die göttlichen Bildsäulen durch den Geist des Wesens, welches sie vorstellen, beseelt: sie hören, reden und bewegen sich. Ischtar ward von dem Gebet, das ihr Günstling vor ihr sprach, wie von seinem Weinen gerührt: „Fürchte nichts!" sagte sie zu ihm und erfüllte sein Herz mit Frohlocken, „weil du deine flehenden Hände zu mir erhoben hast und deine Augen voll von Thränen sind, will ich meine Gnade über dich ausgießen."

Die Stimme schwieg, die durch sie unterbrochene Stille wurde hierauf nur noch feierlicher und der König, der sich so allein bei dem zweifelhaften Schein der Lampe sah, fühlte sich plötzlich inmitten seiner Freude von der Furcht vor der Gottheit ergriffen; ein Schauer durchfuhr seine Haut und sein Haar sträubte sich. In dieser Nacht, gerade zur Zeit, als der König der Göttin sein Leid klagte, hatte einer der Seher des Tempels einen Traum.

---

*) Siehe Seite 44 und 46 dieses Bandes, was dort über die weissagenden Standbilder in Ägypten gesagt ist.

Der Himmel ist ein aufgeschlagenes Buch, worin jeder, der will, lesen kann; sich Rats daraus zu holen ist keineswegs nur ein Vorrecht einzelner, sondern gutes Recht für alle. Jedoch haben die Götter tausenderlei Mittel, den Menschen, denen sie Liebe oder Haß zuteil werden lassen, die Zukunft zu offenbaren, und zu diesen Mitteln gehören vor allem die Träume. Die Träume, welche gewöhnlich den Schlaf lebender Wesen durchkreuzen, sind wie ein Volk von luftigen Gestalten, schmiegsam genug, um je nach Belieben jegliche Form an- und eben so rasch wieder abzulegen; sie bewegen sich, sie handeln, sie reden, und ihre geringste Bewegung, ihre geringste Handlung, ihre geringste Rede hat eine verborgene Beziehung auf die Ereignisse, die sich im Leben eines Menschen oder eines Volkes vorbereiten. Zuweilen sind derlei Botschaften von oben in unmittelbarer Sprache abgefaßt und bedürfen keines Dolmetschers; die Zukunft liegt alsdann ohne Schleier vor unseren Augen. Meistens drücken sie sich jedoch in Sinnbildern aus, und in diesen Fällen bedarf es, um das Wunderliche und Unzusammenhängende ihrer Vorhersagungen zu verstehen, eines Mannes, der in der Kunst der Auslegung erfahren ist.

Wie die Sterndeuter haben auch diese Wahrsager ihre dienstlichen Handbücher, deren Lehren aus den gesammelten Beobachtungen ihrer Vorgänger, aus Jahrhunderten zusammengetragen sind. In der Bibliothek Assurbanipals belehrt uns eines dieser Handbücher, was man vom Schicksal zu erwarten hat, wenn man im Traume ungeheuerliche Tiere sieht, welche den Körper eines Bären, eines Hundes oder Löwen mit den Tatzen eines anderen Tieres, mit toten Fischen, oder einen Fisch mit Vögeln verbinden; es sind dies alles schlimme Anzeichen, und man muß deshalb sofort beim Erwachen ein Gebet an den Sonnengott richten, der den bösen Einfluß abschwächt oder gänzlich fernhält.

So unmittelbar auch Träume entstehen und so unabhängig sie auch von allem menschlichen Wollen zu sein scheinen, so versichert man doch, es sei möglich, sie hervorzurufen, indem man ge-

wisse Gebete wiederhole und sich gewissen Gebräuchen unterziehe. Es giebt Amulette, die dem, der sie trägt, wahrhaftige Träume bringen und zugleich die Möglichkeit, sich ihrer beim Erwachen zu erinnern. Bei feierlichen Gelegenheiten bereitet man sich einige Tage hindurch durch Enthaltsamkeit, durch Fasten und Beten vor, und zieht sich in ein entlegenes Zimmer oder in einen Tempel zurück, um daselbst die Nacht zu verbringen. Man legt sich sodann vor dem Einschlafen in Gedanken den Gegenstand zurecht, über den man das Schicksal befragen will, und falls der Schlaf sich nicht auf natürlichem Wege einstellt, erzeugt man denselben durch betäubende Getränke, deren Zusammensetzung ein Geheimnis der Wahrsager ist. Diese Einschläferung ist alsdann eine religiöse Handlung, deren sämtliche Vorgänge durch strenge Regeln, je nachdem man sich an die Götter im allgemeinen oder einen besonderen Gott, oder an die Seelen Verstorbener wendet, fest bestimmt sind. Die Antworten, die man erhält, würden eine völlige Gewißheit bieten, wenn nicht die Ausleger öfter über den Wert der Einzelheiten, welche dabei mit im Spiele sind, im unklaren wären. Daher auch die häufigen Enttäuschungen, über die sich die Gläubigen bitter beklagen und derentwegen sie die Götter, wenn auch mit Unrecht, des Übelwollens beschuldigen, denn die Götter verweigern nie wahre Träume zu schicken, wenn man sie in den vorgeschriebenen Formen und in gutem Glauben darum bittet: ist es denn ihre Schuld, daß die Menschen so unempfindliche Sinne haben, daß sie nicht den richtigen Sinn der Träume verstehen?

Die meisten Tempel haben ihre Seher und ihre Seherinnen, die ihnen stetig beigegeben sind und deren Verrichtung darin besteht, den Willen der Götter entgegenzunehmen, sei es durch unmittelbare Offenbarung während der Nachtwachen, sei es mittelbar durch Träume. In Babylon ist es eine Frau, die auf der Spitze des Stufenturmes wohnt und jede Nacht den Besuch des Gottes erwartet; in den Tempeln der Ischtar, in dem zu Arbela, wie in dem zu Ninive sind es Männer, welche im Tempel der Göttin schlafen.

Einem derselben offenbarte sie sich in der gleichen Nacht, da der König sie so innig anflehte, und berichtete derselbe folgendermaßen über die Erscheinung: „Ischtar, welche in Arbela wohnt, trat vor mich hin. Ihr zur Rechten und Linken hingen zwei Köcher: in der einen Hand hielt sie einen Bogen, in der andern ein wuchtiges Schlachtschwert. Sie trat auf dich zu, und wie die Mutter, die dich geboren, fing sie mit dir zu reden an. Und Ischtar, die höchste unter den Göttern, sagte zu dir in befehlendem Tone: „„Du hast den Sieg gefordert; wo du sein wirst, dahin werde ich auch gehen!““ Du sagtest zu ihr: „„Herrscherin der Herrscherinnen, wo du hingehst, möchte ich auch hingehen!““ Hierauf erwiderte sie dir: „„Bleibe du an der, dem Nebo geweihten Stelle, nehme Nahrung zu dir, trinke Wein, lasse Musikanten vor dir aufspielen und rühme meine Göttlichkeit. Indes ich, ich werde in den Kampf ziehen und mein Werk vollbringen, und dein Antlitz wird nicht erbleichen, deine Füße werden nicht zittern, deine Schönheit wird nicht in der Schlacht schwinden!““ Sie birgt dich in ihrem Busen wie eine Mutter und hüllt dich von allen Seiten ein. Eine feurige Flamme wird aus ihr sprühen und sie wird sie ausspeien zur Vernichtung deiner Feinde, denn sie hat ihr Antlitz gegen Tiummân, den König von Elam, gewendet, der ihren Augen ein Greuel ist.“

Wenn das Orakel der Gestirne noch irgend welche Zweifel zugelassen hätte, müßten sie durch das, was Ischtar durch ihren Seher zu bewilligen geruhte, gehoben sein. Tiummâns Gotteslästerungen haben den Zorn der Göttin vollends heraufbeschworen. Der Krieg gegen Elam ist von nun an ihr Krieg, den sie allein führen will. Assurbanipal hat nur das Heer herbei zu rufen. Ischtar befiehlt ihm, sich in seinem Palast einzuschließen und darin ein behagliches Leben zu führen, während sie seine Stelle an der Spitze der Truppen einnehmen will, um sie zum Siege zu führen. Die in den Städten verbreitete Aussage des Sehers ruft in ganz Assyrien Begeisterung hervor. Die Verzagten und Kleinmütigen, durch das Vertrauen der andern fortgerissen, vergessen die schlimmen

Prophezeiungen, denen sie anfänglich viel Wichtigkeit beilegten, und wenn sie sich ihrer noch erinnern, so geschieht es, um zu sagen, daß sie dieselben falsch gedeutet hätten, und daß es bei näherer Prüfung nichts Leichteres gäbe, als einen für Assyrien günstigen Sinn in ihnen zu finden. Die Soldaten hören mit nicht geringem Beifall der Erzählung zu, in der man ihnen die Erscheinung schildert. Gerade auf sie ist der Eindruck derartiger Prophezeiungen am allergrößten. Bei einem bösen Vorzeichen werden sie bestürzt, lassen ihren Mut sinken, ja es überliefert sie gänzlich besiegt dem Feinde. Heeresabteilungen, die nicht gezaudert hätten, sich in gewöhnlichen Zeitläufen bis auf den letzten Mann töten zu lassen, sind gar oft schon beim ersten Anprall zurückgewichen, wenn die Weissagungen nicht günstig gewesen waren. Jegliche Beherztheit fehlte ihnen bei dem Gedanken, daß die höheren Mächte nicht für sie Partei ergriffen, und die Gewißheit, für eine verlorene Sache das Leben aufs Spiel zu setzen, lähmte schon von vornherein ihren Arm. Aber wenn die Gestirne glückverheißend sind, und die Seher ihnen die Unterstützung von oben verkünden, dann kann man ohne Bedenken alles von ihnen verlangen. Der Erfolg entspringt aus dem Glauben, den die Soldaten an die Orakel haben, und darum hat auch diejenige Armee schon halb gesiegt, welche weiß, daß ihre Götter mit ihr kämpfen.

Während so die assyrischen Gottheiten sich für den Kampf rüsten, entfalten auch die elamitischen Götter keine geringere Thätigkeit, um sich darauf vorzubereiten. Schon ihr eigenes Interesse würde es ihnen gebieten, wenn sie nicht der Vaterlandsstolz dazu reizte. An dem Tage, an dem ninivitische Feldherren den Sieg über ihre eigenen Generale davontrügen, wäre nicht nur die Obergewalt von Ninive und Assurbanipal über Tiummân und Susa erklärt, sondern auch die des Bel, des Assur und der Ischtar über Schuschinaq, der tief in geheimnisvollen Wäldern haust und der überall zugegen ist, ohne daß ihn jemand sieht, über Schumudu, Lagamar, Partikira, Ammankasibar, über Udurân, Sapak und über all die Gottheiten, welche von den alten Königen angebetet wurden. Sie führten

ehedem ihre Gläubigen zum Siege über Chaldäa, und erhoben ein elamitisches Geschlecht auf den Thron Babylons; seither konnten sie wohl einige Stöße erleiden und genommenes Gebiet wieder verlieren, aber sie haben doch immer Elams Unabhängigkeit verteidigt und die im Auslande gewonnene Kriegsbeute unversehrt erhalten. Das Standbild der Göttin Nanaï, welches sie einst aus Uruk entführten, befindet sich noch im großen Tempel zu Susa, wo der König Kudurnanchundi es vor mehr als sechzehn Jahrhunderten, bei der Rückkehr aus seinen Feldzügen, aufstellte. Wohl befinden sich sogar in der nächsten Umgebung des Königs unentschlossene, ängstliche Gemüter, welche den Krieg fürchten und davon abraten; einer von Tiummâns Söhnen hört nicht auf seinem Vater vorzustellen, wie groß die assyrische Macht sei, er wiederholt ihm, so oft er kann: „Hoffe nicht auf einen Sieg!“ Die Mehrzahl der Generale und Hofleute teilen jedoch diese Befürchtungen nicht, und die Götter vernachlässigen nichts, um den Mut ihrer Verteidiger anzuregen.

Ihre Sternkundigen setzen den Stellungen der für Assyrien günstigen Gestirne andere Zeichen entgegen, die Elams künftigen Sieg voraussagen, und ihre Seher halten die ihnen gewordenen Offenbarungen den Erscheinungen, die Ischtars Seher gehabt, gegenüber und zeihen diese der Lüge; die verächtlichen Ausdrücke, welche Tiummân sich über die Göttin von Arbela erlaubte, wurden ihm durch das Vertrauen, welches er in die Prophezeiungen der seinigen setzte, eingeflößt. Ihre Orakel weissagen den nahen Fall Assyriens, die Plünderung Ninives, die Gefangennahme und Hinrichtung Assurbanipals.

Es ist jedesmal dasselbe, wenn Krieg zwischen zwei Völkern ausbricht; der Kampf zwischen den Menschen spitzt sich zu einem Kampf zwischen den Göttern zu. Die Götter verweilen unsichtbar im Lager, begeben sich mitten in das Schlachtgetümmel, decken die Heerführer mit ihrem Leibe und treffen, wenn sie können, die feindlichen Generale. Als Sieger machen sie die fremden Götter zu Gefangenen und fordern Tribut von ihnen; als Besiegte unterliegen

sie ihrerseits dem Rechte des Stärkern. Man nimmt ihnen ihre Standbilder, ihre Schätze, ihre Diener, man zerstört ihre Tempel und haut ihre heiligen Haine ab: es bedeutet für sie die Sklaverei, vielleicht auch der Tod, wie für das Volk, welches zu ihnen betet.

Achtzehntes Kapitel.

Der Krieg.

Eilmarsch des assyrischen Heeres. Sein Eintreffen in Durîlu trennt Elam von Chaldäa. Tiummân zieht seine Streitkräfte vor Susa zusammen. Zusammensetzung des assyrischen Heeres. Das Fußvolk. Die Streitwagen. Die Reiterei. Das elamitische Heer: Seine Stellung bei Tulliz. Die Schlacht von Tulliz. Tiummâns Tod. Eintragung der Beute. Übergabe von Susa. Die Ausrufung des Umbanigâsch zum König von Susa und des Tammaritu zum König von Chidalu.

So unheilvoll der Monat Abu, so glückbringend ist der folgende für kriegerische Unternehmungen, und so setzt sich gleich an den ersten Tagen des Ulul das Heer in Bewegung. Elam ist auf der Seite gegen Ninive durch hohe, bewaldete, beinahe unübersteigliche Berge, in denen die halbwilden Stämme der Kaschschi leben, geschützt; man könnte sich dort nur mit den größten Opfern den Übergang erzwingen, und man liefe Gefahr, die Hälfte des Heeres daselbst zu verlieren, noch ehe man auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz angekommen wäre. Deshalb greifen die Assyrer Susiana auch gewöhnlich an der Südwestgrenze, in der Gegend, wo sich die Gewässer des Uknu und des Ulaï in den Euphrat und Tigris ergießen, an, und auch da noch bietet der Kampfplatz dem Angreifer ganz erhebliche Schwierigkeiten. Er ist sumpfig, ungesund, von Teichen, Flüssen und Kanälen, welche jeden Augenblick den Vormarsch hindern, durchzogen; aber wenigstens befindet man sich mitten im Herzen des Landes, sobald es gelungen ist, diese Wassergrenze zu

überschreiten. Das Heer zieht in Eilmärschen den Tigris entlang und zehn Tage nach dem Ausmarsch steht es schon unter den Mauern von Durîlu. Seit ungefähr einem Jahrhundert, seit die großen Kriege zwischen Elam und Assyrien begannen, nahm Durîlu eine Bedeutung an, die man ehedem nicht vermutet hätte. Hier lieferte Sargon seine erste Schlacht gegen Umbanigâsch; eine Schlacht, deren Ausgang vielfach umstritten wurde, da beide Teile sich den Sieg zuschrieben. Sargon befestigte sich daselbst, legte eine Besatzung in die Stadt und gab ihr einen Statthalter, welch letzterem dann Sanherib und auch Assurbanipal die Verwaltung eines ziemlich ausgedehnten Gebietes anvertrauten.

Jetzt ist sie die Hauptstadt einer wichtigen Mark, welche den untern Lauf des Tigris beherrscht und den Verkehr zwischen Babylon und Susa, wenn auch nicht gerade hemmt, doch jedenfalls bedeutend erschwert.

Die Schnelligkeit, mit welcher sämtliche Vorbereitungen zum Kriege ausgeführt werden, verwirrt Tiummân und zerstört seine sämtlichen Pläne. Er hatte auf längeren Aufschub gerechnet, der ihm die nötige Zeit gelassen hätte, um mit den aramäischen Stämmen oder mit den kleinen chaldäischen Königreichen zu unterhandeln und sie gegen Assyrien aufzureizen. Sein Vorgehen ist auch in einem Punkte geglückt, denn die Bewohner von Gambul haben sich offen für ihn erklärt, doch das plötzliche Erscheinen des assyrischen Vortrabs schneidet sein ganzes Ränkespiel entzwei und unterdrückt die Verlockung zum Aufstande, der schon begonnen hatte sich zu äußern.

Das Heer wird nicht vom Könige selbst geführt, Assurbanipal hat pünktlich Ischtars Befehle befolgt; er bleibt ruhig in seinem Palast zu Arbela und sucht sich inmitten von Festen und feierlichen Gelagen zu zerstreuen. Der Turtanu der Rechten, Belnahid*) führt

---

*) Die Texte nennen uns nicht den Namen der den Krieg gegen Elam führenden Persönlichkeit; da aber Belnahid zu jener Zeit im Amte war, habe ich ihn hier auf den Plan gebracht, um die stete Wiederholung des Titels Turtanu zu vermeiden.

den Feldzug nach den Eingebungen der Göttin, und ihm zur Seite befehligen die elamitischen Prinzen ein zahlreiches Streitvolk von Flüchtlingen. Sie machen überall auf ihrem Zuge bekannt, daß sie nicht als Feinde kommen, nicht um das Land einer Fremdherrschaft zu unterwerfen, sondern als Verbündete, um die rechtmäßigen Erben wieder auf den Thron zu bringen und diese Erklärung schart tausende von Parteigängern um sie. Tiummân, gleich anfangs von den Verbündeten, von denen er geglaubt, daß sie sich ihm anschließen würden, verlassen, kann nun nicht einmal mehr auf die Treue seiner eigenen Unterthanen bauen, der geringste Mißerfolg kann die Empörung zum Ausbruch bringen und es ist um ihn geschehen. Da er nur eine Schlacht zu liefern imstande ist, will er dieselbe wenigstens unter den günstigsten Bedingungen kämpfen. Er ruft seine Soldaten, die er längs der Grenze hin verteilt hatte, zusammen, fügt neue Truppenmassen dazu und bildet daraus ein großes Heer, das er beim Dorf Tulliz, vor Susa, vereint. Seine Stellung ist eine der bestgewählten, sie verlegt vollständig die Zugänge zur Hauptstadt, beherrscht die Stadt selbst, in der die Anhänger der alten Könige sich regen und deckt die Wege, die nach Madaktu, dem höher gelegenen Teil des Landes, führen. Als Sieger gewinnt Tiummân mit einem Schlage wieder, was er preiszugeben gezwungen war, als Besiegter dagegen bleibt ihm immer die Flucht in die Berge, in welchen er den Widerstand fortsetzen kann.

Das assyrische Heer ist eine der besteingerichteten Kriegsmaschinen, welche die Welt bisher gesehen hat. Selbst die Ägypter zur Zeit ihrer größten Macht, unter Thutmosu III. und Ramses II., verfügten nicht über solch gut geschulte, besonders aber nicht über solch ausgezeichnet ausgerüstete Streitkräfte.*) Die Kunst des Grob- und des Waffenschmiedes hat seither so große Fortschritte gemacht, daß selbst ihre besten Truppen wenig Glück haben würden, wenn man sie den assyrischen gegenüberstellte. Es ist die minder gute

---

*) Über die Ausrüstung der ägyptischen Soldaten siehe Seite 87 ff. dieses Bandes.

Ausrüstung, nicht der geringere Grad von Mut oder Mannszucht, welcher allen ninivitischen Königen seit Sargon das Übergewicht über die Pharaonen des Deltas, von Theben und Meroe sicherte. Während die Ägypter größtenteils noch ohne Verteidigungswaffen oder höchstens mit dem Schilde kämpfen, sind die Assyrer sozusagen von Kopf zu Fuß in Eisen gehüllt. Ihr schweres Fußvolk besteht aus Lanzenträgern und Bogenschützen, welche einen mit zwei seitlichen Stücken zum Schutze der Ohren versehenen Helm tragen; ferner ein mit übereinander liegenden Schuppen besetztes Lederhemd zur Deckung des Oberkörpers und der Oberarme, einen bis zu den Knieen reichenden Rock, anliegende Beinkleider und vornheraufgeschnürte Stiefel. Die Lanzenträger haben eine sechs Fuß lange Lanze mit Eisen- oder Bronzespitze, im Gürtel ein kurzes Schwert, und dazu einen sehr großen Metallschild von runder, nach auswärts gebogener, oder auch nur oben abgerundeter, unten rechteckiger Form. Die Bogenschützen haben keinen Schild; sie ersetzen die Lanze durch Bogen und Köcher, welche sie schräg über den Rücken hängen. Auch das leichte Fußvolk hat Lanzenträger und haben diese einen Helm mit umgebogener Spitze und einen kleinen runden Schild aus Weidengeflecht; die Bogenschützen entbehren des metallbeschlagenen Lederwamses und sind entweder den Schleuderern oder den mit Keulen und zweischneidigen Beilen bewaffneten Soldaten beigegeben.

Die Lanzenträger und Bogenschützen der Linie sind meist assyrischer Abstammung, oder Mannschaften von solchen Gebietsteilen, die durch Assyrien schon längst unterjocht sind. Die übrigen setzen sich oft aus tributpflichtigen Völkern zusammen und sind in ihre gewöhnliche Landestracht gekleidet. Sie sind in Züge eingeteilt und üben ihr Waffenhandwerk mit einer Regelrichtigkeit aus, der selbst Fremde alle Achtung zollen. Schon zu Zeiten Sargons und Sanheribs staunte einer der berühmtesten hebräischen Propheten, jener Jesaias, der Ratgeber des Königs Hiskia, bei dessen Kämpfen gegen Assyrien, über ihre gute Haltung: „Keiner unter ihnen," so sagt er, „der müde ist oder strauchelt, keiner der

schlummert, keiner der schläfet, keiner der den Gürtel um seine Hüften aufgeschnallt oder die Riemen seiner Schnürstiefel gelöst hätte." Sie marschieren mit einer ungeheuren Raschheit, ohne irgend Nachzügler oder Erschöpfte zurückzulassen und ihre Feldherren scheuen sich nicht ihren Soldaten Anstrengungen zuzumuten, denen die Truppen anderer Nationen schnell unterliegen müßten. Flüsse durchwaten sie bei einer Furt oder durchschwimmen sie auf ihren Schläuchen. In waldigen Gegenden sendet jede größere Abteilung eine Anzahl Pioniere voraus, welche die Bäume fällen und den Weg bahnen.

Die Reiterei teilt sich in zwei Truppenkörper: in Wagenmannschaft und wirklich Berittene. Der assyrische Kriegswagen ist viel plumper und schwerer als der ägyptische.*) Die Räder sind hoch, dick und mit acht Speichen versehen. Der Kasten, der unmittelbar auf der Achse ruht, ist vorn viereckig, seine Füllungen sind manchmal mit Metallplatten verkleidet, meist aber bemalt oder mit eingelegten Verzierungen versehen. Das Joch ist lang und dick, an den äußeren Enden durch irgend einen Schmuck in geschnitztem Holz oder getriebenem Metall, eine Blume, Rosette, Löwenmaul oder Pferdekopf ausgezeichnet. Ein jeder Wagen wird von zwei Pferden gezogen, an deren Seite ein drittes gekoppelt ist, welches aber für gewöhnlich nicht zieht, sondern als Ersatz für einen seiner Nachbarn im Falle eines Unglücks oder einer Verwundung dienen soll. Sie sind ziemlich leicht geschirrt und haben zuweilen auch eine Art Harnisch aus dickem Stoff, der ihnen Rücken, Brust, Hals und Oberkopf deckt und dessen Einzelstücke vermittelst Schnürbändern befestigt sind. In der Regel stehen drei Leute auf jedem Wagen: der Pferdelenker, der sich links hält, der Kämpfer, der Bogen oder Lanze führt, und ein Schildträger, der seine beiden Genossen, besonders aber den Waffenführenden mit einem runden Schilde deckt. Manchmal gesellt sich auch noch ein

---

*) Betreffs des ägyptischen Kriegswagens siehe Seite 84 ff. des vorliegenden Bandes.

zweiter Schildknappe zum ersten. Die Bewaffnung ist die gleiche, wie die des Fußvolks: Schuppenpanzer, Helm, Bogen, Lanze. Diese kleine Truppe hat bisweilen eine Standarte, um die sie sich in der Schlacht sammelt; dieselbe besteht aus einem Schaft von mittlerer Länge, der sich vorn auf dem Wagenkasten zwischen dem Rosselenker und dem Krieger erhebt, und an dessen oberem Ende man einen umgekehrten Halbmond oder eine von zwei Stierköpfen getragene Scheibe sieht; zur Ausschmückung derselben sind zwei ganze Stiere und die stehende Figur Assurs, im Begriff einen Pfeil abzusenden, verwendet (Fig. 154). Gerade so wie die ägyptischen Wagen greifen auch die assyrischen in geordneter Reihe an, und es giebt wenig Truppen in der Welt, die ihrem ersten Anprall zu widerstehen vermögen. Sieht eine feindliche Heeresabteilung diese Fahrtruppe aus dem Hintergrund schnell und leicht mit gespanntem Bogen und gerichtetem Wurfspeer hervorbrechen, so stäubt erstere fast immer nach dem ersten Pfeilflug auseinander, und flüchtet sich auf gut Glück. Darauf löst sich die Reihe der Wagen, sie zerstreuen sich über die Ebene, werfen die Fliehenden mit ihren Rädern zu Boden, und lassen sie durch die Hufe ihrer Rosse zerstampfen.

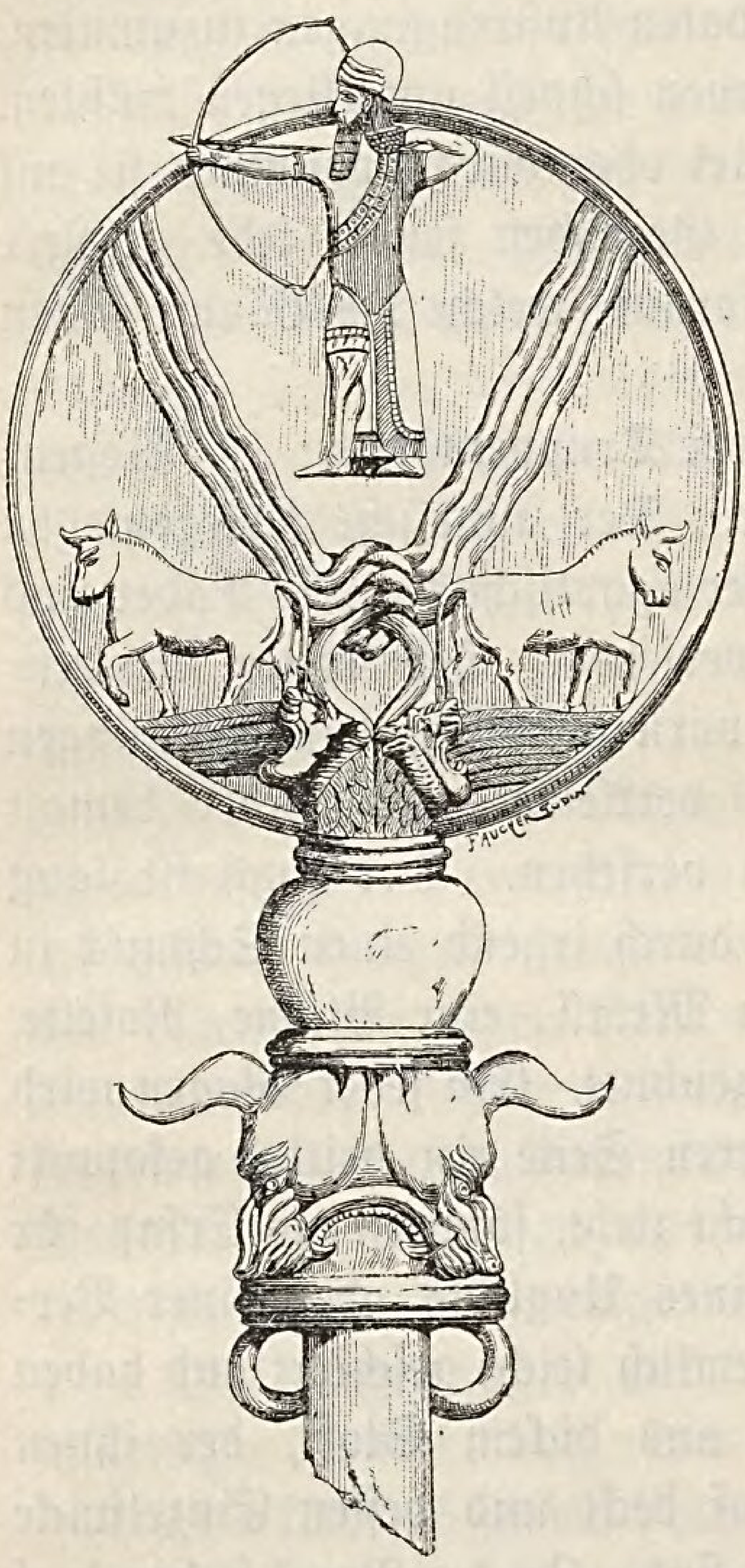


Fig. 154. Eine assyrische Standarte.

Jeder dieser Wagen gleicht einer beweglichen Festung, deren Besatzung zahlreich genug ist, um nicht nur von Mauerhöhe herab zu kämpfen, sondern auch gelegentlich Ausfälle zu machen. Der Krieger steigt ab, schlägt einen Verwundeten vollends nieder, haut einen Kopf herunter, oder stellt sich auch vor die Pferde, um von hier, durch die Schildträger gedeckt, ruhig auf einen feindlichen Anführer zu zielen und ihn zu Boden zu strecken, wonach er wieder aufsteigt und seinen Lauf fortsetzt. Ehedem zählte die assyrische Armee viele dieser Wagen; zur Stunde sieht man deren weit weniger, indes weist ihnen das Herkommen eine Ehrenstellung zu, und sowohl der König wie der Oberste der Heerführer behalten stets das Vorrecht, sie persönlich ins Kampfgewühl zu führen.

Dieselben bilden die vornehmste Waffengattung im Heere, diejenige, in der Prinzen und Vornehme gerne dienen und deren Gewichtigkeit noch immer häufig den Ausschlag im Kampfe giebt.

Die eigentliche Reiterei beginnt aber der Fahrtruppe, wenn auch nicht an Zahl, so doch an Wichtigkeit gleichzukommen. Es ist noch nicht lange her, seit man sich zu ihrer Verwendung entschlossen, denn die alten Könige von Assyrien kannten dieselbe so wenig, wie die Pharaonen in ihrer Glanzzeit. Tiglathphalasar I., Assurnazirhabal, Salmanasar III. hatten kaum einige Reiter, deren sie sich übrigens mehr als Überbringer der Botschaften denn als Kämpfer bedienten: Sargon und Sanherib waren thatsächlich die ersten, welche sie in großen Massen vereinten und ihnen eine wichtige Rolle in ihrer Kriegskunst zuerteilten. Anfänglich bestieg man das unbedeckte Pferd, heute legt man ihm entweder eine einfache Decke über oder man zäumt es vollständig auf, ähnlich wie die Wagenpferde. Alle Reiter haben Helme und Panzer, wie das Linienfußvolk, nur keinen Schild: sie ersetzen den weiten Rock durch ein sich eng um die Beine legendes Tuch. Die eine Hälfte von ihnen hat Schwert und Lanze; die andere ist mit Bogen und Schwert bewaffnet. Die Lanze mißt acht oder neun Fuß; der Bogen ist kürzer als der, den das Fußvolk führt,

und die Pfeile kaum drei Fuß lang. Ehemals war jeder berittene Bogenschütze von einem Diener zu Pferd begleitet, der ihm sein Pferd während des Kampfes führen mußte, damit er die beiden Hände frei behielt (Fig. 155). In den letzten Jahren hat die Reitkunst so beträchtliche Fortschritte gemacht, daß der Diener überflüssig geworden und aus dem Heere verschwunden ist. Gegenwärtig sind sowohl Lanzenträger als Bogenschützen in der Leitung ihrer Rosse so eingeübt, daß sie dieselben durch einfachen Kniedruck lenken: man sieht sie mit losem Zügel heransprengen, den Bogen

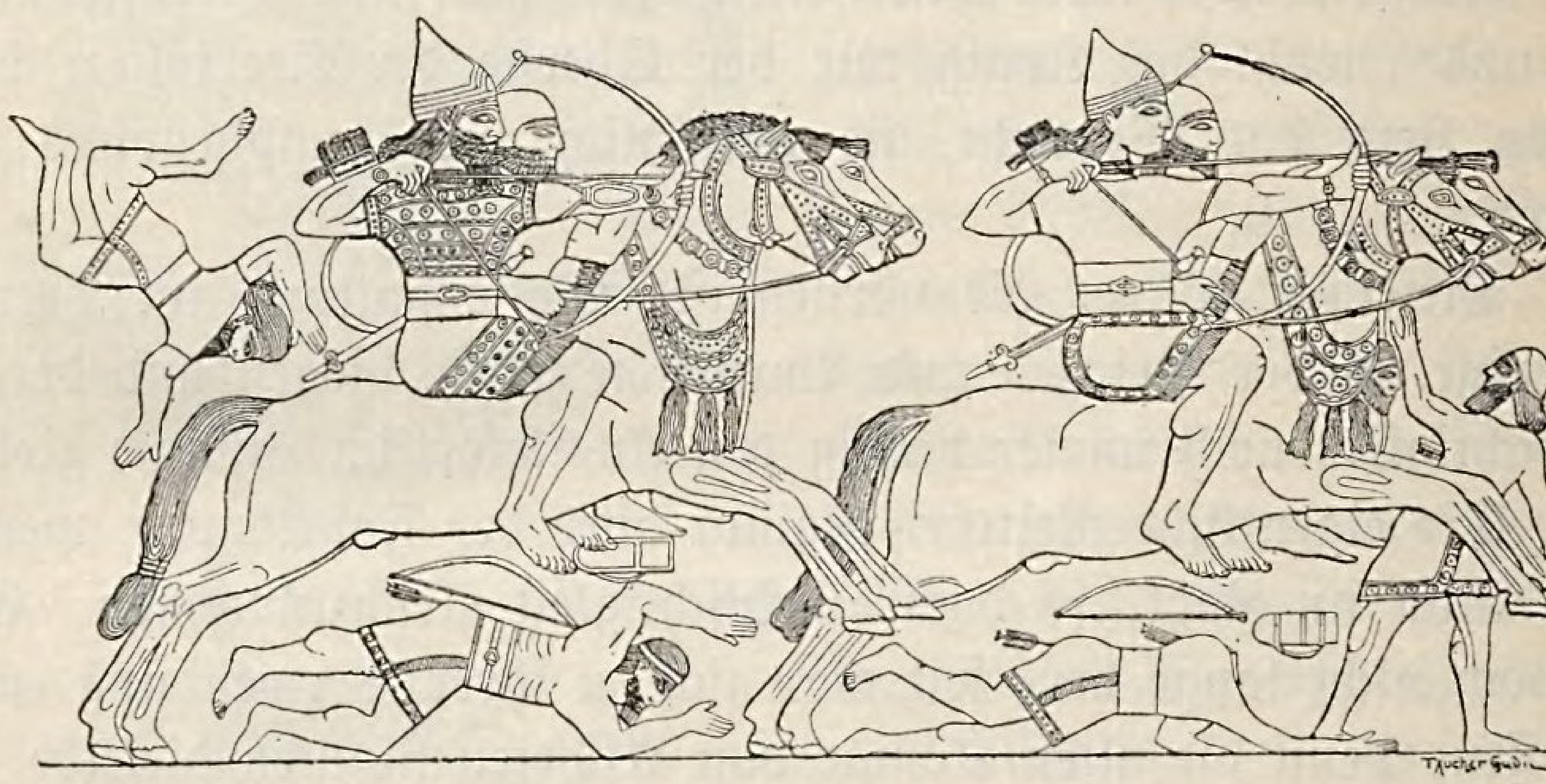


Fig. 155.
Die assyrische Reiterei beim Angriff: Der Diener führt das Pferd des Bogenschützen.

im Galopp abschießen, oder plötzlich Halt machen und den Pfeil mit ruhiger Hand schleudern, dann ebenso rasch wieder umkehren und enteilen.

Man sagt, daß man in den letzten Kriegen der Kimmerier gegen Lydien gesehen habe, wie ganze Reiterregimenter mit verhängtem Zügel aufeinander einstürmten, und wie das Fußvolk zusammen im Handgemenge kämpften, bis die Schwächeren oder Feigeren entflohen. Die assyrische Reiterei hat noch keine Gelegenheit gehabt eine derartige Bewegung auszuführen, denn die Völker, mit denen sie kämpft, haben nur Wagen und keine Reiter, um sie ihr entgegenzustellen. Dafür dringt sie aber gehörig auf

das Fußvolk ein, verrichtet wahre Wunder im Getümmel und bei der Verfolgung und sichert den Vormarsch des Heeres. Man schickt sie der Haupttruppenmacht voraus, sie durchstreift die Wälder, entdeckt einen etwaigen Hinterhalt, erspäht die Stellungen des Gegners, zeigt marschierbare Straßen und weist die Furten zum Übergang der Flüsse an. Sanherib, der viele Kriege in gebirgigen und waldigen Gegenden zu führen hatte, im Taurus, in Armenien, an den Grenzen von Medien und Elam, verdankte einen Teil seiner Erfolge der weislichen Verwendung, die er von seinen berittenen Lanzenträgern und Bogenschützen zu machen



Fig. 156.
Assyrische Reiterei auf dem Vormarsch in eine Gebirgsgegend.

wußte. Das Unerwartete ihrer Schwenkungen, die Raschheit und die Ausdauer ihrer Ritte setzten die Barbaren in Verwirrung, die sie häufig wie aus der Erde gewachsen, an mehreren Punkten zugleich vor sich sahen, wenn sie dieselben noch weit entfernt glaubten (Fig. 156). Gefährliche Pässe waren überstiegen, Dörfer geplündert, die Ernten verbrannt oder von den Rossehufen zerstampft, noch ehe man eine Ahnung von ihrer Nähe hatte, und wenn Hilfe kam, waren sie meist schon weit und vor jeder Verfolgung geschützt. Rechnet man zu den Reitern noch eine Anzahl von Schanzarbeitern und Geniesoldaten, welche auf die Herstellung und Handhabung der Kriegsmaschinen eingeübt sind, so wird die Aufzählung der verschiedenen Teile, aus denen sich das assyrische Heer zusammensetzt, vollständig sein. Das Verhältnis, in dem die Zahl der Angehörigen jeder einzelnen Waffengattung zur Zahl

derer der andern steht, ist immer beiläufig dasselbe. Man rechnet im Durchschnitt hundert Fußsoldaten auf zehn Reiter und auf

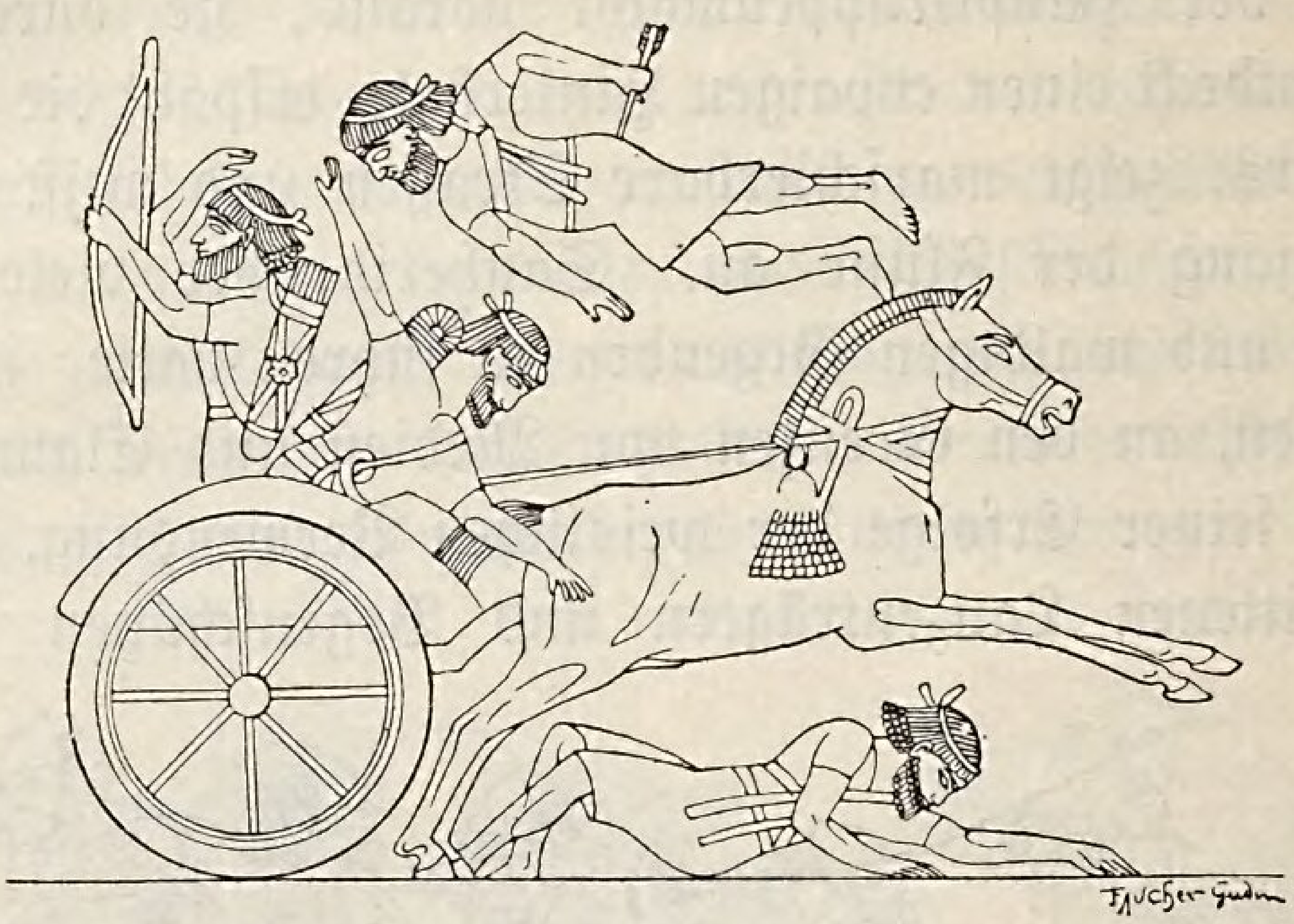


Fig. 157. Elamitischer Kriegswagen.

einen Wagen: die Fußtruppe bleibt stets die wahre Beherrscherin der assyrischen Schlachten.

Das elamitische Heer ist ganz nach derselben Art oder mit wenig Unterschied wie die Armee seines Nebenbuhlers gestaltet. Es hat seine Wagen, seine Reiter, sein Fußvolk, doch sind die Reiter weder so zahlreich, noch so gut eingeübt wie die assyrischen, und die Wagen sind nicht mit so vielen Leuten besetzt. Viele der Wagen haben auch gar keinen Kasten, sondern bestehen aus einem einfachen Boden, auf dem die Soldaten sitzen oder stehen und man könnte sie eher für Troßkarren denn für Streitwagen halten (Fig. 157).



Fig. 158.
Elamitische Bogenschützen.

Ein Teil des Fußvolks, derjenige, den man in den Ebenen aushob, ist nach Art der assyrischen Bogenschützen und Lanzenträger ausgerüstet (Fig. 158). Die übrigen sind weniger gut bewaffnet: der Panzer

fehlt, an seiner Stelle tragen sie nur ein zurückgeschlagenes Gewand mit kurzem Rock und in den Haaren ein Band, dessen beide Enden ihnen auf den Nacken herabfallen. Ungeachtet dieses Mangels machen Mut, Kraft, Geschmeidigkeit und Zähigkeit die Elamiten zu gefährlichen Feinden: nur selten konnten sie in Unordnung gebracht werden und jede ihrer Niederlagen erschöpfte den Sieger so sehr, daß er keinen Vorteil aus seinem Gewinn ziehen konnte, vielmehr meist in fast gleich schlechtem Zustand wie der Besiegte den Kampfplatz verließ.

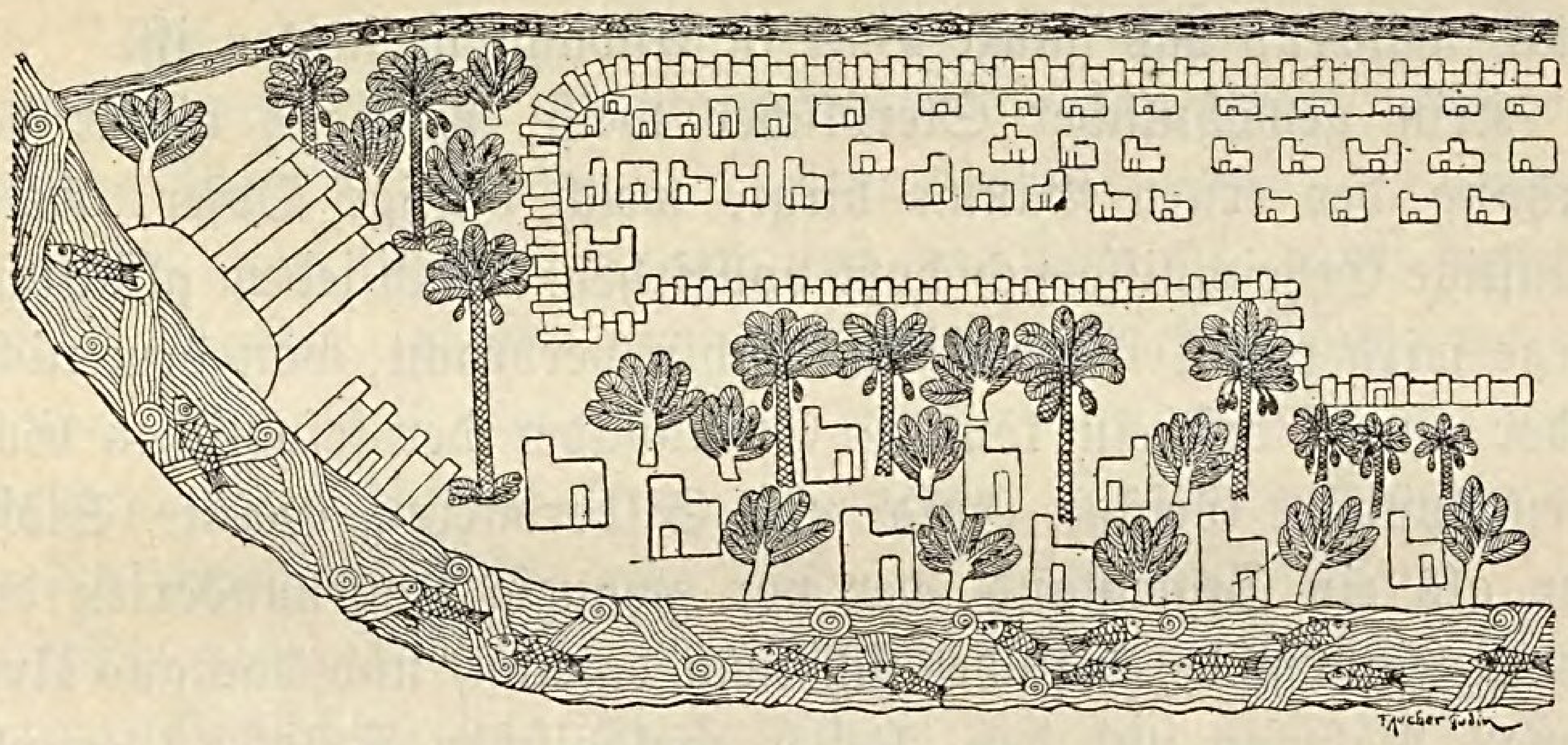


Fig. 159. Die Stadt Susa.

Der Turtanu, der ihre soldatischen Eigenschaften bereits erprobt hatte, beobachtete ganz genau ihre Stellungen, ehe er den Kampf begann. Ihre Verteidigungslinie ist geschickt gewählt. Sie erstreckt sich von den Ufern des Uknu bis zu denen des Kanals, der vor der Festung von Susa vorbeiführt und ihr als Wassergraben gegen einen von Assyrien her eindringenden Feind dient. In der Mitte bietet das Dorf Tulliz den Massen des Fußvolks einen festen Halt, ein großer dahinter gelegener Palmenwald kann die Flüchtigen im Fall einer Niederlage aufnehmen, während er zugleich die Verfolgung erschwert. Am Horizont zeichnet sich klar ein Band gezackter und mit Türmen gekrönter Mauern über den Baumwipfeln ab: es sind die Wälle von Susa (Fig. 159).

Die, wie alle assyrischen und chaldäischen Festungen, auf einem künstlichen Hügel liegende Stadt beherrscht die Ebene und ist von weither sichtbar. Im Süden und Osten bilden große, von sorgsam unterhaltenen Kanälen bewässerte Gärten einen förmlichen Kranz von Laubwerk. Im Norden breiten sich dichte dunkle Haine aus, deren Betreten den Uneingeweihten verboten ist. Hier wohnen Elams Götter in geheimnisvollen Kapellen, zu denen nur Priester und Könige Einlaß haben: von Zeit zu Zeit begeben sich ihre Bilder in die Stadt, um dort feierliche Ehrenbezeigungen zu empfangen, dann kehren sie in ihre Verstecke zurück, während das ganze Volk in Andacht versunken ist.

Kein gewöhnlicher Sterblicher weiß, was sich hinter dem Vorhang der ersten Bäume birgt, welch blutige Opfer, welche wollüstige Geheimnisse sich dort vollziehen. Nach jedem glücklichen Kriege wird ein Teil der Beute dahin verbracht, von dem nichts wieder zum Vorschein kommt; Standbilder der feindlichen Gottheiten, kostbare Gefäße, Gold- und Silberbarren, Geräte, Stoffe: mehr als ein Gegenstand, der vor zwanzig Jahrhunderten dort niedergelegt wurde, befindet sich noch daselbst, und das aus Uruk, Sippar, Babylon und den ältesten chaldäischen Städten Geraubte liegt dort mit den erst kürzlich den Assyrern abgenommenen Siegeszeichen zusammen aufgehäuft. In der Nähe befinden sich auch die Grabstätten der alten Könige, von denen einige noch gut erhalten, andere durch die Einwirkung von Jahrhunderten schon verfallen sind. Nichts wäre erschütternder als eine Erzählung ihrer Geschichte: nirgends haben Verrat und Mord so schnell wie in Elam die Könige auf den Thron gehoben oder ihren Untergang herbeigeführt, und es giebt wenige unter den auf diesem Erdenfleck vereinten Herrschern, die in einem unblutigen Grabe ruhen. Um nur in die uns zunächstliegende Zeit zurückzugreifen, so hat Susa in einem halben Jahrhundert siebenmal den Herrn gewechselt und von diesen sieben Herrschern kamen drei durch Mord um.

Tiummân ist von Verrätern umgeben, und er weiß es wohl. Schon hat ihn einer seiner mächtigsten Vasallen, Simbaru, ver-

lassen und ist mit seinen Leuten in das assyrische Lager übergegangen; Umbakidinni, der Häuptling eines Gebirgsstammes, hat Ischtarnandi, den Vicekönig von Chidalu am oberen Lauf des Ulaï, überfallen, ihm den Kopf abgeschlagen und sich beeilt, denselben als Zeichen seiner Unterwerfung dem Turtanu zu überbringen. Die Susianer lassen sich jedoch durch diese aufeinanderfolgenden Abtrünnigkeiten nicht niederschlagen, sondern begegnen dem Ansturm der Assyrer mit gewohnter Entschlossenheit. Die Schlacht beginnt mit einem Austausch von Pfeilen; dann eilen die Kriegswagen aufeinander zu und greifen sich wiederholt erfolglos an. Ein letzter, von den verbannten Prinzen gründlich geführter, Vorstoß bricht endlich den Widerstand: die unversehrt gebliebenen susischen Wagen zerstreuen sich über die Ebene hin, die Reiterei verfolgt sie auf ihrem Rückzuge und das Fußvolk, durch das Beispiel angefeuert, zögert auch nicht länger sich in Schwärme aufzulösen. Ein Teil flieht in die Wälder, andere an den Kanal gedrängt, suchen eine Furt zu finden oder ihn zu durchschwimmen, um sich unter die Wälle von Susa zu retten (Fig. 160).

Die ganze Ebene ist mit zerbrochenen Wagen, Köchern, Bogen, Lanzen, Menschen- und Pferdeleichen übersäet. Hier versucht ein Haufen Bogenschützen noch gegen Reiter, die ihn beunruhigen, Widerstand zu leisten, weiterhin erhebt ein verwundeter Anführer, der nahe daran ist vom Pferde zu fallen, die Hand, um von einem auf ihn anlegenden Bogenschützen Gnade zu erflehen. Ein Fußsoldat tötet mit einem Keulenschlag einen vor ihm knieenden Susianer; andere schneiden ihren eben getöteten Feinden die Köpfe ab, und tragen sie als Siegeszeichen davon. Diejenigen unter den Verwundeten, die sich noch aufrecht halten können, entfliehen so schnell als möglich, und die, die nicht mehr zum Gehen fähig sind, suchen Zuflucht in irgend einem Gebüsch oder Graben, wo sie sich bis zum Abend verbergen können, denn das ist noch der einzige Weg, den sie möglicherweise haben, um dem Tode zu entgehen, und Gott weiß wie vom Zufall abhängig dieser sein mag. Jeder abgeschnittene Kopf bringt dem Soldaten, der ihn einliefert, eine

Belobung und einen Beuteanteil ein, deshalb bemerkt man, daß die Sieger das ganze Schlachtfeld absuchen, und im hohen Gras wie in jeder Erdsenkung eifrig nachforschen, wie wenn es sich um

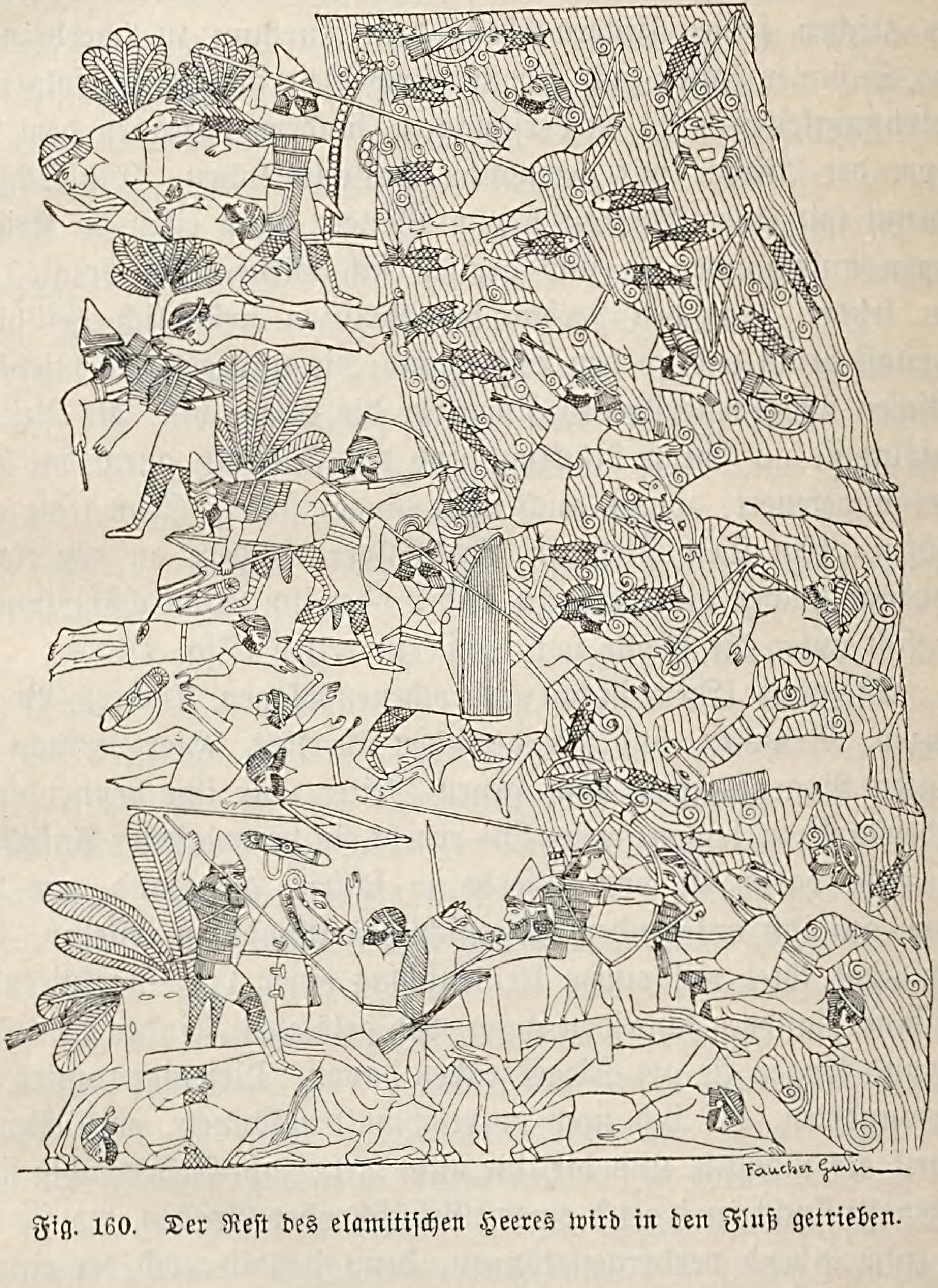


Fig. 160. Der Rest des elamitischen Heeres wird in den Fluß getrieben.

gewöhnliches Wild handelte. Alsbald auch versammeln sich ganze Scharen von Raben auf den Plätzen, an denen der Kampf aufgehört hat und beginnen mit ihren Schnäbeln die Leichen zu zerhacken.

Der Kanal füllt sich mit verstümmelten Körpern und Wagen, die mit der Flut treiben: die assyrischen Bogenschützen, die sich am Uferabhang verteilt haben, senden einen Hagel von Pfeilen auf alles, was sich im Wasser rührt, und es gelingt kaum einigen Flüchtlingen das gegenüberliegende Ufer zu gewinnen. Die Wahrsager und Seher von Ninive hatten recht mit ihren Siegesprophezeiungen: Ischtar hat Wort gehalten und Elam, wie sie es versprochen, Assurbanipal zu Füßen gelegt.

Als Tiummân sieht, daß die Schlacht verloren ist, rettet er sich mit zwei seiner Söhne und seinen treuesten Feldherren in die Wälder. Einen derselben, Ituni, schickt er zu dem assyrischen General, um eine ehrenvolle Übergabe zu erbitten; nicht, daß er eine solche zu erhalten glaubte, aber er hofft dadurch die Verfolgung aufzuhalten und etwas Vorsprung zu gewinnen. Ituni erreichte jedoch nicht einmal, daß man seinem Gesuch auch nur Gehör schenkte und aus Zorn darüber zerschlägt er seinen Bogen mit dem eigenen Schwert in dem Augenblick, als der Soldat, der ihn festgenommen, das Schwert gezückt hatte, um ihm den Kopf abzuhauen. Bald darauf erhielt einer von Tiummâns Vettern, Namens Urtaku, einen Pfeilschuß in den Leib und fiel; als er sich wieder erhob, drang ein Assyrer mit geschwungener Keule auf ihn ein. Sein Mut verließ ihn aber auch im letzten Augenblick nicht. Er wollte weder seinen Namen nennen, noch um Gnade bitten. „Nur zu,“ sagte er, „schneide mir den Kopf ab und lege ihn deinem Herrn zu Füßen, er möge für ihn von guter Vorbedeutung sein;“ dann hielt er den Nacken hin und empfing den tödlichen Streich.

Unterdessen war Tiummâns Wagen an einem Baumstamm zerschellt, seine Pferde waren viel zu schwer verwundet, um ihn noch schleppen zu können, oder waren auch entflohen, seine Getreuen waren einer um den andern gefallen, so zog er allein nur mit einem seiner Söhne langsam weiter. Er wendete sich noch von Zeit zu Zeit, um einen Pfeilschuß zu entsenden, und seine stolze Haltung, die tödliche Sicherheit seines Zielens machte gewaltigen

Eindruck auf die Feinde: vielleicht wäre es ihm gelungen zu entfliehen und Schutz zu finden, wenn sein Neffe Tammaritu ihn nicht bemerkt und sich nicht mit einer Schar susischer Verbannter und ninivitischer Lanzenträger an seine Fersen geheftet hätte. Ein erster Pfeil traf ihn in die rechte Hüfte und er sank auf ein Knie nieder. Er fühlte sich verloren, doch wollte er nicht ungerächt sterben. Er bezeichnete Tammaritu seinem Sohne mit dem Finger und rief ihm mit verzweifelter Stimme zu: „Schieße“ (Fig. 161). Der Schuß ging fehl und ein Schwarm von Pfeilen streckte beide Männer nieder: Tammaritu hieb seinem Oheim selbst den Kopf ab und trug ihn voll Freude davon.



Fig. 161. Tiummâns Tod.

Als er ins Lager zurückkehrte, war die Schlacht schon völlig beendet. Einige Abteilungen durchstreiften noch das Feld, um verwundete und tote Assyrer aufzuheben, Waffen zusammenzulesen und die Leichen der Feinde gründlich zu plündern; das übrige Heer war schon in seine Stellungen, die es am Morgen innegehabt, zurückgekehrt. Überall waren Soldaten beschäftigt, ihre eigenen Wunden oder die ihrer Kameraden zu verbinden, ihre Waffen zu reinigen oder in Ordnung zu bringen, sie beglückwünschten sich gegenseitig, wieder einmal dem Tode entronnen zu sein, oder sie beklagten den Verlust eines Freundes. Diejenigen Gefangenen, deren Leben zu erhalten man für nützlich erachtete, waren schon unter der Obhut einiger Wachposten beiseite geführt. Die Hinrichtung der übrigen vollzog sich ohne Aufschub; man ließ sie in langen Reihen niederknieen, den Rücken nach dem Scharfrichter, das Haupt zu Boden gekehrt, zerschmetterte ihnen ein Keulenschlag das Gehirn. Die Schreiber standen in ihren großen Zelten und verzeichneten die abgeschnittenen Köpfe: jeder Soldat überbrachte seinen Teil und warf ihn auf den gemeinsamen Haufen, dann gab er seinen

Namen an, nannte seine Abteilung und zog mit der Hoffnung auf eine im Verhältnis zur Anzahl seiner Opfer stehende Belohnung fröhlich wieder ab (Fig. 162). Assyriens Könige lieben nichts so sehr, als den Anblick dieser scheußlichen Siegeszeichen. Begleiten

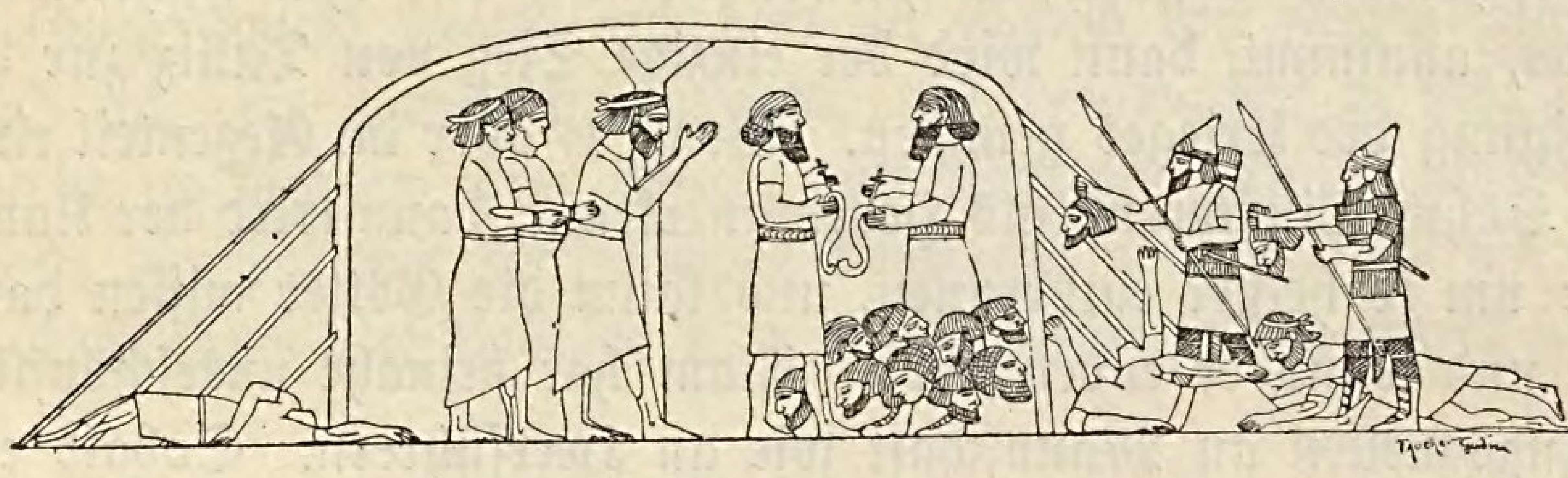


Fig. 162. Entgegennahme und Einschreibung der abgeschlagenen Köpfe.

sie persönlich das Heer, dann führen sie selbst den Vorsitz bei deren Entgegennahme und verteilen die den Soldaten zuerkannten Belohnungen; wenn sie abwesend sind und es nicht möglich ist, ihnen

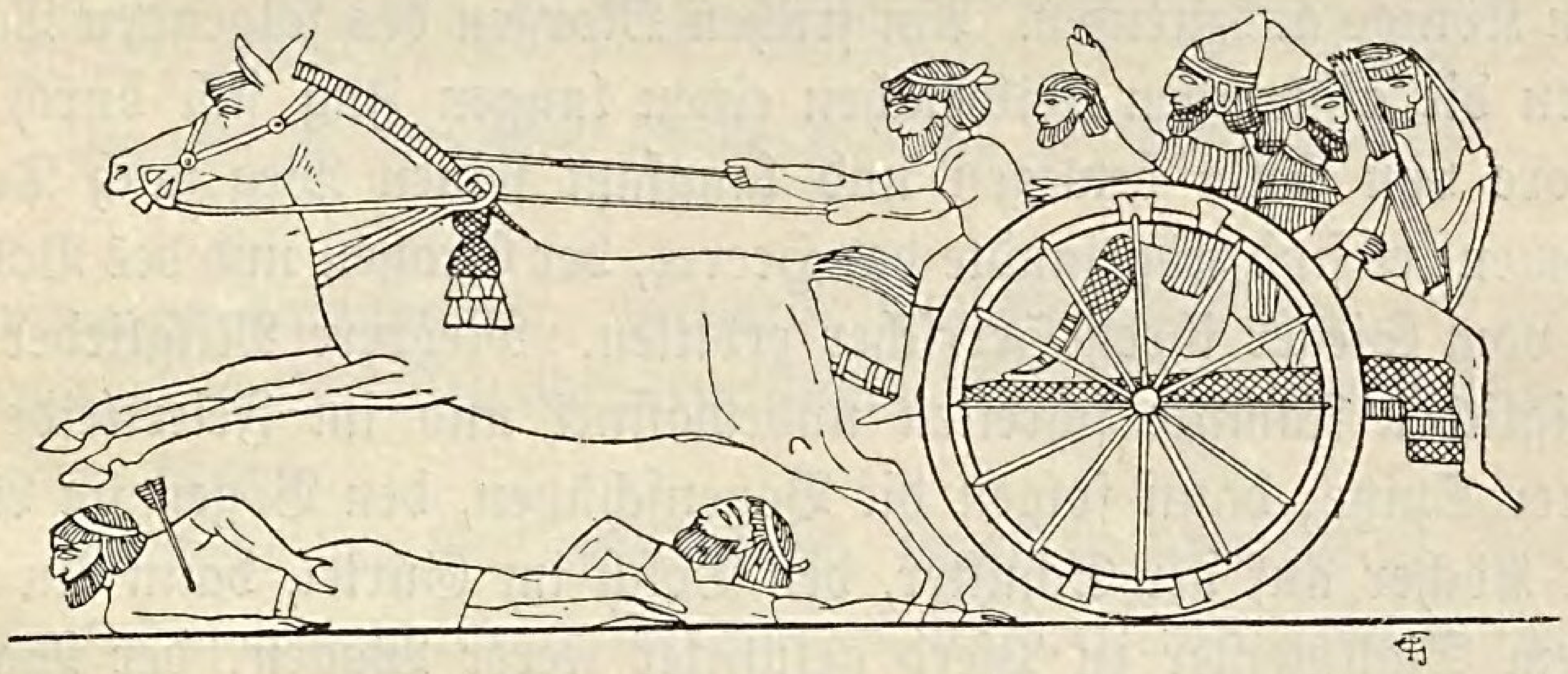


Fig. 163. Der Kopf Tiummâns wird durch das assyrische Lager geführt.

dahin, wo sie weilen, alle Köpfe zu bringen, heischen sie, daß man ihnen wenigstens die Häupter der Hauptanführer sende. Der Belnahid überbrachte Kopf Tiummâns wurde auf dessen Befehl auf einem der im Gefechte erbeuteten Streitwagen durch das ganze Lager geführt (Fig. 163), darauf einbalsamiert und durch einen gut berittenen Boten nach dem Palast von Arbela befördert: die

Leiche blieb im Gehölz zurück und binnen wenigen Tagen werden Vögel oder Raubtiere das Fleisch verzehrt und die Knochen von dem, der ehemals König gewesen, verschleppt haben.

Wenn Susa schon morgen seine Thore öffnet und den neuen Herrscher Umbanigâsch, Sohn des Urtaku, den ihm Assyrien anbietet, annimmt, dann wird der einzige Sieg von Tulliz zur Beendigung des Krieges genügen. Wenn es aber im Gegenteil einen der Söhne Tiummâns als Herrn anerkennt, dann wird der Kampf nur um so heißer entbrennen, und kaum die Götter wissen dann, wie und wann er enden wird. Elam hat beinahe unerschöpfliche Bezugsquellen an Mannschaft wie an Heerführern. Sobald eine Armee vernichtet ist, bilden sich neue, ebenso zahlreiche und ebenso kampfesmutige. Ist ein König getötet, so tritt ein anderer an seine Stelle, ohne durch das Schicksal seiner Vorgänger oder die eigene Gefahr, in der er sich befindet, abgeschreckt zu sein. Diesmal jedoch hat die Friedenspartei in Susa die Oberhand, und die Freunde der verbannten Prinzen bewegen die Bevölkerung, Umbanigâsch zum Könige auszurufen. Am frühen Morgen des folgenden Tages sehen die assyrischen Leibwachen einen langen Zug sich durch die Thore von Susa bewegen und langsam seinen Weg nach Tulliz nehmen: es sind Abgesandte des Heeres, der Großen und des Volkes, die vom Sieger ihren Herrscher erbitten. Mehrere Mitglieder der königlichen Familie schreiten unbewaffnet und im Feierkleide an seiner Spitze; dann folgen die Bogenschützen, den Bogen im Arm, den Köcher auf der Schulter, den Dolch im Gürtel, dann ein von einem Stallmeister zu Pferd geführter leerer Wagen, der Wagen des neuen Königs. Hinterher marschieren Priester und Sänger der Götter, welche den Fuß hoch emporheben, um den Takt anzugeben, und die Luft mit den Klängen ihrer Harfen und den Tönen ihrer Doppelflöten erfüllen. Ihnen folgt ein Kinderchor, der unter der Leitung geweihter Eunuchen ein Loblied anstimmt (Fig. 164).

Seit dem Vorabende hatte man die Ebene ziemlich gesäubert, so daß sich kaum mehr Spuren des stattgefundenen Kampfes zeigen, indes ist der Kanal noch voll von Leichen, Wagen, zerbrochenen

Waffen und sonstigen Trümmern, welche der Fäulnis entgegengehen. Das abstoßende Bild, welches diese Art von Totengrube bietet, steht im starken Gegensatze zu den Festgewändern und dem Gesang des Zuges, der sich längs der Ufer entfaltet.

Belnahid empfängt die Vornehmsten der Gesandtschaft an der Spitze seines Heeres und hört ihr Gesuch von seinem Wagen herab an. Er beruft Umbanigâsch und Tammaritu zu sich, und läßt sie im Namen ihrer Götter und derer von Ninive schwören, immer die getreuen Verbündeten Assyriens zu sein, sich nie mit den Herrschern von Babylon oder mit den Fürsten der aramäischen

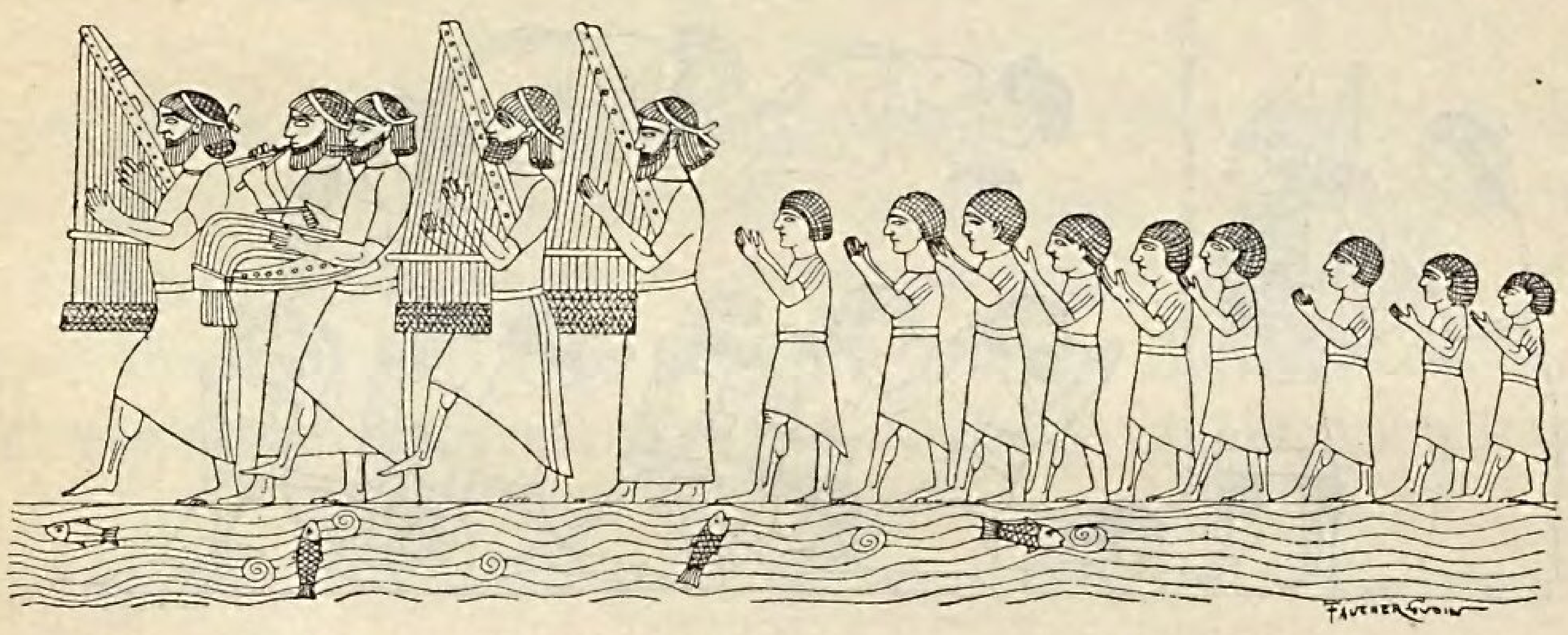


Fig. 164. Die elamitischen Musikanten ziehen den Assyrern entgegen.

Stämme zu verschwören, vielmehr jegliche Handlung zu unterlassen, die den Vorteilen oder dem Ruhme Assurbanipals zum Schaden gereichen könnte.

Nachdem der Eid geleistet ist, steigt er von seinem Wagen herab und indem er sie bei den Händen faßt, erklärt er Umbanigâsch zum König von Susa und Madaktu, Tammaritu aber zum König von Chidalu, worauf er sie ihren neuen Unterthanen vorstellt. Die Fürsten und die Krieger werfen sich vor ihnen nieder und begrüßen sie bei noch lauterem Klange der Stimmen und Instrumente (Fig. 165). Elam, welches sich Tags zuvor noch mit einem Könige begnügte, hat nun deren zwei, es wird aber nicht lange währen, bis Eifersucht und Ehrgeiz den einen gegen den andern die Waffen ziehen lassen. Assurbanipal und seine Minister rechnen auch sicher

darauf: der innere Zwiespalt und die Schwäche seiner Nachbarn verbürgen Assyriens Sicherheit.

Während unter dem Zuruf der Menge die beiden Könige und ihr Gefolge feierlich in Susa einziehen, verläßt eine lange Reihe Kriegsgefangener das Lager und beginnt ihre traurige Wanderung nordwärts. Einige von ihnen gehen fast sicher der Folter und dem Tode entgegen: dies sind die Heerführer, die Befehlshaber der Städte und die Edelleute, die sich am meisten durch ihren Mut ausgezeichnet haben, sie bringt man gefesselt vor den König, der sie selten oder nie begnadigt. Ein größerer Teil des Zuges



Fig. 165. Der assyrische Feldherr stellt Umbanigâsch den Elamiten vor.

gehört den Soldaten oder dem Staatsschatze. Darunter bemerkt man einige erwachsene Männer, aber hauptsächlich Frauen und Kinder, welche als Sklaven verkauft oder zu Dienstleistungen im Hause des Herrn verwendet werden, dem das Kriegsglück sie zuführte. Die meisten aber erwartet kein so schlimmes Los und sie sind weniger Gefangene als vielmehr gezwungene Kolonisten. Assurbanipal hat die Absicht, zwei oder drei syrische Städte, die er kürzlich verheerte, wieder zu bevölkern und hat deshalb seinen Generalen anbefohlen, ihm einige tausend Elamiten zuzuführen. Sie ziehen abteilungsweise unter der Aufsicht eines Soldaten daher; die Männer tragen einen kleinen Sack mit Nahrungsmitteln, der sie kaum belästigt, die Frauen haben ihre Kinder auf dem Arm oder der Schulter (Fig. 166); Herden von Kühen, Ziegen und Schafen begleiten sie.

Gepäck und Kranke folgen auf mit Maultieren oder Ochsen bespannten Karren. Viele werden unterwegs der Anstrengung und

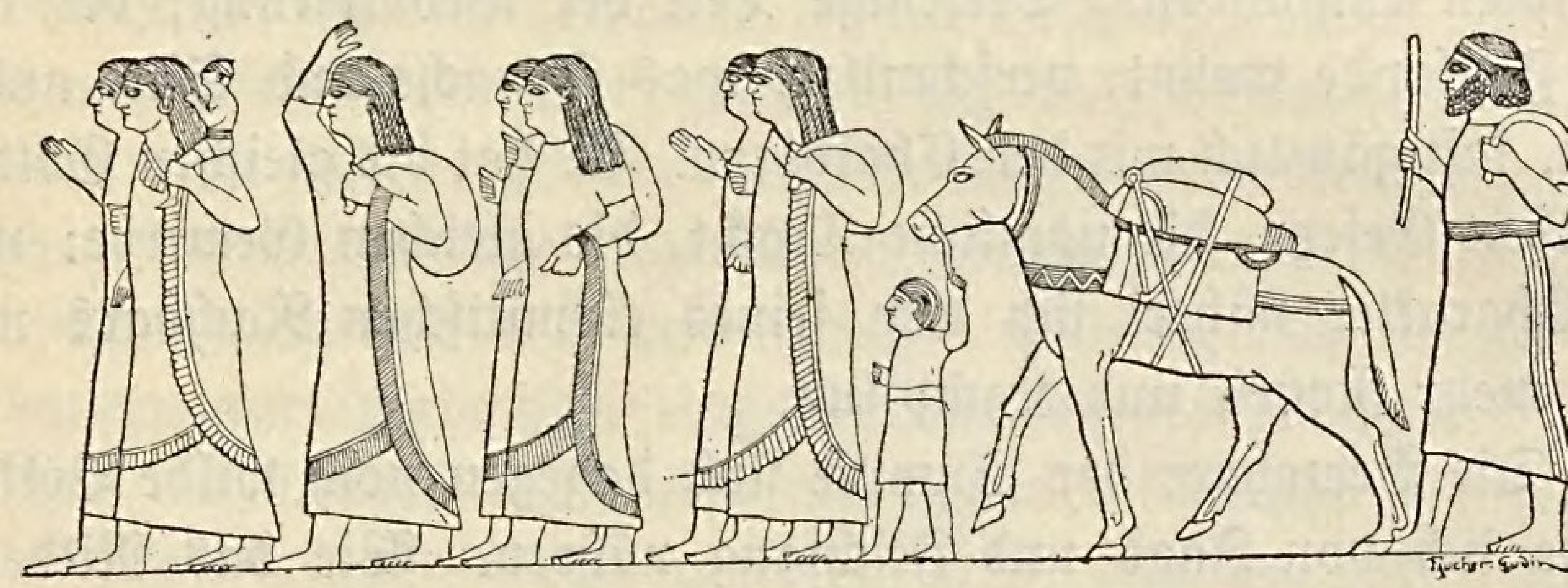


Fig. 166. Nach Assyrien bestimmter Gefangenenzug.

dem Elend erliegen, da sie genötigt sind jeden Abend im Freien zu lagern und auf bloßer Erde zu schlafen. Diejenigen, welche am Reiseziel ankommen, erhalten ein Haus, Kornfelder, Gärten und Weingelände: wenn der erste Schmerz überwunden ist, sind sie vielleicht glücklicher und reicher, als sie es in ihrer Heimat waren.

Neunzehntes Kapitel.

Die Flotte und der Belagerungskrieg.

Das Land Gambul und die Aramäer vom Euphrat. Die Sümpfe. Bît-Jâkîn und die Auswanderung seiner Bevölkerung zur Zeit Sanheribs. Die Flotte Sanheribs und die beiden Bestandteile, aus denen sie zusammengesetzt ist: Die phönizischen Diëren. Einschiffung und Überfahrt über das Meer. Der Krieg in den Sümpfen. Die Stadt Schapîbel. Die Einschließung. Die Laufgräben. Die Kriegsmaschinen: Der Widder und die beweglichen Türme. Einnahme und Zerstörung der Stadt.

Der Krieg mit Elam ist zu Ende, er wird aber im Lande Gambul fortgesetzt, wo der König Dunânu und der Fürst Nabuzulli sich den assyrischen Waffen entgegenstellen. Gambul ist einer

der zahlreichen aramäischen Kleinstaaten, welche an den Mündungen des Tigris und Euphrat halb auf dem Festlande, halb in den Sümpfen entstanden. Derjenige Teil der Bevölkerung, der auf dem Festlande wohnt, verschmilzt, was Sprache und Sitte anbelangt, fast gänzlich mit den Chaldäern. Er hat die gleichen Götter, dieselben Gesetze, die nämliche Tracht, die gleichen Gewerbe: nur der Charakter nähert sich dem seines elamitischen Nachbars und zeigt mehr Roheit und Kampflust.

Die Bewohner der Sümpfe sind dagegen noch wilde Völker, welche sich von Jagd und Fischfang nähren. Wie das Nildelta ist das Delta des Tigris und Euphrat ein ungeheures Flachland, dessen fortdauernde Vergrößerung durch übereinander gehäufte Anschwemmungen auf Kosten des nahen Meeres stattfindet. Wo der Boden sich über den regelmäßigen Wasserstand der Flüsse erhebt, hat sich der Landbau seiner bemächtigt und entringt ihm jährlich zwei volle Ernten. Die auf künstlichen Erhöhungen erbauten Städte sind von einem Kranz immergrüner Gärten umgeben; längs den Kanälen stehen Reihen von Palmen und Akazien, und Kornfelder, mit feuchten Wiesen untermischt, auf denen unzählige Ochsenherden weiden, dehnen sich nach allen Seiten aus.

Hingegen dort, wo der Boden unter dem durchschnittlichen Wasserstande liegt, ist der Anblick ein vielleicht noch traurigerer, als der der Nilsümpfe. Stehendes, stinkendes Wasser bedeckt kaum den schwärzlichen Schlamm, da und dort erheben sich kleine Sandinseln in diesem Schlammmeer, aber nur selten ein Waldfleck oder eine Hochfläche gesunden freien Landes; über das Ganze ist ein wilder Aufschuß von Wasserpflanzen, Teichrosen, Binsen, Schachtelhalmen und riesenhaftem Schilf von solcher Dicke und Dichtigkeit gebreitet, daß sich ein Mensch nur mit Mühe den Weg hindurch bahnen kann. In Lichtungen einige magere Grundstücke mit kärglichem schlechtgepflegten Getreidebau, die Kornäcker vorstellen sollen, an einigen der höchstliegenden Punkte einige Haufen elender Hütten, die die Stelle von Dörfern vertreten, deren Erbauung weder Zeit in Anspruch nimmt noch Kosten verursacht. Schilfbündel werden einfach

zusammengeschnürt, etwas gebogen und geneigt aneinander gestellt, und über diese höchst ursprüngliche Zimmerung werden lehmbeworfene Matten ausgespannt, welche die Wände bilden. Die Bewohner verkehren von Dorf zu Dorf auf flachen Booten, die sie mit Stangen fortstoßen. In Kriegszeiten haben sie in den unzugänglichsten Teilen ihres Gebietes richtige Schlupfwinkel, wohin sie sich mit ihren Familien und ihren Tieren flüchten, das übrige ohne Bedauern auf Gnade oder Ungnade dem Sieger überlassend. Um sie dort aufzusuchen, muß man auf schmalen Kanälen vordringen, die so dicht mit Buschwerk umsäumt sind, daß sich darin überall ein Hinterhalt verbergen kann, oder man muß nachgebende Moräste überschreiten, wo Pferde und Fußgänger Gefahr laufen einzusinken, oder man muß tödlichen Fiebern, welche die stehenden Gewässer ausdünsten, Trotz bieten, und das alles um ein paar magere Tiere zu erbeuten oder ein bis zwei Dutzend Gefangene zu machen. Welches Ende für alte Krieger, die gesund und mit heiler Haut aus zwanzig mörderischen Schlachten in den Gebirgen Armeniens oder Kommagenes, in den Ebenen Chaldäas und Elams, an den Ufern des Nil oder den Küsten des Mittelländischen Meeres davongekommen sind und die nun in dem faulenden Gewässer eines Sumpfes ertrinken oder unrühmlich zwischen zwei Röhrichtdickichten unter den Schlägen eines Halbwilden fallen sollen!

Bit-Jâkin war früher der wichtigste dieser kleinen Staaten. Von dort zog Merodach-Baladan aus, um Babylon zu erobern, und um drei großen assyrischen Königen die Spitze zu bieten. Hierher zog er sich in seinem Alter zurück, wie ein alter Eber beim Hundegebell, der, wenn er eine lange Jagd hinter sich hat, zu seinem Lager zurückkehrt, um den Jägern standzuhalten. Unablässig durch Sanherib verfolgt und an einer längeren Verteidigung verzweifelnd, zog er die Auswanderung der Unterwerfung vor; er sammelte seine Getreuen, nahm seine Götter, ging bei der Mündung des Euphrat über das Meer und ließ sich in Nagîdu, an der Küste von Elam nieder. Hier wäre er vor jedem andern, als Sanherib sicher gewesen.

In der That fürchten die assyrischen Könige das Meer und wagen sich nicht gern darauf hinaus: sie kannten es übrigens lange auch nur vom Hörensagen, aus den Erzählungen der Chaldäer oder der syrischen Völker. Als ihre Siege sie an die Gestade des Mittelmeeres führten, bewunderten sie dessen Schönheit und überließen sich dem Vergnügen, darauf herumzufahren, aber sie waren sehr vorsichtig dabei und blieben nicht lange vom Lande entfernt. Sanherib erst faßte den kühnen und bis dahin unerhörten Plan, sein Heer auf einer Flotte einzuschiffen und in Nagîdu die aus Bît-Jâkin Verbannten aufzusuchen. Die Ausführung bot Schwierigkeiten, die einen Fürsten mit weniger abenteuerlichem Sinn entmutigt hätten. Die einzigen Fahrzeuge, die ihm in diesen Gewässern zu Gebote standen, gehörten chaldäischen Staaten von mindestens sehr zweifelhafter Treue, denen das Schicksal eines ninivitischen Königs und seines Heeres anzuvertrauen jedenfalls nicht klug gewesen wäre. Überdies waren es Archen von uralter Bauart, schwerfällig, rund, schlecht tauglich für das Wasser, fast denen ähnlich, die man zu Zeiten Sargons des Älteren und seines Sohnes Naramsîn herstellte. Sanherib hatte während der Feldzüge mit Juda die Seeleute von „Sidon der Großen" und die Fortschritte, die sie in der Schiffsbaukunst gemacht hatten, gesehen, wie auch die vollendete Geschicklichkeit, mit der sie ihre „Seerosse"*) lenkten. Er hatte keine große Mühe, unter seinen Kriegsgefangenen in genügender Anzahl Phönizier, die ihm eine Flotte bauen konnten, herauszufinden. Er errichtete zwei Schiffswerften, die eine zu Tul-Barsip am Euphrat, wo man die Hölzer aus dem Amanus und Libanon verbaute, die andere am Tigris zu Ninive selbst, wo man die Hölzer Kurdistans verwertete.

Die Fahrzeuge wurden in jeder dieser Werften nach verschiedenem Muster gebaut. In Tul-Barsip, wo die Phönizier überwiegend waren, nach phönizischer Art, in Ninive mehr nach

---

*) So nannten die Phönizier ihre Fahrzeuge.

chaldäischem Muster, aber mit Abänderungen nach phönizischer Weise. Die dafür gewählte Gestalt war die vollkommenste, die man bis dahin gesehen hatte: die der Diëre, des Fahrzeugs mit zwei übereinander befindlichen Reihen von Ruderern (Fig. 167). Sein Rumpf ist lang, flach über Wasser und ruht auf rundem Kiel. Das Hinterteil ragt hoch hinauf und biegt sich nach innen über, wie das der alten ägyptischen Galeeren;*) das Vorderteil ist flach, gerade abgeschnitten und mit einem spitzen, fest am

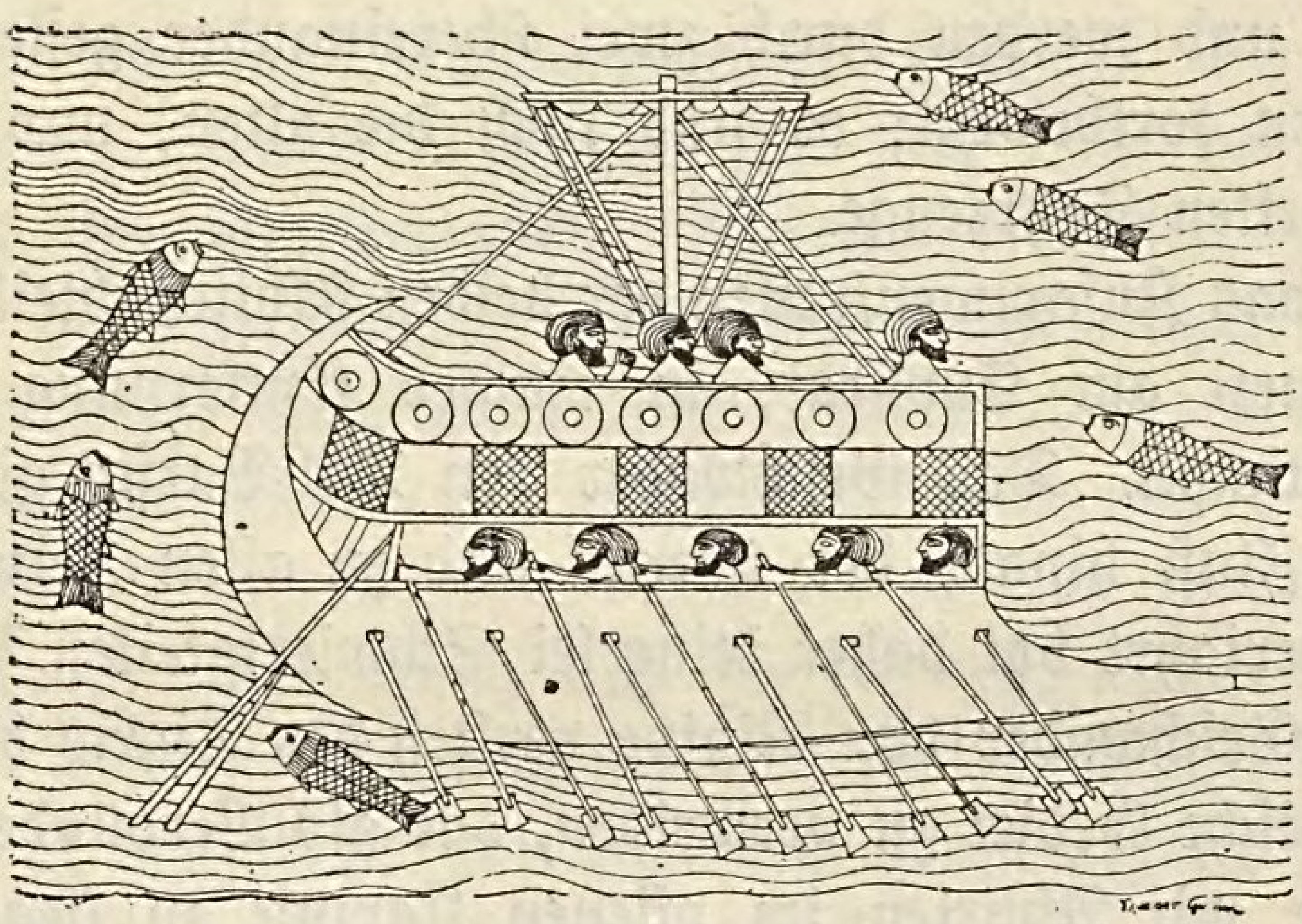


Fig. 167. Eine Diëre phönizischer Bauart.

Kiel sitzenden Sporn versehen, der dazu dient, feindliche Schiffe zu durchbohren. Die Ruderer haben ihre Plätze wagerecht in zwei Reihen übereinander. Die der ersten Reihe legen die Ruder auf Dullbord, die der zweiten stecken die ihren durch die in der Wandung angebrachten offenen Luken. Eine von senkrechten Pfeilern gestützte Brücke läuft von vorn nach hinten, und bildet über den Ruderern ein für die Soldaten und die übrige Bemannung bestimmtes Deck; runde Schilde, welche an leichtem Zimmerwerk angebracht sind, ziehen sich als Verschanzung von

*) Siehe Seite 173 ff. die Beschreibung und die Abbildung der ägyptischen Galeeren.

einem Ende des Schiffes zum andern. Der mitten auf dem Verdeck befindliche Mast steht auf dem Kiel auf: er wird von zwei Streben gehalten, die von oben ausgehend sich gegen das Vorderteil wie gegen das Hinterteil des Fahrzeugs stemmen. Das viereckige Segel hängt an einer Rahe, die beliebig auf- und abgelassen werden kann. Die Schiffe nach zweitem Muster haben keinen Sporn, vielmehr erheben sich Vorder- und Hinterteil sehr hoch und ist ersteres mit einem Pferdekopf geziert, was den Namen „Seeroß" rechtfertigt. Sie haben keinen Mast, sondern sind ganz überbrückt und werden durch zwei übereinander gestellte Reihen von Rudern fortbewegt; es sind noch die alten, nur zu Diëren umgewandelten Fahrzeuge.

Für das Zusammentreffen der beiden Flottenabteilungen war Bab-Salimeti am Euphrat, in einiger Entfernung noch vom Meere, bestimmt. Das Geschwader von Tul-Barsip ging geradewegs den Fluß hinab, der überall und zu allen Zeiten schiffbar ist; die Überfahrt bot daher keinerlei Schwierigkeiten.*)

Das Geschwader von Ninive verließ den Tigris bei Upi, um das aramäische Gebiet zu vermeiden, das als Verbündeter Elams, selbst ohne mit Assyrien im offenen Kampfe zu liegen, immer mehr oder minder feindlich gesinnt war, dann begab es sich in den großen Kanal von Arachtu, der den Tigris mit dem Euphrat verbindet und Babylon durchzieht. Seit langem hatte man ihn vernachlässigt; wenn er auch noch für die Bewässerung und die Schiffahrt mit kleinen Kähnen genügte, war er doch an vielen Stellen verschlammt und von Schmarotzerpflanzen überzogen und bot der Durchfahrt größerer Schiffe beträchtliche Hindernisse. Dennoch gelang es sie zu überwinden und handelte es sich von Babylon nach Bab-Salimeti nur noch um Tage. Jede Heeresabteilung hatte unterwegs die Truppen eingeschifft, die sie führen

---

*) Ich erinnere hier daran, daß Alexander noch in seinem Todesjahr zu Thapsakus eine phönizische Flotte erbauen ließ, welche den Euphrat bis zu seiner Mündung hinabfuhr.

mußte, Menschen und Pferde, Wagen, Nahrungsmittel und die zu einem Feldzuge, der sich in die Länge ziehen konnte, nötigen Kriegsmaschinen. Sanherib stieß mit seiner Leibgarde zur Flotte und errichtete sein Lager am Flußufer. Das war eine Unklugheit, die er nicht begangen hätte, wenn er besser über die Verhältnisse des Meeres unterrichtet gewesen wäre.

Die am Mittelmeer fast unbekannte Flut und Ebbe ist im Golf von Chaldäa recht stark und sogar noch ziemlich weit in das Innere des Landes bemerklich; besonders heftig ist die Wirkung zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, bei Hochflut. Die steigenden Wogen treten alsdann in Kampf mit dem Lauf des Stromes; der Anprall der Wassermassen erschüttert die Ufer, zerreißt sie und bricht die zum Schutze des Landes aufgeführten Dämme, wobei beträchtliche Gebiete überschwemmt werden. Dies geschah gerade in diesem Jahr zum großen Schrecken und Schaden der Assyrer. Ihre Zelte wurden durch die Wellen umgestürzt und fortgeschwemmt. Der König und seine Garde waren gezwungen sich eilends auf die Schiffe zu flüchten und dort fünf volle Tage eingesperrt zu verharren „wie in einem großen Käfig“.

Da fiel es Sanherib, allerdings etwas spät, ein, daß er vergessen hatte die Sühnopfer zu bringen, ohne welche sich dem Ocean zu nähern nicht weise ist, und er schrieb sein Unglück der Unzufriedenheit der Götter zu. Sobald die Gewässer sich wieder verlaufen hatten, fuhr er zum Meere hinab, und da, wo der Fluß sich mit den Salzwogen mischt, brachte er auf dem Vorderteil des Admiralschiffes stehend, dem höchsten Gott, Eâ, ein Opfer dar. Chaldäische Überlieferungen berichten, daß zu den Zeiten, da die babylonischen Völker noch im Zustand der Barbarei wie die Tiere des Feldes lebten, Eâ in Gestalt eines Fisches mit Kopf und Brust eines Menschen, oder, wie andere erzählen, in Gestalt eines mit Fischhaut bekleideten Menschen aus den Fluten gestiegen sei und ihnen Gesittung gebracht habe (Fig. 168). Er lehrte sie Häuser und Tempel bauen, unterwies sie im Bestellen der Felder und im Einernten, gab ihnen Gesetze und zeigte ihnen die Anfänge

von Wissenschaft, Kunst und Schrift. Andere Götter, ihm ähnlich, stiegen nach ihm aus den Wellen, um sein Werk zu vollenden; man sagt, daß das Meer noch jetzt Götter berge und daß sie sich in längeren Zwischenräumen offenbaren, obwohl kein Mensch unter den Lebenden sich rühmen kann, sie je gesehen zu haben.



Fig. 168. Eâ der Fischgott.

Sanherib opferte also dem König des Oceans; er goß angesichts des ganzen Heeres ein Trankopfer in eine goldene Schale und warf hierauf dieselbe zusammen mit einem kleinen goldenen Schiffsmodell und einer ebenfalls goldenen Fischgestalt ins Meer. Nachdem dergestalt die Götter beruhigt worden waren, ging die Flotte beim freudigen Geschrei der Bemannung unter Segel. Das Schiffsvolk bestand nicht nur aus Leuten von Tyrus und Sidon, sondern auch aus den Cypern bewohnenden Griechen, welche hinsichtlich Geschicklichkeit und Kühnheit den Phöniziern den Rang streitig machten; sie gewöhnten sich rasch an Ebbe und Flut und brachten die Flotte vor Nagîdu. Die Annäherung an die Küste war gefährlich, denn die bewaffnet herbeigeeilten Bewohner hatten sich am Ufer aufgestellt, doch Sanherib landete, nahm den Platz ein und führte die Flüchtlinge mit sich fort. Kein assyrischer Monarch vor ihm hatte ein solches Unternehmen gewagt, keiner hat es je wiederholt. Viele haben auf dem Lande mehr und bedeutendere Siege erfochten als er, doch er ist der Einzige, der einen Seesieg errungen.

Die Eroberung Gambuls erfordert weder eine Flotte noch fremdes Schiffsvolk; um dasselbe zu Falle zu bringen genügt eine hinreichende Anzahl jener flachen Kähne, welcher sich die Ein-

geborenen zum Durchschiffen ihrer Sümpfe bedienen. Eine starke Abteilung Bogenschützen und Lanzenträger, von einigen auserlesenen Reitern unterstützt, wirft sich blindlings ins Land, raubt einige Fahrzeuge, baut andere, entleiht solche von benach-

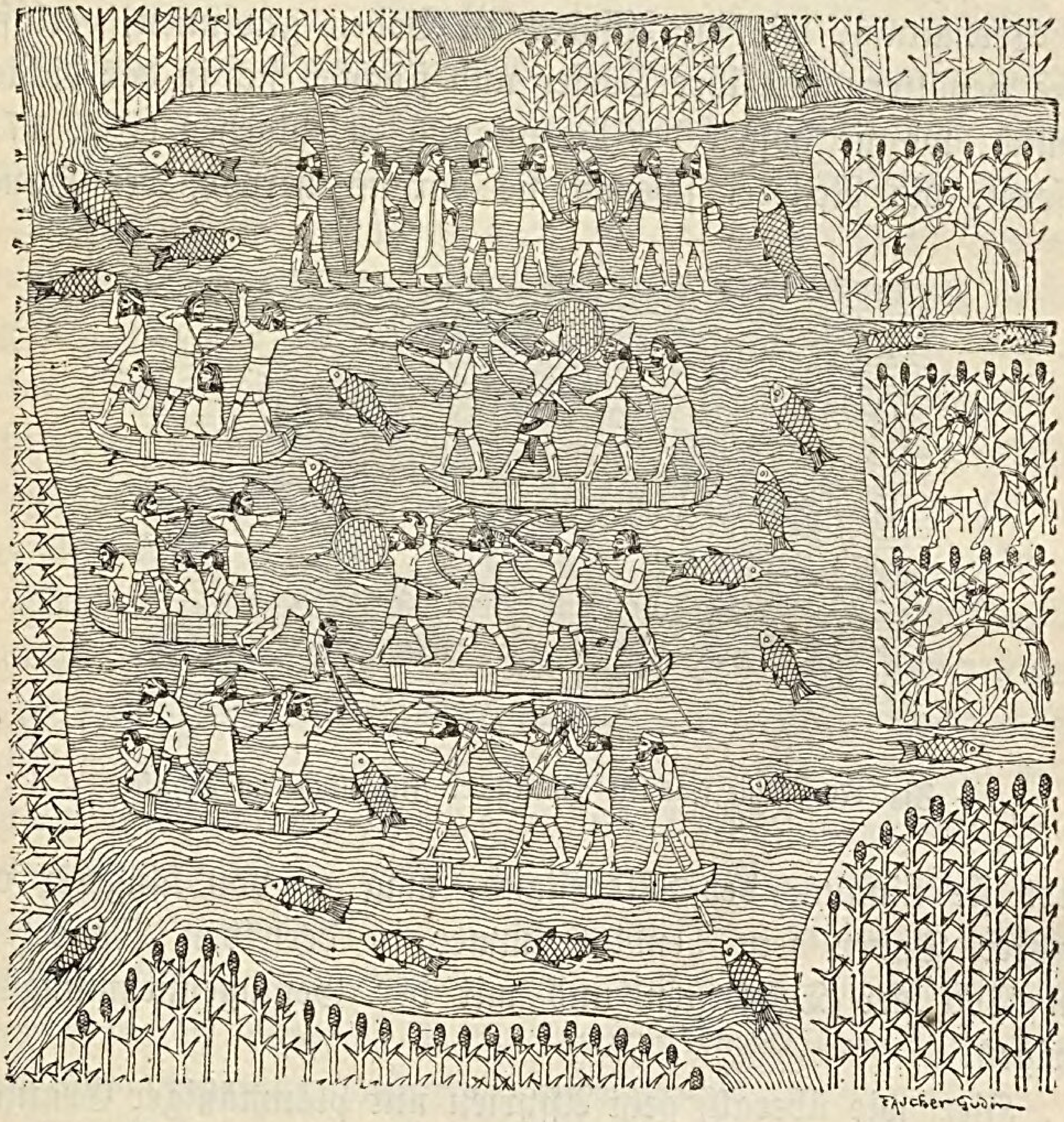


Fig. 169. Ein Zusammenstoß zwischen Assyrern und den Bewohnern der Sümpfe.

barten Stämmen, die sie nicht zu verweigern wagen und die Menschenjagd nimmt ihren Anfang.

Während ein Teil der Truppen sich einschifft und über die Kanäle fährt, breitet sich der übrige Teil fächerförmig im Schilf aus und schlägt langsam alles vor sich nieder, was er von Feinden entdeckt. Die unglücklichen Bewohner von Gambul ver-

suchen sich hinter den breitesten Wasserarmen zu verteidigen und manchmal werden ihre Teiche zum Schauplatz wirklicher Seeschlachten, in welchen sie aber selten die Oberhand gewinnen (Fig. 169). Ihre mit Frauen und Greisen überladenen Fahrzeuge bewegen sich nur schwerfällig und bieten dem Eroberer leichte Beute. In dem Verhältnis, wie die Assyrer an Boden gewinnen, verlassen ganze Bevölkerungen ihre Dörfer und flüchten sich in das dichteste Gebüsch, wo sie hoffen der Verfolgung zu entgehen (Fig. 170). Umsonst: die Reiterei scheucht sie daraus hervor, der Hunger



Fig. 170. Eine Familie chaldäischer Flüchtlinge im Schilfe.

treibt sie hinaus; der Widerstand, mag er von längerer oder kürzerer Dauer sein, endigt immer in derselben Weise: mit dem Tod der Tapfersten und mit der Gefangennehmung der Übrigen.

Hier, wie überall, geht Assyrien mit planmäßiger Grausamkeit vor. Die Hauptanführer werden für die Folter je nach dem Belieben des Königs zurückbehalten; die mit den Waffen in der Hand gefangenen Krieger einesteils gleich durch Keulenschläge hingerichtet, andernteils geschont, um dem Heere eingereiht zu werden. Sanherib brachte aus dem Feldzuge nach Nagidu dreißigtausend solcher Rekruten mit, die sich in Armenien und Cilicien ebenso tapfer für ihn schlugen, als sie in Chaldäa gegen ihn gekämpft hatten. Die Frauen, Kinder und Handwerker

werden in die Sklaverei geführt und müssen eine, sehr weit von ihrer ersten Heimat gelegene Gegend bevölkern. Man fragt sich, wie ein Land angesichts dieser peinlichen Sorgfalt, mit der man bei diesem ganzen Kriegswerke vorgeht, nicht völlig dem Untergange preisgegeben ist, nachdem ein assyrisches Heer daselbst einen Einfall gemacht hat. Manchmal wird auch wirklich die Gesamtbevölkerung mit einem Schlage, wie in einem einzigen Netzzug gefangen: die Städte bleiben leer und der Boden wird mehrere Jahre hindurch nicht angebaut. Doch die Flüchtigen, die dem Unglück entronnen, kommen nach und nach aus ihren Verstecken hervor oder sie verlassen die benachbarten Städte, wo sie Zuflucht gefunden, wieder, und ihre erste Sorge ist, die Mauern ihrer zerstörten Häuser neu aufzurichten; dann besäen sie ihre Felder, zu Anfang ängstlich, später kühner, je mehr sich ihre Zahl vergrößert. Einige Jahre der Ruhe und des verhältnismäßigen Friedens, während welcher sie von seiten Assyriens vergessen zu bleiben suchen, und die Wohlhabenheit kehrt rasch wieder bei ihnen ein; die Familien vermehren sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und neue Geschlechter wachsen ebenso ungestüm heran, als es die alten gewesen. Wollte man alle die Männer, die Bît-Jâkîn oder Gambul in der Schlacht verloren, alle die, welche seit einem Jahrhundert in der Verbannung Hungers gestorben oder im Elend zu Grunde gegangen sind, zusammenzählen, so müßte man glauben, daß diese Gegenden längst verödet seien, und doch findet, so oft ein neuer Krieg ausbricht, Assyrien sie nur noch belebter; man kann sie besiegen und schwächen, aber nicht vernichten.

Während der eine assyrische Truppenkörper in den Sümpfen kämpft, wirkt der größere Teil des Heeres gegen die regelrechte Streitmacht Gambuls.

Dunânu wagt keine offene Feldschlacht, er erwartet den Angriff hinter den Mauern seiner Hauptstadt Schapîbel. Dies ist ein regelmäßig verwendetes Mittel der Kriegskunst, nicht allein der Aramäer von den Ufern des Tigris, sondern aller kleinen Fürsten, die mit Assyrien im Kampfe sind.

Selten haben sie genug Soldaten zu ihrer Verfügung, und wäre auch deren Anzahl hinreichend, so kennen sie doch die Unerfahrenheit ihrer Feldherren, wie der Soldaten zu gut, als daß sie Leben und Freiheit von der Entscheidung einer Schlacht abhängig machten. Sie ziehen einen Guerillakrieg vor, bei welchem die Kenntnis, die sie von ihrem Lande haben, ihnen den Vorteil sichert; sie kämpfen um jeden Gebirgspaß, jede Furt im Strome, und wenn das Glück ihnen nicht wohl will, bleibt ihnen immer noch Zuflucht in ihre festen Plätze. Sie hoffen die Geduld der Angreifer durch einen hartnäckigen Widerstand zu erschöpfen, und in der That ist es oftmals vorgekommen, daß ein assyrischer König, nachdem er zwei oder drei Städte nach einander belagert und eingenommen hatte, darauf verzichtete, in der Eroberung fortzufahren und sich, unter Hinwegführung seiner Beute und seiner Gefangenen, zurückzog.

Mitunter bricht auch ein Aufruhr aus oder es fällt irgend eine wilde Horde an der entgegengesetzten Seite des Reichs in eine Provinz ein. Die Gründe sind verschieden, das Ergebnis ist stets das gleiche: die Assyrer weichen und der Fürst, den sie belagerten, ist für den Augenblick von ihnen befreit.

Dieses in früherer Zeit, als nur gänzliche Umzingelung und Hungersnot über eine befestigte Stadt Gewalt hatten, fast unfehlbare Verfahren ist minder zuverlässig geworden, seitdem zweckmäßige Maschinen erfunden sind, um auch in die stärksten Mauern Bresche zu legen.

Schapîbel ist an einer recht günstig gelegenen Stelle erbaut. Es war immer schwer zu nehmen, aber es hat seine Stärke verdoppelt, seit Assarhaddon, der es seinem Fürsten Belikîscha wegnahm, die Mauern ausbessern ließ, um aus dem Orte eines der Bollwerke Assyriens gegen Elam zu machen. Im Norden und Westen dient ihm ein tiefer, immer mit Wasser gefüllter Kanal als Festungsgraben, im Süden ist es durch die Sümpfe geschützt, nur die Stirnseite stößt auf eine Ebene und wird durch kein natürliches Hindernis verteidigt. Die mit der Befestigung beauftragten Kriegsbaumeister

haben demgemäß ihre Pläne gemacht. Eine einfache, mit Türmen besetzte Mauer aus rohen Ziegeln läuft längs des Flusses und der Moräste hin, eine doppelte Mauer ist nach der Ebene zu errichtet. Ihre beiden Teile sind von ungleicher Höhe, die äußere Mauer mißt höchstens 12 m bis zum Ansatz der Mauerzacken, die innere ist 16 m hoch und die Türme beherrschen in einer Höhe von etwa 4 m die Bastionslinie. Übrigens ist das Ganze den Befestigungen von Dur-Scharrukîn ähnlich, mit Ausnahme etwa der Größenverhältnisse und der Gestalt der Thore. Letztere sind in Schapîbel nicht von einem vor die Mauer vorgeschobenen Kastell geschützt, sondern sie öffnen sich gerade auf die Ebene, je eines an einem Ende, sie sind deshalb einem unmittelbaren Angriff ausgesetzt. Dagegen hat die Innenmauer nur ein einziges Thor, welches sich genau in der Mitte befindet. Jedes dieser drei Thore ist zwischen zwei mächtigen, sehr nahe bei einander befindlichen Türmen angelegt.

Sobald die an der Grenze aufgestellten Plänkler ihm von dem Anrücken des Feindes Zeichen geben, ergreift Dunânu alle Maßregeln zur möglichsten Verlängerung des Widerstandes. Er zwingt die Bewohner der Umgegend sich mit ihrem Getreide, ihrem Vieh und ihren Vorräten an Wein und Öl zu ihm zu flüchten; er läßt die Früchte und das Korn noch unreif entfernen, um dem Feinde nicht das Geringste zu überlassen. Die Männer erhalten Waffen und verstärken die gewöhnliche Besatzung, die Frauen haben Brot und Nahrung zu bereiten. Die Kriegsbaumeister erhöhen den Kranz der Türme mit Faschinen und Zimmerwerk, das sie aus großen Rundschilden von Weidengeflecht und leichtem Holzbau herstellen, und das nach vorn hin weit über die Mauerzinnen hinausragt (Fig. 171). Die Soldaten besetzen den Teil des Walles, der ihnen anvertraut ist, und häufen dort alle möglichen Verteidigungsmittel auf. Von Strecke zu Strecke sieht man sie dort auf dem Rundgang Kieselstücke für die Schleuderer zusammentragen, oder Haufen Steine, um dieselben auf den übelberatenen Feind, der es wagt den Fuß des

Walles anzugreifen, herabzuwerfen. Dunânu, sein Bruder Sangunu und sein Verbündeter Palia, der Enkel des Merodach-Baladan, leiten die letzten Vorbereitungen und ermutigen jedermann durch ihre Ansprachen: „Zweifelsohne ist der Feind mächtig, aber Schapîbel ist stark und hat schon mehr als einen Angriff zurückgewiesen; es wird auch diesen abweisen, vorausgesetzt, daß seine Verteidiger ihre gewohnte Tapferkeit entfalten. Die Götter, die ihnen bisher beigestanden werden sie auch in dieser neuen Gefahr nicht verlassen."

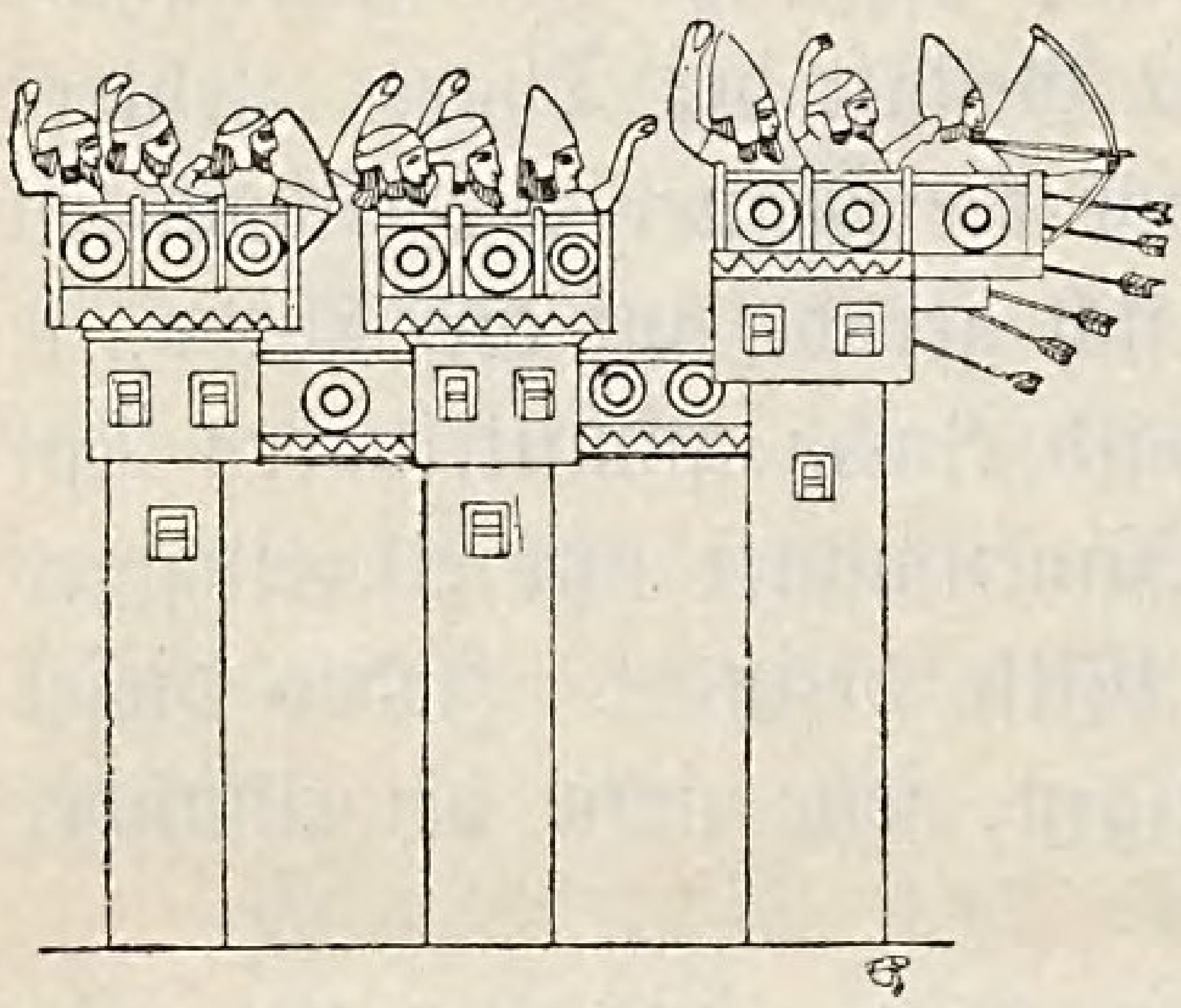


Fig. 171. Durch Zimmerwerk verstärkte Türme.

Der assyrische Vortrab rückt bis an den Fuß der Mauern vor, zieht sich aber, da er sie stark besetzt gefunden, nachdem er einige Pfeile aufs Geratewohl entsendet, wieder zurück. Der Befehlshaber an einem der Thore wirft sich, da er diesen Rückzug sieht, unklugerweise auf ihre Verfolgung. Seine Truppe wird geschlagen, aufgelöst und kehrt in Verwirrung unter dem Verlust von etwa zehn Toten in die Feste zurück; er selbst fällt schwer verwundet mit etwa zehn anderen in die Hände des Feindes.

In solchen Fällen bewilligen die Assyrer niemals Gnade. Man führt die Gefangenen vor das Thor, aus dem sie eine Stunde früher voll Mut und Eifer herausmarschierten und hier unter den Augen ihrer Mitbürger, welche die Wälle besetzt halten, werden sie lebend gepfählt; dann rammt man die Pfähle in einer Reihe in die Erde und zwar so nahe, daß den Verteidigern auch nicht ein einziger Zug des Todeskampfes erspart bleiben soll, und doch wieder so fern, daß kein Pfeilschuß die Leidenden treffen und sie von ihren Schmerzen befreien könnte (Fig. 172). Diese schreckliche Strafe ist eine von denen, die die Assyrer in Kriegszeiten am liebsten auferlegen. Es ist zum Teil natürliche Grausamkeit,

zum Teil wohl erwogene Berechnung. Auf dem Pfahl tritt der Tod nur langsam ein: öfter wartet der Verurteilte zwei bis drei Tage darauf, daß er ihn von seinem Marterholz erlöse. Täglich unterliegen neue Gefangene derselben Strafe und wenn sich der Widerstand nur einigermaßen in die Länge zieht, bilden die Pfähle schließlich einen förmlichen Wald zwischen den beiden Heeren. Dieses jammervolle Schauspiel entmutigt gar oft die Tapferen und zeitigt den Verrat, allein es schwächt in keiner Weise den Eifer ab, der die Verteidiger von Schapîbel beseelt. Nachdem die Assyrer verschiedentlich erfolglos die Feste von mehreren Seiten anzugreifen versucht hatten, erkannten sie, daß dieselbe nur einem regelrechten Sturm weichen würde und so entschlossen sie sich die Belagerung zu beginnen.



Fig. 172. Von den assyrischen Soldaten gepfählte Gefangene.

Ihre erste Sorge geht dahin, in der Ebene außer Schußweite der Wälle ein verschanztes Lager zu errichten, das ihr ganzes Heer aufnehmen kann (Fig. 173). Dasselbe bildet wie immer einen fast vollkommenen Kreis, ist von einer Ziegelmauer umgeben und mit Türmen, wie eine Stadt, versehen. Jeder Soldat versteht etwas von einem Handwerk, und deshalb genügen einige Tage zur Durchführung eines derartigen Unternehmens. Der Innenraum ist in Quartiere eingeteilt, in denen die Zelte in regelmäßigen Straßenreihen aufgeschlagen stehen. Eine Abteilung ist für religiöse Feierlichkeiten bestimmt. Zwei auf einem Wagen angebrachte Standarten stellen den immer bei seinem Heere weilenden Assur dar; und die Priester feiern hier seinen täglichen Gottesdienst mit denselben Gebräuchen wie in den Tempeln zu Ninive.

Während ein Teil der Belagerer ausruht (Fig. 174), beschäftigt sich ein anderer mit den Arbeiten in den Laufgräben

oder durchsucht das umliegende Feld. Sie beherrschen von hier aus die ganze Gegend und schneiden jede Verbindung der Feste mit der

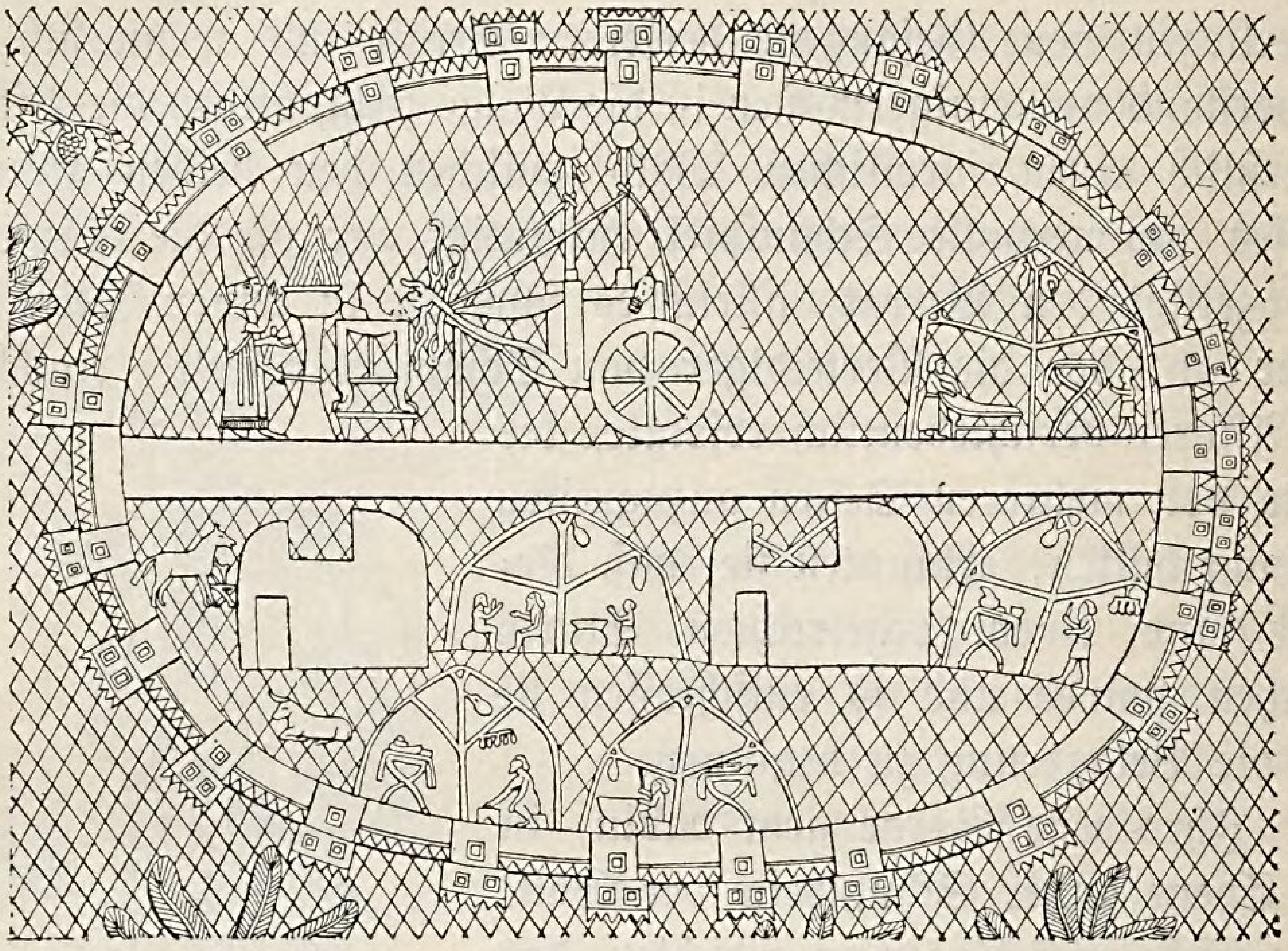


Fig. 173. Das verschanzte Lager der Assyrer.

Außenwelt ab. Von Zeit zu Zeit versucht ein Bote sich durch die Belagerungslinien zu schleichen oder unter dem Schutze der Nacht mit seinem Schlauche auf dem Kanal in die Stadt zu gelangen. Wird er gefangen, so ist der Pfahl sein Los; gelingt es ihm durchzukommen, so sind die Mitteilungen, die er überbringt, derart, daß er besser daran gethan hätte, sein Leben



Fig. 174.
Drei Zelte in einem assyrischen Lager.

nicht für dieselben zu wagen. Der König von Babylon, durch Tiummâns Niederlage erschreckt, weigert sich zu marschieren; die kleinen Staaten von Unterchaldäa folgen dem Beispiel des babylonischen Königs und keiner wird zu Gunsten Gambuls einen

Finger rühren: Dunânu wird bis zuletzt allein das ganze Gewicht dieses Krieges zu tragen haben, den er so leichtsinnig auf Elams Anstiften hin begann.

In der Zuversicht, daß kein Dunânu zu Hilfe eilendes Heer sie stören wird, setzen die Assyrer ihre Belagerungsarbeiten mit der Regelmäßigkeit, welche alle ihre militärischen Einrichtungen leitet, fort. Sie haben gleich zu Anfang rings um die Feste einen Gürtel von Schleuderern (Fig. 175) und Bogenschützen gestellt, die die Aufgabe haben, gegen die Verteidiger ein beständiges Scharmützel zu unterhalten und sie von morgens bis abends und wenn möglich auch von abends bis morgens nicht einen Augenblick in Ruhe zu lassen.



Fig. 175.
Die assyrischen Schleuderer.

Jedem Bogenschützen ist ein Lanzenträger beigesellt, welcher sein Kriegsgenosse, sozusagen sein zweites Ich für die ganze Dauer des Feldzuges wird. Sie haben beide zu ihrem Schutze einen großen, viereckigen, sechs Fuß hohen Schild aus Korbgeflecht, der manchmal nach oben gebogen in eine Spitze ausläuft, manchmal von einer Art Wetterdach, das im rechten Winkel zum Schilde steht, gekrönt ist. An der Innenseite, ziemlich weit oben, um die Handhabung zu erleichtern, befindet sich ein Griff. Der Lanzenträger schleppt den Schild wie einen beweglichen Wall, der ihn und seinen Kameraden deckt, vor sich her; in einer Entfernung von etwa sechzig Schritten vor der Mauer angekommen, hält er still, stellt ihn auf die Erde und der Schütze beginnt zu zielen (Fig. 176). Die Bogenschützen von Gambul antworten, indem sie sich hinter den Zinnen der Mauern oder hinter den Rundschildern des Flechtwerks verbergen; es ist zwischen beiden Teilen ein Kampf voll

Geschicklichkeit und Achtsamkeit, der nie nachläßt; sobald einer der Gegner sich zeigt, schwirren sofort ein oder zwei Pfeile auf ihn zu.

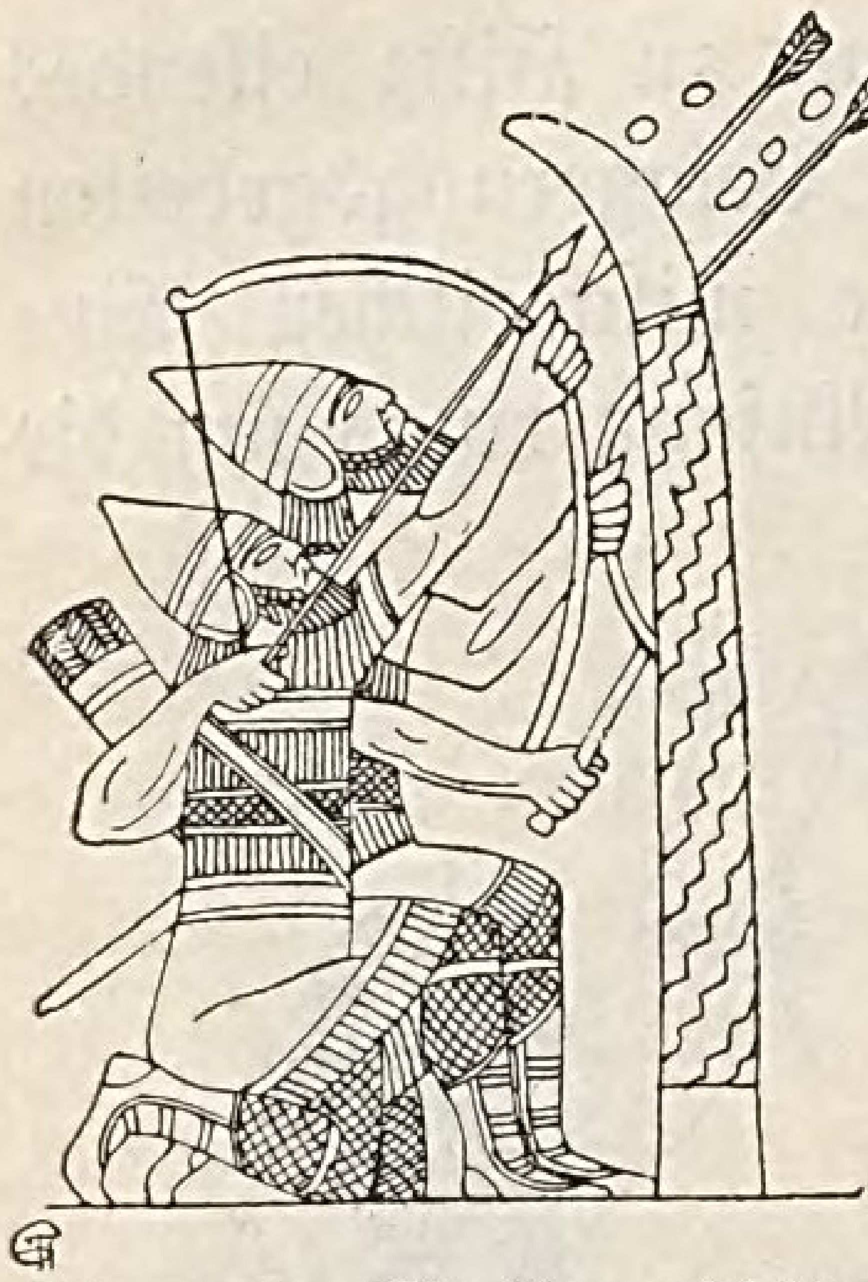


Fig. 176. Die Bogenschützen hinter Deckung.

Die Erfahrung, welche die Assyrer bei dieser Art von Scharmützeln zeigen, schützt sie aber nicht immer vor einer Thorheit und sie verlieren jeden Tag einige Leute.

Unterdessen schleichen sich ihre Sapeure, durch diesen Pfeilhagel gedeckt, bis an eines der Thore und versuchen es mit Beilhieben einzuschlagen oder mittelst Fackeln Feuer daran zu legen (Fig. 177). Die festen, mit Bronze beschlagenen Thorflügel widerstehen und die Wache der benachbarten Türme überschüttet die Angreifer mit einem Regen von Wurfgeschossen, Wurfspießen, Wurfpfeilen, Steinblöcken, Balkenstücken und Güssen kochenden Wassers; wenn sie auch durch eine Art gepolsterter Gewandung, die sie vom Kopf bis zu den Füßen umhüllt, etwas geschützt sein mögen, so

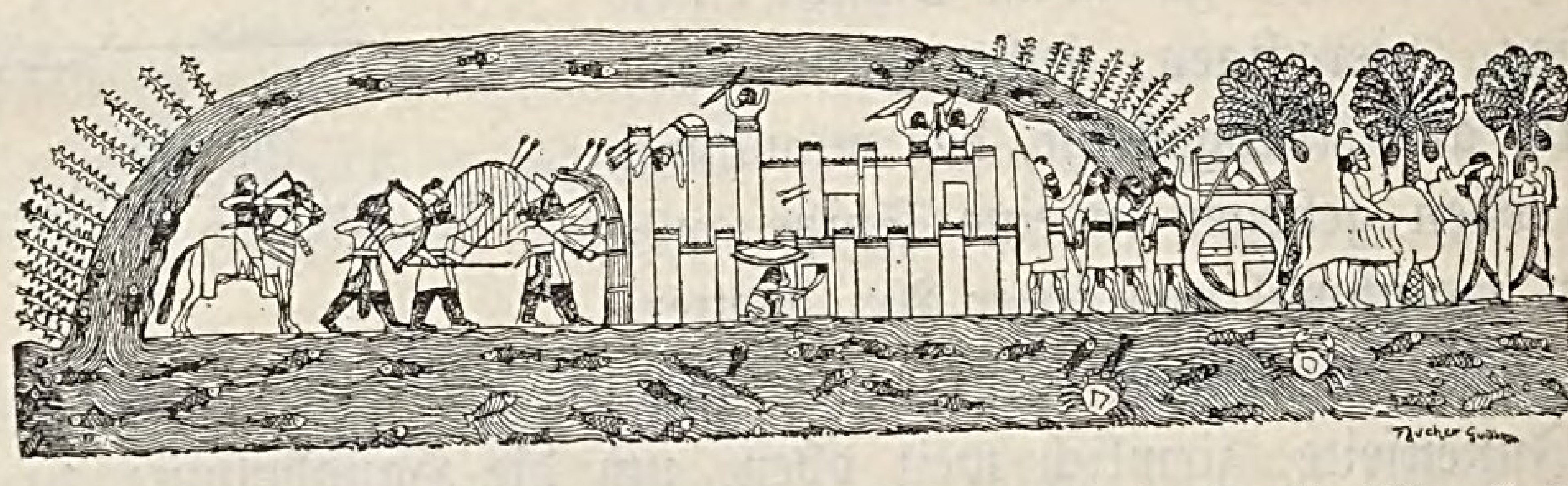


Fig. 177. Belagerung einer Stadt: In der Mitte versucht ein assyrischer Soldat mittelst einer Fackel Feuer an das Thor zu legen.

sind sie doch bald genötigt zu weichen, indem sie die Hälfte der Ihren auf dem Platze lassen.

Des Nachts kommen sie wieder, diesmal mit Reisigbündeln, Kienholz und Pech, welches sie am Thore aufschichten, um dieses damit in Brand zu stecken: von oben herabgegossene Wasserströme löschen das Feuer und dieser zweite Versuch endet wie der erste,

mit dem Tode mehrerer Leute und dem Rückzug der Übrigbleibenden. Auf dieser Seite zurückgeworfen, greifen sie in der folgenden Nacht den südlichen Eckturm an, und versuchen eine Mine zu graben, um ihn zum Einsturz zu bringen. Sie nehmen Schilde, welche denen der Bogenschützen ähnlich sind, mit und stützen sie mit dem umgebogenen Teil an die Mauer, unter diesem Schutze arbeiten sie wie eine Schildkröte unter ihrer Schale an den unteren Steinschichten. Die Belagerten lassen von der Höhe ihrer Turmschanzen Balken oder Steinblöcke herunterfallen, welche sie erschlagen, brennendes Werg, welches ihre Schilddecke entzündet, doch es gelingt ihnen nicht die Arbeiter zu entmutigen; endlich macht eine kleine, von Dunânu selbst geführte Schar einen Ausfall, heimlich kommen sie durch ein kleines Mauerpförtchen und indem sie sich der Mauer entlang schleichen, überraschen sie im Schutze der Nacht die Feinde, töten die einen, verjagen die andern und kommen mit heiler Haut mitsamt den erbeuteten Schilden und etwa zwanzig Gefangenen zurück. Diese werden, kaum gefangen, gepfählt und am nächsten Morgen sehen die Assyrer die Körper ihrer Kameraden auf dem Walle aufgepflanzt, denn es ist von beiden Seiten ein Kampf ohne Gnade, und die Belagerten, die sich ohnehin verurteilt sehen, rächen sich im voraus für die Qualen, die ihrer harren.

Übrigens sind dies alles nur Scheinangriffe, die den Feind ermüden sollen, und während man auf Vorposten solchergestalt kämpft, vollenden die Kriegsbaumeister im Lager die Herstellung der Maschinen. Schon lange ist der Widder in all seinen Formen auf der ganzen Welt im Gebrauch. Der tragbare Widder ist ein einfacher, eisenbeschlagener Balken, der von etwa zwanzig Männern getragen wird, die ursprünglichste aller zur Einnahme fester Plätze verwendeter Kriegsmaschinen. Dann giebt es Hängewidder, bei denen der Balken an einer Zimmerung hängt, die man am Fuße einer Mauer errichtet, während man ihn selbst mittelst Seilen in Bewegung setzt, endlich den beweglichen Widder, welcher ganz wie der vorige eingerichtet ist, und nur auf vier oder sechs

Rädern ruht, mittelst deren man ihn beliebig näher oder ferner rücken kann. Er ist mit einer förmlichen Schale von frischen Ochsenhäuten oder dicken Wollstoffen überzogen, die nach oben zu abgerundet ist, um ihn gegen den Anprall schwerer Geschosse zu decken, und wird von einer Kuppel oder Halbkuppel überragt, in welcher die Seile, die den Stoßbalken halten, befestigt sind. Oft verwandelt sich dies rohe Schutzdach in eine Art beweglicher Festung und die Kuppel in einen richtigen Turm, auf dem Bogenschützen und Soldaten Platz finden, die den Belagerten beunruhigen und den feindlichen Fackeln wehren, Feuer an die Kriegsmaschinen zu legen.

Die Widder werden in einiger Entfernung vom Wall nebeneinander aufgestellt, und zwar in der Weise, daß die einen gegen einen Turm gerichtet sind, die andern zwischen zwei Türmen befindlichen gegen schwache Stellen in der Mauer. Vor ihnen hat man die Bodenstrecke, welche sie zu durchmessen haben, ausgeebnet und an solchen Stellen, die keine genügende Festigkeit bieten, eine regelrichtige Pflasterung gelegt, die ihr Gewicht ohne nachzugeben tragen kann. Die Belagerten hindern so viel als möglich diese Vorarbeiten, aber sie können sie nicht gänzlich aufhalten; die Maschinen, jede von etwa hundert Männern geschoben, setzen sich in Bewegung. Sie gebrauchen zwei Tage, um die kurze Strecke bis zur Mauer zurückzulegen; endlich aber in die richtige Nähe gelangt, machen sie sich mit großem Eifer ans Werk, wie um die Zeit, die sie bei ihrem langsamen Vormarsch verloren, wieder einzuholen. Auf ein gegebenes Zeichen ergreift die Bedienungsmannschaft die Enden der an dem Balken befestigten Stricke und zieht gemeinschaftlich daran.

Die erste Anstrengung ist immer ziemlich groß, denn der Balken ist schwer und das Gewicht der lanzenähnlichen Spitze oder der viereckigen Metallmasse, mit der er vorne versehen ist, sehr beträchtlich. Doch endlich kommt er in Bewegung, zuerst nur langsam, dann aber mit immer mächtigeren Schwingungen, bis zuletzt der Kopf mit aller Wucht an das ihm entgegenstehende Hindernis an-

prallt. Die Mauer erbebt, einige Ziegel lösen sich los oder zerbröckeln (Fig. 178), und durch die regelmäßig aufeinanderfolgenden Stöße wird allmählich Bresche an sämtlichen sechs Angriffspunkten gelegt. Die Besatzung, welche zwar das Aufstellen des Geschützes nicht verhindern konnte, sucht wenigstens die Kriegsmaschine lahm zu legen oder zu zerstören. Sie läßt Ketten hinab, rollende Schlingen oder Haken, welche den Kopf

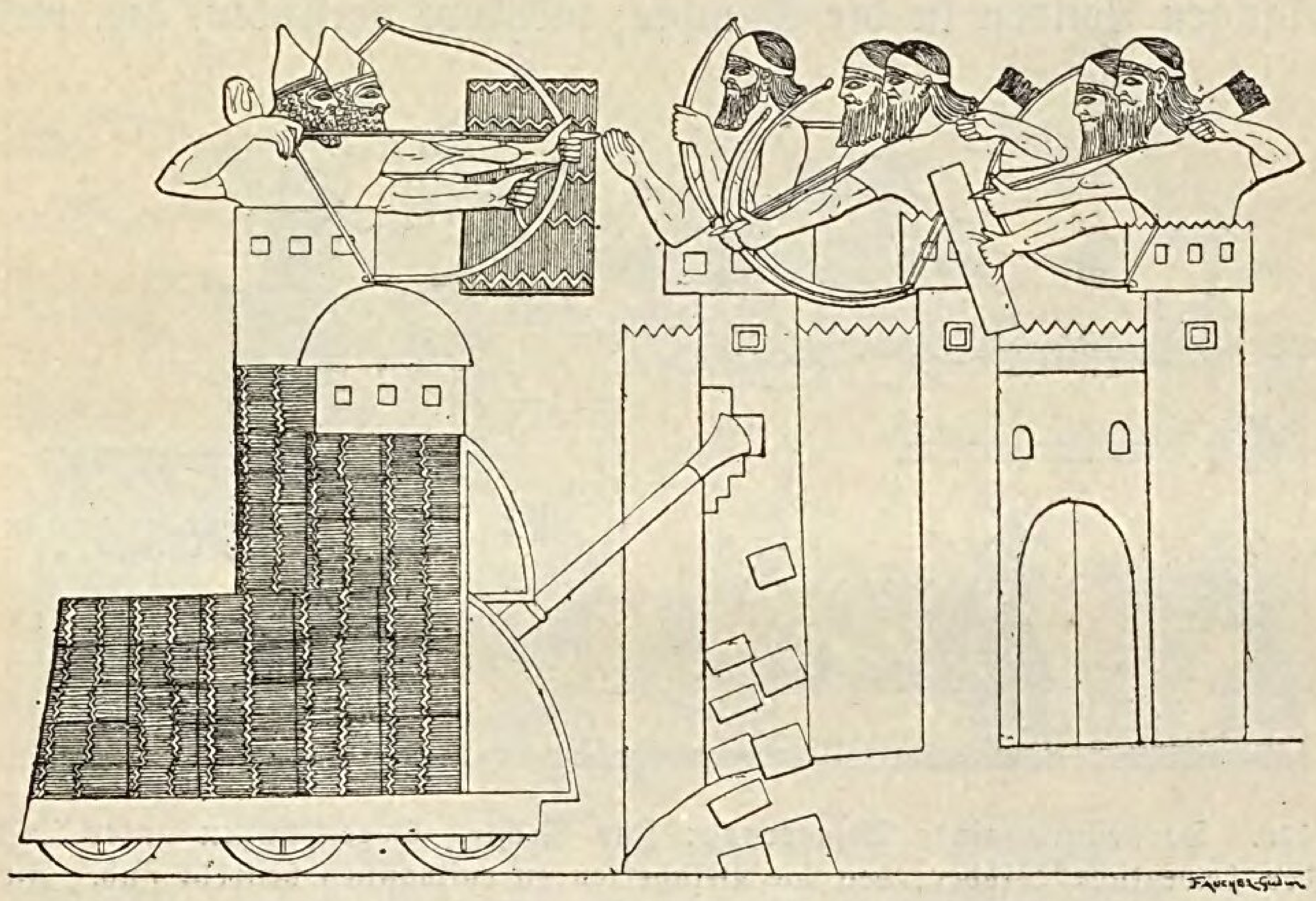


Fig. 178. Widdertürme öffnen eine Bresche in der Mauer.

des Balkens auffangen und ihn unbeweglich machen. Die Bedienungsmannschaft hält stand und es entsteht ein Kampf, wer der Stärkste ist, der manchmal zum Vorteil der Belagerten ausfällt (Fig. 179). Es gelingt ihnen sich des Sturmbocks zu bemächtigen oder ihn mit einem ungeheuren Felsblock zu zerschmettern. Gleichzeitig regnen Fackeln, getränktes Werg, siedendes Pech, Feuerbrände aller Art auf die Dächer herab. Die Assyrer fahren aber unerschütterlich in ihrem Werke fort; sobald ein Widder beschädigt ist, besetzen sie ihn ohne Zögern mit einem neuen Sturmbock und bringen ihn alsbald von neuem in Thätigkeit.

Die Rotten der Bedienungsmannschaften lösen sich ab, die

Pfeilhagel fallen unablässig, die Minierer untergraben den Fuß der Türme und all das geschieht in einer Weise, daß den Verteidigern gar keine Ruhe bleibt, sie vielmehr ihre ganze Aufmerksamkeit immer nur auf einen bestimmten Punkt richten können. Während der Kampf um die Belagerungstürme sich in der heftigsten Weise fortsetzt, begeben sich etwa hundert aus den Tapfersten ausgewählte Leute kurz nach Einbruch der Nacht mit langen Leitern in die Sümpfe; mehrere versinken, die, welche

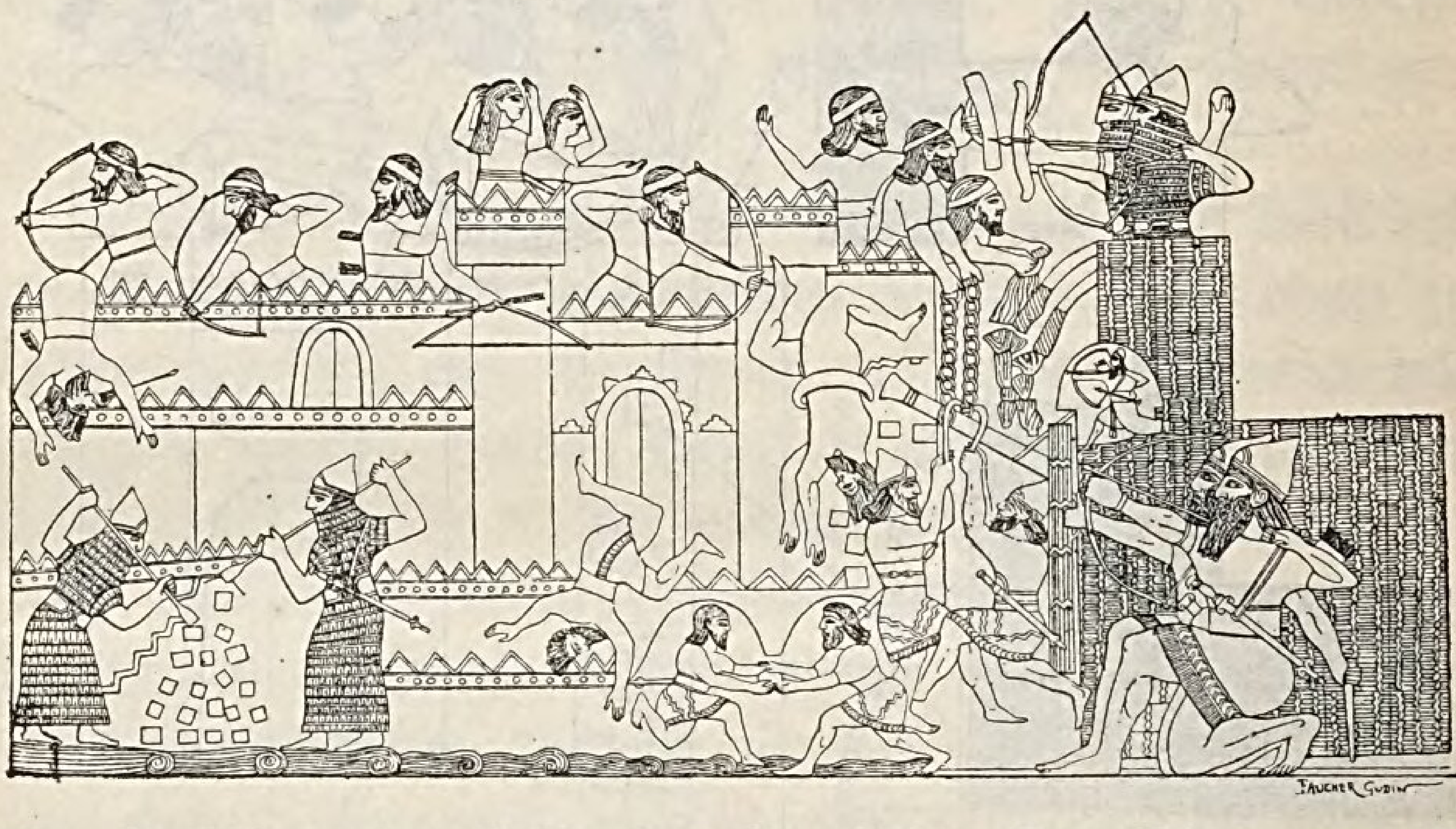


Fig. 179. Darstellung einer Belagerung: Zur Rechten Bogenschützen unter Deckung und der bewegliche Widder, den die Belagerten zu entwaffnen bestrebt sind. In der Mitte öffnen zwei unbewaffnete Sapeure eine Mine; zur Linken untergraben bewaffnete Sapeure den Fuß einer Mauer. Vorn fließt der Strom.

die Mauer erreichen, legen die Leitern an und trotzdem sie dieselben um mehrere Fuß zu kurz finden, gelingt es ihnen doch, indem sie sich auf die Schultern ihrer Kameraden schwingen, auf den Rundgang zu kommen. Sie töten die einsame Schildwache, die dort hin- und hergeht, bemächtigen sich der beiden nächsten Türme und verkünden ihren Erfolg mit großem Geschrei. Die entmutigte Besatzung hält, ungeachtet der Bitten ihrer Anführer, nicht länger stand: ein sofort eingeschlagenes Thor bahnt den Belagerern, die sich nun in die Stadt werfen und mit der Plünderung beginnen, freien Zugang. Bei Sonnenaufgang leisten nur noch vereinzelte Soldatenabteilungen Widerstand, gegen Mittag

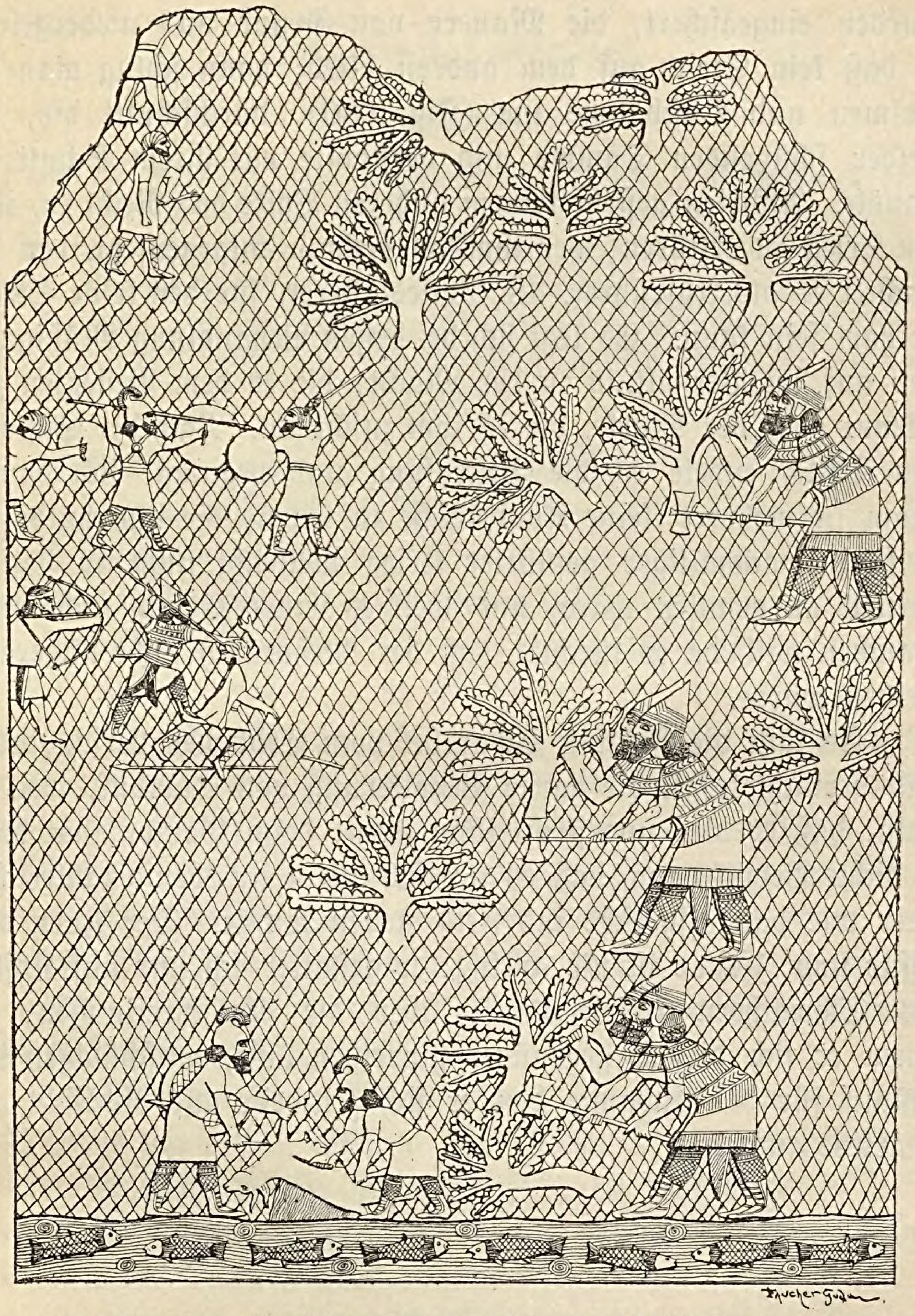


Fig. 180. Die Assyrer fällen die Bäume im Feindeslande.

ist der Kampf zu Ende und der Fall von Schapibel vollendete die Eroberung Gambuls. Die ganze Einwohnerschaft wurde nach Assyrien verbracht und die Stadt zerstört. Die Häuser

wurden eingeäschert, die Mauern von Grund aus niedergelegt, so daß kein Stein auf dem andern blieb; dann schlug man die Palmen und Obstbäume um (Fig. 180), durchschnitt die, die Felder schützenden Dämme und verstopfte mit ihrem Schutt die Kanäle. Assyrien gesteht keinem anderen Volke das Recht zu, ihm den Krieg zu erklären; wer ihm Widerstand entgegensetzt, den betrachtet es als Aufrührer, als Gotteslästerer, für den keine Strafe zu hart sein kann. Es legt sich bei dessen Behandlung Mäßigung nur auf im Verhältnis zu der Macht, die es dem Besiegten zuerkennt oder der Stärke, die es ihm zuschreibt. Nach der Schlacht von Tulliz endete es die Bestrafung und begnügte sich damit, Elam in mehrere kleine Königreiche zu teilen, die ihm huldigen, weil ein nachhaltiger geführter Krieg vielleicht nicht zu seinem Vorteil ausgefallen wäre, und weil es seinen Erfolg nicht mißbrauchen will, da es fürchtet, daß der Mißbrauch nicht ungerächt bleiben würde.

Es läßt die Festung Schapibel vom Erdboden verschwinden und vernichtet fast die ganze Bevölkerung von Gambul, weil es weiß, daß es dies ungestraft thun kann, denn Gambul hat keine so dichte Bevölkerung, daß es für sich allein ein ebenso zahlreiches Heer wie das assyrische ins Feld stellen könnte. Der Zorn von Assur und Ischtar ist nie unklug: er gestattet sich nur auf Kosten des Schwächern freien Lauf, aber die Ausschreitungen, zu denen er sich diesem gegenüber hinreißen läßt, entschädigen ihn vollauf für den Zwang, den er sich zeitweise aus Rücksicht auf Stärkere auferlegt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Siegesfeier.

Assurbanipal empfängt die Gesandten von Urarti. Ninive und seine Paläste. Die Siegesfeier: Aufmarsch der Kriegsbeute in den Straßen von Ninive. Der Krieg ist ein Handelsunternehmen, das Assyrien bereichert. Die Kriegsgefangenen. Die Bestrafung der besiegten Anführer. Das Festmahl und die assyrische Trunkenheit. Die Feier im Harem und das Haupt Tiummâns. Der Siegesgesang. Prophezeiung Nahums des Elkoschiten.

Während man draußen für Assurbanipal Siege erfocht, war auch er in seinem Palast zu Arbela nicht unthätig geblieben. Er hielt Gastmähler und Jagden ab und brachte Ischtar Opfer dar, so oft und noch öfter als seine Generale marschierten, plünderten und Schlachten schlugen. Er empfing selbst fremde Gesandtschaften, vor welchen er seine Kriegsbeute zur Schau stellte und sich seiner Erfolge rühmte. Der König von Urarti, Rusa, schickte seine Edlen zu ihm, um ein Bündnis mit ihm zu vereinbaren. Urarti ist für Assyrien nicht mehr der furchtbare Feind, den Tiglathphalasar III. und Sargon nur mit größter Mühe niederwarfen; seine Kräfte haben sich im Kampfe aufgerieben, und aus dem Westen gekommene Stämme machen ihm die Gebiete am Euphrat, über welche es seit zwei Jahrhunderten seine Herrschaft ausgedehnt hatte, streitig.

Um sie seine ganze Macht fühlen lassen zu können, möchte Rusa gerne mit seinem Nachbar von Ninive in guten Beziehungen bleiben: die Freundschaft oder wenigstens die Parteilosigkeit Assyriens ist schon einige Geschenke und auch einige Worte des Lobes oder selbst der Unterwürfigkeit wert.

Assurbanipal empfängt die Gesandten in öffentlicher Audienz und führt ihnen die beiden gefesselten Botschafter Susas Umbadarâ und Nabudamiq vor. Es ist eine lebendige Lehre, die er ihnen geben will, um ihnen zu zeigen, welche Gefahr es bringt, seinen Zorn zu reizen, ebenso andererseits, welche Vorteile für die fremden

Herrscher daraus entspringen, sich seine Wohlgeneigtheit zu erhalten. Die Armenier ziehen, nach Gebühr erbaut, wieder von dannen und Assurbanipal nimmt nach ihrer Abreise sein verweichlichtes, vergnügungssüchtiges Leben wieder auf.

Inzwischen folgen sich die Boten von Tag zu Tag und jeder bringt die Nachricht eines neuen Erfolgs: die Ankunft vor Durîlu, den beschleunigten Rückzug der Elamiten, den Sieg von Tulliz, den Tod Tiummâns, die Thronbesteigung Umbanigâschs und Tammaritus, die Belagerung und Einnahme von Schapîbel, die bevorstehende Rückkehr der Sieger mitsamt der Kriegsbeute. Nach altem Brauch ziehen die Könige, welche aus dem Kriege heimkommen, im Triumphe in ihrer Hauptstadt ein: die Gefangenen schreiten an der Spitze des Zuges, dann folgen die Abgaben der unterjochten Völkerschaften; das Fest endet mit Bestrafung der hauptsächlichsten Anführer des Aufstandes.

Assurbanipal läßt für diese Feierlichkeit alles vorbereiten und am bestimmten Tage stellt er sich an die Spitze des Siegesheeres und begiebt sich auf den Weg nach Ninive. Die Hauptstadt Assyriens ist nicht wie Dur-Scharrukîn auf einmal, nach einem feststehenden Plan gebaut, sie ist vielmehr eine, durch langsames Anwachsen von Gebäuden und Menschen, im Laufe der Jahre, entstandene Stadt und hat sich deshalb noch das ungeordnete Aussehen der alten Zeiten bewahrt. Sie liegt am linken Ufer des Tigris, am Zusammenfluß dieses Stromes mit dem Chusur, und hat die Gestalt eines unregelmäßigen Trapezes, viel länger als breit. Der an den Fluß stoßende Teil ist nur von einer Mauer geschützt. Ebenso deckt auch nur eine Mauer die nördliche Seite, an welcher in einem breiten Graben ein Teil der Gewässer des Chusur fließt. Die südlichen Stadtviertel sind gegen die Ebene gerichtet und haben keinerlei natürliches Bollwerk, dafür sind sie durch sehr geschickt angelegtes Schanzwerk gegen einen Angriff geschützt. Zuerst kommt eine Mauer ganz wie die auf den beiden anderen Stadtseiten, auch ebenso wie diese mit einem Wallgraben am Fuße versehen; vor demselben befindet sich ein Festungswerk in Gestalt

eines Halbmondes, welches aus zwei dicken Mauern und einem zweiten Graben von derselben Breite wie der erste besteht. Die von Arbela herführende Straße durchschneidet diese Verteidigungsanlagen, und indem sie sich durch die Stadt hindurch fortsetzt, läuft sie gerade auf einen künstlichen Hügel zu, auf dem sich der Südpalast, das von Sanherib glänzend wieder hergestellte alte Schloß der früheren Könige, erhebt. Die Hand Sanheribs hat in Ninive überall Spuren zurückgelassen. Er versah die Stadt mit Wasserleitungen, um von den umliegenden Hügeln klares, frisches Wasser herbeizuführen; er errichtete längs des Tigris Uferbauten aus Ziegelsteinen, er erbaute an einer Windung des Chusur den vielleicht schönsten aller assyrischen Paläste, denjenigen, in dem sein Sohn Assarhaddon und sein Enkel Assurbanipal nach ihm herrschten. Letzterer ließ seine Jagden und Siege auf den Mauern darstellen und brachte seine große Bibliothek hierher, in der er die Werke aller alten und neuen Schriftsteller vereinigte.

Der Plan der ninivitischen Paläste ist annähernd derselbe wie der des Palastes Sargons in Dur-Scharrukin. Den Zugang bilden ebenfalls schiefe Ebenen und an den Seiten des künstlichen Hügels angebrachte Doppeltreppen. Das Äußere gewährt den gleichen festungsähnlichen Anblick, wie jener; sie sind von Zinnen gekrönt und mit Türmen besetzt. Masten zieren die Thore, welche sich zwischen Reihen geflügelter Stiere öffnen. Die Haremsgemächer hängen nur durch einige schmale Pförtchen mit dem übrigen Teil des Gebäudes zusammen: die Gärten, in denen Cypressen und Cedern mit Weinlauben und Blumenbeeten abwechseln, schließen sich ihnen an. Auch erhebt sich an einer der Ecken des Gebäudes der Stufenturm, der den Schutz der Götter über die zu seinen Füßen liegende Stadt zu breiten scheint. Die Assyrer lieben es nicht, Veränderungen in der Form und der Anlage ihrer Bauwerke anzubringen. Die Pläne, die sie von ihren Vorvätern überkommen haben, finden sie auch für sich gut genug und halten, wenigstens in den allgemeinen Umrissen, getreulich daran fest. Und wahrlich sie konnten in fremden Landen

genug Meisterwerke der Baukunst sehen, welche jedes andere, weniger zäh am Althergebrachten haftende Volk nachzuahmen versucht hätte. Als Sieger zogen sie in die Paläste der Hittiterkönige ein, von denen sie die Gewohnheit annahmen ihre Mauern ganz aus Stein aufzuführen, aber dabei blieben sie stehen und die Paläste nach Art der Chatti, wie sie dieselben nennen, sind nur chaldäische Bauten, die aus Hausteinen anstatt aus Backsteinen errichtet sind. Sie kennen den Tempel des Jahveh (Jehovah) zu Jerusalem und den des Melkarth in Tyrus, sie haben die unermeßlichen Heiligtümer des Phtah zu Memphis und die des Amon zu Theben geplündert, und es ist ihnen nicht in den Sinn gekommen die Grundzüge derselben nachzuahmen.

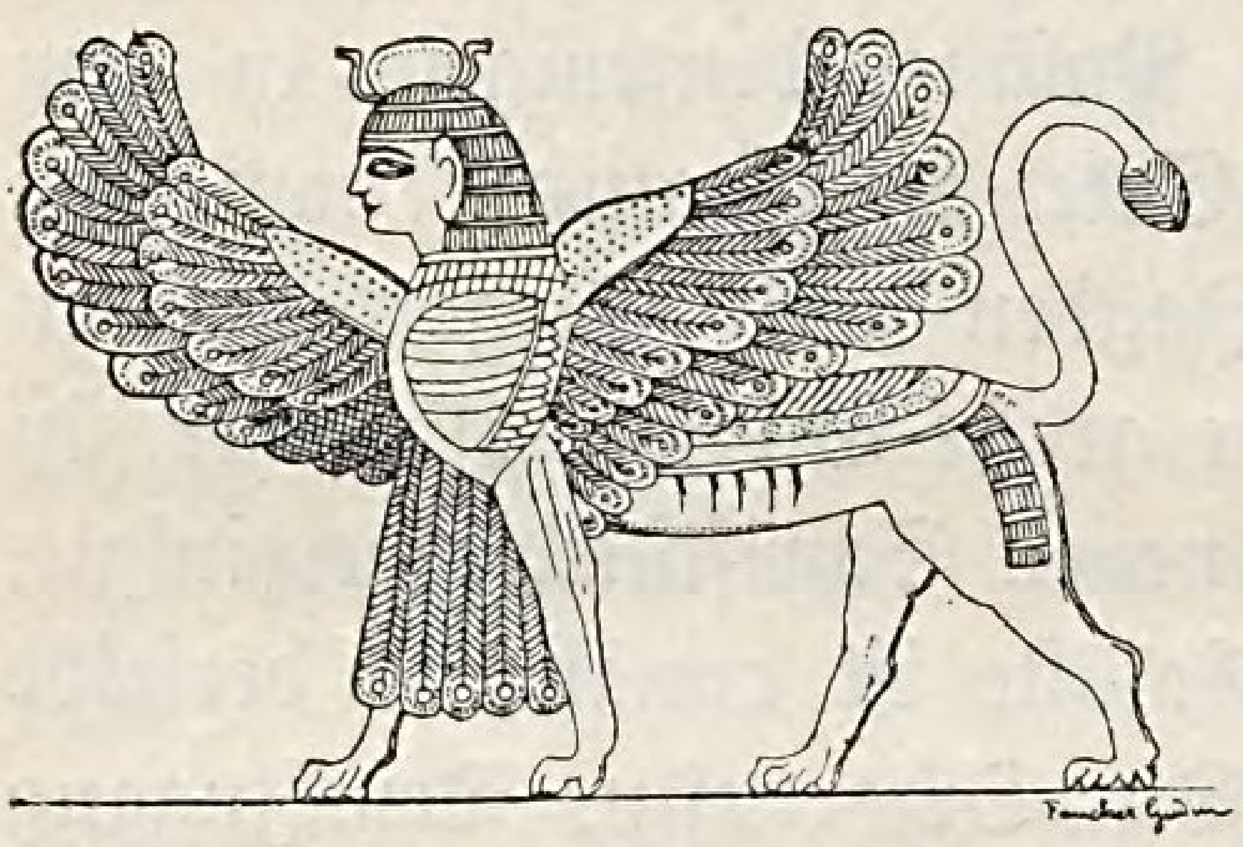


Fig. 181. Greif im ägyptischen Stil.

Assarhaddon hat aus Ägypten nur das Bild des mit der Sonnenscheibe des Râ gekrönten Greifen mitgebracht (Fig. 181) und man erblickt im Palaste Assurbanipals Gestalten, bei welchen der Körper eines ägyptischen Löwen sich recht schwerfällig mit den Flügeln und dem Menschenhaupt der althergebrachten Stiere verbindet. Dies abgerechnet, baut man heute noch nach den von den Chaldäern festgestellten Regeln, und die Bauleiter des Gudea könnten, wenn sie wieder auf die Welt kämen, die Arbeiten der jüngsten unter den jetzt lebenden Baumeistern für sich in Anspruch nehmen.

Die Soldaten der verschiedenen Heerkörper marschieren unter dem Beifallsgeschrei der Menge durch die Straßen, nach ihnen kommen die Gefangenen und die Kriegsbeute, dieser folgt der König auf seinem Wagen, den Schluß bilden wieder Soldaten. Die Spitze des Zuges ist schon vor dem Palaste angekommen, während die letzten Reihen noch nicht durch das Stadtthor eingezogen sind und noch die Vorstädte durchziehen. Der Reichtum

der Beute ruft allgemeine Bewunderung hervor. Die Streitwagen und das ganze elamitische Kriegsmaterial eröffnen mit den Pferden der susischen Reiterei und den Maultieren des königlichen Trosses, die wie für den Dienst aufgezäumt und geschirrt, am Zaume geführt werden, den Zug (Fig. 182). Die Gattung der Pferde ist dieselbe wie die assyrische, doch unterscheidet sie sich leicht von der ägyptischen Rasse, was alle Niniviten bestätigen können, die dem Triumphzug Assurbanipals nach seinen Siegen über den Pharao Taharqu (Thirhaka) und dessen Schwiegersohn Urdamani beiwohnten. Ihr Kopf ist klein, aber von schöner Form, die Nüstern weit offen, die Augen lebhaft, der Hals

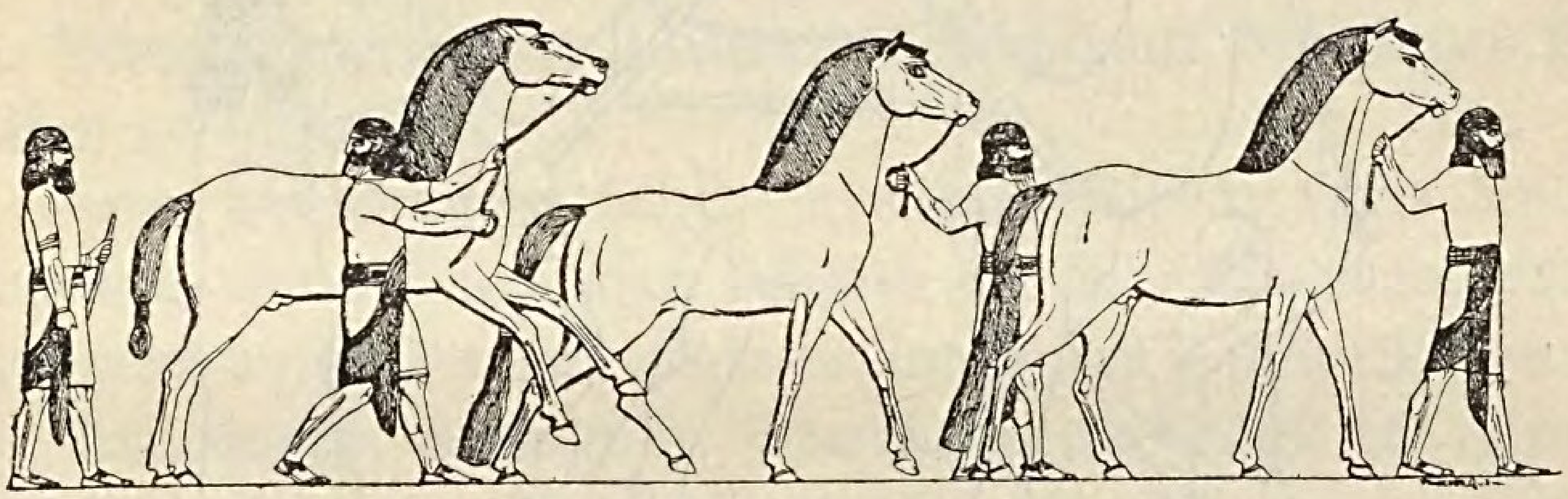


Fig. 182. Vorüberführen der Pferde.

ziemlich kräftig gebogen, der Leib plump, das Bein fein und sehnig. Einige in Gambul erbeutete Kamele schreiten hinter den Pferden (Fig. 183). Diese wunderlichen Tiere stammen aus Arabien, wo man sie zum Tragen der Lasten und bei der Durchquerung der Wüste verwendet.

Sie haben nur einen Höcker zum Unterschied von dem Kamel des fernern Ostens, das deren zwei trägt, und dem man von Zeit zu Zeit in Ninive als etwas Seltsamem begegnet. Die Masse der Ochsen und des Kleinviehes hat sich unterwegs von den Grenzen Elams und Gambuls bis zu den Thoren der Hauptstadt bedeutend verringert. Das Heer und die Gefangenen haben einen Teil davon verzehrt, viele sind auch der Ermattung erlegen oder kamen durch die Zähne wilder Tiere um. Was übrig blieb, ist jedoch noch so beträchtlich, daß man nur einen Teil

im Zuge mitführt und die anderen vor der Stadt, unter der Obhut ihrer Hirten läßt, bis sie zwischen dem königlichen Schatze und den Soldaten, welche mit im Felde gefochten haben, verteilt werden. Den Tieren folgen Scharen von Sklaven, welche Geräte und kostbare Gegenstände, die man den Besiegten abgenommen, goldene oder silberne Götterbilder, Opfergefäße, Dreifüße und Stühle aus ciselierter Bronze, den ganzen Schatz Dunânus, alle Reichtümer der Bewohner Schapîbels tragen. Nach tausenden

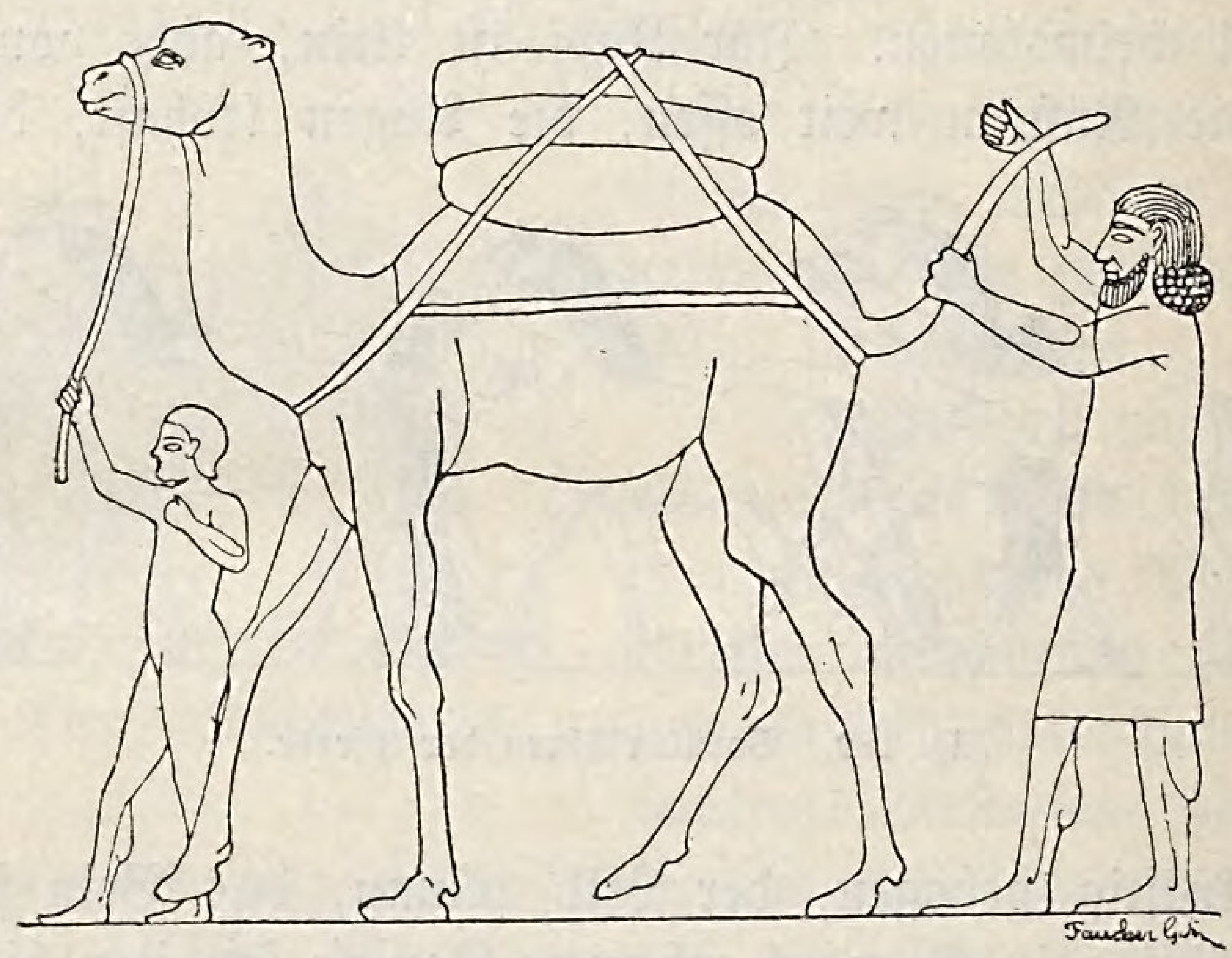


Fig. 183. Ein Kamel und seine Führer.

zählt man die Gold- und Silberbarren, die Zinn-, Eisen- und Bronzestücke, die Woll- und Leinengewänder. Und all dies ist der Gewinn eines einzigen Kriegszuges, die bei der Plünderung einiger Bezirke Elams und des kleinen Landes Gambul gemachte Beute. Wie groß muß das Errungene erst sein, wenn es sich um eine Stadt wie Tyrus oder ein Volk wie Ägypten handelt! Da begreift man die Vorliebe der Assyrer für den Krieg und warum ihre Könige alle Kräfte auf Eroberungszwecke verwenden. Es ist nicht nur die wilde Streitlust oder das selbstlose Trachten nach Ruhm, es ist etwas viel Greifbareres: die Sucht nach Gewinn

und Bereicherung. Andere Völker wagen sich auf Schiffen hinaus, um mit rohen Völkern jenseits der Meere Handel zu treiben, noch andere sind Ackerbauer, wieder andere suchen im Gewerbe und Kleinhandel ein ehrliches Mittel, um etwas zu verdienen: die Assyrer führen Krieg.

Der Krieg nährt sie, der Krieg kleidet sie, der Krieg befreit sie von gewerblichen Arbeiten, der Krieg vertritt bei ihnen den Handel, oder vielmehr der Krieg ist für sie nichts als ein Handelsunternehmen, bei dem sie Soldaten und Pferde einsetzen, um alles Übrige zu gewinnen. Sie haben sich in Chaldäa, in Syrien, in Elam, in Armenien, in Ägypten, in Medien geschlagen, sie werden sich schlagen, wo man will, um ihre Truhen zu füllen, und um in die Schatzkammern ihrer Fürsten die Reichtümer der ganzen Welt fließen zu lassen.

Den Beuteträgern folgen in enggeschlossener Linie die Gefangenen. Die ersten Reihen bestehen aus Musikanten und Musikantinnen, welche Dunânu gehörten und in den Tagen seiner Größe vor ihm sangen, wenn er in feierlichem Zuge durch die Straßen von Schapîbel zog. Die Harfe im Arm, die Flöte an den Lippen schreiten sie dahin, und spielen und singen auch hier ihre ehemaligen Loblieder, aber unter der Aufsicht assyrischer Soldaten und dem höhnischen Beifall der gaffenden Menge. Die Elamiten und was von den Bewohnern Gambuls übrig blieb, folgen ihnen. Die Assyrer haben nicht wie die Ägypter die Gewohnheit ihre Gefangenen in beschwerliche, grausame Stellungen zu schnüren, welche ihre Bewegungen hindern und seltsame Figuren aus ihnen machen. Einige nur haben Handschellen und Fußeisen angelegt, die Mehrzahl trägt keine Ketten. Sie gehen ohne Unterschied des Ranges oder Geschlechts nebeneinander her. Der Edle neben dem Manne aus dem Volke, die Frauen neben den Männern, alle derselben Schande preisgegeben und derselben Sklaverei. Ihre vor Staub und Schmutz starrenden Kleider sind nur noch Lumpen, ohne Form und Farbe, welche sie kaum bedecken. Die Kinder, die zu klein sind, um ihr Elend zu begreifen, blicken mit

einem Gemisch von Angst und Neugier auf die Menge, die sich ihnen in den Weg drängt. Die jungen Mädchen und Frauen fragen sich mit Schrecken, was aus ihnen bei der Beuteteilung werden wird, in welche Hände sie wohl fallen, in die eines rohen Soldaten, dessen Laune sie dienen sollen oder in die eines höhern Offiziers, bei welchem sie den gewohnten Überfluß und Luxus wenigstens zum Teile wiederfinden werden? Sah man doch schon, daß Könige von Gefangenen, die sie im Triumphzuge hinter ihrem Wagen hergeschleppt hatten, bezaubert wurden, und daß mehr als eine Fremde, die als Sklavin in einen assyrischen Harem kam, dort später als Gattin herrschte. Die ehemals freien Männer bewahren eine ängstliche, düstere Haltung, die kräftigen und kriegstüchtigen hoffen, daß man sie bald herausfinden und dem Heere einreihen wird; der Soldatendienst schreckt sie nicht, ja sie ziehen es hundertmal vor für ihren Sieger zu kämpfen, als auf dem Felde zu arbeiten oder sich zu den niedrigen Beschäftigungen herzugeben, die man von Dienstboten verlangt. Sorglos, fast heiter scheinen die Sklaven von Geburt. Dienst um Dienst, ihnen gilt es gleich, ob dies in Ninive oder in Schapîbel der Fall ist; sie verändern ihren Stand nicht, sie wechseln nur den Besitzer, und viele davon verbergen keineswegs ihre grausame Freude bei dem Anblicke der Demütigung und Erniedrigung ihrer ehemaligen Herren.

Ganz besondere Aufmerksamkeit bei den Niniviten und besonderes Geschrei erregt die Gruppe, welche sich aus den, in der Schlacht von Tulliz und während des Krieges mit Gambul gefangenen Heeresanführern zusammensetzt: Dunânu, sein Bruder Sangunu, Palìa, Nabuzalli, ihre Frauen und Kinder. Dunânu trägt Tiummâns Haupt am Halse. Vielleicht beneidet er im Grunde seines Herzens das Geschick seines Verbündeten; diesem war es wenigstens vergönnt, auf dem Schlachtfelde zu sterben, und er hat nichts mehr von den Menschen zu fürchten. Weder sein Gang noch seine Züge lassen jedoch irgend etwas von seinen Gedanken erraten. Er schreitet hochaufgerichtet, nicht nach rechts noch nach links blickend mit stolzem Ausdrucke einher; er scheint

nichts zu hören und nichts zu sehen, weder die Volksmenge, die ihn beschimpft, noch seine Frauen, welche über ihn klagen und weinen. Am selben Morgen, gerade als man ihm das Haupt Tiummâns auf die Brust hing, durchbohrte der Henker Lippen oder Nasen seiner Verwandten, zog wie bei Ochsen einen Ring und einen Strick hindurch und übergab jeden dieser Unglücklichen einem Soldaten. Ihr Führer zieht von Zeit zu Zeit kräftig an dem Stricke mit so gut abgemessener Bewegung, daß er ihnen die heftigsten Schmerzen verursacht, ohne ihnen ein Stück Fleisch herauszureißen. Doch der Mut verläßt sie ebensowenig wie ihr Oberhaupt, so lange Stunden der Zug auch immer dauert. Hätten sie nicht Assurbanipal und die Seinen ebenso behandelt, wenn das Glück ihnen günstig gewesen wäre und sie Ninive eingenommen hätten? Alle Völker der Welt, selbst die Ägypter, die doch für ihre Milde bekannt sind, finden ein Vergnügen daran, die Verurteilten vor der Hinrichtung zu foltern, der einfache Tod, der Tod durch das Schwert oder die Keule, das Hängen, das Ertränken, alle Hinrichtungen, welche rasch und fast schmerzlos töten, werden nicht als wirkliche Strafen angesehen; es gilt vielmehr als eine wahre Vergünstigung, mit der man geizt, wenn man die Leute mit einem Schlage, ohne daß sie es fühlen, sterben läßt. Der Aufrührer und der gewöhnliche Verbrecher haben kein Anrecht auf solche Nachsicht; man will, daß sie den Schmerz bis zum Ende fühlen und daß sie lange den Tod herbeiwünschen, ehe sie den letzten Atem aushauchen.

Umbadarâ und Nabudamiq wurden auf Assurbanipals Befehl auf den großen, freien Platz vor dem Palast gestellt, und mußten Verzweiflung und Wut im Herzen dem Vorbeimarsch des Zuges zusehen.

Als sie Tiummâns Haupt am Halse Dunânus erblickten, konnten sie ihren Schmerz nicht länger bemeistern. So grausam und treulos auch Tiummân mit seinen Gegnern verfuhr, für seine Freunde war er ein guter und großmütiger Herr. Umbadarâ zerraufte sich den Bart und brach in Schluchzen aus. Nabudamiq

zog den Dolch, den man ihm gelassen hatte und stieß ihn sich in die Brust. Der Kopf Tiummans wurde über dem Hauptthor von Ninive aufgehängt, alle die Ein- und Ausgehenden schauten darauf und überhäuften ihn mit Verwünschungen und Schimpfreden. Dem Dunânu wurde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen (Fig. 184) und der noch zuckende Körper in einen Ofen geworfen, dessen Gluten ihn verzehrten. Andere wurden gesteinigt, wieder andern vom Könige selbst die Augen ausgestochen: er zwang sie vor ihm niederzuknieen, zog ihnen dann mittelst des Ringes, der durch ihre Lippen gebohrt war, den Kopf in die Höhe und durchstach mit der Spitze seiner Lanze ihren Augapfel. Der geblendete Sangunu wurde am Eingange eines der Stadtthore, zwischen zwei Wildschweine gekettet, den Beleidigungen der Vorübergehenden ausgesetzt, wo er sich, wie ein Hund, von dem nährte, was mitleidige Seelen ihm zuwarfen. Nabuzalli, Palia und viele andere wurden, nachdem man sie in Ninive gefoltert hatte, nach Arbela geschickt, um Ischtar geopfert zu werden und vor ihr zu sterben. Ihnen wurde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen, ihre Leichen zerstückelt und die Stücke in die Provinzen verteilt, um zu zeigen, wie der König Rebellen zu bestrafen wisse. Wie alle assyrischen Triumphzüge, so endete auch der Assurbanipals mit einer großen Metzelei.



Fig. 184. Einem lebenden Gefangenen wird die Haut abgezogen.

Auf den Festzug folgt ein allgemeiner Rausch im ganzen Volke. Der althergebrachte Brauch heischt, daß alle Einwohner der Stadt, Sklaven und Freie, auf Kosten des Königs essen und trinken so lange die Feier währt: es ist dies ein Mittel, um auch ihnen einen Anteil an der Beute zukommen zu lassen. Sieben Tage nacheinander bleiben die Pforten des Palastes für jedermann offen. Mittelst Seilen von einer Mauer zur andern gespannte, buntfarbige Stoffe haben die Höfe in ungeheure Festsäle verwandelt. Die Menge kommt und geht vom Morgen bis zum Abend, läßt sich auf Prunkbetten oder Sesseln nieder und läßt sich herbei-

bringen, was sie immer mag; die Sklaven haben den Befehl nichts zu verweigern, vielmehr jedem zu geben, was er wünscht, und auch so oft er es verlangt. Die Frauen und Kinder werden bei dieser Verteilung zugelassen wie die Männer; auch die Soldaten, die der Dienst in den Kasernen festhält, werden nicht vergessen; der König schickt ihnen Fleisch und auch Wein, den sie sich nicht selbst holen können, in solcher Fülle, daß sie nichts zu vermissen haben. Nach Tausenden verschwinden die Brote, nach Tausenden

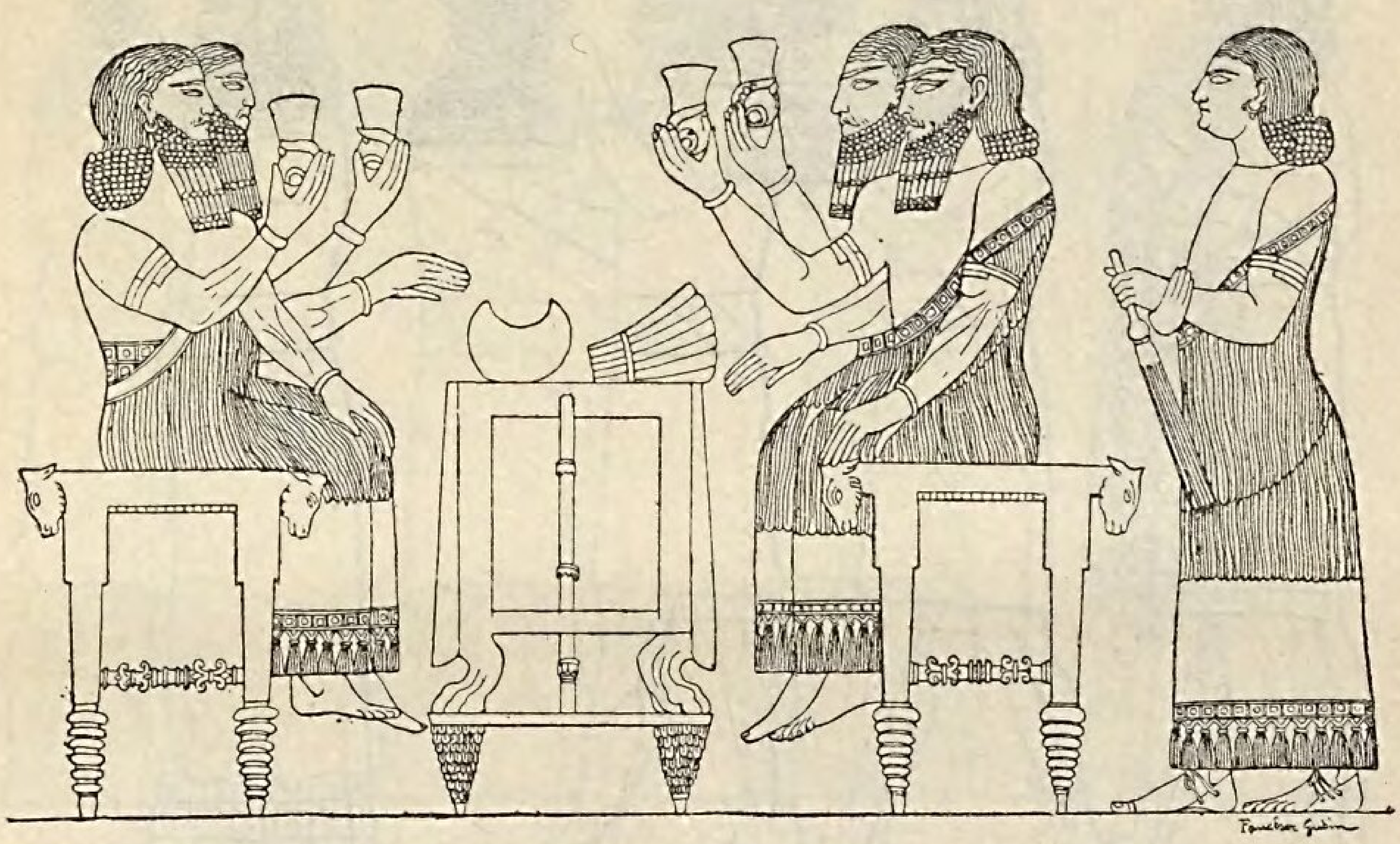


Fig. 185. Die Gäste des Königs sind bei Tisch und trinken.

Ochsen, Schafe, Ziegen und allerhand Geflügel in dem Magen des Volkes und doch will das, was gegessen wird, noch nichts heißen gegen das, was man im Trinken leistet. Der im gewöhnlichen Leben ziemlich mäßige Assyrer kennt keine Grenzen, wenn er sich einmal einer Ausschweifung überläßt. Assyrische und chaldäische Weine, Weine aus Elam, Weine aus Syrien und Phönizien, auch ägyptische Weine, alle Krüge und Schläuche sind, kaum geöffnet, auch schon wieder leer, ohne daß der allgemeine Durst gelöscht scheint. Nach einem oder zwei Tagen widersteht kein noch so kräftiges Gehirn mehr diesem Genuß, und Ninive bietet das ungewöhnliche Bild einer durch und durch in die verschiedensten Grade der Trunkenheit versunkenen Stadt.

Wenn das Fest zu Ende ist, bedarf es mehrerer Tage, ehe sie ihr gewöhnliches Aussehen wieder annehmen kann. Es wäre der richtige Augenblick für einen entschlossenen Feind, um sie unvorhergesehen anzugreifen, wenn die Unordnung ihren Gipfel erreicht, und Heer wie Volk die Besinnung verloren haben. Überlieferungen berichten, daß mehr als eine mächtige Stadt auf diese

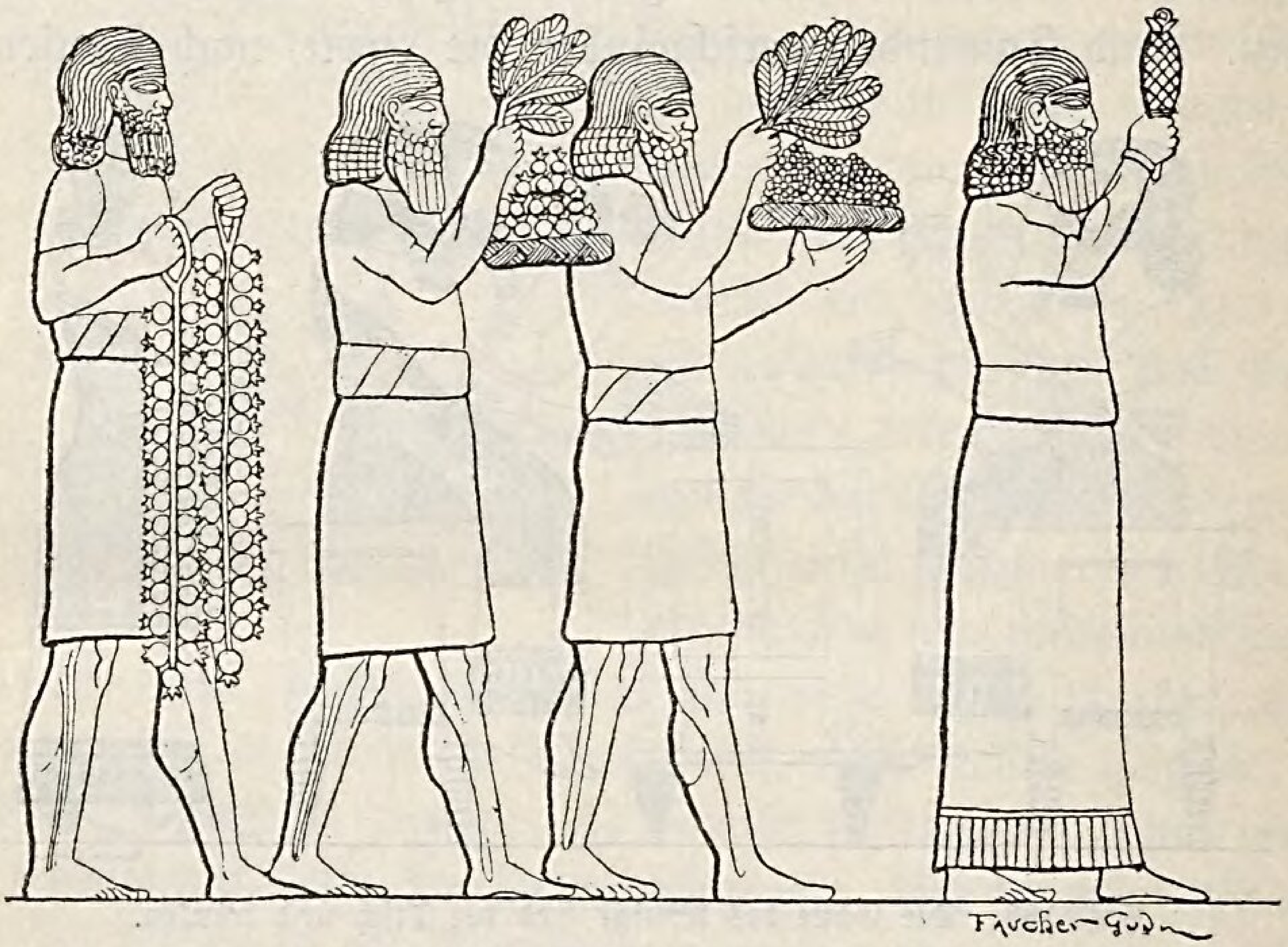


Fig. 186. Die Sklaven bringen Früchte.

Weise im vollen Festtaumel, ohne Widerstandskraft zu haben, zu Grunde ging.

Während sich das Volk, buntgemischt, betrinkt, bewirtet Assurbanipal die obersten Vorsteher seines Schlosses und seine Staatsminister in den Hallen des Palastes. Sie sitzen auf Doppelstühlen zu je zwei an den Seiten eines kleinen Tisches sich gegenüber (Fig. 185). Die Stühle sind hoch und haben weder Lehne noch Schemel, auf welche die Gäste sich stützen oder die Füße stellen könnten: die Ehre mit dem König zu speisen, muß eben durch einige Unbequemlichkeiten erkauft werden. Die Tische sind mit befransten Tüchern überdeckt, auf welche Sklaven die Speisen

stellen. Wie die gewöhnlichen Leute essen auch die Vornehmen nicht besonders viel, deshalb bietet man ihnen wenig Fleischspeisen, nur Kuchen und alle Arten Früchte, Trauben, Datteln, Äpfel, Birnen und Feigen, welche lange Züge von Sklaven unablässig herbeitragen (Fig. 186 und 187); dagegen trinken sie reichlich,

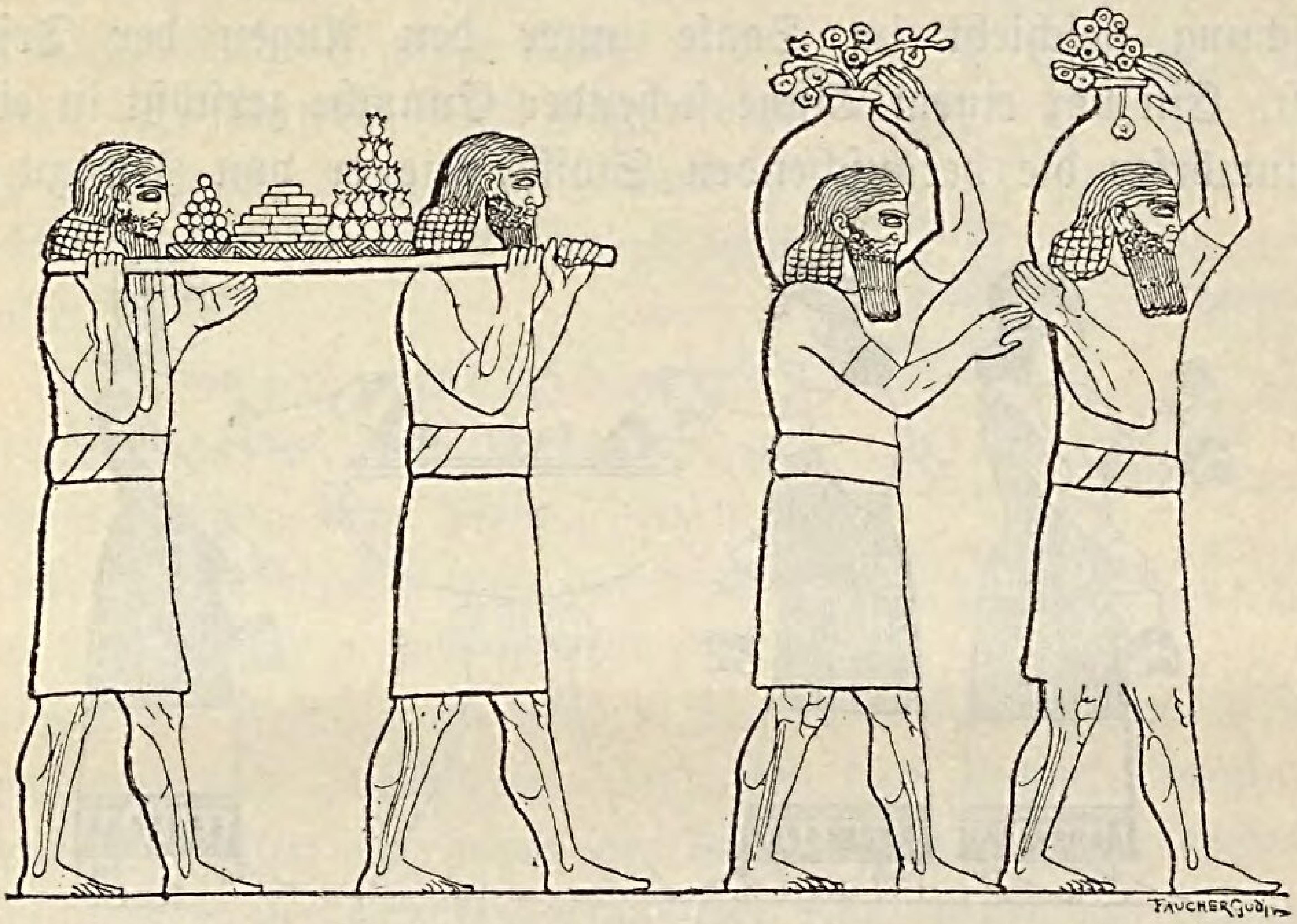


Fig. 187. Die Sklaven bringen Wein, Kuchen und Früchte.

mit mehr Auswahl vielleicht als der gemeine Mann, aber mit derselben Begierde.

Der König ließ ihnen bei dieser Gelegenheit die kostbarsten Gefäße seines Schatzes reichen, goldene und silberne Schalen, von denen die meisten in Form von Löwenköpfen ciseliert oder gegossen waren. Viele davon sind alte Weihgefäße, deren sich die Priester der besiegten Völker bei den Opfern bedienten: Diese stammen aus Babylon oder Karkemisch, jene wurden in Tyrus oder Memphis erbeutet, andere gehörten dem Tempel von Samaria oder Jerusalem. Indem man sie zu unheiligen Zwecken verwendet, beleidigt man die Götter, die sich ihrer bedienten, und fügt zu dem Vergnügen des Trinkens noch das,

diese Fremden vor Assur, dem sie die Spitze zu bieten wagten, zu demütigen.

Die Weine, selbst die feinsten, werden nicht wie sie aus dem Keller kommen, herumgereicht, vielmehr mischt man sie mit Gewürzen und verschiedenen Zusätzen, welche ihnen einen köstlichen Wohlgeruch verleihen und ihre Stärke verzehnfachen. Die Mischung geschieht im Saale unter den Augen der Trinker selbst. Ein vor einem Tische stehender Eunuche zerstößt in einem Steinmörser die berauschenden Stoffe, die er von Zeit zu Zeit

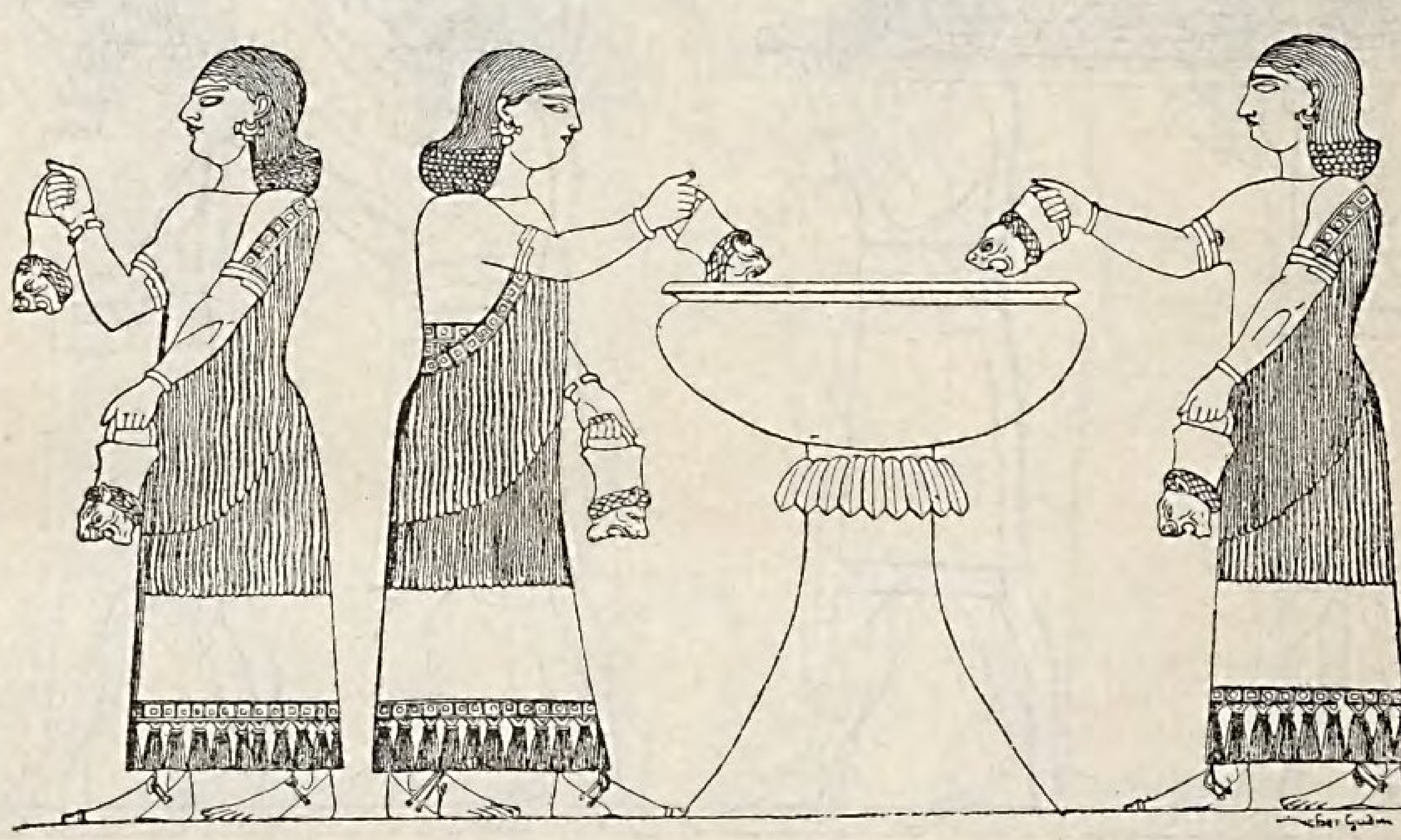


Fig. 188. Die Mundschenke schöpfen den Wein aus dem Mischgefäß.

mit einer Flüssigkeit anfeuchtet. Unterdessen gießen seine Genossen den Inhalt der Weinkrüge in große Gefäße aus getriebenem Silber, die ihnen bis an die Brust reichen, und wenn der wohlriechende Brei bereit ist, schütten sie einen Teil davon in jedes einzelne Gefäß und lösen ihn vorsichtig darin auf. Nun kommen die Mundschenke mit den Schalen, schöpfen aus dem Mischgefäß und bedienen die Gäste (Fig. 188). Alle, selbst die Schildwachen an den Thoren, erhalten ihren Teil, sie stehen, Lanze oder Keule in der Hand, mit einander anstoßend auf Wache (Fig. 189). Nur diejenigen trinken wenig oder nichts, welche der Dienst zwingt sich nüchtern zu halten: die Eunuchen, die hinter den Gästen stehen müssen, um sie zu fächeln, die Auf-

wärter, die Musikanten. Kein Fest ist vollständig, bei welchem Gesang fehlt, und die königlichen Musiker führen gewissenhaft ihre schönsten Tonsätze aus. Vielleicht war anfangs der eine oder andere zugegen, der ihnen lauschte, jetzt, nachdem die großen Mischgefäße mehrmals gefüllt und wieder geleert wurden, geht buchstäblich die ganze Musik in den Wind. Sie könnten falsch singen oder ganz schweigen, ohne daß jemand es beachtete und sich dadurch unangenehm berührt fühlte.

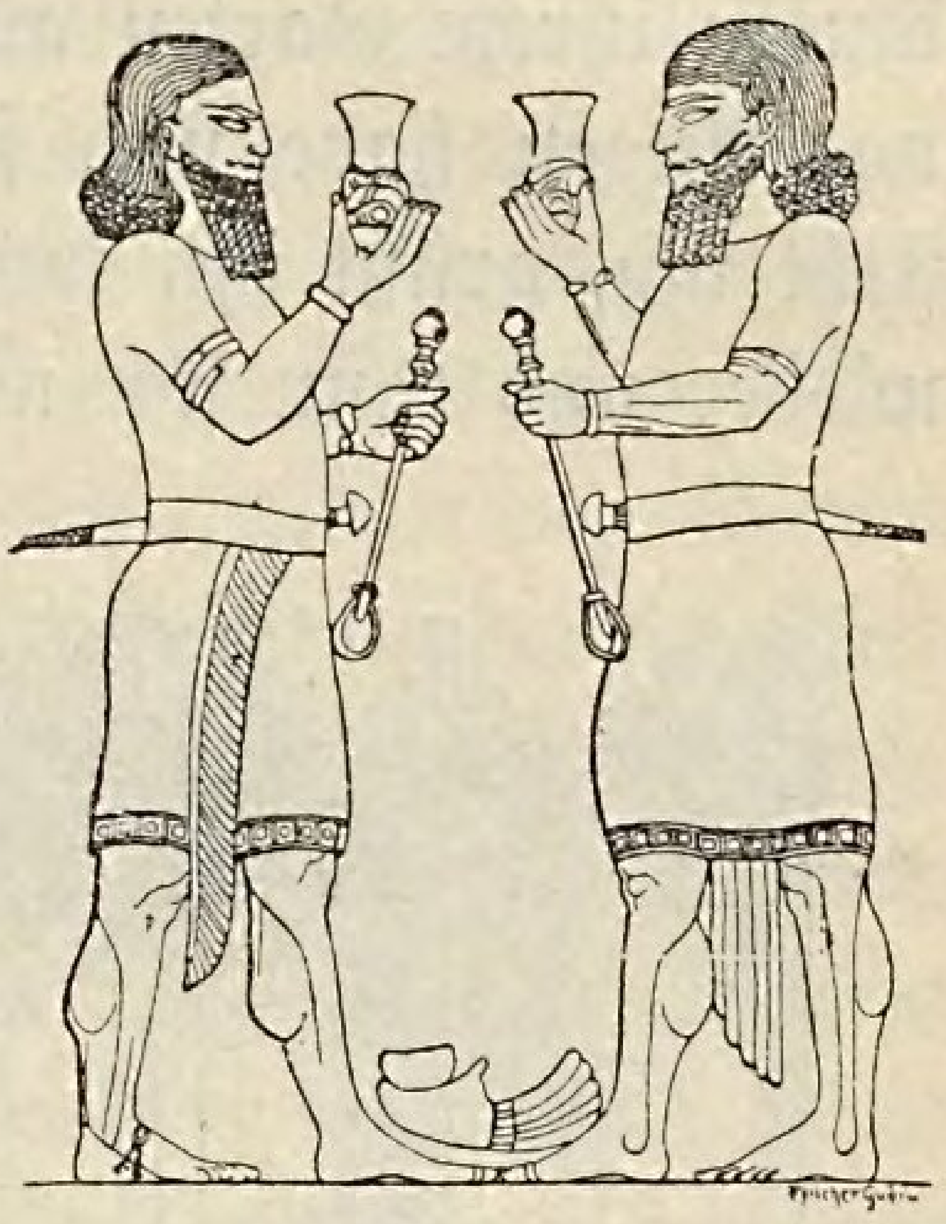


Fig. 189. Die Schildwachen mit dem Becher in der Hand.

Assurbanipal führte bei dem ersten dieser Gastmähler den Vorsitz, er geruhte selbst von dem Wein, den man für seine Edeln bereitet hatte, zu trinken, dann zog er sich in den Harem zurück, um dort die Festtage zu verbringen. Das Frauenhaus stößt an einen jener mit Sykomoren, Cypressen und Pappeln bepflanzten Gärten, in denen die, durch ihre hohe Stellung zu strengster Abgeschlossenheit verdammten, assyrischen Königinnen sich einem eingebildeten Landleben hingeben können: Unter den Bäumen rauschen Brunnen, die von Maschinen, welche das Wasser des Chusur bis zum Gipfel des Hügels heben, gespeist werden, und die Königin, die auch die assyrischen Siege feiern möchte, hat ihren Gemahl gebeten, dort in ihrer Gesellschaft zu trinken, und er hat die zitternd an ihn gerichtete Einladung gnädigst angenommen.

Das Ruhebett für das Fest wurde samt seinen gestickten Kissen und Decken in den Schatten einer Weinlaube gestellt; ein mit goldenem Geschirr besetztes Tischchen an das Kopfende gerückt, dann erhielt dem Tischchen gegenüber, zur Linken des Lagers, der hohe Stuhl mit Lehne und Fußbank, auf den die Königinnen sich in Gegenwart ihres Herrn und Meisters setzen dürfen, seinen Platz (Fig. 190). Der König streckt sich aus, nimmt die Schale mit Würzwein in Empfang und bemerkt, indem er die Augen

erhebt, sich gegenüber an einem Baumzweig einen unförmlichen Gegenstand von schwärzlicher Farbe. Es ist der Kopf Tiummâns, den die Königin vom Stadtthore Ninives hatte holen lassen, um ihn in ihrem Garten aufzuhängen, damit Assurbanipal ihn immer vor Augen habe und seine Fröhlichkeit sich dadurch erhöhe. Er sieht ihn, grüßt ihn spöttisch mit seiner Trinkschale, betrachtet ihn wieder und kann sich nicht satt daran sehen, während hinter ihm

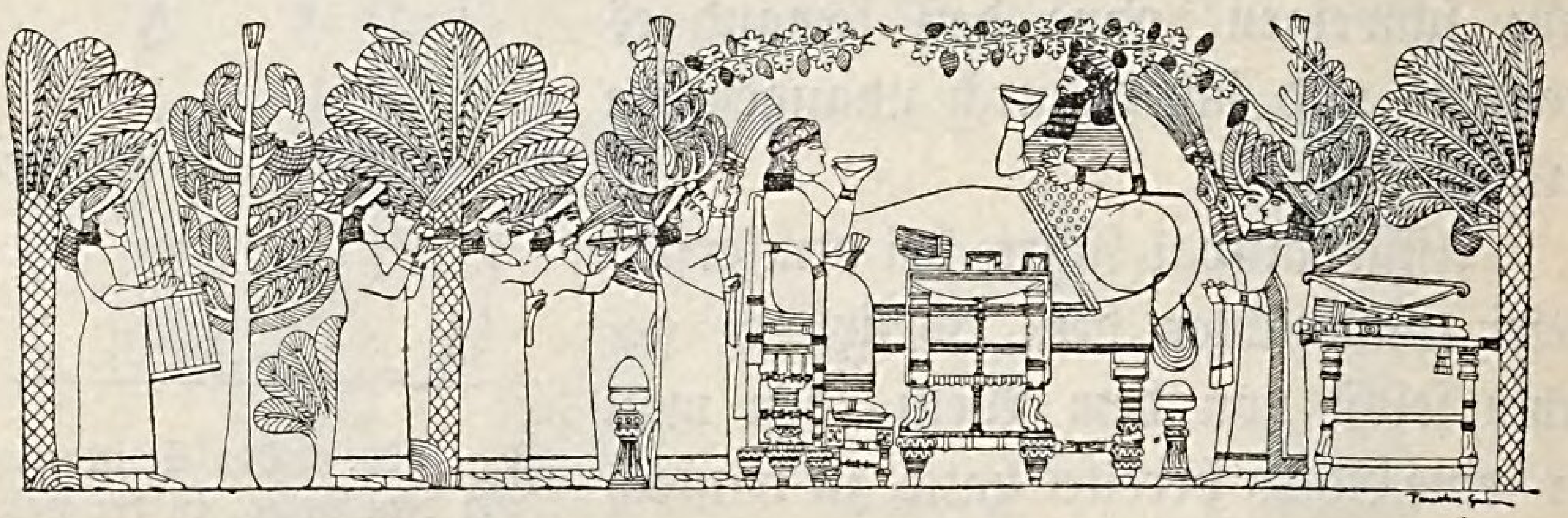


Fig. 190. Assurbanipal trinkt mit der Königin in den Gärten des Harems; der Kopf Tiummâns ist an einem der Zweige des zweiten Baumes zur Linken aufgehängt.

die Musiker des Frauenhauses sein Lob singen und sich mit der Harfe dazu begleiten.

Der Hofdichter hat dem Helden selbst die Erzählung seines Lebens und seiner Thaten, von der Stunde seiner Geburt an, bis zum Tage seiner Siegesfeier, in den Mund gelegt. „Inmitten der Freude und Fröhlichkeit bin ich in den Harem gekommen, in die prächtige Halle, das Allerheiligste des Königreiches, wo Sanherib, der Vater des Vaters meines Vaters, ehemals Königssohn und dann selbst König gewesen ist, wo Assarhaddon, der Vater, der mich zeugte, geboren wurde, aufwuchs und als Herrscher über Assyrien regierte; wo alle Könige empfangen wurden und wo ihre Familie sich vermehrte, an Knaben und Mädchen; wo endlich ich, Assurbanipal, mich mit der Weisheit Nebos ernährte, wo ich die ganze Wissenschaft der Schriften durch Vermittelung aller Gelehrten in mich aufnahm, wo ich lernte den Bogen abzuschießen, ein Pferd zu tummeln, den Wagen zu lenken,

die Zügel zu führen. Auf Befehl der großen Götter, deren Namen ich stets anrief, deren Lob ich immer verkündete, welche mich hießen die Würde des Königs auszuüben, habe ich meine Sorge darauf gerichtet, ihre Tempel zu bereichern, weshalb sie mich mit Wohlfahrt überhäuften und meine Feinde unter mein Joch beugten. Ich bin ein männlicher Streiter, der Geliebte Assurs und Ischtars, das Kind des Königtums. Seit Assur, Sin der Mondgott, Schamasch der Sonnengott, Rammân, Bel, Nebo, Ischtar von Ninive, Ischtar von Arbela, Adar, Nergal und Nusku mich in ihre Gunst genommen haben, hat mir Rammân immer fruchtbringenden Regen gespendet, Eâ mir immer die Geheimnisse seiner Gewässer eröffnet, das Getreide ist fünf Ellen hoch gewachsen und seine Ähren waren fast eine Elle lang; während meiner Regierung ergoß sich Überfluß, während allen meinen Jahren fiel der göttliche Segen wie ein reichlicher Tau auf mich hernieder. — Die Götter haben mich höher erhoben, als jemals vor mir ein König gestiegen war, und so lange Assur und Ischtar mich stützen, wer könnte da mir überlegen sein? Meine Macht ist durch ihre Hände für immer gegründet und der Fortbestand meines Geschlechts ist für lange Tage und für zahllose Jahre gesichert!"

*
* *

In dieser Zeit hatte Nahum, der Elkoschite, der Prophet von Juda, ein Ninive betreffendes Gesicht, und das Wort des Ewigen kam zu ihm, indem es sprach:*)

„Unglück über diese blutdürstige Stadt voll Betrug und Verbrechen, die nicht abläßt von ihren Räubereien. — Höret! Die Geißel! Höret! Ein Geräusch von Rädern, Pferdegestampf und Wagengerassel! Die Reiter stürmen heran, das Schwert blitzt, der Spieß glänzt. Welche Menge von Erschlagenen, welche Masse

*) Die Übersetzung, welche ich hier von der Weissagung Nahums gebe, ist der Übersetzung von Reuß entlehnt.

von Leichen! Tote ohne Ende, überall stößt man an ihre Leiber! Und alles das für die Ränke dieser verderbten Stadt, dieser schönen kunstvollen Zauberin, welche die Nationen durch ihre Liebkosungen verführte und die Völker mit ihren Künsten bethörte! Hier bin ich! Nun kommt an dich die Reihe! spricht Jahveh Sabaoth; ich werde dich aller Zier entkleiden, um den Völkern deine Unehre, den Königreichen deine Schande zu zeigen. Ich werde auf dich Unrat häufen, ich werde dich verhöhnen, ich werde dich als Schaustück ausstellen und wer dich sehen wird, wird fliehen, indem er sagt: Ninive ist zerstört! Wer möchte sie beklagen? Wo soll man ihr Tröster suchen? Bist du mehr wert als Theben, die Stadt Amons, die an den Ufern des Nils, umgeben von Wasser, liegt, die das Meer als Schutzwall und den See als Mauer hatte? Der Äthiope war ihre Stärke und zahllose Ägypter, Libyen und die Nubier kamen ihr zu Hilfe. Und doch ist sie gefangen in Verbannung gewandert, auch sie; auch ihre Kinder wurden an den Straßenecken erschlagen, man zog über ihre Edeln das Los, wer sie als Sklaven haben sollte, und alle ihre Großen wurden mit Ketten beladen.

„Auch du wirst den Kelch der Bitterkeit leeren und gefällt ohne Besinnung bleiben; auch du wirst dir einen Schlupfwinkel suchen, um dem Feinde zu entgehen. Alle deine Festen werden wie frühreife Feigenbäume sein: sobald man sie schüttelt, braucht man nur den Mund zu öffnen, um zu essen. Siehe deine Besatzung ist nur eine Schar von Weibern. Die Thore deines Landes öffnen sich vor dem Feinde und das Feuer verzehrt die Riegel, womit sie geschlossen waren.

„Schöpfe Wasser für die Belagerung! Stelle deine Wälle wieder her. Knete Thon und trete Lehm! Bessere deinen Ziegelofen aus! Trotz allem wird das Feuer dich verzehren; das Schwert dich vernichten; es wird dich zernagen wie die Heuschrecke, und wärst du so zahlreich wie Heuschrecken und Grillen! Deine Händler waren zahlreicher als die Sterne am Himmel! — Die Heuschrecke plündert und fliegt davon.

„Deine Soldaten waren wie Heuschrecken, deine Heerführer wie ein Schwarm von Insekten, die an der Wand sitzen, so lange es kalt ist: die Sonne scheint, sie ziehen ab, und man weiß nicht mehr, wo sie geblieben sind. Deine Hirten schlafen für immer, oh König von Assur! Deine Anführer bleiben in der ewigen Ruhe, dein Volk ist über die Höhen zerstreut und niemanden giebt es mehr, der es sammelte. Es giebt keine Heilmittel für deine Verletzung; deine Wunde ist tödlich. Alle, welche von dir reden hören, werden in die Hände klatschen ob deines Geschickes: denn über wen wäre nicht unaufhörlich deine Bosheit dahingegangen?“

Berichtigungen.

Seite 2,	Z. 13	v. o.	soll heißen stecken statt strecken.
„ 2,	„ 11	v. u.	„ „ Jahrhundert statt Jahres.
„ 132,	„ 6	v. o.	„ „ greift statt reiht.
„ 149,	„ 1	v. u.	„ „ einst statt einstens.
„ 194,	„ 5	v. u.	falscher Zeilenabsatz. „Dieselben“ gehört noch nach oben, Absatz soll erst bei „Chitisaru“ anfangen.
„ 327,	„ 15	v. o.	soll heißen in statt auf.
„ 339,	„ 14	v. o.	„ „ den Tod statt der Tod.
„ 353,	„ 10	v. o.	„ „ zweien statt zwei.

Maspero, Gaston,

Ägypten und Assyrien geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus

Leipzig [1890]